Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

The University of Chicago
Libraries

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Gral

Monatsschrift für katholische Kunst, Literatur und Politik

Herausgegeben unter Leitung von

Franz Eichert, Wien und Otto Walter, Olten.

Elfter Jahrgang

(Oktober 1916 bis September 1917).

Petrus-Verlag in Trier, Wien und Olten (Schweiz).
1917.

Digitized by Google

AP30
.G65
v.11

THE UNIVERSITY OF CHICAGO
LIBRARIES
CHICAGO, ILL.

Trierer Druckerei-Gesellschaft, Trier.

Digitized by Google

1103362

Inhaltsverzeichnis.

Dramatische und lyrische Dichtung.

	Seite
Adam, Anna, Ein stilles Bergkirchlein	142
Bauer, P., Gewitter	102
Bauer, P., Arbeit	224
Bauer, P., Dämmerung	351
Bauer, P., Der schwarze Vogel	460
Bauer, Peter, Sonnenregen	532
Bauer, Peter, Still waltet Gott	568
Bormann, Hanns Heinrich, Das stille Leuchten	229
Bormann, Hanns Heinrich, O, du	339
Bormann, Hanns Heinrich, Wie seltsam, daß es Winter ist	378
Bormann, Hanns Heinrich, Mater dolorosa	381
Eichert, Franz, Dem toten Kaiser	141
Eschelbach, Hans, Meinem Sohne	125
Eschelbach, Hans, Die Vaterstadt	154
Eschelbach, Hans, Hindenburg hat's Ganze	360
Eschelbach, Hans, Heimgefunden	470
Eschelbach, Hans, Irgendwo	488
Eschelbach, Hans, Kriegsmutter	533
Franke, Ilse, Gott weiß allein	39
Franke, Ilse, Dein Bild	140
Franke, Ilse, Was bin ich	179
Franke, Ilse, Einsame Kriegerfrau	254
Franke, Ilse, Vorfrühling im Gebirge	469
Heemsteede, Leo van, Zwischen Himmel und Erde	143
Herbert, M., Das Pestpfeiferlein	33
Herbert, M., Einem Toten	199
Herbert, M., Eurydice	578
Herbert, M., Mozart	465
Herbert, M., Alter	546
Herzog, F. A., Einer kleinen Konvertitin	452
Huber, R., Auf Golgatha	343
Kiesekamp, Hedwig, Einsamkeit	85
Koch, P. Gaudentius, Meranerlenz 1916	40
Kralik, R. v., Rerum novarum	79
Kralik, R. v., Kaiser Franz Josef †, Kaiser Karl	217
Krapp, L., Parsifal	382
Lingens, Paul, Jeder Glockenschlag	520
Leitner, Franz, Deutscher Geist	405
Mathies, P. von, Missa sollemnis zur Kriegszeit	443
Mayer, F., Abendglöcklein	5
Mayer, F., Ich öffne meinen Fensterflügel	23
Mayer, F., Vorm Friedhof	42
Mayer, F., Das Heilandskreuz	221, 329
Mayer, F., Die Mönche	453
Mayer, F., Die Gartennische	577

Digitized by Google

Seite

Menghin, Oswald, Die heilige Familie — Lied und Liebe — Das Sträußlein am Hute — Kampfweise 317, 318
Pernt, van der, Landschaft nach dem Regen 96
Rosenberg, Hans, Der Ruf aus der Ferne 189
Schaukal, R., Dem toten Kaiser 265
Schrönghamer-Heimdal, F., Alte Häuser 388
Steiger, H., Die Straßenbahn 81
Steiger, H., Sonnabend 90
Sternberg, Leo, Das Sakramentshäuschen des Adam Krafft . 202
Sternberg, Leo, Die Sieger 451
Strachwitz, Graf Hubertus-Krafft, Frühling 1917 374
Strachwitz, Graf Hubertus-Krafft, Der Schatz 389
Strachwitz, Graf Hubertus-Krafft, Der Junitag 427
Weingartner, Jos., Bergamo 61

Prosadichtung, Novellen, Skizzen.

Bilecki, Elli, Der Phönix 569
Buol, M., Nur eine Einzige 553
Bourfeind, Paul, Der Hüter des Paradieses 86
Enzmann, C. R., Neue Parabeln 24
Kaiser, Isabelle, Die Mondscheinsonate 290
Laurenburger, Johannes, Es waren Königskinder. 6, 62, 135, 190, 241, 275, 319, 392, 428, 471 534
Lobkowitz, Franz Freiherr von, Ein Weihnachts-Mysterium . 113
Lobkowitz, Franz Freiherr von, Die Legende von den hl. drei Königen 170
Menghin, Oswald, Swinkuni und Majelein 340, 375
Oberhauser, Franz Friedrich, Die Botschaft 155
Wörndle, Heinz v., Das Mooskäpplein 255

Literatur und Kunstwissenschaft.

Arens, Prof. Dr. Eduard, Aphorismen aus Eichendorffs Briefen 81
Bette, Dr. Ludwig, Friedrich Hebbel und J. Görres . . . 27
Hermann, E. M., Heinrich Federer 230
Herbert, M., Bettina v. Ringseis 148
Jakubczyk, Karl, Deutsche Kriegslyrik der Vergangenheit. 91, 203, 258
Jakubczyk, Ausgewählte deutsche Christuslyrik aus allen Jahrhunderten 314, 454, 489
Katann, Dr. Oskar, Dichtung und Moral 43
Katann, Dr. Oskar, Über eine Grundfrage kath. Literaturarbeit 97
Katann, Dr. Oskar, Das System der Künste . . . 521, 560
Rosenberg, Hans, Krieg und Frieden in der liturgischen Dichtung 330
Schwenzer, G. W., Moderne Malerei 444, 482, 547
Strachwitz, Graf Moritz, Einige literaturhistorische Bemerkungen von Hubertus-Kraft Graf Strachwitz 283
Volpers, Dr. Rich., Adam Müller und seine Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur 126, 179

Kulturgeschichte.

Kralik, Richard v., Die politische Unabhängigkeit des Papsttums 222
Mäder, R., Partei oder Kirche 19
Mäder, R., Wir glauben an den Sieg 57

Digitized by Google

Seite

Schaukal, Dr. Richard, Österreichisch 37
Volpers, Dr. Richard, Die alte Kirche 225
Volpers, Dr. Richard, Der Jugend Kampf und Not . . . 266
Volpers, Dr. Richard, Vom revolutionären Geist des Fortschritts 313
Volpers, Dr. Richard, Vom konservativen Geist 369
Volpers, Dr. Richard, Das Zeitalter der Technik 418
Volpers, Dr. Richard, Not der Einsamkeit 466
Volpers, Dr. Richard, Kulturelle Journalisten 513

Han- und Bausteine.

Die blaue Blume als christliches Natursinnbild. Von Prof. Chr. Gspann, St. Florian Ob. 503
Die wildeinde Gans 500
Es wird Tag 579
Nationale Kunst — katholische Kunst 159, 210
Nationale Vernichtung und ihr Gegenstück 352
Vom fortschrittlichen Geiste. Von Rudolf Freiherr v. Manndorff 498

Verschiedenes.

Ins zweite Graljahrzehnt 1
Försters Kritik an Bismarck. Von Dr. Richard v. Kralik . 3
Kolonialpolitik 218

Stimmen der Zeit.

Der Fremdherrschaft verfallen 165
Der „Kralikalismus" in Frankreich 361
Dichtung als Wahrheitbeweis oder als Lebenswegweiser? . . 358
Die Haßpredigt in der Kriegspoesie 406
Die Kunst des Unglaubens 161
„Einen Hindenburg der Kultur" 362
„Eine neue Strömung im deutschen Katholizismus" . . . 496
„Giftmischer, Tempelschänder, Afterkünstler, Feinde und Verderber der echten Kunst" 162
Glaube und Kunst 306
Große Worte 103
„Heinrich Federer — der Verkünder römisch- und romantisch-autoritären Geistes . . .!" 360
Hin und her — her und hin 307
Mehr Verantwortungsgefühl 215
Noch eine Anwendung 356
Schmutzwerke 49
So mußte es kommen! 105
Über Franz Schuberts Erniedrigung 164
Von der Fähigkeit, Kunst zu genießen 104
Von innen heraus 358
Wir kommen wieder einmal zu spät! 49

Kritische Warte.

Akademikerausschuß, katholischer, Der Stern der Weisen . . 416
Amstutz, Ulrich, Hintergroßleute im Kriegsjahr 1914 . . . 462

Digitized by Google

Seite

Ashauer, Willy, O. M. J., Fürs liebe Vaterland . . . 512
Ballmann, P. Willibrord, In neuer Kraft 416
Bartel, Max, Verse aus den Argonnen 411
Bartels, Adolf, Eine feste Burg ist unser Gott 409
Bauer, Karl, Heldentafeln 412
Baumberger, Georg, Das Trineli von Meglisalp 53
Beck, Alfred, Der Flurschütz 55
Berg, C., Schlupps der Handwerksbursch 168
Biese, Alfred, Poesie des Krieges 408, 412
Blunk, Hans Fr., Sturm über Land 411
Bonn, Ferdinand, Im ersten Semester 53
Carnot, Maurus, Die Mutter des Admirals — Das Größte aber ist die Liebe 53
Carnot, Maurus, General Demont 509
Dierling, Veit, Um Recht und Ehre 53
Diplomatikus, Aus Brüssels kritischen Tagen 168
Dörfler, Peter, Erwachte Steine 312
Dörfler, Peter, Dämmerstunden 507
Elden, Hans, Gedankensünden 53
Ermler, J., Märchen in Feldgrau 108
Falke, Gustav, Fern vom Kriege — Vaterland, heilig Land . 512
Federer, Heinrich, Das Mätteliseppi — Eine Nacht in den Abruzzen — Patria 309, 310
Freksa, Friedrich, Gottes Wiederkehr 510
Funke, Berthold, Harfe im Sturm 512
Ganghofer, Ludwig, Die Trutze von Trutzberg 462
Geißler, Max, Soldaten-Balladen 410
Glaß, Luise, Hansemann macht mobil 54
Gomoll, Conrad, Im Kampf gegen Rußland 109
Gorbach, Franz, Blut und Tränen 108
Graf, Fritz, Im Torpedoboot gegen England 107
Hadina, Emil, Sturm und Stille 512
Handel-Mazzetti, Enrika Freiin von, Unter dem österreichischen Roten Kreuz 508
Hawel, Dr. Rudolf, Thorns Lebensabend 461
Hedin, Sven, Ein Volk in Waffen — Nach Osten . . . 109
Heer, J. C., Was die Schwalbe sang 461
Hegeler, Wilhelm, Bei unsern Blaujacken und Feldgrauen . . 107
Heidegger, Wendelin, Der europäische Krieg 111
Heller, Leo, Das schwarzgelbe Buch 512
Herbert, M., Liebesirrtum der Brigitta Zeitlos 508
Hergel, Otto, Das Dorf auf dem Hügel, wie es den Krieg erlebte 305
Hermann, Georg, Der Guckkasten 54
Heymann, Robert, Gesegnete Waffen 364
Heymann, Robert, Das Lied der Sphinxe 510
Hofmann, Katharina, Pfalzgraf Hugo von Tübingen . . . 510
Holzemer, Wilhelm, Der arme Lukas 55
Hutten, Maria von, Der Erbe 414
Jacubczyk, Karl, Die heilige Wehr 167, 407
Keller, Paul, Das königliche Seminartheater 412
Kern, Maximin, Der fahrende Schüler 53
Kettner, E., Die Ehescheuen 53
Kiesekamp, Hedwig, Die deutschen Deiche stehn! — Im Zeichen des Schwertes 167

Digitized by Google

	Seite
Klabund, Das deutsche Soldatenlied, wie es heute gesungen wird	408
Klug, T., Das ewige Heimweh	311
Köck, Maria, Die Wunder der Heimat	413
Köck, Maria, Wiener G'müat	509
Kösch, Dr. Wilhelm, Italien einst und jetzt	410
Krane, Anna Freiin von, Seine Vielgetreuen	311
Kümmel, Des Lebens Flut	509
Künsberg, Sophie v., Die Kath	53
Lambrecht, Nanny, Die Hölle	108
Lange, Ludwig, Ein Schreibfehler	53
Lersch, Heinrich, Herz, aufglühe dein Blut	410
Leyden, Kurt von, Dem Frieden entgegen!	508
Lilienfein, Heinrich, Im stillen Garten	54
Lindau, Rudolf, Die Stimme Allahs	55
Lissauer, Ernst, Der brennende Tag	411
Maier, Benedikt, Dorfgeläut	415
Mohr, Heinrich, Die Heimat	363
Mühlau, Helene von, Hauptmann Hamtiegel	55
Müller, Anton, (Bruder Willram), Heiliger Kampf	463
Müller-Guttenbrunn, Ad., Kriegstagebuch eines Daheimgebliebenen	111
Müller und Fröhlich, (Verlag), Morgenglanz der Ewigkeit	409
Nabor, Felix, Das steinerne Meer	414
Oglobin, R. R., Via dolorosa	53
Paasche, Hans, Fremdenlegionär Kirsch	107
Pastor, Ludwig von, Generaloberst Viktor Dankl, der Sieger von Krasnik und Verteidiger Tirols	111
Petzold, Alfons, Volk mein Volk	411
Reith, Wigbert, Fürs deutsche Herz	512
Richli, Anna, Höhenleuchten, Novellen und Skizzen	367
Rieger, Sebastian, Auf unsern ewigen Bergen	509
Sädler, H., Hebbels Moloch	464
Scapinelli, Karl, Graf, Von der Adria bis zum Ortler	110
Schaching, Otto von, Uebersetzung von Hendrik Consciences „Jakob von Artevelde" und „Der Löwe von Flandern"	415
Schaching, Otto von, Auf alten Faden	415
Scharlau, M., Martin Augustin	364
Scheffel, J. V. von, Gesammelte Dichtungen — Geschichten	56
Schmidtbonn, Wilhelm, Schlaraffenland	55
Schott, Anton, Volkserzählungen aus dem Böhmerwald — Im Hochriß — Um die Heimat	413
Schott, Klara, Die Ausgewiesenen	416
Schrönghamer-Heimdal, Franz, Mein Dörfl im Krieg	108
Schrönghamer-Heimdal, J., Schuster Poldl muß mit — Postlagernd	53
Schrott-Fichtl, Hans, Kriegserzählungen	109
Schrott, Henriette, Doktor Urthaler	508
Schwarzkopf, Nikolaus, Das kleine Glück	366
Sienkiewicz, Komödien der Irrungen — Janko der Musikant	53
Skrowronek, Richard, Der Bruchhof	511
Speck, Wilhelm, Zwei Seelen — Ursula	366
Steiger, Hans, Gewaffneter des Kaisers	416
Steinhausen, Wilhelm, Von stillem Leiden und bescheidenem Glück	367
Steinmetz, L. M., Das heilige Feuer	416
Stiftegger, Hans, Unter den Fahnen Prinz Eugens	415
Stiftegger, Hans, Dornbekränztes Heldentum	408
Strobl, Karl Hans, Die Kristallkugel	167

Digitized by Google

Seite

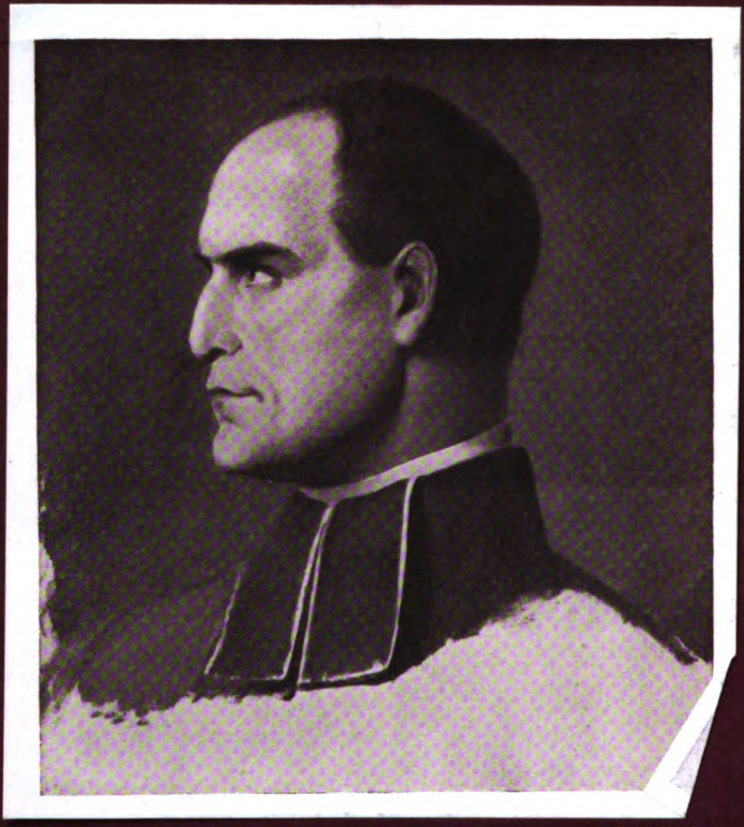
Supper, Auguſte, Vom jungen Krieg 365
Veltze, Alois, Unſre Nordfront 110
Viebig, Kinder der Eifel 56
Voigt-Diederichs, Helene, Wir in der Heimat 54
Walter, Ernſt, Wie unſern Feinden nichts gelingen wollte . 112
Waßlik, Hans, Phönix 462
Wagener, Georg, Der Wall von Eiſen und Feuer 109
Wekhau, A. von, Die Rydbergs. Ein Kriegsroman aus unſerer Zeit 364
Wieſer, Sebaſtian, Selig ſind die 414
Wildgans, A., Oeſterreichiſche Gedichte 411
Winder, Ludwig, Die raſende Rotationsmaſchine 511
Wolfensberger, William, Unſers Herrgotts Rebberg . . . 365
Zerkaulen, Heinrich, Wandlung — ein Kriegsbuch 419

Kunſtbeilagen und Illuſtrationen.

Profeſſor Strack, Biſchof Emanuel v. Ketteler . . . . 1. Heft
Herder, Freiburg, Bettina, Marie und Emilie Ringseis in der Jugend . . . . . 3. Heft

Digitized by Google

Digitized by Google



Prof. Noak

Bischof Wilh. Emmanuel v. Ketteler

der soziale Vorkämpfer des 20. Jahrhunderts.

Digitized by Google

Ins zweite Graljahrzehnt!

Es tritt der Gral mit dem vorliegenden Oktoberheft in das zweite Jahrzehnt seines Schaffens.

Zehn Jahre publizistischer Arbeit im Dienste der katholischen Kulturidee — es liegen starke Summen geistigen und materiellen Ringens, viel Leid und Weh und manche Stunde herber Bitternis darin beschlossen. Wir verschweigen das nicht. Wir lernten über mancher wehen Enttäuschung uns bescheiden. Wer mitbauen will am schimmernden Gralstempel katholischer deutscher Hochkultur, der muß neben der Kelle stets das Schwert behalten in der Faust, und darf die Wunden nicht scheuen.

Aber wir haben uns durchgerungen! Und die Stirnen tragen wir hoch. Wie Sieger!

Ja! Und ein Stolz springt uns an: Gott gab uns Segen. Wir haben durchgehalten in Ehren. Unsere Arbeit ist nicht vergebens gewesen. Wir haben deutliche Zeichen dafür. Der Mitkämpfer im Streit um eine gesunde völkische, auf der granitnen Grundlage katholischer sittlicher Prinzipien aufgebauten Kultur sind mehr geworden. Und die deutsche, österreichische und schweizerische ultramontane Jugend — erschreckt ob dem Wörtlein nicht! — hat die Gralweckrufe verstanden. Ja, die Jugend vor allem! Sie ist in breiter Masse geistig zu uns geflossen. Das aber ist der Sieg!

Känntet Ihr das Geheimnis nicht?

Diese Jugend hat erkannt, daß wir Katholiken, wollen wir die Nibelungenhorte, die für Kunst und Kultur eines Volkes in unserer Weltanschauung beschlossen liegen, unsern deutschen Stämmen wirklich vermitteln, uns eigenwillig auf uns selbst besinnen müssen. Daß weder wir noch die außerhalb unserer Tore stehen, vom Kompromisseln und Brückenschlagen etwas zu hoffen haben. Daß wir unsere Sprache sprechen und unsere, die katholischen Ideen unverfälscht, so wie wir sie aus der Hand der Kirche empfangen haben,

Digitized by Google

in das Kulturleben unserer Völker tragen müssen, wollen wir nicht als Heloten uns ducken. Wir, mit dem Fürstendiadem katholischer Idee um die Stirnen!

Wir wollen im zweiten Gralsjahrzehnt noch eifriger alle Hände regen. Genug haben wir nicht getan — wir machen das Geständnis demütig. Aber wir wollen das Versäumte nachholen. Unser Programm ist weiter geworden. Da tausenderlei Dinge, die als blendende Götter in der Zeit standen, im Blut und in der Not des schweren Krieges vor allem Volk in sich zusammenflammten, da wollen wir mit dreifach neuer Kraft des alten und einen Gottes heiliges Bild und sein Gebet und jenes seiner Kirche auf Kunst, Wissenschaft, Staat, Politik und Leben wieder in die Zeit und „mitten auf den alten schwülen, staubigen Markt von Europa stellen" — laßt das kühne Eichendorffwort auch uns!

Ein hohes Lied der Arbeit soll es werden, des katholischen Stolzes im Dienst des heiligen Gral, in den die weiße Taube steigt!

Hört Ihr, was der große Prediger von Hl. Geist in Basel kündet? „Laßt die Hammer dröhnen! Laßt die Funken sprühen! Laßt die Klingen singen das hohe Lied vom Kampfe gegen alles Schlechte, alles Gemeine und alles Falsche!"

Es sei das neue Wort des Gral!

Otto Walter.

Digitized by Google

Foersters Kritik an Bismarck.

Von Dr. Richard von Kralik, Wien.

Ich bin im Streit um die Foersterſche Bismarckkritik ſchon deshalb an anderer Stelle für Foerſter eingetreten, weil es mir würdig ſchien, daß die katholiſche Kritik, die ihn in manchem fallen laſſen mußte, nicht deshalb von neuem gegen ihn auftrete, weil er nun in unerwarteter Weiſe von anderer Seite angegriffen wird. Ich bin zweitens deshalb für ihn eingetreten, weil ich als Katholik die von Gott geſetzte Obrigkeit verehre, und weil die Hetze gegen Foerſter mir nur ein Glied in dem Keſſeltreiben gegen die heute beſtehende reichsdeutſche Regierung zu ſein ſchien, gegen welche bekanntlich der heutige Reichskanzler auch ſchon die Flucht in die Öffentlichkeit ergriffen hat. Indem gewiſſe Kreiſe Foerſter beſchuldigen, daß er die Apotheoſe Bismarcks nicht mitmache, meinen ſie nicht nur Foerſter, ſondern auch jene Regierungskreiſe, die am „neuen Kurs" feſthalten und nicht zum alten Kurs Bismarcks ſich zurückdrängen laſſen. Ich bin für Foerſters Kritik an Bismarck, weil ich auch für den deutſchen Kaiſer und ſeine im Jahre 1890 an Bismarck ausgeübte Kritik bin. Wir ſind nicht als weltfremde Moraliſten gegen Bismarck, ſondern indem wir mit Wilhelm II., dem deutſchen Kaiſer, überzeugt ſind, daß es ein Unglück geweſen wäre, wenn Bismarck ſeinen alten Kurs noch ein Jahr länger hätte fortſetzen dürfen. Wir ſind nicht nur deshalb für Foerſter und für Konſtantin Frantz und für Wilhelm II., weil uns die Doktrinen Bismarcks, ſeine Realpolitik als politiſche Theorie nicht gefällt, ſondern weil wir der Anſicht ſind, Bismarck habe ſolche poſitive Fehler gemacht, daß der für das Wohl des Reiches verantwortliche Herrſcher das Reich ſolchen Händen nicht länger anvertrauen durfte. Wir unterſchätzen die Genialität, die Größe, die Gewalt, den Geiſt, den Witz, den Willen, die Bildung, die Zielſicherheit Bismarcks nicht im geringſten, aber wir ſchätzen noch höher die Kühnheit, den Scharfblick, das Verantwortungsbewußtſein, die praktiſche Einſicht Wilhelms II., der mit ſtarker Hand den Kanzler entfernte,

Digitized by Google

um von ſeinem Reiche größere Gefahren fern zu halten. Wir und die Unſern im Felde, wir kämpfen ſeit zwei Jahren nicht für die Schöpfung Bismarcks, ſondern für die Verbeſſerung dieſer Schöpfung, oder beſſer geſagt, für die Aufhebung des von Bismarck geſchaffenen Proviſoriums. Dies Proviſorium mag notwendig geweſen ſein, das weiß ich nicht; aber es war gefährlich und mußte zu einem Definitivum drängen. Befriſtete Bündniſſe ſind keine Definitiva.

Bismarck iſt wohl die intereſſanteſte Geſtalt der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wie Wallenſtein die intereſſanteſte Geſtalt des 17. Jahrhunderts iſt. Aber beide ſind Epiſodenfiguren. Ich kann das ſagen als Oeſterreicher, der ich noch in „Deutſchland", in einem zum deutſchen Bunde gehörigen Lande geboren bin, von dem auch noch Hoffmann von Fallersleben Wort galt: „Deutſchland, Deutſchland über alles, von der Etſch bis an den Belt". Ich konnte die Bedeutung des von mir erlebten Ereigniſſes von 1866 bereits damals voll würdigen, das mich und ſo viele andere gegen ihren Willen von einer tauſendjährigen Gemeinſamkeit losriß. Ich empfand denn auch das Jahr 1890 als den Abſchluß dieſer Epiſode, als den Beginn einer neuen Zeit von Nibelungentreue, und ich war ſtolz darauf, im Jahr 1914 drei Söhne für dieſen Nibelungenkampf dem alten gemeinſamen, nun mit Blut und Eiſen nach langer Spaltung erſt wieder neu zu ſchmiedenden Vaterland ſtellen zu können, für jenen Organismus, den man einſt das heilige römiſche Reich deutſcher Nation, dann den deutſchen Bund, dann 1850 das 70 Millionenreich nannte und das man heute etwas matter „Mitteleuropa" nennt. Uns erſcheint eine Auffaſſung des deutſchen Weſens, wie ſie Bismark vertrat, zu enge. Die deutſche Nation iſt nicht eine Nation neben acht oder neun andern großen Nationen, ſondern das deutſche Weſen iſt etwas Unvergleichliches. Das meine ich nicht nur als Romantiker, ſondern als Realhiſtoriker. Das deutſche Weſen iſt nicht etwas, das erſt 1871 in die Weltgeſchichte eintrat, ſondern es iſt die geiſtige und reale Macht, die ſeit dem Fall des römiſchen Reiches überhaupt Weltgeſchichte gemacht

Digitized by Google

hat und die nicht länger verkleinert und zersplittert bleiben darf, wie seit der Episode Bismarck.

Mögen wir zu den bereits eroberten Königreichen noch so viele hinzuerobern, wichtiger ist es, daß wir uns selber erobern: das ganze Deutschland soll es sein, nicht nur das bismarckische, nicht nur das politische, sondern das geistige, das weltbelehrende, weltverbindende, weltverstehende, weltversöhnende Deutschland, das Deutschland, an dessen christlichem, selbstlosem Wesen die ganze Welt genesen soll.

Ich bin Foerster dankbar, daß er diese Auffassung, die auch meiner „Allgemeinen Geschichte der neuesten Zeit" zugrunde liegt, in wirksamer Weise der deutschen Nation verkündet hat, und ich bin vor allem der Münchener philosophischen Fakultät Sektion I dankbar, die durch ihren Protest verhinderte, daß Foersters Kundgebung unbeachtet blieb, wie es sonst unfehlbar geschehen wäre.

• • •

Aveglöcklein.

Von Ferdinand Mayer, Wien.

Ein Kirchlein ruft von Felsenhängen
Des Ave seine fromme Weise
In die finstren Fluren hin.

Inbrünstig dehnt sich in den Klängen
Des Glöckleins Seele aus und leise
Bebt ein Hauch Mariens drin.

Und jeder Schlag ist Liebe, Wille,
Leben nur. Und totenstille
Lauscht das Tal. O horch, nun weht

Der Schlummer um des Glöckleins Becher
Und die Klänge werden schwächer
Und ihr Schweigen wird Gebet.

• • •

Digitized by Google

Es waren Königskinder.

Eine Westerwaldgeschichte von Johannes Laurenburger.

Introibo.

Dem Hannpeter ist es unsagbar schwer ums Herz. Und von Zeit zu Zeit keucht tief und breit der Atem von seiner Brust. Fast genau so regelmäßig, wie es ab und zu im Räderwerk der alten Sakristeiuhr schnarrt, deren gleichmäßiges Tack-Tack in aufdringlichen, gemessenen Schlägen durch den Kirchenraum geht. Über den verwitterten, eckigen Zügen seines groben Bauerngesichtes stehen die starren Augen, hart und unbeweglich, wie zwei Stahlnägel. Die ehrlichen, knochigen Arbeitshände liegen krampfig ineinandergepreßt über die Armlehne der vom Alter geschwärzten Kniebank. Aber er betet nicht. Er kann plötzlich nicht mehr, ist wie fremd in der eigenen Kirche. So hat er das Evangelium ja nie gehört, und sein guter alter Pastor ist ihm plötzlich ganz verändert vorgekommen, als ob er über Nacht ein Fremder geworden sei, der mit anderer Stimme spricht. Und jedes Wort hat sich ihm in die Ohren geschraubt:

.... „Ihr werdet hören von Kriegen, Kriegsgerichten und Empörungen..... Es wird sich erheben Volk wider Volk, und Reich wider Reich..... Erdbeben werden sein von Ort zu Ort, und Hungersnot und Seuchen..... Der Bruder wird den Bruder überliefern in den Tod, der Vater sein Kind; Kinder werden gegen ihre Eltern sich erheben und sie in den Tod bringen....."

Der Hannpeter hörte diese Worte nicht nur, nein, wie mit Keulen schlugen sie ihm wider Stirn und Brust.

Dieses furchtbare Evangelium gerade heut!... heut!! Das war es ja! Immer muß er es denken: Das ist kein blinder Zufall, kann nicht sein. Das ist des Herrgotts Mobilmachungsruf! Fertig seit Jahrhunderten und alljährlich von der Kanzel verlesen, wie beim Probeappell.... Wie hat er früher doch nie viel dabei gedacht! Hörte sichs an, wie jedes andere Sonntagsevangelium. Und glaubte. Aber jetzt....! Ja, jetzt brauchte er nicht mehr zu glauben, jetzt wußte er! Wie hieß es doch?.... „Es wird sich erheben Reich wider Reich....!" Das war ja wirklich so. Wie ein Wirbelsturm war der Krieg ins Land gekommen, der Weltkrieg.... Volk wider Volk, Reich wider Reich!... Die Welt stand auf!...

Digitized by Google

Der Hannpeter ist gewiß ein grobnerviger Mann, aber ihm rieselt es durch die Glieder ....

Er merkt auf seine Nachbarn rechts und links. Denen geht es offenbar nicht anders. Drückend, beklemmend liegt es auf den Gemütern von allen, die in der Kirche sind. Wie ein Blutschwaden. Jeder weiß es, fühlt es: Die Weltuhr zeigt voll, das Schicksal holt aus zu vernichtendem Schlag, ... der erste Augusttag! ....

Durch die bunten Chorfenster spielen farbige Sonnenlichter und malen tanzende Ringelkränzchen auf die Wände, blutrot....!

„.... qui tollis peccata mundi ....“ zittern Worte vom Hochaltar. „.... dona nobis pacem!....“ Wie überirdisch fremd das alles ist! Und die Orgel! Der Lehrer spielt vorzüglich, aber heute tut sie weh. Wie Hilferufe, gepreßt lösen sich die Stimmen aus den Pfeifen, klagend schleppen sie unter der flachen Bilderdecke dahin ....

„.... unsre Missetat, die dich, Herr, erzürnet hat.
Heiliger Herr und Gott! Heiliger, starker Gott!
Heiliger barmherziger Heiland! Du ewiger Gott!
Laß uns nicht versinken in der bittern Todesnot!
Kyrie eleison ....“

Nur wenige singen mit, vereinzelte, hier und dort. Die Kinder noch. Die tragen an ihren Herzen leicht ....

Aus den Frauenbänken hört man ersticktes Schluchzen. Bei den Männern unterbleibt heute einmal das gewohnte gedankenlose Hüsteln. Selbst die Bergleute von der Erzgrube, die sich doch täglich dem Tod stellen und keine Furcht kennen, hat es mit zwingender Gewalt getroffen ....

Krieg! .... Wie auf ungeheueren Stichflammen ist das Wort durchs Land geschossen, zündend, zehrend .... Das nagt in den Herzen, frißt am Leben, und ist ja doch immer erst Bote der kommenden Schrecken.

Krieg! .... Der entfesselte brünstige Höllenhund, der Flammen in die Menschheit speit und ihr Blut gierig leckt ....

Der Hannpeter stöhnt auf ....

Wie wird ihre friedliche Pfarr' Blut lassen müssen! Die vielen prächtigen jungen Männer: Der ... und der ... und der ... Wie viel liebes, zartes Glück wird da zerrissen. Das gibt Witwen! Und er denkt an die ... und die ... Und vaterlose Waisen! .... Da knieen sie vor ihm, die blonden, struppigen Rundköpfe. Ihren Kinderherzen verlangt der Krieg die allergrößten Opfer ab, ihr glücklicher Unverstand ahnt es nicht! Wenn der Sendschöff nicht so sehr in

Digitized by Google

den eigenen Gedanken verstrickt wäre, ... sind einmal unruhige Geister, diese Euteneuer! ....

Die Augustsonne ist weitergerückt. Steht begehrlich auf den Fenstern der Jünglingsseite und streut bunte Flecken in die jungen Männer. Im vordersten Fenster der heilige Karl Borromäus, von den Jünglingen der Pfarrei Westerstein im letzten Sommer gestiftet. Durch sein leuchtendes Bischofskleid fallen die Strahlen. Wie mit Fingern weisen sie auf die jungen Burschen und zeichnen sie, rot und gelb. Der Hannpeter sieht's. Die mags treffen, denkt er. Die roten fallen, die gelben kommen zurück ... Die roten Lichter sind weit zahlreicher ... Mag sein! ... Aber auch den Burgfrieder, den Schütz Eckert, färbt ein Glutstrahl und hüllt ihn wie in einen Purpurmantel. Und der braucht doch gar nicht weg, weil er nicht gedient hat. Als der Hüttenschulz Vorsteher wurde, vor drei Jahren, hat er ihn vom Militär freigekriegt. Weil die Burgmarie sonst niemand hätte, der für sie sorgt ...

Das Lied geht wieder zu End: „.... Heiliger Herr und Gott! ...“

Vom Altar kommt das Schellenzeichen und zerreißt dem Hannpeter schrill die Gedanken .... Er versucht zu beten ... Aber er kann nicht lang andächtig bleiben ... der Krieg! der Krieg! ... Er selber ist ja zwar über das Alter hinaus und rückt nun bald in die Sechziger. Und wäre doch ganz gut abkömmlich. Hat niemand, der ihn angeht, als seine alte Schwester, und für die ist gesorgt ... Aber das will junges Leben vertilgen, will leuchtende Farben vernichten, will lachendes Glück zerreißen ... Das will Unglück und Sorgen und Not .... Not!!

„.... Du ewiger Gott! Laß uns nicht verzagen ...!“ ziehen die Worte mühsam und gequält durch den Raum...

Der Lehrer wird ungeduldig. „Die Leut sind durch den Krieg ganz verstört,“ brummt er. Und während er mit Pedal und einer Hand spielt, blättert seine Rechte im Heft nach einem anderen Lied.

Auf der Jungfrauenseite entsteht plötzlich Unruhe und Bewegung. In der Bank unter der heiligen Agnes ist es. Die Frauen rücken zusammen, recken die Hälse und schnubbern, was los sei. Die Männer heben sich vereinzelt in ihren Bänken und knieen befriedigt wieder. Es hat sich schon Hilfe gefunden. Der Hannpeter ist jenseits der Kinderbänke und sein starker Arm legt sich zart und behutsam um die schlanken Hüften eines großen bleichen Mädchens, das nur mühsam von zwei älteren Frauen gestützt ist. Wie in rührendem Vertrauen sinkt der kindliche Mädchenkopf an die Schulter des bejahrten

Digitized by Google

Mannes, der schmale Arm findet Halt in seiner schwieligen Hand.

Die Leute geben Raum. Ein ungemein zartes Madonnengesicht, wie sie das Land sonst nicht kennt. Starke goldblonde Flechten umrahmen die schmale Stirn. Ueber den geschlossenen Augen steht die Kümmernis, der kleine geschwungene Mund ist wie zur Klage leicht geöffnet ....

In den hinteren Bänken stoßen die Weiber einander an, fragen mit Blicken und nicken sich Antwort .... Die Luft ist auch heut so entsetzlich schwül in der Kirche ...

An der Kirchentür zieht der Hannpeter sein geblümtes Sacktuch heraus, zupft es auseinander und netzt es im Weihkessel. Dann legt er es seinem Schützling um Stirn und Schläfe. Mit fürsorglichem Arm umfängt er die leichte Gestalt und leitet sie vorsichtig die wenigen Stufen der Freitreppe hinab.

Das Mädchen schlägt die Augen auf, matt, ergeben. Herrliche, lichtblaue Augen, darin die Reinheit des Himmels sich spiegelt.

Langsam nähern sich die beiden der niedrigen alten Friedhofsmauer.

Die Dorfjugend hat die Schieferplatten darauf seit Jahrzehnten, vielleicht Jahrhunderten glattgerutscht. Vor dem Gottesdienst pflegen die von den Filialen da auszuruhen. Der Hannpeter sucht das beste Plätzchen aus und setzt seine kostbare Last ab.

„Wie fühlst du dich, Lies'?"

„Danke, Hannpeter, es geht schon wieder."

Sie hat das geflüstert und macht einen kläglichen Versuch dabei zu lächeln. Er setzt sich zu ihr und zieht sie an sich, weil er merkt, daß ihre Schwäche noch anhält.

Willig und vertrauensvoll lehnt sie sich gegen seine breite Brust. Er fühlt den jugendlichen Körper an seinem Herzen, und ihm ist es ein angenehmes Bewußtsein, ihre müde Hilflosigkeit in seine starke Hut nehmen zu können. Das weckt in seinem alten Junggesellenherzen ein bisher ungekanntes Gefühl. Wünschen möcht' er, daß er ein Recht hätte, sich um sie zu sorgen.

„Dich schicken wir einmal nicht in den Krieg," kommt es gutmütig von seinen stachelbärtigen Lippen, „fällst uns ja meiner Seel' hier schon um."

„Ja, Hannpeter, ich glaub, das war's," gibt des Mädchens bleicher Mund die Antwort. „Ich hab' die letzten Tag' gar so viel an den Krieg denken müssen. Und dann, ..." eine feine Röte legt sich gleich einem Hauch auf ihre Schläfen, ... „weil ich auch noch ganz nüchtern bin.

Digitized by Google

Grad nur einen Schluck Wasser hab' ich heut morgen getan." Wie hold ihr das von den Lippen kommt!

Der Hannpeter sieht sie verwundert und fragend zugleich an, daß sie sich beeilt, seinen Gedanken zuvorzukommen:

„Der Pastor, nein, der will es nie. Hat's Fasten mir streng verboten. Aber die Tante. . . ." Da geht ihm ein Licht auf. Er ahnt schon, was da kommt. . . .

. . . . „Wegen der vielen schlechten Menschen, hat sie gesagt, müßten die guten den Herrgott versöhnen, daß er den Krieg abwend't. Und darum wär' es nötig, daß wir gestern und heut uns kasteien und fasten. . ."

„Luder von Betschwester!" platzt der helle Ärger bei ihm heraus. Mitleidig ruhen seine grauen Augen auf dem wachsbleichen Gesichtlein. Und er fragt sich stillgrimmig, weshalb der Kaiser die streitbaren Frauenzimmer vom Schlage der Betammi nicht in den Krieg schickt. Eine halbe Kompanie von denen hielte ein ganzes französisches Armeekorps in Schach. Seine Hände kramen in allen Taschen und suchen umständlich nach einem Butterwecken, den er am vergangenen Sonntag für seinen zweijährigen Neffen gekauft und längst schon seiner Bestimmung zugeführt hat. Aber vom Schulhaus wird ihm bereits Hilfe, und in zitternden Händen bringt die vom Alter gebeugte Mutter des Lehrers ein dickwandig Glas, darin der Wein schneppert. Und auf goldrandigem Teller etwas Hausgebackenes. Das wird dem armen Kind guttun, das wird schon aufhelfen. . . .

In der Kirche ist das Ite verklungen. Der Lehrer hat endlich ein neues Lied gefunden. Das geht in A-Dur und klingt wie eine Erlösung, wie jubelndes, gläubiges Vertrauen. Und diesmal singen alle mit. Und besonders, die es angeht, die Männer:

„In des Krieges Zeiten, o Maria hilf!
Wolle für uns streiten! o Maria hilf!
O Maria, schirm' uns all'
Hier in diesem Jammertal! . . ."

Die Kirchentüren springen auf. Einigen Ungeduldigen wird die Kirchenluft unerträglich. Sie warten den Angelus nicht ab. —

Der Hannpeter hat die Himmerichslies' in der Pflege der Lehrersmutter zurückgelassen. Er geht in die Kirche zurück, drängt sich durch und kommt wieder an seinen Platz. Da wartet er, bis die Kirche sich geleert hat und ärgert sich über den Küster, der um den Altar läuft, als ob's brenne, fortwährend über den Teppich stolpert und nun schon zum zweiten Mal die Meßschelle umtritt.

Digitized by Google

Irgend jemand huscht noch um den Seitenaltar. . . .

Als der Hannpeter hinausgeht, ist die Sonne schon wieder gestiegen. Und wenn er darauf achtete, würde es ihm auffallen, daß ihre Strahlen jetzt auf den langen Männerbänken stehen, ganz blutrot, wo die in den Dreißigern und Vierzigern zu knien pflegen. Aber der Hannpeter achtet nicht darauf. . .

Auf dem Platz vor der Kirche bleibt er stehen, sieht sich um. Die Himmerichslief' ist weg. Es muß sie jemand mitgenommen haben.

Auf dem schönen alten Kirchplatz liegt der heiße Sommertag, und in den ehrwürdigen Linden singen die Finken und lärmen und schwatzen, als ob auch sie den Krieg und seine Aussichten erörterten. Und die Kirchgänger stehen, ihre Gebetbücher in der Hand, hier und dort in Gruppen beisammen und tauschen ihre Meinungen. Die Alten mit schlecht verhehlten Sorgen und Bedenken, die Jungen in übermütigem Ton, weil sie fühlen, daß aller Blicke und Hoffnungen auf ihnen ruhen. Und gar manchem aus ihnen ist's doch nicht einerlei um's Herz. Aber merken läßt sich's keiner. Das sieht der Hannpeter mit Stolz. Einen Augenblick bleibt er stehen.

Da kommt noch ein einzelnes Weibsbild aus der Kirche, das nachgebetet hat, und schlürft mit verstecktem Blick und lauerndem Gruß tugendsicher an ihm vorbei, . . . zum Pfarrhaus . . . Die Betammi.

„Zwitter!" ist das einzige Wort, das der Hannpeter hervorbringt. Verärgert geht er nach Hause.

Sonne, liebe Sonne — — —

Über dem Pfarrhof liegt flimmernd und glitzernd die Mittagssonne. Wie aufgeschnürt stehen die kleinen, buckligen Findelsteine des heißen Pflasters in dicht geschlossenen Reihen, als sei ihnen ein Nicht'euch kommandiert. Das Pfarrhaus ist umflutet von einem Glanzgewebe blendender Sonnenstrahlen. Blitzsauber steht es da in seinem gelben Verputz, hat spiegelnde Fensterscheiben mit schlohweißen Mullgardinen dahinter. Auf der alten braunen Haustüre funkeln die breiten Messingbeschläge und daneben baumelt das blankgescheuerte Kreuz des Schellenzuges am dünnen Draht. In den grünen Fensterkästen blähen sich leuchtende Feuergeranien. Und das ehrwürdige Häuschen sieht so traulich und liebwerbend aus wie ein freundliches alterndes Mädchen, und steht zugleich so bescheiden unter den mächtigen Kirchenlinden, und doch so sicher an seinem Platz, daß man meinen könnte,

Digitized by Google

Fräulein Marianne aus dem Pfarrhaus sei es selber. Die kleinen blanken Scheibchen der steilen Gauben am schieferschillernden Mansarddach sind genau wie die Glasperlen an ihrem sonntäglichen Kopfputz, und die Lindenzweige legen sich deckend darüber, wie das Spitzenwerk ihres Häubchens. Ganz versonnen sieht das bejahrte Häuschen drein, hat vor der grellen Sommersonne die dunklen Läden geschlossen und macht ein verschämtes Gesicht. Gerade wie die Marianne, wenn der Hausherr sich einmal die Zeit nimmt, ihre Ordnungsliebe und Tüchtigkeit mit freundlich anerkennendem Wort zu lohnen. —

Das Mittagessen war vorbei. Kurze Zeit noch hatten die zwei Herren beieinander gesessen, dann war jeder in sein Studierzimmer gegangen. Der Pfarrer, um sich seinen Gedanken zu widmen, wie er das Mittagsschläfchen zu umschreiben pflegte, der Kaplan, um die Frühpost durchzusehen, wozu der Morgen, besonders am Sonntag, keine Zeit ließ. Und beide nutzten gewissenhaft diesen freien Augenblick. Mit gewohnter Regelmäßigkeit.

Umständlich drehte der Pfarrer den Schlüssel seines Zimmers herum und machte sich's im Stuhl bequem. Gerade wollte er mit seinen Gedanken beginnen, da knurrte der Wolfspitz zu seinen Füßen. Er meldete einen Ankömmling und war sichtlich ärgerlich, weil auch er sich gern ein wenig seinen Gedanken gewidmet hätte. Unwirsch schob der Pfarrer an seinem Samtkäppchen, stand auf, ging zur Türe und drehte den Schlüssel noch einmal zurück. Dann setzte er sich nieder und nahm den ‚Pastor bonus' zur Hand. Aber die Hausschelle läutete nicht. Statt dessen hörte er, wie an der Hoftüre jemand halblaut abgefertigt wurde:

„Liebste Zeit, ich kann ihn jetzt unmöglich stören. Der arme Herr hat ja auch gar keine Ruh. Gestern abend bis nach Elf noch im Beichtstuhl, heut morgen in aller Herrgottsfrüh schon wieder heraus; nun sagen Sie doch selber, wann kommt der Herr dann mal zur Ruh? . . . Ja; . . gelt, Sie sind so gut; . . . in einem knappen Viertelstündchen, dann hat er ja ausgeschlafen. . . ." Ausgeschlafen! Das sagte, weiß Gott, die Marianne. Der Pfarrer starrte nach dem Fenster, als ob er erwarte, daß der Abgewiesene jetzt da hereinkomme.

Draußen entfernten sich in der Richtung der Kirche eilige Schritte. Der Küster, mit seinem Trippelgang. Dann war alles ruhig.

Der Pfarrer legte das Blatt fort und überließ sich wieder seinen Gedanken. Diesmal ungestört. Und es war ihm gleichgültig, daß er vergessen hatte, die Türe wieder abzuriegeln.

Digitized by Google

Droben hatte der Kaplan seine Zeitung zu Ende gelesen. Nur die Kriegsnachrichten. Alles andere war plötzlich langweilig geworden. Er stand auf und trat an das Fenster. Warme süße Sommerluft zog herein, ein tausendfaches Summen, ein Schnurren und Burren füllte sie. Zu seinen Füßen breitete sich das stattliche Dorf im Tale. Ihm drängte sich der Gedanke auf, wie viele solcher prächtigen, freundlichen Ortschaften und Siedelungen würde der Krieg wohl bald zerstören. Und überall würde er den Frieden zerbrechen, das Glück vernichten und die Seele dieser Dörfer und Städte ermorden. Denn auch Dörfer und Städte haben ihre Seele. Die zieht weit über das Weichbild des einzelnen Ortes hinaus über Raum und Zeit und lebt in den unzähligen Banden und Verstrickungen, womit selbst das kleinste Dörflein des Westerwaldes in die Herzen einer weiten Mitwelt verkettet ist. Träumend glitt sein Auge über die krummfirstigen Dächer der Bauernhäuser, die planlos ineinander hingen. Hin und wieder sah man noch ein Strohdach, ganz vereinzelt, vom Moos überwuchert. Wie ein warmer Pelz legen sich die schwarzgrünen Decken behaglich über die niedrigen Häuser und schleppen auf der Rückseite fast auf dem Boden. Schade! Bis auf wenige guterhaltene Beispiele hat das hübsche Dach vor einer besserwissenden Baupolizei das Feld räumen müssen und die Heimatkunst klagt heute darum. An ihrer Stelle stehen nun überall Schieferdächer. Das sieht sehr sauber aus, ist wahrscheinlich feuersicher und ganz bestimmt gedankenarm.

Im Tal floß der Feuerbach. Die Sage erzählte, daß seine Wasser einst für die Westersteiner zum schützenden Flammenwall gegen die Blutjäger im Burghaus drüben geworden seien, als das ritterliche Raubgesindel wie die höllischen Geister hauste und den eigenen Bann, das eigene Geding mit Not und Tod brandschatzte. Drum baue auch heute noch kein Westersteiner sich auf der anderen Bachseite an. Dies hatte nun freilich seinen anderen Grund: Da drüben war staatliches Dominium.

Die Burg. Hoch ragt sie über die Felsschroffen, wie aus dem Tannicht darunter herausgewachsen. Gerade dem Kirchberg und dem Zimmer des Kaplans gegenüber. Kalkgesprenkelt das vielrissige dunkle Schiefergemäuer. Die übermäßig gesteilten Dächer recken sich wie Trutzstirnen gen Himmel, sind sonderbar zusammengeschachtelt und von mächtigen Kaminen bis weit über den First geschnitten. In den riesigen Wänden, spärlich verteilt, lächerlich kleine, dicht mit Gittern behängte Fensterchen, die in der Sonne blitzen, wenn der Wind sein Spiel damit hat. Wie oft wohl mochte der

Digitized by Google

Kriegslärm im Lauf der Jahrhunderte an den zerſpellten Mauern hochgefahren ſein! Wie oft ſchon mochte von den kalkverſchmierten Quadern der Widerſchein der Kriegsfackel ins Tal hinab geglutet haben! Und welche Aufnahme fand wohl der Kriegsruf, der jetzt die Welt in Schrecken jagte, hinter den öden Wänden? Seit Jahren hatte der Staat einen Teil der Burg für die zeitweilige Aufnahme von Strafgefangenen eingerichtet. Sie waren aus der menſchlichen Gemeinſchaft verwieſen, in ihre kahlen Zellen eingeſchloſſen. Und waren im Grunde doch nur namenlos Unglückliche, die ſtrauchelten, weil ihnen im entſcheidenden Augenblick das Leben ſeine Kraft verſagte, oder weil ſie in ſeeliſcher Verkümmerung einem harten Geſchick, einer übermächtigen Verſuchung erlagen. Der Kaplan war jung. Er hatte noch zu wenig Gelegenheit gehabt, die Menſchenſeele von ihrer Schattenſeite kennen zu lernen und war immer geneigt, für mildernde Umſtände zu plaidieren. Und ſeine Gedanken wanderten.... Welch ein dankbares Feld für den Seelſorger, der ſich mit ausreichenden Fähigkeiten und in ſelbſtloſer Hingabe dieſer Armen annehmen konnte! Ja, der das konnte!... O Gott, ſeit Wochen ſchon ſein ſtiller Kummer... Ihm fehlte ſo viel.... Sein Wille, gewiß, der war getragen von ſtarker opfermütiger Liebe. Aber wie oft doch mußte er an ſeiner armſeligen, ſchwachen Kraft verzweifeln!... Seine Gedanken führten ihn zurück.... Ja, damals!.. Mit welch freudiger Dankbarkeit hatte er, nach der Prieſterweihe, den Auftrag ſeines Biſchofs vernommen. Weſterſtein! Er hatte es in ſeinem Leben kaum einmal nennen hören. Hatte erſt im Schematismus nachſehen müſſen...: Im Weſterwald! .. Da war er noch nie geweſen, den kannte er nur vom Hörenſagen, ganz entfernt. Mußte da hinten zwiſchen Lahn und Sieg irgendwo ſein... Er hatte ſich bei den Freunden erkundigt,.. den Atlas um Rat gefragt.... Da alſo lag es!.... es ſollte eine herrliche waldige Gegend ſein,... etwas weltfern,.... aber gute Leute.... Zeitweiliger Dienſt in der Gefangenen-Seelſorge.... Alles in Allem eine ſchöne Kaplansſtelle.... Und ein edler Pfarrer!..... Doch das war ja alles zurückgetreten vor dem Gedanken an die große Aufgabe, die ſeiner harrte.... Und er hatte ſich's ausgemalt in allen Farben, ſein Arbeiten und Mühen, aber auch ſeine Erfolge im Weinberge des Herrn.... Lieber Heiland! Und nun? Was hatte er denn bisher überhaupt erreicht?... Der Weltkrieg zog herauf, kündigte eine neue Zeit an, und er war mit der alten noch lange nicht fertig.... Wo war überhaupt ein Erfolg zu ſehen, den er ſich buchen konnte? In der von dem alten Herrn vorzüglich geführten Pfarrei

Digitized by Google

ging seine Arbeit unter, ohne daß die Spuren davon sich irgend geltend gemacht hätten. Und was es wirklich damit auf sich haben mochte, das lehrte ihn ein Blick auf seine armen Sträflinge. Er hatte sich es längst eingestehen müssen, daß es ihm nicht gegeben sei, ihre harten Herzen zu gewinnen. Das war ein unbarmherzig klarer Maßstab für den Wert seiner Arbeiten überhaupt.... Wie ein eitler Schwächling kam er sich vor, der hochmütig mit leerer Hand Gaben austeilen wollte. So unsäglich klein, so beklagenswert schwach! Bei all seinem guten Willen!.... O nein, das glaubte er nicht, keine falsche Demut war es, kein versteckter Hochmut... Gott stehe mir armen Menschen bei!.... Der Erfolg zeigte es ja nur zu deutlich... Und seine Gedanken wanderten... Es war seine Gewissenspflicht, die Erfahrungen von zwei mühevollen Jahren lehrten es, forderten ihn auf, einem Berufeneren Platz zu machen. Er mußte sich seinem Pfarrer offen anvertrauen.... Und seine Gedanken wanderten, wanderten...!

Als er ins Zimmer zurücktrat, fiel sein Auge auf einen Zettel, der auf dem Tisch lag. Die Betammi hatte ihn nach dem Hochamt gebracht: „Wollten Sie, hochwürdigster Herr Kaplan, hier das Gebetchen..." Es sei ja sehr schön, nur mit dem Hund —... So heilige Worte...! Sie sei früher immer gelehrt worden und habe auch schon in frommen Büchern gelesen, daß man die Perlen nicht den Schweinen geben dürfe... Und der hochwürdigste Herr Kaplan sei doch sicher in diesen Dingen noch besser unterrichtet als sie selber. Vielleicht aber hätte der hochwürdigste Herr Kaplan eine andere, besonders geweihte Sorte von Schutzbriefen, dievo besser seien.... Sie wolle gern die Verteilung an die jungen Männer vermitteln.... Zwar die Welt sei schlecht,.... und wenn man so allein stehe...! aber sie brauche keinen Tadel zu fürchten... Die Westersteiner besonders könnten die gerechten und frommen Leute nicht ausstehen,... und das habe ihr sogar ihr Seelsorger bestätigt, daß sie eine fromme Person sei.... Der hochwürdigste Herr Kaplan müßte aber bloß mal sehen, was das mitunter für ein Treiben im Dorf sei,... daß fromme Leute wirklich ganz empört würden... Sie hätte das gern schon längst einmal gesagt,... Und gar besonders jetzt, wo es nun Krieg sei. Die Mädchen stellten sich gerade an, als ob sie ihre Frauenehre ganz vergäßen und ohne alle Scham wären. Trauerten um ihre Schätze, wie man es nicht mehr um den Verlust der ewigen Seligkeit könne... Sie wisse ja wohl, wie schwer es sei, mit soviel Schlechtigkeit aufzuräumen. Die Seelsorge von Westerstein sei überhaupt sehr schwer, was

Digitized by Google

er wohl auch bezeugen werde. Aber, wenn es darauf ankomme, sie sei mit ihren schwachen Kräften jederzeit gern bereit . . . .

So kam und ging das noch ein ganzes Stück fort. Die Betammi war überglücklich, ihr volles Herz einmal gründlich ausschütten zu können. Und der Kaplan ließ sie wirklich aussprechen, weil ihm gesagt worden war, das sei in solchen Fällen immer das Beste. Als er dann endlich auch einmal zu Wort kam, machte er es zwar nicht, wie man von einem Herrn der Nachbarschaft erzählte, der in ähnlichem Fall die Sache gar zu leicht genommen hatte: „Sind Sie jetzt fertig? Dann können Sie gehen!" . . . dazu fehlte ihm die erforderliche bündige, schroffe Art. Aber er beschied die Ammi immerhin recht kurz. Schutzbriefe gegen den Tod gebe es überhaupt nicht. Das sei Unsinn und Aberglauben. Es sei ja schließlich ganz gut, daß er den Brief besitze, der nun kein Unheil mehr anstiften könne. Aber in Zukunft möge sie sich nur nicht weiter bemühen. Er habe schon von dem Vorhandensein eines solchen Briefes gehört. . . . Und dann hatte er ihr sogar zuvorkommend die Zimmertüre geöffnet, als sie noch immer keine Anstalten machte zu gehen. Diese aufdringliche, selbstgerechte Frömmelei war ihm unausstehlich, widerwärtig . . . . Nun nahm er nochmal den Zettel zur Hand und las:

„Im Namen Gottes des Vaters des Sohnes und des Heiligen Geistes Amen. So wie Christus am Ölberge stille stand. so soll alles Geschütz still stehen. wer das geschrieben bei sich hat dem wird nichts schaden es wird ihn nichts treffen von des Feindes Geschütz und Waffen, den wird Gott schützen vor Dieben und Mördern. Es soll ihm nichts schaden Geschütz und Degen Pistolen und alle sichtbaren und unsichtbaren Gewehre durch den Befehl des Heiligen Geistes Amen. Gott sei mit mir wer diesen Segen bei sich hat gegen die Feinde, der wird vor Gefahr beschützt bleiben. und wer dieses nicht glauben will. Der schreibe es ab. hänge es einem Hunde an den Hals. und schieße nach ihm. so wird er erfahren, daß es wahr ist; wer diesen Brief bei sich hat. Der wird nicht gefangen noch durch des Feindes Waffen verletzt werden Amen. So war als Christus gestorben ist und gen Himmel gefahren. so wahr er auf Erden gewandelt hat. kann er nicht gestochen. noch an dem Leib verletzt werden. und Fleisch und Gedärme sollen unverletzt bleiben. Ich beschwöre alle Gewehre und Waffen dieser Welt, dem Gott des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes Amen. Ich im Namen unseres Heilandes Jesu

Digitized by Google

Christi Blut. Daß mich keine Kugel trift, sie sei von Gold, Silber oder Blei; Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes Amen."

Das war ein schauerlicher Blödsinn. Die Betammi hatte wahrhaftig nicht den rechten, von der Kirche gewollten Geist. Aber das hatte sie richtig herausgefühlt, daß dieses alberne Gequassel eine Fratze auf jedes wirkliche Gebet sei. Und er dankte Gott, daß er das Ding glücklich in Händen hatte und unschädlich machen konnte. Um einen Predigtstoff für den nächsten Sonntag brauchte er nun nicht zu sorgen. Er legte den Zettel zurück.

Im Erdgeschoß ging eine Tür. „Marianne!" hörte man die Stimme des Hausherrn. Der Pfarrer war gut aufgelegt. Dann pflegte er den Nachdruck auf die erste Silbe des Namens zu legen.

„Marianne!"

„Sofort, Herr." Und eine zweite Tür ging.

„Wer war das, der vorhin zu mir wollte?"

„Ach liebste Zeit, Herr, das war der Küster. Der ist ja durch den Krieg ganz auseinander. Der will, das Kircheninventar müßte in die Burg gerettet werden wegen der Russen."

„Was will der?"

„Ja, so hat er gesagt. Er kommt gleich noch mal wieder. Liebste Zeit, Herr, ist es dann so schlimm?"

„Wenn die Russen ins Land kämen, Marianne, wär' es freilich sehr schlimm. . . Aber vorläufig ist der Westerwald noch sicher vor den Russen, und so Gott will, betritt überhaupt kein Feind deutschen Boden."

„Im Dorf haben sie aber erzählt, die Franzosen wären schon über die Grenze und hätten den großen Tunnel an der Mosel gesprengt."

„Das macht die Aufregung der Leute. Es ist bestimmt garnichts daran. Kommt morgen der Klosterpeter?"

„Ja Herr, es ist alles gerichtet. Er kann gleich anfangen."

Die Türen wurden nacheinander geschlossen. —

Der Klosterpeter verrichtete seit Jahr und Tag die Knechtdienste im kleinen Klösterchen der Franziskanerinnen. Er war eine treue Seele und überall zu gebrauchen. Seinen Familiennamen kannte man im Dorfe kaum, als Klosterpeter aber hatte er eine gewisse Berühmtheit. Die schrieb sich zu nicht geringem Teil daher, daß er in einer fixen Idee überall vergrabene Franzosenschätze witterte. Und gutmütig erzählte man sich in Westerstein von seiner Schatzgräberei manch drollig Stückchen.

Digitized by Google

Es läutete zum nachmittägigen Gottesdienst. Die Christenlehre hielt der Pfarrer. Die anschließende sakramentale Andacht gehörte zu den Obliegenheiten des Kaplans. Der junge Geistliche steckte den wunderverheißenden Schutzbrief ein. Den mußte doch auch der Pfarrer kennen lernen.

Als er bald darauf, schlank und rank, über den alten Kirchplatz unter den mächtigen Linden dahinschritt mit wallender Soutane, fliegendem Cingulum und schmalem Kreuzbirett, war es wie ein freundliches Dorfbild vom Sonntag in der guten friedlichen Zeit.

Und die Sonne lag darauf. (Fortsetzung folgt.)

Die Straßenbahn.

Von Hans Steiger, Graz.

Ein freundliche Schwester ist mir die Straßenbahn
aus dem laubigen Stadtteil, wo sich die weiße Kirche
aufbaut,
dort schaut mein blauäugiges Blondchen Braut
den süßen Tag an.

Wie Geräte spür ich die Bahn aus der Liebsten Haus,
wie Bank und Schrank und Sonntagsgeschirr,
und schon von weitem aus dem Gewirr der Gassen
hör ich ihr Läuten heraus.

Strahlend rollt am Abend meine gute Bahn,
angeblasen mit Nachtluft und Licht;
morgens ist sie schon schöner angetan,
Da erglänzt sie wie ein Kahn,
Der aus dampfendem Flusse bricht.

Nie noch schaut' ich Menschen drinnen,
Die traurig waren,
sie stecken die Köpfe heraus und lachen;
sind alle beim Blondchen vorbeigefahren.

Digitized by Google

Partei oder Kirche?

Von Pfarr-Rektor R. Mäder, Basel.

Unsere Presse ist verpolitisiert worden. Am Anfang war es nicht so. Die Presse galt als Apostolat. Von ihrer Wanderkanzel aus wurde an allen Straßenecken Katechismus aufgesagt. Eine neue katholische Zeitung war fast wie eine neue Kirche, so notwendig, daß man Kelche und Glocken geopfert hätte, um daraus in ernster Zeit die Schnellfeuergeschütze des katholischen Gedankens zu gießen. Damals war's, wo man das Wort prägte, das Sankt Paulus zum Redakteur machte.

Seither hat die katholische Presse und Literatur eine schwere innere Krisis erlitten. Die Pauluskanzel wurde immer mehr entkirchlicht, entklerikalisiert, verweltlicht, modernisiert. Die Depesche und das Inserat, d. h. die Oberflächlichkeit und das Geschäft, siegten über den Artikel, d. h. den Geist. Martha machte sich sehr viel zu schaffen, um den Katholizismus wirtschaftlich, literarisch und künstlerisch zu heben und vergaß dabei das Eine Notwendige.

Eine der Hauptursachen für die Verweltlichung und Vermaterialisierung der katholischen Presse finden wir in ihrer Verpolitisierung. Die katholischen Politiker haben der Kirche seit hundert Jahren große Dienste geleistet. Sie haben die katholischen Kräfte im Lande organisiert und mobilisiert und mit ihrem scharfen Schwert der Freiheit eine Gasse gehauen. Die Bischöfe und Priester haben ihrerseits gegenüber den katholischen Parlamentariern den Weihrauch nicht gespart. Er war verdient, aber Weihrauch steigt gern zum Kopf. Die Politiker wurden so von ihrer Notwendigkeit überzeugt, daß Viele von ihnen begannen, geringschätzig auf den herabzuschauen, der vor ihnen war und nach ihnen sein wird, den Bischof und Priester. Sie vergaßen, daß die nachhaltigsten religiösen und moralischen Bewegungen doch immer wieder von den katholischen Altären, Kanzeln und Beichtstühlen ausgehen, mit andern Worten, daß zwar das Außerordentliche in gewissen Zeiten außerordentlich wichtig sein, aber niemals das Ordentliche ersetzen kann. Der einzelne Politiker mag persönlich fähiger, erfahrener, tatkräftiger, opferfreudiger, besser sein als mancher Priester, die katholische Aktion aber muß klerikal sein oder sie ist nicht. Der Bischof

Digitized by Google

muß am Steuer bleiben. Sobald er vom Parteichef verdrängt wird, fahren wir in Klippen.

Das ist vielfach die Situation unserer Presse. Sie steht nicht mehr im Zeichen der kirchlichen sondern in dem der politischen Führung. Das Parteikomitee trat an die Stelle des Episkopates, wenn nicht ausdrücklich, so doch tatsächlich. Unsere Presse, vielleicht zum Teil auch die Literatur, ist verpolitisiert.

Partei oder Kirche? Kirche! Partei ist das Stück, Kirche das Ganze. Partei ist das national und territorial Beschränkte. Kirche das allgemeine. Die Wahrheit ist international. Wahr ist überall wahr. Die Wahrheit reißt gleichsam alle Grenzpfähle nieder, zerstört alle Marksteine, kennt keine Scheidewände der Rasse, der Sprache, des Klimas. Die Wahrheit ist souverän, absolut, unbegrenzt. Sie unter irgend einem Titel einschränken wollen, ist ein Verbrechen an der Vernunft wie an der Menschheit. Sie ist katholisch. Weil die Partei das Besondere, Lokale, Beschränkte sucht, muß der Geist in diesem Sinne notwendig über der Partei stehen. Wohl wird auch die kirchlichste Presse immer bodenständig arbeiten müssen und das Zunächstliegende vorab ins Auge fassen. Die richtige Einschätzung der Tagesereignisse ergibt erst katholischer Höhenflug und Weitblick. Orientierung nach der vatikanischen Sternwarte! Sub specie aeternitatis! Die Sessel der Politiker eignen sich für solche Beobachtungen wenig.

Es ist zur Modesache geworden, auch in unsern katholischen Kreisen, über die Theoretiker und Systematiker, die sogenannten Ideologen, die katholischen Aviatiker zu lächeln. Die praktische Gegenwartsarbeit sei alles. Kleinarbeit sei's, worauf es vor allem ankomme. Das ist wahr und falsch wie alle Phrase. Gewiß! Wir sollen auf dem Boden der Wirklichkeit Hand anlegen. Aber auch Ideen sind Wirklichkeiten. Das Allerrealste ist Gott und Gottes Wahrheiten und Gottes Gesetze, die wie Sonnen und Sterne in die Nacht leuchten. Die Idee ist das Erste. Die Idee ist die Seele. Die Arbeit ist der Körper. Die Seele steht über dem Körper. Die Seele schafft den Körper. Zuerst müssen die Grundsätze da sein. Zuerst müssen die Säemänner ausgehen, um zu säen. So ist es im Guten wie im Schlechten, im Wahren wie im Falschen. Zuerst kommen die Luftschiffer, die Theoretiker, die Männer der Saat. So im apostolischen Zeitalter. So zur Zeit des Glaubensabfalls. So in der Geschichte der modernen Revolutionen, beim Liberalismus, beim Sozialismus. Daß wir in der katholischen Bewegung oft nicht

Digitized by Google

recht vorwärts kommen, hat seinen Grund nicht darin, daß wir unfruchtbare Luftschiffer waren, sondern vielmehr darin, daß wir aus lauter Politik zu wenig von allerhöchsten Gesichtspunkten aus Politik getrieben haben. Das war unsere Sünde, daß wir uns zu wenig klar an den ewigen Sternen orientiert und nicht über die schmalen Gartenhäge unserer kleinen politischen Interessen hinauszuschauen vermochten.

Die Partei arbeitet in der Regel für den Tag, die Kirche für Zukunft und Ewigkeit. Ein Kennzeichen der Politik ist ihre Erfolghascherei. An dieser Börse werden die Werte nach der Rentabilität bezeichnet. Das „Unmögliche" gehört nicht in den Bereich ihrer Pläne, weil Politik die Kunst des Rechnens mit gegebenen Größen ist. Gegenüber dem im politischen Leben beliebten Baarzahlungs- und Spekulationsgeschäft arbeitet die Religion nicht um Tageslohn und Tageserfolg. Einmal weil ihr Verdienst in der Aussaat und nicht in der Ernte liegt. Sodann weil sie überhaupt nicht an das Unmögliche und Unerreichbare glaubt. Christus hat alle kleinen Schein- und Augenblickserfolge verachtet. Seine gottmenschliche Politik heißt: Durch Mißerfolg zum Dauererfolg! Deswegen hatte er den Mut, auf die beiden Voraussetzungen der Erfolgpolitik, die Diplomatie nach oben und die Popularität nach unten, zu verzichten, und wäre somit nach modernen Begriffen der naivste Politiker aller Zeiten. Die christliche Politik und die Politik des Kreuzes!

Die katholische Presse, soll sie Apostolat sein, muß wie jeder echte Apostel bereit sein, für die Wahrheit Blut zu schwitzen, sich geißeln und ans Kreuz schlagen zu lassen. Ihre vornehmste Aufgabe ist es nicht, alle drei oder vier Jahre einmal die Wahltrommel zu schlagen, obschon auch das — wir betonen es — zu den notwendigen Dingen gehört. Apostel müssen vor allem predigen. Dabei liegt es in der Natur ihres Berufes, besonders jene Dinge mit Nachdruck zu betonen, die dem herrschenden Zeitgeist zuwider und darum unmodern und unvolkstümlich klingen. Selbst die Gefahr, da und dort einmal einen Sessel zu verlieren, darf die katholische Presse in diesem Berufe nicht irre machen. Alle Lücken können ausgefüllt werden, nur jene nicht, welche die Wahrheit läßt. Es gibt keine alleinseligmachenden unersetzbaren Politiker, sondern nur eine alleinseligmachende Kirche.

Nicht nur nicht für den Tag, sondern gegen den Tag! Großer Apologeten Sache ist es, Wahrheiten zu sagen, mit denen man die halbe Welt gegen sich reizt. Die

Digitized by Google

Bausteine, die heute weggeworfen werden, sogar von solchen, die Bauleute heißen, werden übermorgen zu Fundamenten. **Was wir jetzt in der Presse und Literatur brauchen, das sind die Vorläufer.** Der Mitläufer und Nachläufer haben wir genug. Der Echos und Stimmen der Zeit auch. Wir möchten hier an ein Wort von Nietzsche erinnern: „Die armen Schafe sagen zu ihrem Zugführer: gehe nur immer voran, so wird es uns nie an Mut fehlen, dir nachzufolgen. Freilich, der arme Zugführer denkt: Folgt mir nur immer nach, so wird es mir nie an Mut fehlen, euch zu führen." So ist's: Wenn es in einem Volke vorwärts gehen soll, dann müssen zuerst wie im Krieg einige Wenige voranstürmen. Zu diesen Zugführern sollen die Redaktoren gehören. Was heute ein Gegenstand des Widerspruches und Spottes ist, kann morgen Evangelium werden. Man schreibt und redet nicht nur für die Gegenwart. Echte Redaktoren und Schriftsteller sind Johannes, also Vorläufer, Bußprediger, Erzieher. Sie haben mit dem Täufer am Jordan gewöhnlich auch das gemein, daß sie die herrschenden Parteien und Politiker gegen sich haben.

Die besten Politiker sind nicht allezeit die besten Dogmatiker. „Dogmatik ist nichts mehr für diese Zeit!" Die Politik ist sehr oft Geschäft. Sie kauft und verkauft. Sie gibt und nimmt. Nun, das mag sie tun, so lange es sich um materielle Güter handelt. Aber die Kompensationsgüter für die vom Gegner zugestandenen Konzessionen sind, zumal im Zeitalter des Interkonfessionalismus, vielfach höherer Art. Um des lieben Friedens willen, klagte einst Leo XIII., haben gutdenkende aber unkluge Katholiken ein kirchliches Recht, einen christlichen Lehrsatz nach dem andern, zuerst unter den Stuhl gesteckt und dann nach und nach preisgegeben. Sie haben mit den Gegnern schiedlich friedlich das katholische Erbe geteilt. Von dem, was sie dran gegeben, haben die Gegner nie wieder etwas herausgegeben. Aber nach einiger Zeit kamen sie regelmäßig wieder, um nochmals den Rest von Wahrheit und Recht zu teilen. Und so verschwindet das unveräußerliche Gut der Kirche bis auf einen Schatten. Daraus ergibt sich, wie gefährlich es ist, wenn die katholische Presse in zu starke Abhängigkeit von den Politikern gerät. Aus mißverstandener Liebe, Feigheit oder kluger Berechnung werden gewisse Wahrheiten ausgeschaltet; zuerst aus der Tagespresse, dann aus der Literatur, den Vorträgen, der Unterhaltung, vielleicht sogar aus Religionsunterricht und Predigt. So verschwinden allmählich aus dem katholischen Bewußtsein Worte, die nie vergehen sollen, auch wenn Himmel und Erde ver-

Digitized by Google

gehen. Was ist Wahrheit? Fragte schon der Politiker Pilatus und erinnert so an die Tatsache, daß in der Passionsgeschichte des Herrn und der Kirche von oft gutmeinenden aber schwachen Staatsmännern aus politischen Gründen die Wahrheit verschachert wird. Nichts schadet der Religion so sehr als die Klugheit der Menschen. Kann man einen einzigen Grundsatz opfern, warum dann nicht alles? Ist Glaube einmal Krämerware, dann mag man ihn so billig geben als man will. Er verdient's.

Wir fordern die Rückerstattung der katholischen Presse an ihre Eigentümer. Die Partei muß sie restituieren an die Kirche. In einem Schreiben vom 9. August 1915 verlangt Benedikt XV. von einer katholischen Zeitung; „Sie soll in allem und immer den päpstlichen Weisungen folgen und dadurch ihrer Diözese unter der weisen und wachsamen Leitung des Bischofs jene Vorteile für das Leben, die Eintracht und die christlichen Tugenden erreichen, für die in unsern Tagen die katholische Presse eine unentbehrliche Hilfe ist." In dieser Forderung liegt weder für die Wissenschaft noch für die Freiheit ein Nachteil. Unter dem Krummstab schreibt sich's freier als unter der Parteidiktatur. Für die katholische Sache aber würde sich aus dieser Neuorientierung ein unermeßlicher Nutzen ergeben. Die Wichtigkeit katholischer Parteipolitik soll damit nicht im geringsten in Frage gestellt sein.

• • •

Ich öffne meinen Fensterflügel. . . .

Von Ferdinand Mayer.

Ich öffne meinen Fensterflügel
Und der Scheiben weißer Glanz
Fliegt wie ein Vogel um die Hügel
Und der Mond umfängt mich ganz.

Und in der Flur verklärtem Schlummer
Schwillt mit sanftem Schmelz der Ton
Des Abendglöckleins und mein Kummer
Welkt in seinem Klang wie Mohn.

Marien rufend horch ich reiner
Auf das Läuten und der Duft
Des Abehauchs hängt wie ein feiner
Faden fiebernd in der Luft.

• • •

Digitized by Google

Neue Parabeln.

Von C. R. Enzmann, Solothurn (Schweiz).

Der neue Motor.

In einer Fabrik wurde ein neuer Motor montiert. Voll Lebensmut und Kraft fing er an zu ſtampfen und zu ſurren und machte einen Spektakel, der ihm ſelbſt zu imponieren anfing. „Donnerwetter, bin ich ein Kerl; ſo energiſch ſurrt ja der Herr Kollega im neuen Beau-Rivage-Luxus-Auto nicht!“ Und er ſurrte noch verrückter bei dieſer Erkenntnis. „Ich werde etwas leiſten, ich werde . . .!“ Und da ſtieg in ſeinem benzinheißen Schädel ein Bild auf. Er ſah ſich verſetzt in einen wunderlichen Kahn, gleich einem Vogelleibe. Gewaltige Adlerflügel reckten ſich zu beiden Seiten. Ein ſtolzer Schweif ragte nach hinten. Und an dem Leibe vorn wackelte ein Ruderpaar. Er aber kam ſich vor, wie der Schwerpunkt des Ganzen, und wenn er ſtampfte und ſurrte, ſchlug das Ruderpaar ein tolles Rad. Das Rad aber ward zur Schraube und ſiehe — ſie bohrte ſich ein in die Luft, riß den Vogelleib mit . . . . . Männer ſaßen drinnen . . . und aufwärts gings . . . . höher . . . . höher! . . . . Von 2000 Meter Höhe kam ein Singen und Summen zur Erde nieder. Da reckten tief drunten tauſende von Menſchenkindern ihre Köpfe und riefen ſich zu und freuten ſich und waren ſtolz: „Ein Flieger — — ein Flieger!“ — —

So ſpann der Motor, als er ſein ABC-Lied ſurrte, mit heißem Kopf und heißerem Herzen. Der Chefmonteur kontrollierte. „Zu ſtürmiſch, zu wenig regelmäßig — der hälts nicht aus.“ Als der Pilot ſeinen Motor auswählte, nahm er den ſtürmiſchen Geſellen nicht und wählte einen bedächtigeren. Der trug ihn ruhig und ſtark in ſchwindelnder Höhe übers feindliche Land, und Tod und Verderben fiel nieder auf eine — offene Stadt. In der Zeitung ſtand: „Zwei Frauen und ein Kind wurden getötet.“ — —

Stockdunkle Nacht. Aus der Ferne tutet ein Auto. Sein Licht flammt auf und fliegt der Stadt entgegen. Neun Schwerverwundete liegen auf den Pritſchen. Samariter laden ſie aus und bringen ſie ins beſteingerichtete Spital. Der Chauffeur ſagte: „Gott ſei Dank, habe ich einen famoſen Motor! Sonſt wären wir im Feuer geblieben — ich und die Neun.“ Der Motor aber rattert weiter, und ſein Summen iſt gleich einem Dankliede. Wer

Digitized by Google

zu hören versteht, kann den Sinn erraten: „So habe ich doch etwas geleistet.“ Und sein Herz schlägt heißer, als damals — als er noch zu den Fliegern wollte.

Da wird der Motor zum klopfenden Menschenherzen. Ich kenne seinen Schlag. Es ist das meine.

Die Dampfwalze.

Über die frisch geschotterte Straße in einem Fabrikviertel rollt die Dampfwalze. Wenn sie anfährt, zittert ihr alter Eisenleib vor Eifer und pustet Rußwolken aus. Sie kommt sich ungeheuer wichtig vor, denn die Steine und die Hunde und die Kinder haben Angst vor ihr. Ihre Lebensaufgabe ist: alles glatt zu machen. Das ist auch ihr Sprüchlein, das sie vor sich her rattert, Tag auf, Tag ab: „Ich mache alles glatt.“ —

Aus der Mietskaserne springt Heidi mit seiner neuen Puppe. Es herzt und küßt sie. Eine gute Dame hat sie ihm gegeben, als seine arme Mutter starb. Und die Puppe trägt ein schwarzes Kleidchen wie das Heidi. — Da pfaucht die Walze heran — ein Hund kommt bellend auf Heidi zu. Da läßt es in der Angst die Puppe fallen und springt in den Gang. Die Dampfwalze ist empört über die neue dunkle Unebenheit auf der Straße. „Ich mache alles glatt!“ Und sie fährt drüber weg — mit der Genugtuung erfüllter Pflicht!

Aus dem offenen Gang schreit ein Kind auf. Es stürzt hinaus auf die Straße und sucht seine Puppe. Da ist sie: Ein paar weiße Scherben und Sägemehl und ein Fetzen schwarzen Tülls. Da rinnen dem bleichen Heidi die Tränen über die Wangen — und schluchzend flieht es in die leere Stube, wie erst — erst, als man das Mütterlein forttrug. —

Am Straßenende fährt die Dampfwalze wieder an. Der alte Eisenleib zittert vor Eifer und pustet unter Rauch und Qualm: „Ich mache alles glatt. . . .!“

Die Sonnenblumen.

In dem Garten des Professors der Astronomie und höhern Mathematik stand eine Gruppe von Sonnenblumen. Golden und fröhlich schaute an Sommertagen ihr Antlitz auf zur Sonne. Frühmorgens, wenn sie über den Berg stieg, ward sie gegrüßt von den großen, goldnen Blumenaugen . . . und diese folgten der Sonnenbahn bis zur Mittagshöhe und bis zur Abendglut über dem fernen Tann. Dann senkten die Blumen ihre Häupter und

Digitized by Google

schliefen ein und träumten den Traum vom Sonnenaufgang. — Sie waren Sonnenkinder — arglos vertrauend und glücklich. —

Eines Tages las der Professor am Gartentische seine Fachschrift. Sein kleines Söhnchen schaute dem Papa neugierig ins Blatt und sah eine farbige Tafel und fragte: „Du, Papa, ist das der Mond?" — Der Professor sprach: „Nein, Kind, das ist die Sonne." — „Aber, aber . . . was sind denn das für schwarze Klexe dadrinnen? Pfui, wie häßlich!" — „Mein Sohn, das sind die Sonnenflecken. Darüber habe ich ein ganzes Buch geschrieben. Aber das verstehst Du nicht." Also sprach der Professor und las weiter. — —

Wie von der Sonne die Rede war, hatten die Sonnenblumen hingelauscht. Wie gerne hörten sie von ihr reden. Sie liebten die Sonne. Da fiel das Wort von den Sonnenflecken. Ein banges Zittern ging durch die Gruppe. Und die älteste der Sonnenblumen rief mit wehem Herzen: „Kinder, die Sonne ist rein und heilig . . . hört nicht auf solche Worte. O, schaut sie nur an, wie schön, wie gut!" Und sie warf ihr einen treuen, lieben Blick zu. — „Aber, meinte eine jüngere, wie kann denn der Professor ein ganzes Buch darüber schreiben, wenn's nicht so ist?" — Und bange war das Schweigen darauf. Die jüngste aber rief: „Wie, wenn wir geblendet wären von dem Glanz — wenn es nur Schein wäre — und wir betrogen und belogen. . .!"

So nagte der Zweifel in den jungen Blumenherzen, und ein Entschluß wurde wach: „Lasset uns zur Erde schauen!" Und die jüngeren taten es und senkten ihren Blick zur Erde. Bald fingen sie zu welken an — und ihre Samen wurden nicht reif. Sie fühlten sich schwach und zur Erde gezogen. Ein Wind knickte sie, und sie starben auf der Erde, weil sie das Wort von den Sonnenflecken nicht verstanden hatten. —

Aufrecht und stark stand noch die älteste der Sonnenblumen da und blickte unverwandt zur Sonne. Reif fielen ihre Samen zur Erde. Und übers Jahr stand ein neues Geschlecht da, kraftvoll und sonnentreu, denn in die kleinen Samen hinein hatte die Blumen-Mutter ein Wort gelegt: „Kinderlein, liebet die Sonne, auch wenn sie Flecken hätte!"

Das Mutterwort aber war ihnen heilig — und die Sonne auch.

Digitized by Google

Friedrich Hebbel und J. Görres.

Von Dr. Ludwig Bette (Gladbeck i. W.)

Joh. Nep. Sepp hat in seinem Buche „Görres und seine Zeitgenossen" den gewaltigen Einfluß geschildert, den der große Romantiker als Mensch, Lehrer und Schriftsteller auf weite geistig und literarisch interessierte Kreise des damaligen Deutschland und auch auf seine zahlreichen Schüler ausgeübt hat. Unerwähnt bleibt bei Sepp Friedrich Hebbel, der zu Görres in nahen Beziehungen gestanden hat und von diesem weit mehr beeinflußt wurde, als die meisten Hebbelforscher wahr haben wollen und allgemein bekannt ist. Es ist höchst interessant und trägt zur Vervollständigung des Charakterbildes von Görres nicht unwesentlich bei, was der nach Geburt, Abstammung, Religion, Entwicklung und Veranlagung völlig anders geartete Hebbel über Görres' Leben und Wirken niedergeschrieben hat.*)

Am 29. September 1836 traf Hebbel in München ein, wo er sich — nach der kurzen Selbstbiographie an St. Rene Taillandier (Krumm XI. S. 61) — vorzüglich mit Geschichte und Literatur, weit weniger mit Philosophie beschäftigte, für die ihm das Organ fehlte. Ähnlich schreibt er in der Selbstbiographie für F. A. Brockhaus (Krumm XI. S. 75): „Hier vollendete ich meine Studien, die sich anfangs auf Philosophie, dann aber ausschließlich auf Geschichte und Literatur lenkten, weil ich bald die Erfahrung machte, daß ich der Philosophie trotz aller Anstrengungen, an denen ich es wahrlich nicht fehlen ließ, nichts abzugewinnen vermochte." Hebbels Lehrmeister in der Philosophie waren Schelling und Hegel. Während der erstere vom Katheder herab wie auch durch seine Werke, die manche verwandten Saiten in ihm anschlugen, anfangs nachhaltig auf den jungen Studenten eingewirkt hat, legte dieser Hegels „Phänomelogie des Geistes", deren „dialektisches Geklapper" ihm nichts sagte, entrüstet beiseite. Was er Franz von Baaders Vorlesungen, auf die er später gelegentlich anspielt, verdankt, ist nicht genau zu bestimmen. Ohne Zweifel hat von sämtlichen Dozenten der Münchener Hochschule Joseph Görres den tiefsten Eindruck auf den lernbegierigen Jüngling gemacht. Das beweisen uns verschiedene Stellen seiner Tagebücher. Am 1. Januar 1837 trägt Hebbel ein: „An bedeutenden

*) Ich zitiere nach H. Krumm, Fr. Hebbels sämtliche Werke. Leipzig, Hesse u. Becker.

Digitized by Google

Männern habe ich kennen gelernt Gustav Schwab, Ludwig Uhland, Thibaut und Mittermaier, Schelling und Görres". Zum 2. Male begegnet uns Görres in einer Notiz vom 3. August 1837: „Die Zeitungen melden von einem Nachtwandler, der während des Nachtwandelns gewissermaßen vom Gesetze der Schwere entbunden ist, z. B. Leuten auf den Nacken hüpft, ohne daß sie es sehr fühlen. Dabei sagt mir Rousseau (Hebbels Studienfreund), dasselbe habe Görres längst von Somnambulen, die es in hohem Grade seien, behauptet." Auf eine Anregung durch Görres ist wahrscheinlich auch die Notiz vom 4. Juni 1838 zurückzuführen: „Die Jungfrau von Orleans wäre als Novelle (à la Kleist) zu behandeln. Ich muß überhaupt Chroniken lesen." Sehr bezeichnend ist schließlich die Aufzeichnung vom 13. Dezember 1838: „Gestern Abend hatte ich bei heftigem Kopfschmerz in Görres' Geschichtsstunde ein Gefühl, als ob mein Gehirn, die geistige Masse meines Wesens, sich in Dampf und Rauch auflöste und in alle Lüfte zerstreute."

Diese wenigen Äußerungen tun, so kurz sie auch sind, ohne Zweifel dar, daß Hebbel vor dem Wissen seines Lehrers nicht geringe Hochachtung besaß. Daß er aus den geschichtlichen, literarischen und religionsphilosophischen Vorlesungen desselben reiche Anregungen und Kenntnisse geschöpft hat, läßt sich mit gleichem Rechte annehmen, zumal Hebbel damals noch ganz im Banne der Romantik stand, in Görres aber den beredtesten und geistreichsten Anwalt dieser Literaturströmung kennen lernte. Daß ihm Görres als Kämpfer für die Sache des Katholizismus nicht sonderlich sympathisch war, geht aus einer Stelle hervor, die sich in einem für Gutzkows Telegraphen verfaßten „Gemälde von München" findet. Hebbel erwähnt dort die Gründung der Historisch-politischen Blätter durch Philipps und Guido Görres und fügt wegwerfend hinzu: „Daß sich unter den Mitarbeitern der Verfasser des Athanasius befindet, bedarf nicht der Bemerkung." (Krumm XI. S. 127.)

Im Jahre 1839 verließ Hebbel München und kehrte nach Hamburg zurück. Schon bald entsagte er den Idealen der Romantik und lenkte in die Bahnen des Realismus ein. Gleichzeitig entfernte er sich in religiöser Hinsicht immer mehr von seinem christlichen Kindheitsglauben und wurde zum Verächter der Religion des Kreuzes. Mit dieser Wandlung seiner religiösen und dichterisch-künstlerischen Anschauungen verschärfte sich auch seine ablehnende Stellung zu Görres. Schon 1841 schreibt Hebbel in der Vorrede zu der geplanten Sammlung seiner Erzählungen und Novellen: „In unheimlicher Hast rollten die beladenen Totenwagen

Digitized by Google

(es herrschte damals in München die Cholera), wenn ich an den nebelfeuchten Herbstabenden aus dem Kollegio, wo Medardus-Görres die Geschichte mit der Apokalypse kommentierte, zu Hause kam, an mir vorbei." Wer ist Medardus? Sollte Hebbel den großen Görres mit jenem Kapuziner in E. Th. A. Hoffmanns „Elixieren des Teufels" in Parallele gesetzt haben? Mit jenem hohlen Phrasendrescher und lüsternen Mönche, der dem Kloster entläuft, in Liebeswahnsinn mehrere Morde begeht, sich überall durchlügt und, nachdem er durch strenge Bußübungen sich entsündigt, reumütig ins Kloster zurückkehrt? Eine solche Kennzeichnung eines literarischen und wissenschaftlichen Antipoden wäre kaum für möglich zu halten. Und doch scheint Hebbel den Ausdruck Medardus-Görres im Hinblick auf die Hoffmannsche Romanfigur geprägt zu haben. Das beweisen die Worte, die er bei einer Charakteristik der „Christlichen Mystik" am 27. September 1846 in sein Tagebuch geschrieben hat. „Christliche Mystik von Görres. Hätte Görres sich doch zu diesem Buche in Kupfer stechen lassen! Ich glaube, niemand kann es lesen, der ihn nicht selbst mit Augen gesehen hat. Aber wer je in sein Gesicht hineinschaute, den mag es reizen, ihn bis in die dickste Finsternis hinein zu verfolgen, wäre es auch nur, um zu erproben, wie weit einer mit geschlossenen Augen forttaumeln kann, ehe er sich an einem Balken den Kopf einstößt. Sein Gesicht ist eine Walstatt erschlagener Gedanken; jede Idee, die seit der Revolution den Ozean deutschen Geistes mit ihrem Dreizack erschütterte, hat ihre Furche darin gezogen, und diese Furchen sind, als der Jakobiner in den Heiligen zurückkroch, alle stehen geblieben. Man hat ein Wirtshaus in eine Kapelle verwandelt, aber das Schild abzunehmen vergessen. Wer nicht weiß, daß drinnen gesungen und gebetet wird, der könnte hineintreten und Wein und Würfel fordern. Man muß Görres nicht mit den Leuten verwechseln, die ihn umgeben und ihn zu sich rechnen; er ist ein homo sui generis. Am meisten innere Verwandtschaft hat er mit unserem Deutsch-Norweger Henrich Steffens. Dieser hat als Protestant alle Görresschen Phasen durchgemacht, wenn auch zum Teil in anderen Sphären. Ohne Genie, aber mit einem fruchtbaren Kombinationstalent ausgerüstet, das dem Besitzer immer für Genie gilt, stehen solche Individuen der Welt und der Geschichte wie einem Schachbrett gegenüber und spielen, da sie nicht schaffen können. Sie spielen mit den Dingen und glauben, es dem Genie gleich zu tun, wenn sie sie auf neue Art ineinander wirren; sie spielen mit sich selbst und glauben, sich zu bilden, wenn sie den Sprung von Extrem zu Extrem

Digitized by Google

einüben und ausführen. Ihre Wurzellosigkeit halten sie für Freiheit, ihr willkürliches Sichausdehnen und Wiederzusammenziehen für die Magenbewegung der Verdauung. Der Ausgangspunkt dieser Naturen kann ein zwiefacher sein. Entweder verläßt sie die Sehnsucht, einen Zentralpunkt zu finden, dann werden sie ganz Peripherie, dünne Peripherie wie die Ochsenhaut der Dido und bilden sich ein, all die widersprechenden Dinge, die ihr weiter Kreis umschlossen hält, seien dadurch auch wirklich miteinander verknüpft. Oder es fröstelt sie in ihrer Abgetrenntheit vom organischen Lebensprozeß, dann ziehen sie sich wurmförmig zusammen und winden sich um ihren eigenen Nabel oder um ein Kruzifix herum. In dem einen Fall Indifferentist, aber in dem Sinne, worin sie den Weltgeist für indifferent halten, in dem andern Fanatiker, in beiden die Lüge der Versöhnung gegen Bewußtlosigkeit eintauschend."

So urteilt also einer, der auf den Höhen der Menschheit wandelt, über einen Zeitgenossen, der ihm als Denker und Forscher gegenübersteht! Wohl niemals ist an einem Manne eine solche ungerechte und gehässige Kritik geübt worden. Es war Hebbels gutes Recht, das Werk abzulehnen, wenn es ihm nicht gefiel; aber den Autor in dieser verletzenden Form zu apostrophieren, das ist nicht im guten Sinn kennzeichnend für Hebbels Charakter. Eine Entschuldigung gibt es für Hebbel nicht. Weder aus seinem Temperament noch aus seiner gegensätzlichen Stellung zur Kunst und zu Religion des rheinischen Tyrtäus läßt sich eine Rechtfertigung für ihn herleiten.

Wenn Hebbel schon die Person des Verfassers der „Christlichen Mystik" in dieser unglaublichen Weise herunterreißt, so kann es nicht wunder nehmen, daß er an dem Werke selbst kein gutes Haar läßt. „Man kann das Görressche Buch garnicht als wissenschaftliche Leistung, man muß es als eine psychologische Tatsache betrachten; diese Tatsache ist aber furchtbarer Art. Ist es nicht entsetzlich, daß ein Universitätslehrer sich der Naturphilosophie mit ihrem ganzen inneren Reichtum des äußeren Formalismus nur deshalb bemächtigt hat, um durch ein halb verständiges, halb mysteriöses Räsonnement, durch ein quasipoetisches Motivieren den Defensor der Hexenprozesse zu machen? Dabei hat man fortwährend den Eindruck der Unehrlichkeit. So viel Geist und Gesundheit in den Prämissen, kann sie sich mit soviel Abgeschmacktheit in den Konsequenzen vertragen? Man kommt über diese Frage nicht weg!"

Auf denselben gehässigen Ton wie die Kritik der Mystik sind auch einige andere Äußerungen Hebbels über Görres

Digitized by Google

gestimmt. Am 10. Oktober 1847 vertraut er seinem Tagebuch an: „Die christliche Mystik von Görres hat jetzt in einer Schrift von Daumer ihr antichristliches Gegenstück gefunden. Eben soviel Wahnsinn in den Prämissen und juristische Dialektik in den Konsequenzen. Es wäre entsetzlich, wenn Ruge eine solche Ausgeburt einer perfiden Hypochondrie in seine Protektion nähme, wie ich fast fürchten muß." Das letzte Wort, das Hebbel über Görres geschrieben hat, findet sich im Tagebuch unter dem 15. Oktober 1849: „Es gibt Menschen wie Aeolus-Schläuche: jeder Wind treibt sie, weil er ein Loch in ihrer Brust findet. Ein solcher war der alte Görres."

Das wäre also Joseph Görres nach der Auffassung Friedrich Hebbels! Wahrlich, eine Ausgeburt von Torheit und Scheußlichkeit. Görres ist zu seinen Lebzeiten und auch nach seinem Tode schwer angefeindet und scharf bekämpft worden, aber wie Hebbel hat ihn keiner verunglimpft. Der selbstbewußte Dithmarsche würde es himmelweit von sich gewiesen haben, wenn man behauptet hätte, daß er seinem ehemaligen Lehrer mancherlei verdanke. Und doch hat Görres auf ihn nach vielen Seiten hin nachhaltig eingewirkt. Die Biographen begnügen sich mit ein paar Andeutungen. H. Krumm schreibt: „Auch die romantische Mystik eines Görres berührte den Münchener Studenten, obgleich er, der Romantik früh entwachsen, ihm gegenüber einen kritisch ablehnenden Standpunkt einnahm." (I. S. 57.) Ähnlich urteilen Karl Zeiß, R. M. Werner, O. Walzel und andere Hebbelforscher. Emil Kuhs Ausführungen darüber beweisen lediglich seinen fanatischen Haß gegen alles Katholische. Übereinstimmend führen fast sämtliche Biographen die Entstehung der „Jungfrau von Orleans" und der „Genoveva" auf eine Anregung durch Görres zurück. Doch nicht allein bei diesen beiden Werken machte sich seine Einwirkung geltend. Ohne Zweifel dürfen wir auch den ersten Anstoß zum „Moloch" im Münchener Kolleg bei Görres suchen. In gleicher Weise ist Hebbel in seiner Staats- und Geschichtsauffassung von seinem ehemaligen Lehrer beeinflußt worden. Sagt er doch selbst: „Vielmehr entzündete sich mein Talent an der Geschichte, und daher rührts, daß allen meinen Dramen vom ersten bis zum letzten die sozialen Verhältnisse (freilich nicht im neufranzösischen Sinne) zugrunde liegen, da sich mit dem historischen Blick das Klebenbleiben am Einzelnen durchaus nicht verträgt." Und sein einziger bedeutender Lehrer in der Geschichte während seiner Studentenzeit in München (darüber handelt nämlich die obige Stelle) war eben Görres. Weiterhin sind auch die religionsphilo-

Digitized by Google

sophischen Vorlesungen des Verfassers des „Athanasius" nicht spurlos an Hebbel vorübergegangen. Vielmehr sind tiefe und verborgene Einflüsse auf seine Phantasie und sein Gemütsleben häufig zu erkennen. Görres' Beschäftigung mit den Nachtseiten und Halluzinationen der menschlichen Natur, der Nachdruck, den er auf das Symbolische und Visionäre legte, brachten den auf das Rätselhafte gerichteten Sinn Hebbels in mächtige Schwingungen. „Wie gleichmütig und sicher er auch dem Christentume und jedem Offenbarungsglauben als Behelfen gegenüberstand, die ihn nichts angingen, weil er ihrer nicht bedurfte: der mystische Zug seines Wesens war doch immer in ungedeckter Stellung. Der Gedanke an das Unbegreifliche im Weltlaufe und im Menschendasein durchspann seine ernsten Betrachtungen und erzeugte in seiner Imagination einen Bilderdienst, der das Ungestaltete und Maßlose neben dem einfach Großartigen nicht verschmähte." (E. Kuh, Biographie Friedrich Hebbels, Wien 1872. S. 302.) Viele seiner Personen und Ideen tragen ein mystisches Gepräge. Man denke nur an die großartige Figur des stummen und blinden Samuel in der Judith! Auch die geheimnisvolle Kraft des Ringes im Gyges ist durchaus mystisch. Freilich schlummerte von Anfang an im Innersten des Dichters diese Neigung zum Mystischen, aber der angeborene Sinn ist durch Görres bedeutend erhöht und verstärkt worden. Gerade der mystische Zauber läßt uns manche Kälte und Übertreibung in den Werken Hebbels leichter ertragen.

Es lag mir fern, in dem engen Rahmen eines kurzen Aufsatzes alle Beziehungen zwischen Görres und Hebbel aufzudecken und erschöpfend darzulegen. Man müßte weiter ausholen und sämtliche Werke der beiden Männer bis ins Einzelne analysieren. Eine solche Arbeit wäre lehrreich und verdienstvoll. Doch werden auch die vorstehenden Ausführungen genügen, um zu zeigen, daß Görres auf den norddeutschen Dramatiker nicht bloß zu der Zeit, als dieser ihm zu seinen Füßen saß, eingewirkt, sondern auch später ihn stark beeinflußt hat. Umso mehr muß man sich darüber wundern, daß Hebbel so überaus scharf seine Abneigung gegen Görres betont und dabei vor persönlicher Verunglimpfung nicht zurückgescheut hat. Es fehlte ihm, „dem Menschenfresser", die Fähigkeit, andere Richtungen und Meinungen objektiv und leidenschaftslos zu beurteilen. Die Gegenwart, die dem Lebenswerk des großen Koblenzers weit günstiger gegenübersteht, wird die abfällige Kritik Hebbels als ungerecht und übertrieben ablehnen müssen.

Digitized by Google

Das Pestpfeiferlein.

Von M. Herbert, Regensburg.

Das war zu schweren Zeiten,
In Tagen grimmer Not,
Da ritt ein schwarzer Reiter
Landauf, landein! der Tod.

Er hieß: das große Sterben;
Er zwang in seinen Tanz
Den König und den Bettler,
Die Braut im Hochzeitskranz.

Die Wunden, Krückenlahmen,
Ließ er am Wege stehn,
Er wollte mit den Jungen
Sich gern im Reigen drehn.

Wie Höllenwind sein Atem,
Sein Griff wie Schicksal schwer,
Und was er auch berühret
Ward schwarz und hohl wie er.

Das Kindlein in der Wiegen,
Den kühnen Landsknechtsmann,
Die Herren von den Burgen
Zwang er in seinen Bann.

Er stieß den stolzen Fürsten
Herab vom Schimmelroß,
Er nahm den Fahnenjunker,
Er nahm den ganzen Troß.

Er nahm die große Trommel
Dem tapfern Korporal,
Tat selbst den Wirbel schlagen,
Der rollte dumpf durchs Tal.

Komm, Schäfer, von der Weide!
Komm, Schiffer, von dem Strom!
Ihr Ratsherrn aus dem Saale —
Herr Bischof aus dem Dom!

Der Sterb rief fromme Nonnen
Und auch die Buhlerin,
Den Pred'ger von der Kanzel,
Den Wuch'rer vom Gewinn.

Digitized by Google

Da loſch das friſche Lachen
Um manchen roten Mund,
Da klang nicht Lied, noch G'ſpaſſen,
Kein Feſtgeſpiel im Rund.

Es lagen tief im Dunklen
Die bangen Häuſerreihn,
Und wo noch Kerzen flammten,
Da war's am Leichenſchrein.

Wo ſich noch Stimmen hoben,
Da war's zum Bußgebet.
Die Totenkarren fuhren
Zum Friedhof früh und ſpät.

Wachholderpfannen ſchwehlten,
Pechfackeln glühten rot.
In Kirchenſchiffen weinte
Des Volkes Angſt und Not.

Die Welt war ganz verſunken
Und mutlos, ſtarr wie Stein.
Es grellte durch die Straßen
Der Schrei der Litanein.

Miserere nobis, Dominus!

* * *

Nur noch ein junger Pfeifer
War in der grauen Stadt
Der Spielen nicht und Singen
Dem Sterb geopfert hat.

Er gab ſich nicht bezwungen,
Er lachte frank und frei.
Schnitt ſich von Bachesweiden
Die liebliche Schalmei:
Trara — trara, ſüß Lieb, der Lenz iſt da!

Süß Lieb, nun laß dein Weinen ſein!
Süß Lieb, du ſollſt nicht ſterben!
Ich bin dein Knab und Pfeiferlein,
Will um dein Herzlein werben.
Trara — trara, ſüß Lieb, der Lenz iſt da!

Was kümmert uns der Totentanz?
Wir haltens mit dem Leben.
Mir blüht des Mutes friſcher Kranz,
Den Kranz will ich dir geben!
Trara — trara, ſüß Lieb, der Lenz iſt da!

Digitized by Google

Süß Lieb, nun ſchmück die Locken fein
Mit Roſen und Violen,
Mit Rosmarin und Veigelein,
Mit Nelken und Gladiolen!
Süß Lieb, du ſollſt die Schönſte ſein,
Wer lacht, der darf nicht ſterben.
Reich mir dein rot, rot Mündelein,
Ich will dein Herz erwerben.
Trara, — trara, ſüß Lieb, der Lenz iſt da.

* * *

Es ging in Morgenſtrahlen
Schon früh durch Flur und Hain,
Schon früh durch Tau und Blumen,
Das junge Pfeiferlein.

Sein Herz war ganz voll Freude,
Sie ſprengte ihm die Bruſt,
Er mußte ſingen, ſingen,
Von Glück und Lebensluſt.

Er blies ſo frohe Lieder,
Daß Gott vom Himmelszelt
Sich lächelnd niederbeugte,
Zu lauſchen nach der Welt.

Er fand ſo holde Weiſen,
Er blies ſo fromm und lind,
Daß ſich Maria ſelber
Ihm neigte mit dem Kind.

Da ſprach die Benedeite:
Ich ſegne die Schalmei!
Ich will ihr leihn und ſchenken
Des Himmels Melodei.

Da ſprach die Benedeite:
Du ſollſt mein Ritter ſein,
Ich will mit reinem Kuſſe
All deine Lieder weihn.
All deine Lieder weihn.

* * *

Einſt hat das wonn'ge Blaſen
Der ſchwarze Tod erlauſcht —
Mit hochgeſchwungner Senſe
Kam er dahergerauſcht.

Digitized by Google

Der Knabe ſaß und lachte. —
Nie war ſein Lied ſo ſüß.
Ihm ſchien, er hörte ſingen
Im heil'gen Paradies.
Und zu der Engel Reigen
In Gottes ew'gem Mai,
Blies er verzückter Seele
Die liebliche Schalmei.
Die liebliche Schalmei.

Dem Tode ſank die Senſe,
Er ſaß am Rain im Ried
Und ward nicht müd zu lauſchen
Des Pfeifers ſel'gem Lied.
Und er vergaß zu mähen
Er rief nicht mehr zum Tanz.
Er ſchaute ſtill verloren
In Abendrotes Glanz.

Da ſchritt der junge Pfeifer
Zur alten Stadt hinein,
Er ließ ſein Liedlein klingen,
Er blies ſtraßaus, ſtraßein.
Sein Lied war wie das Leben. —
Ein Heiltrank und Arznei
Drang in die müden Seelen
Die fröhliche Schalmei.

Sie machte tote Hoffnung
Und ſchlummernd Lachen wach!
Dem Pfeifer liefen Kindlein
Mit Roſen-Kränzen nach.
Trara — trara, ſüß Lieb der Lenz iſt da!

Digitized by Google

„Österreichisch".

Von Dr. Richard Schaukal, Wien.

Wer „Österreicher" sagt, ohne selbst einer zu sein, meint etwas anderes, als wenn's der Österreicher von sich selbst sagt. Jener hat in Österreich den und den kennen gelernt und spricht von ihnen als von Österreichern. Er meint's sozusagen geographisch; fast scheint's eine Rahmenbezeichnung: das Bild ist zu wechseln. Wenn aber der Österreicher von sich selbst „Österreicher" sagt, dann hat er immer den Gegensatz dazu, irgend einen Gegensatz, im Sinne, wohl auch im Munde, von dem sich erst die Bedeutung „Österreicher" scharf abhebt: den Ungarn, den Reichsdeutschen oder „geographische" Österreicher, die es ihm nicht wirklich sind.

Der österreichische Deutsche gebraucht das Wort „Österreicher", zumal wenn ers historisch-psychologisch verwendet, manchmal auch für den Ungarn, er nimmt den Ungarn in sein weiteres Vaterlandsgefühl mit auf (sehr gegen ungarische Anschauung und Empfindung). „Das ist mein Österreich", schwelgt der von seinen Eigenschaften — Vorzügen und Mängeln — zuweilen Berauschte. „Das ist wieder einmal österreichisch", schimpft der über ein Ganzes, indem er sich bewußtermaßen mit einbegreift, öfters nicht eben Entzückte.

Es ist vorzugsweise der Deutsche Österreichs, der im Guten und im Bösen etwas als österreichisch, sich als Österreicher empfindet. (Der österreichische deutsche Beamte zumal hat ein Österreichertum in sich entwickelt, das ein Glaube und eine Vernunft zugleich ist, ohne daß es Staatsbewußtsein zu sein braucht; wenn ihm auch gewiß ein mehr oder weniger dumpfes Staatsgefühl zugrunde liegt).

Wenn der Deutsche — gleich ob „reichsdeutsch" oder „stammverwandt" — etwas als deutsch empfindet und bezeichnet, sind das immer seelische Gewichtigkeiten, Zustände und Eigenschaften, die als zum Charakter des irgendwie als Ganzen ins Auge gefaßten Erbeigentümlichen an Volkschaft, Sitte, Sprachgeist, Gemeingeschichte gehörig gefühlt werden. Er sagt „deutsch" und meint Eigenbrödelei so gut wie Gemeinschaftssinn, Zwiespalt uud Einigkeit, Individualismus und Staatsromantik, Vernunft und Phantastik, Herder und Lavater, Busch und Storm, Bismarck und Wagner, Jahn und Scheffel, Menzel und Fichte, Böcklin und Uhland, Bach und Kant, Unverträglich-Vereinbares,

Digitized by Google

Gegensätze, die gegeneinander gespreizt Stützen sind eines Verschiedenartig-Einen.

Anders ist es, wenn der Österreicher „österreichisch" sagt. Zwar von außen heftet man ihms auch an in bestimmter historisch-vernunftmäßiger Ausdeutung: Maria Theresia, Hofkriegsrat, Metternich, Grillparzer, Mozart, Strauß, Radetzky. Er aber sagts von sich aus anders, wenn ers eigentlich meint (mögen auch all die historischen Momente mit darin umgehen). Er sagts ganz subjektiv, trägt immer seine persönliche Kritik in die Masse wie einen Sauerteig, eine Kritik, die Liebe ist, aber selbstquälerische, auch im Zustand der — vorübergehenden — Verliebtheit. Es ist nicht ein umrandetes Objekt, das ihm Betrachtungsweisen abnötigt, das ihm, abgelöst vom Betrachter (der sich zwar, als Deutscher im Deutschen, darin spiegelt, es aber im Betrachten nicht ist) „vorliegt", es ist immer er selbst in Beziehung auf ein Thema, er selbst in Kampf oder Umarmung mit einer Ergänzung seiner selbst, die ihm entspricht oder widerspricht, ihn aber, so oder so, erst zu sich macht, ausmacht. Wenn der Österreicher „österreichisch" sagt, gibt er einer Stimmung, nicht einem Urteil Ausdruck, einer Stimmung, von der aus überhaupt keine Urteile möglich sind, da zu einem Urteil zwei gehören, er aber zusammen mit dem, was er meint, in wechselnden Übergängen, jeweils eins ist. Er urteilt nicht über „Österreich" als „Österreichischem", er ist in einem Gemütszustand, den er sich selbst bloß zum Bewußtsein bringt (etwas dem Künstlertum, wo es sich selbst darstellt, Verwandtes wie bei Hoffmann etwa in den großen Kreislerfragmenten).

Der Österreicher ist als Österreicher nie abstrakt, sondern eine Wallung seiner Elemente, die zwar in die Sprache der Vernunft zu übertragen, in ihr sozusagen graphisch darzustellen ist (andeutungsweise, in konventionellen Zeichen, für Leute, die miteinander übereingekommen sind, wie sie es, bis auf weiteres, meinen), eigentlich, an sich aber nur nach ihren eigenen, den zu erfühlenden Gesetzen ihrer jeweiligen Ursachen begreifbar bleibt. Das heißt, man muß Österreicher sein, um das — „restlos" ist der schnöde Terminus — mitzuerleben, was ihm „österreichisches" Erlebnis ist. Der Deutsche — auch der österreichische, als „Deutscher", — hats einfacher. Er schlägt gleichsam sein Deutschtum im Lexikon nach; dort hat ers auseinandergelegt, für den Verstand vergegenständlicht, ein für allemal stehen (was dazu kommt, ist bloß Supplement im Sinn des Ganzen). Der Österreicher aber wird vom Österreichischen stets wieder persönlich überfallen, hergenommen und umgetrieben; es fährt in ihn und bringt

Digitized by Google

ihn „außer sich" (oder umgekehrt). Die österreichischen „Nationen" haben ihre feste Form, aus der heraus sie mit fast maskenhaften Zügen doktrinäre oder praktische Politik treiben; der wirkliche Österreicher, der, in dem der Geist des „Begriffs" Österreich als lebendes Symbol umgeht, der sich als seine Individuation fühlt, hat gar keine Züge, sondern eine seinen Ausdruck stets erschaffende Seele, ein perpetuum mobile, das Staat, Dynastie, Volk, Partei, Schicht, Klasse, Bildungsstufe, Tradition, Familie zugleich ist, verkörpert in einem selbst belanglosen oder bedeutenden Individuum österreichischen Selbstgefühls. Der Schatten, den dieses Individuum in der Zeit wirft, richtet sich nach seiner Gegenwärtigkeit. Solche österreichische Schattenumrisse aufzufangen und zu pressen, wäre ein für Psychologen höherer Richtung nicht undankbares Geschäft. Die Tatsache aber, daß jeder je nach seiner „Wallung" immer wieder einen andern Schatten wirft, macht das Erfassen spezifisch österreichischer Persönlichkeiten von großem Wallungsreichtum — Wallenstein, Grillparzer, Raimund — so unendlich schwer. Es ist sehr einfach, Wallenstein als Condottiere, Grillparzer als Dichter „aufzufassen" und ihnen so ein Drahtgestell unterzuschieben, das man nicht aus den Augen läßt; begreifen wird man den echten Österreicher auf solche schematische, das ist zurecht fälschende Weise niemals. „Es ist schwer, Mensch zu sein", lautet ein scheinbar banales Diktum, das einen Österreicher zum Verfasser haben könnte.

• • •

Gott weiß allein . . .

Von Ilse Franke, Freiburg.

Gott weiß allein, wie viel ich schuldig bin,
Wie tausendfach ich Dank und Preis vergaß.
Und dennoch hatt' ich alle Wesen lieb,
Und segnend gab mein Herz, was es besaß.

Doch nie genug. Wer tat dir je genug,
Sich und der Welt, der deine Kraft erkannt?
Ach, alle Menschengröße ist ein Trug.
Gieß Gnade, Gnade, Gnade übers Land!

• • •

Digitized by Google

Meranerlenz 1916.

Von Pater Gaudentius Koch, Meran.

Ein sonnger Söller hängt ins Klosterhöfchen,
Dort ruft die Drossel mich in luftgem Bauer:
Ein Sonntagmorgen beut ja kurze Rast.
Weiß zieht sich übern Hof der Berge Kranz,
Derweil der März des Frühlings Reigen führt:
Leuchtfäden spann er um der Büsche Reisig,
Und ladt zum Elfentanz der Fliegen Chor,
Zum Gaukelspiel lockt der Zitronenfalter,
Küßt jeder Blüte Mund und nascht den Honig,
Die erste Biene lobt des Werkmanns Schaffen,
Der früh und spät allein für andre lebt.
Und rings am Söller stellt uns die Glyzinie,
Vertrauend stolz der eignen Schöpfungskraft,
Die strammen Sprossen zu des Lebens Wettkampf.
Geruhig blickt ins Land der Berge Kranz,
So wie ein schneeig Haupt im Kreis der Jungen:
Der Klugheit, mahnt sein Wort, winkt je der Preis,
Der Brunnen rauscht, (graniten steht sein Becken),
Das alte Lied vom Kommen und vom Gehn:
Gießt auch viel Leben aus der harte Weltkrieg,
Aus frischem Quell entspringt das Leben neu.
So kündt die Mahnung wohl der Sonnenuhr,
Die nah den Zellen an der Mauer wacht.
Ans Zifferblatt lehnt sich der Sensenmann
Und groß am Blaugrund steht Memento mori:
Des Zeigers Schatten weist auf acht Uhr Früh.
Kein Ruf, o Mensch, hat solch Fanfarenschmettern,
Denn hörnerblasend jagt der Tod durchs Land.
Wir hörtens eh zur Nacht am Söllerbänklein,
Hier aus Galizien saß der Feldkurat,
Im Brüderkreis gemach das Pfeifchen schmauchend:
Wer glaubte, meint er, die Masurenschlacht,
Der Kaiser wiegte stumm das Silberhaupt;
Doch Gottes Heere schlossen selbst den Ring,
Nur ihren Stapfen folgte Hindenburg:
Im Steppensumpf war das ein gierig Gurgeln
Und meilenweit der schrille Todesschrei.
Zu Gorlice sahn wir den Jüngsten Tag,
Fast dreißig Stunden währt' das Trommelfeuer,
Ein Krachen wars gleich hundert Hochgewittern,
Aus tausend Schlünden barst der Wolken Ingrimm,

Digitized by Google

Noch seh den Greis ich fliehn in grausem Irrwahn,
Die Flammen schilt er seine geilen Töchter,
Wo Mütterscharen durch den Hagel wimmern:
An achtzigtausend lagen Feinde tot,
Heiß war der Tag, doch offen Rußlands Burgtor.
Und sieh, am Dach entschwebt der Küche Rauch,
Keck in die Bläue langt der alte Schornstein,
So quoll der Lande Schuld zum Richterstuhl:
Und hat uns Gott die Welt so schön gebaut,
Die Lose treu verteilt von End zu End.
Beim Nachbar Christianell wie grünt die Weide.
Erst wars ein Odem nur, ein goldner Schimmern,
Doch allzu leuchtend ward der warme Hauch.
Schien matter auch seit manchem Lenz die Weide,
Da sie den Garten ziert, das Haus befriedet:
Seht hin, so heiter wie ein gütig Lächeln.
Ganz wie beim Weib, dem Mann vermählt seit Jahren,
Ihr Antlitz schien ihm bleich, müd oft die Hand;
Ach, welkten ihrer Schönheit holde Lenze,
Sie waren sein und sind für ihn verblüht.
Und itzt zum Feiertag, tritt sie hervor,
O so ers recht bedenkt, wie gut dies Herz,
Sich gleich und rührig stets, nachgiebig, schweigsam:
Scheint sie ihm schöner als am ersten Tag,
Sing, Drossel, froh bei solcher Maienlust.
Und grüßt vom Gärtchen nicht japanscher Goldlack?
Sing drum dein Lied: Zieht bald nach Lichtmeßtagen
Frau Sonne leicht herauf den Weltenpfad
Und schaut ihr Auge das Burggrafenamt,
Drückt selig sie es an ihr Angesicht,
Und sieh, von ihrem Haar an Busch und Strauch
Das klare Gold, noch warm von Mutterliebe:
Sing, Drossel, sing, heut ist ein Tag des Herrn.
Und dennoch, wie's vom Hügel widerhallt,
Tönt nicht ein Weinen aus der Amsel Sang?
Schlägt auch Natur im Blust das Kindesauge
Stets heiter auf, es ist mit Tau gefüllt:
Ein großes Klagen geht durch unsern Lenz.
Am Küchelberg blühn rot die Pfirsichreihen.
Und ob der Hang noch feucht im Schatten ruht,
Die Sonne streift schon ihre Blütenkronen;
Des Berges Antlitz braun und wetterfurchig,
Ein alt Gestein, beginnt wie Glut zu leuchten:
So wie des deutschen Mannes Angesicht
Sich dieser Zeit in heißer Röte malt.
Hört, hört ihr nicht der Krieger Schlachtgesang?

Digitized by Google

Durchs Stadttor dröhnt aus Erz ihr flotter Schritt
Und Deutschland über alles hallt es fern.
Nur mir ist bang, da rings die Rebe weint,
Seit Tagen trifft der Träne Laut das Erdreich;
So sucht des Heilands Messer unsern Weinstock
Und doch ist neidenswert der Zweige Los.
Drunt weisen starken Trieb die Rosenbäumchen,
Braunrot durchglüt vom frühen Sonnenglast;
Von Liebe haben sie so viel zu sagen,
Nie früh genug beginnt ihr volles Herz.
So wie ein Kind, zum Fest gesandt als Bote,
Erst beinah schüchtern an der Glocke zieht,
Doch gleich verdoppelnd seiner Pulse Zahl,
Von Lippen rot, der Seele Drang nicht meisternd,
Schon auf der Schwelle sein Gedicht beginnt.
So künd uns Minne der Meranerlenz:
Schwer ist ein Kreuz auf unser Land gelegt,
Doch preist Tirol, o Gott, nur deine Güte,
Wir können Liebes tun wie keiner Zeit.
Erbarmen, Herr, wir sind aus Lehm gebaut,
Schrein auf aus Sturm und Krieg Millionen Augen;
Doch kränzen wir mit Rosen, Herr, dein Kreuz,
O reicher als zur Früchtezeit im Spätjahr
Ersteht ein Völkerlenz der Herbstlanderde.

• • •

Vorm Friedhof.

Von Ferdinand Mayer, Wien.

Schon spannen Dämmerboote schaukelnd ihre frischen
Segel aus und eine karge Neige milder
Abendglut verglimmt in Friedhofsnischen.

Die Schwermut pflanzt schon in den Vorraum Nachtviolen
Und die Hand des Mondes wirft verzerrte Bilder
Auf die Fährten hin. Wie finstre Dohlen

Kauern grauenhafte Schatten in den Zweigen
Und schrecken leidenschaftlich auf, wenn in ihr Schweigen
Ein Laut des Windes stößt. Die Nummern

Und die Schriften sprechen eine fremde Weise
Und aus der Gräber grauem Kleid klingt geisterleise
Der Heimgegangnen sanftes Schlummern.

• • •

Digitized by Google

Über eine Grundfrage katholischer Literaturarbeit.

Dichtung und Moral.*)

Von Dr. Oskar Katann, Wien.

Die Worte „Dichtung und Moral" enthalten ein vielumstrittenes Problem, dessen Begriffsbestandteile gleichwohl nicht selten wenig geklärt sind. Wie sich der Genuß an Dichtungen und die Moral zueinander stellen, welches ihre Zusammenhänge und Verzweigungen sind, darüber wird zwar viel gesprochen, aber meistenteils sind die dabei verwendeten Begriffe nicht scharf genug gefaßt.

Wer die Begriffe „Dichtung und Moral" in ihrem Verhältnisse zueinander bestimmen will, muß vor allem jene als seine wissenschaftlichen Gegner betrachten, die eine Zusammenstellung der Begriffe Kunst und Moral von vorneherein als untunlich zurückweisen, die überhaupt leugnen, daß Kunst und Moral irgendwie etwas miteinander zu tun haben, irgendwie miteinander in Verbindung treten können. Die das behaupten, sind nun freilich merkwürdige Käuze. Denn jedes Handeln des Menschen hat mit Moral zu tun, ist erlaubt oder nicht erlaubt, genau so weit, als es als gut oder schlecht erkannt wird und freiwillig ist. Nur dort, wo von einer Erkenntnis des Guten und Schlechten und von einer freien Wahl eines Willens die Rede ist, kann auch von Moral gesprochen werden. Aber überall dort, wo Erkenntnis und Wahl stattfindet, muß auch die Handlung moralisch oder unmoralisch genannt werden. Sobald daher feststeht, daß der ästhetische Genuß oder etwas an demselben irgendwie freiwillig ist und überhaupt ein Moralgesetz, wenn auch nur für ein Subjekt, besteht, ist auch schon die Berechtigung der Zusammenstellung der Begriffe „Dichtung und Moral" gegeben und die Notwendigkeit, ihren Bereich abzugrenzen und ihr Verhältnis zueinander zu untersuchen. Es wäre ja auch

*) Vom pastoralen Standpunkt hat Falkenberg in seiner „katholischen Selbstvergiftung" diese Frage erörtert, sodann Dyroff (Kunst und Sittlichkeit in der „Bücherwelt" 1908, Nr. 1 u. 2), der den ästhetischen Gesichtspunkt in den Vordergrund stellte, zuletzt Künzle in seinem Buch „Ethik und Ästhetik" 1910. Man vergleiche auch den historischen Abschnitt in Reich „Kunst und Moral" 1901.

Digitized by Google

geradezu wunderlich, wenn die Dichtung, deren allumfassenden Wert man nicht müde wird zu betonen, alle höheren Betätigungsweisen der Seele in Anspruch nähme, die moralische Sphäre aber in keiner Weise berührte. Damit ist zugleich angedeutet, daß die Frage nach der Moralität der Dichtung nicht nur eine Frage der Jugenderziehung ist, sondern ebenso den reifen Menschen angeht, wenn auch nicht in ganz gleicher Art und Weise.

In der Tat weist auch die alltägliche Erfahrung auf einen Zusammenhang zwischen Dichtung und Moral hin. In der gröbsten Art beweist ihn die Kriminalstatistik und der Gerichtssaal, der uns nicht nur jugendliche Verbrecher vorführt, die offenkundig durch Kriminalromane und minderwertige Literatur nach ihren eigenen Angaben ihrer Laufbahn zugeführt wurden. Gewiß, die Kriminalistik bietet durchaus grobe Fälle des Einflusses der Literatur auf die Moralität, aber gerade deshalb läßt sich an ihr dieser Einfluß mit Händen greifen. Wenn selbst bei sittlich minderwertigen Individuen ein Einfluß zu konstatieren ist, umwievielmehr muß ein solcher — sollte man glauben — bei sittlich empfänglicheren Naturen stathaben? Und bietet uns nicht die Geschichte eine Fülle von Beispielen? Wie oft lesen wir in den Memoiren oder Biographien bedeutender Menschen von dem Einfluß, den ein Werk der Dichtung auf ihre Willensratschlüsse und Lebensrichtung ausübte. Und gerade die moderne Literaturwissenschaft legt ja auf den Nachweis dieses Einflusses das Hauptgewicht, wenn sie es versucht, eine Entwicklungsgeschichte der Persönlichkeit zu geben und fast wie mit dem Seziermesser kaum bemerkbare Abhängigkeiten und Beeinflussungen durch Personen oder Gegenstände nachweist und das Milieu schildert, in dem das Individuum aufwuchs. Es ist nicht einzusehen, warum gerade die Willenssphäre keiner Entwicklung und Beeinflussung unterliegen sollte, da doch alles im menschlichen Leben, die intellektuelle Entwicklung sogut wie die künstlerische einer solchen Beeinflussung unterliegt.

Moderne Ästhetiker wie Volkelt oder Müller Freienfels leugnen denn auch eine Wechselbeziehung von Kunst und Moral nicht; es sei, sagt der zuletzt genannte Psychologe (Psychologie der Kunst II. 198), eine Ausschaltung der Wirkungen der künstlerischen Erlebnisse auf das übrige Leben nicht möglich, da die Seele stets eine Einheit sei. Das ist sehr richtig gesprochen. Man mag immerhin annehmen, wie namentlich Hamann herausgearbeitet hat, daß der ästhetische Erlebniskomplex den Charakter einer irgendwie beschaffenen Isolierung trägt, die den ästhetischen Komplex

Digitized by Google

von den Erlebnissen des praktischen oder theoretischen Lebens trennt und unterscheidet. In keinem Fall aber kann diese Isolierung so groß sein, daß das künstlerische Erlebnis gar nicht auf die Seele mit ihren Fähigkeiten und Gewohnheiten einwirke. Wäre dies der Fall, dann könnte der Zustand des ästhetischen Genusses keine Wirkung im Gedächtnis hinterlassen und es führte keine Brücke an den Betätigungsweisen des praktischen Lebens zur Betätigung derselben Seele im ästhetischen Erlebnis. Im Gegenteil sehen wir jedoch, daß der ästhetische Erlebniskomplex denselben Gesetzen wie die übrigen seelischen Betätigungen unterworfen ist, daß uns das praktische Leben beim ästhetischen Genuß nicht völlig verläßt, sondern daß vielmehr die Erfahrungen und Erlebnisse unseres alltäglichen Verhaltens modifizierend auf unser ästhetisches Erlebnis einwirken, was jede Erörterung über die Rolle der Assoziationen in der Dichtung unwiderleglich beweist. Erfahrungsgemäß läßt der Kunstgenuß infolge der Einheit der Seele Nachwirkungen in derselben zurück, und das durch und an der Dichtung Erlebte wirkt anderseits wieder auf das praktische Leben hemmend oder fördernd ein. Eine vollkommene Isolierung des Kunsterlebnisses gegenüber den übrigen Betätigungen der Seele ist also nicht vorhanden, und so ergibt sich schon daraus, daß auch eine Ausschaltung der sittlichen Werte von der Kunst ganz und gar unmöglich ist.

Andere wollen ihren Einwand gegen eine Erörterung des Verhältnisses von Kunst und Sittlichkeit wieder anders formulieren. Es sei — sagen sie — das Merkmal eines jeden wahren Kunstgenusses „uninteressiert", „willenlos" zu sein, und sie berufen sich mit ihrer Formel auf Kant. Wir wollen diese Frage jetzt nicht entscheiden. Möglich, sogar wahrscheinlich, daß diese Ausdrucksweise nicht falsch ist, wenigstens insoferne nicht, als das ästhetische Erlebnis wesentlich in einem „Schauen" besteht. Aber derjenige ist im Irrtum, der glaubt, durch diese Worte jede Erörterung des Verhältnisses von Dichtung und Moral als überflüssig dargelegt zu haben. Denn man muß nicht die in allem vollkommenste Dichtung im Auge haben — die möglicherweise überhaupt nicht zu verwirklichen ist — um von dem Verhältnis von Dichtung und Moral zu sprechen. Und ebensowenig muß man den vollkommensten ästhetischen Genuß heranziehen, der, wie am kräftigsten von Volkelt betont wird, ja auch nur sehr selten einem Kunstwerk gegenüber erreicht wird. Sondern es genügt, um die Begriffe Dichtung und Moral mit Berechtigung zusammenzustellen und zu vergleichen, daß die Dichtung als objektiv

Digitized by Google

Gegebenes irgend einen Bezug zur Moral haben kann oder unter Umständen hat. Ob dieser Bezug bei jedem Kunstwerk und jedem ästhetischen Erlebnis notwendig verwirklicht ist oder nicht, das ist eine weitere Frage, die erst aufgeworfen werden kann, wenn man sich schon in der Untersuchung über das Verhältnis von Kunst und Sittlichkeit befindet. Vorausgesetzt aber, daß das „willenslose" Verhalten ein Merkmal des echten Kunstgenusses sei, so ist zum mindesten die Beziehung des Kunstwerkes zur Moral gegeben, daß es keine unmoralischen Willensakte zur Folge haben dürfe, wenn anders es echten Kunstgenuß erwecken soll. Dann ist aber zu untersuchen, was ein unmoralischer Willensakt ist und welchen Zusammenhang er mit dem ästhetischen Erlebniskomplex haben kann.

Wird der genannte Einwurf von Seite mancher Ästhetiker vorgebracht, so ein anderer von Seite der Moralisten. Man sagt, „dem Reinen ist alles rein." Darauf hat schon Förster entgegnet: „Wer von uns aber ist rein?" Nur ein schlechter Psychologe kann darauf antworten: wir alle oder auch nur die Mehrzahl der Gebildeten. Goethe freilich, der „Olympier", kannte ein von der Leidenschaft erhitztes Blut und bekannte, seine Einbildungskraft sei entzündet. Und selbst der kühle Lessing muß von Ovids Schilderung der Lesbia bekennen, daß sie mit wollüstiger Trunkenheit erfolge, die uns so leicht gefangennehme. Beide sprechen damit freilich nicht von Moral, wohl aber von den Affekten. Wie wir uns aber zu den Affekten stellen, das gehört unmittelbar in das Gebiet der Moral, insoweit sie erlaubte und nicht erlaubte Affekte kennt. Daß die „Reinen" so rein sind, daß sich in ihnen nicht einmal unerlaubte Affekte regen, zu denen ihr Wille billigend oder abweisend Stellung zu nehmen hat, wie diese unpsychologischen Psychologen annehmen, das heißt das Ideal der Heiligen ins Extreme überbieten und das stoische Ideal des leidenschaftlichen Menschen als tatsächlich ausgeben — oder aber die Moral überhaupt negieren!

Der Grundsatz, daß wir erst beim Eintritt der Willenstätigkeit des Genießenden von Moral oder Unmoral reden können, läßt deutlich erscheinen, daß es sich bei einer Untersuchung über Dichtung und Moral nicht um das Verhältnis der moralischen oder unmoralischen Grundsätze zur Dichtung handeln kann. Gewiß können auch Grundsätze gebilligt oder zurückgewiesen werden, und unser Verhalten den Grundsätzen und Ideen gegenüber kann unmoralisch sein wie eben jede Handlung. Aber insofern Grundsätze, Ideen als Wahrheit oder Unwahrheit von den Dichtungen

Digitized by Google

vertreten werden, fallen sie unter das Kapitel „Der Wahrheit in der Dichtung" (Vergl. meinen Artikel im Gral IX, 227). Insofern „unsittliche Ideen", „moralische Tendenzen" usf. vom Kunstwerk dargestellt werden, liegt zunächst ein Fehler gegen die Wahrheit vor und nichts weiter, es sei denn, daß eine Freude an der als solche erkannten Unwahrheit eintritt usf., das wird sehr häufig verkannt. Aber auch die Erkenntnis der schlechten Handlung, des schlechten Charakters usf. fällt zunächst unter das Kapitel der „Wahrheit der Dichtung", genau soweit als es sich um eine Erkenntnis handelt. Gewiß, rufen diese Erkenntnisse verschiedene Affekte der Freude, der Trauer, des Zornes usf. wach, und um diese Affekte, deren Güte und Freiwilligkeit, handelt es sich aber bei der Frage der Moralität des Genusses. Aber nichts destoweniger liegt, wenn das Böse als solches erkannt wird, eine Erkenntnis der Nichtübereinstimmung eines Dinges oder Verhältnisses mit einer ethischen Idee vor, die nach unserer Ansicht gerügt werden muß. Und insofern unterliegt auch das in der Dichtung dargestellte Schlechte den Bestimmungen, die in einem Kapitel „Die Wahrheit der Dichtung" zu erörtern sind. Es ist ja auch die Häßlichkeit des ethisch Schlechten (Künzle 113) zunächst davon abzuleiten, daß es den Forderungen des Verstandes ins Gesicht schlägt.*)

Im eigentlich moralischen Bereiche sagten wir, befinden wir uns erst, wenn unser Wille sich zu dem erkannten Gegenstande in Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung setzt, begehrt oder verabscheut, zuläßt oder abweist. Auf den Willen kommt es in erster Linie an, erst in zweiter Linie darauf, worauf er gerichtet ist, die Willenshandlung ist vor allem nicht zu verwechseln mit der Billigung oder Mißbilligung des jeder Willenskraft vorausgehenden Gewissens, das einen beabsichtigten Akt gut oder schlecht findet, rät oder abmahnt. Denn dies ist nichts anders als ein Urteil, das auf einen vorgestellten praktischen Fall Anwendung findet. Noch weniger

*) Bezüglich des Erkenntniswertes der Personifikation des Bösen und dessen Häßlichkeit ist mit Künzle zu erinnern, daß es etwas nur Böses nicht gibt, sodaß nicht einmal der Teufel, den wir als Personifikation des Bösen aufzufassen gewöhnt sind, im theologischen Sinn nur böse wäre. Vielmehr ist das Wesen des Teufels und seine Kräfte wie alles andere geschaffene (resistirende) gut, da ja für das Seiende überhaupt der Satz gilt ens et verum et bonum convertuntur. Das Unmoralische als solches darzustellen ist nicht möglich, da eben das Übel als Mangel (Privatim) nur an einem an sich Guten bestehen kann (Künzle 113). Es ist also auch die verkörperte Bosheit tatsächlich nicht in ihrer Gänze unwahr und daher auch nicht in ihrer Gänze häßlich. Aus diesem Grund ist es auch möglich, an der Form, wie z. B. ein Diebstahl ausgeführt wird, Gefallen haben zu dürfen.

Digitized by Google

natürlich ist die Willenshandlung mit dem nachfolgenden Gewissen zu verwechseln, das eine geschehene Tat billigt oder verurteilt. Auch diese beiden praktischen Urteile können sich im ästhetischen Genießen geltend machen. Richtig ist auch, daß das vorausgehende Gewissen immer funktionieren muß, wenigstens andeutungsweise, damit von einem moralischen oder unmoralischen Handeln die Rede sein kann. Aber deshalb bleibt doch bestehen, daß die eigentlich moralische Tat nur in der Willenshandlung besteht, die einen Akt zu einem freiwilligen macht. Diese ist eine Billigung oder Nichtbilligung des Willens. Diese Duldung kann sich nun — es ist unerläßlich, einige Grundsätze der Moral ins Gedächtnis zurückzurufen, da das Problem nur an der Hand einer bestimmten Moral erörtert und gelöst werden kann — auf die Leidenschaften (Affekte) als solche beziehen oder auf ihre Ursachen und Anlässe oder ihre Folgen. Da im ästhetischen Erlebnis der Dichtung die Empfindungen, Vorstellungen und Gedanken das feste Gerippe bilden, an das sich Affekte und Stimmungen anschließen, so bezieht sich die Duldung des Willens zunächst auf die moralischen Tätigkeiten, dann auf die von denselben geweckten Affekte und was sie zur Folge haben. Je nachdem diese Empfindungen, Vorstellungen, Gedanken, Affekte u. s. f. — Taten im vulgären Sinne des Wortes kommen im ästhetischen Erlebnis nicht vor — als gut oder schlecht, erlaubt oder unerlaubt angesehen werden und je nachdem der Wille sich duldend oder nicht dazu verhält, ergeben sich die Unterschiede der ethischen Meinungen und der Moralität.

●●●

Dereinst — — —

Von Hans Sturm, Düren.

Fern, durch ungemessne Räume
Gleiten unsre tiefsten Träume
Still hinein ins Sternenland . . .

Hinter tausend Weltensternen
Und der Sphären ewgem Tanz
Harrt auf uns in Sonnenfernen
Still ein großer, heiliger Glanz . . .

●●●

Digitized by Google

Stimmen der Zeit

Wir kommen wieder einmal zu spät!

Während wir in unseren katholischen Zeitungen spaltenlange Betrachtungen über das deutsche Theaterelend schreiben, in unseren Vereinen die sittliche Verlotterung der Bühne beklagen, haben sich — andere Leute zur Tat aufgerafft und in der Stille einen „Verband zur Förderung deutscher Theaterkultur" gegründet, der sich eine „zielbewußte Beeinflussung des Theaters durch die künstlerisch und sittlich ernst denkenden Kreise unseres Volkes" und die Schaffung eines Bühnenbetriebes, der „deutscher Bildung und deutscher Gesittung Hort und Ehre ist", zur Aufgabe gesetzt hat. Es ist also so ziemlich dasselbe geschehen, was seinerzeit im Gral als die einzig mögliche Rettung aus dem Theatersumpf den Katholiken empfohlen wurde — man hat zur Selbsthilfe gegriffen. Aber die zu dieser Selbsthilfe am nächsten berufenen Katholiken haben weiter geschlafen oder weiter geklagt und die rettende Tat wieder anderen Leuten überlassen. Und anstatt, daß wir uns selbst — wenigstens im kleinen — eine Bühne geschaffen hätten, wie *wir* sie brauchen, wird man uns nun gnädig gestatten, an einem Werke mitzuarbeiten, das vielleicht einen Teil unserer Wünsche erfüllt, aber jedenfalls *unser* Bühnenideal *nicht* verwirklichen wird. Hat vielleicht eine allgemeine Selbsthilfe-Aktion der Katholiken in der Theaterfrage — die kleinen Sonderbestrebungen sind gewiß verdienstlich, aber ihre Wirksamkeit erstreckt sich auf einen allzukleinen Umkreis — wieder jenen „Führenden" nicht gepaßt, die jedesmal erschreckt abwinken, wenn sie außerhalb der Kirchenmauern anstatt der offiziellen Lösung „interkonfessionell" das Wort „katholisch" hören? Wir wissen es nicht; aber das eine wissen wir nun, daß wir in einer höchst wichtigen Angelegenheit, die uns am nächsten angeht, weil wir dabei am meisten zu verlieren haben, *wieder einmal zu spät kommen!*

●●●

Schmutzwerke . . .

Wir müssen über Dinge, die uns ans Leben gehen, wieder deutsch reden lernen; zulange haben wir uns jener „ironischen" Redeweise bedient, mit der wir keine Katze hinter

Digitized by Google

dem Ofen hervorgelockt, in unzähligen katholischen Herzen aber Mut und Tatkraft, die glührot brennenden Fackeln katholischer Glaubensbegeisterung, ausgelöscht und unter der Asche schwachmütiger Versöhnungsmeierei erstickt haben. Da tut es wohl, wieder ein männlich deutsches Wort ehrlicher Entrüstung zu hören, wie es Nikolaus Scheid S. J. in einem Aufsatze über „Friedrich Lienhards stille Gemeinde" zur Kennzeichnung gewisser, von den „Modernen" hochgepriesener Literaturwerke gebraucht. (Stimmen der Zeit, Augustheft 1916.) „Schmutzwerke" nennt er sie. Schönherrs „Weibsteufel", Schnitzlers „Komödie der Worte", Hardts „König Salomon", Schillings „Mona Lisa", Saßmanns „Retter" alles Schmutzwerke! So lesen wirs schwarz auf weiß in den wahrlich nicht mehr wie ehedem als „intransigent" und „intolerant" verrufenen „Stimmen der Zeit". — Aber was wahr ist, muß wahr bleiben! Und was wahr ist, darf und muß gesagt werden. Es kommt nur darauf an, wer es sagt — mancher hat sich durch allzulautes Wahrheitssagen schon so in Verruf gebracht, daß man sich die Ohren zuhält, wenn er zu reden anfängt.

Auch ein anderes tapferes Wort Scheid's verdient hier vermerkt zu werden, wenn er nämlich mit der Lienhardgilde als grundlegende Forderung für die Zukunft der deutschen Dichtung die entschiedene Abkehr von den „fahrigen Grundsätzen der sogenannten Moderne" verlangt.

„Lienhards Trutzwort: ‚Nicht wie ihr!' muß in seinem ganzen Umfang die allgemeine Losung werden; auch vor Ibsen und Gerhart Hauptmann macht der Ruf nicht Halt — Nietzsche schließt sich als der undeutscheste Deutschhasser selbst aus. Daß solch gründliche Aufräumung im Literaturleben unseres Volkes die bitterste Notwendigkeit ist, beweisen drastisch, selbst in der ernsten Kriegszeit, die fast unbegreiflichen Wagnisse jener Entarteten, wie Schönherrs „Weibsteufel", Schnitzlers „Komödie der Worte", Hardts „König Salomon", Schillings „Mona Lisa", Saßmans „Retter" u. a., alles Schmutzwerke, gegen die sich sogar die sonst wehrlosen züchtigen Frauen unserer Feldgrauen an das öffentliche Gewissen wenden mußten, um die Ehre ihres Geschlechtes zu retten."

Ist die notwendige Umkehr von einem Irrwege, als den wir die Kunstübung des dekadenten „Modernen" betrachten, im Grale jemals schärfer und entschiedener gepredigt worden?

Die Verwandlung in die Fratze,

so schreibt der „Türmer" (XVIII. Jahrg. Heft 13)

»wäre ein ganz passender Sammeltitel für eine hysterische Gruppe von Jüngsten, die auch während des Krieges ihre Geschlechtlichkeit

Digitized by Google

stilistisch austobt. Sie haben sich um „weiße Blätter" gesammelt, was gar kein übler Witz ist. Ein Stern der Richtung erhielt von einer geistesverwandten Gruppe den sogenannten Fontane-Preis, den er an einen Artgenossen weitergab. Der letztere, aus Prag stammend, hat seine Erzählungskunst durch ein Buch „Die Verwandlung" bekundet. „Als Gregor Samsa eines Morgens aus unruhigen Träumen erwachte, fand er sich in seinem Bett zu einem ungeheuren Ungeziefer verwandelt. Er lag auf seinem panzerartig harten Rücken und sah, wenn er den Kopf ein wenig hob, seinen gewölbten, braunen, von bogenförmigen Versteifungen geteilten Bauch" usw. Kurz, dieser Handlungsreisende ist in eine Art Tausendfüßler, eine Riesenwanze, ein gedunsenes, klebriges Ungetüm verwandelt. Wie er nun im Zimmer herumkriecht, wie sich die Umgebung entsetzt, wie er endlich krepiert — das wird auf 72 Seiten in ausführlicher Kleinmalerei geschildert. Ein Einfall also, der etwa für eine Seite des „Simplizissimus" allenfalls ausreicht; eine Burleske ohne Sinn und — — oder doch? „Die Verwandlung ins Fratzenhafte"? „Die Verwandlung ins Viehische"?! Steckt da irgendwo die Symbolik?

Auf der Leibbinde des Buches stehen die fetten Worte: „Der Fontane-Preis für den besten Erzähler 1915 . . .!«

Vielleicht soll das auch „Symbolik" sein, was uns ein anderer hochgefeierter Moderner, Albert von Trentini, in seinem neuesten Roman „Unser Geist" an haarsträubenden Uebertreibungen, Unmöglichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten vorsetzt. In einer gewissen Art von Literatur, die nur zwischen Extremen einhergondelt, scheint heute eben ein Rückschlag eingetreten zu sein gegen die sklavische Nur-Wirklichkeitsschilderung des krassen Naturalismus und Varismus, ein Rückschlag, der nun alle Wirklichkeiten, alle Schranken der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit aufhebt und in wahnsinnig hysterischem Tanze über die Naturgesetze hinwegtollt.

Erkenntnisse.

Ob sich die Wahrheit endlich Bahn bricht? Gewisse Anzeichen dafür wären da. Stände nur die Hoffnung nicht auf so schwachen Füßen, daß den Erkenntnissen so rasch die rettenden Taten folgen werden . . .

Die mutige Bekenntnisschrift Frobergers hat gründlich mit alten Ladenhütern der „fortschrittlichen" Literaturbewegung aufgeräumt, die in Wahrheit Rückschritt war. Neuerlich bekennt Professor Dr. Martin Spahn sich zu einer Wahrheit, die sonst kaum zugegeben wurde. Schon das ist eine Ueberraschung und eine Freude. Man höre! In der „Sozialen Kultur" (April 1916) schließt der Hochlandvorkämpfer eine an seine Schrift „Deutsche Lebensfragen" sich anknüpfende Polemik mit der Klage:

Digitized by Google

„So schließe ich, nicht ohne wiederum einer Klage Ausdruck zu geben, die ich schon vor vier Jahren in besonderem Augenblicke nicht unterdrücken zu dürfen glaubte. Unser katholischer Nachwuchs in Wissenschaft und Praxis hat im letzten Menschenalter fast durchweg zu Füßen liberaler Lehrer gesessen, gleichviel, ob es sich um Volkswirtschaft, Staatsrecht oder neuere Geschichte handelt. Er hat sich mit den Kenntnissen auch die Sehweite der Lehrer angeeignet. Die verheißungsvollen Ansätze unabhängiger Meinungsbildung von Görres bis etwa zu Jörg und Ketteler sind darüber wieder ganz verkümmert. Wir sind ärmer, als wir es bei Beginn des Kulturkampfes waren. Länger als bis zum Ende des Krieges wird die Rechenschaft darüber nicht hinausgeschoben werden dürfen."

Diese Klage rührt nun in der Tat an die Grundursache aller Krankheitserscheinungen im geistigen Leben der deutschen Katholiken, an den tiefsten Quell aller Spaltungen und Krisen der letzten Jahre, die nichts anderes waren und sind als Reaktionserscheinungen des gesunden katholischen Organismus gegen die von außen eingedrungenen Bazillen und die von ihnen erzeugten Gifte des jungkatholischen Liberalismus, — wenn man dieses, einen Widerspruch in sich selbst enthaltende Worte überhaupt gebrauchen darf.

Wie heißen die praktischen Konsequenzen der Spahnschen Erkenntnis . . .?

Kritische Warte

Sammlungen von Novellen u. Erzählungen.

Solcher Sammlungen gibt es jetzt unzählige; fast jeder größere Verlag gibt eine heraus. Die leitenden Gesichtspunkte sind fast immer dieselben: Möglichst gute — einwandfreie Lektüre zu möglichst billigen Preisen. Billige Preise bedingen aber Massenherstellung, und darum ist es besonders für katholische Verleger schwierig, in dieser Hinsicht mit den bereits bestehenden, auf Massenabsatz aufgebauten Unternehmungen, wie z. B. Reklams Universalbibliothek, zu wetteifern. Trotzdem können sich Sammlungen, wie z. B. die im letzten Referate besprochene „50 Pfg.-Bücherei" von Hausen, oder „Benzigers Brachzeitbücher" auch inbezug auf Billigkeit neben andern sehen lassen. Bei den letzteren ist der Preis in praktischer Weise nach dem Umfange der Bändchen abgestuft; so kosten die Hefte der I. Folge 20 Pfg., jene der II. Folge 30 Pfg., der III. Folge 40 Pfg., der IV. Folge 60 Pfg., der VI. Folge 1 Mark. Seit unserer ersten An-

Digitized by Google

zeige dieses Unternehmens sind eine Reihe neuer Bändchen erschienen, die wir der Reihe nach möglichst kurz und knapp zu charakterisieren versuchen.

Hefte der I. Folge: Nr. 7.: „Posthlagernd" und „Schuster Poldl muß mit" von J. Schrönghamer-Heimdal. — Die erste Erzählung behandelt einen romanhaften, dem Verfasser nicht ganz liegenden Stoff, die 2. bietet eine prächtig-frische Jugenderinnerung. — Nr. 8: „Der Halbnarr" und „Eine Bagatelle" von Henriette Brey. — Der „Halbnarr" ist die ergreifende, dichterisch gestaltete Geschichte des Opfers eines einsamen alten Junggesellen, die 2. Erz. ein Nachtbild aus der Despotenwirtschaft grausamer russischer Grundherren. Nr. 9: „Die Mutter des Admirals" und „Das Größte aber ist die Liebe" von Maurus Carnot. — Eins der besten Stücke der Sammlung! übrigens ist Carnot den Gralllesern zur Genüge bekannt. — Nr. 10: „Die Kath" von Sophie von Künsberg; gehört ebenfalls in seiner prächtigen Lebensfrische und Natürlichkeit zu den besten Stücken. Heft Nr. 11: „Das Trineli von Meglisalp" von Georg Baumberger bedarf für all die Zahlreichen keiner Empfehlung, die die herzfrischen Reisebücher „Juhu-Juhu", „Questa la via" usw. gelesen haben. Nr. 12: „Die Ehescheuen" von E. Kettner bringt eine etwas künstlich gezimmerte, sonst aber unterhaltsame Humoreske.

Die Bändchen der II. Folge bringen einige Treffer rasch nacheinander. Nr. 1: Gedankensünden von Hans Elden schildert nach dem Leben, wie die Versuchung an einen unzulänglich entlohnten kleinen Postbeamten herantritt und wie die Hand der Vorsehung ihn rettet. Nr. 2 bringt in „Der Hölzle" und „Drei Könige" zwei Volkserzählungen, die in jeder Hinsicht zum Besten auf diesem Gebiete gehören. In Nr. 3 kommt Heinrich Sinkiewicz mit einer exotisch „verpackten, im Plakatstil gezeichneten Humoreske: „Komödie der Irrungen" und mit der tieftragischen Skizze: „Janko der Musikant" zum Worte. Nr. 4 enthält eine einfache, aber lebenswahre und gemütvolle Tiroler Bauerngeschichte „Die Nachbarhäuser"; Nr. 5, Via Dolorosa von R. R. Oglobin enthält die Erinnerungen eines russischen Offiziers aus den Schrecknissen des russisch-japanischen Krieges.

Von den Bändchen der VI. Folge enthält Nr. 1 die recht ansprechende Erzählung (Hmoreske ist wohl zuviel gesagt) von Maximin Kern: „Der fahrende Schüler" und Nr. 2 wieder eine besonders gelungene, spannend und frisch geschriebene Volkserzählung von Veit Dierling: „Um Recht und Ehre".

Die beiden Bändchen der IV. Folge enthalten: Nr. 1 eine Novelle aus dem Studentenleben „Im ersten Semester" von Ferdinand Bonn, den tragischen Untergang eines jungen Lebens, das der Verführung nicht die nötige Charakterstärke entgegensetzte und zwischen den Mühlsteinen kalt berechnender Intriguen zerrieben wird, behandelnd. Band 2: Die Kriminalerzählung „Ein Schreibfehler" von Ludw. Lange, nach dem bekannten Schema dieser Literaturspezies zurechtgeschnitten, aber auf so unwahrscheinlichen Grundlagen beruhend, daß der Effekt beim denkenden Leser verloren geht; wo ist der Staatsanwalt, der aufgrund so unzulänglicher Beweise die Verurteilung eines Verdächtigen durchzusetzen vermöchte!

Das bisher einzige Bändchen der VI. Folge enthält 12 Kriegserzählungen unter dem Gesamttitel „Am Feind" von M. K. Böttcher; darunter einige gute, die meisten aber zu sichtbar den Stempel willkürlicher Erfindung tragend, manche im Über-Karl-Maystil, andere wieder offenbar mehr aus dem Leben geschöpft und darum in jeder Hinsicht eindrucksvoller und wirksamer.

Digitized by Google

Im Verlage von Eugen Salzer in Heilbronn erscheint eine „Taschenbücherei deutscher Dichter" in vornehm ausgestatteten, zumeist nach Entwürfen von Künstlerhand ausgestatteten Leinenbändchen zum Preise von 1 Mark. In derselben Ausstattung erscheinen auch Einzelbändchen, die wenigstens äußerlich in die Sammlung sich einfügen. Ein besonders geschmackvoll und stilgerecht wirkendes Bändchen dieser Art enthält unter dem Titel „Im stillen Garten" drei Erzählungen von Heinrich Lilienfein, Erzählungen, in welchen der Dichter besonders die Stille und Gelassenheit seiner tiefen Seele auswirkt und die so beruhigend über dem Weltlärm hinzittern, wie der Abendschein über den Garten des alten Pfarrers Vaihinger, der die drei Geschichten erzählt. Der Alte ist zwar nach katholischen Begriffen ein etwas sonderbarer Heiliger, aber was er erzählt ist so einfach menschlich, so gemütsam ergreifend und so abgeklärt, daß man manche Ecken und Kanten, daran sich katholische Leser stoßen könnten, weniger spürt, zumal ja doch manches, wie z. B. das tragische Schicksal des armen Löchnerjakob, der in seinem Zweifel am Auferstehungsglauben Zuflucht beim Pastor sucht und von diesem mit seichten nationalen Phrasen um sein Restchen Glauben betrogen wird, bis er sein armes hoffnungsloses Leben wegwirft, — auch für Katholiken lehrreich ist. — Ein anderes Bändchen: „Wir in der Heimat" enthält Bilder aus der Kriegszeit von Helena Voigt-Diederichs, gute, scharfgesehene Schilderungen, aber man weiß nicht recht, warum einem doch selten recht warm dabei wird. Am besten gefielen uns die Stücke „Kameraden", „Nicht dabei", „Volkskinder", „Das Gleiche" — „Feldgraue Kindergeschichten" enthält das Bändchen „Hansemann macht mobil" von Luise Glaß. Das sind Geschichten voll echt kindlicher Erlebnisse, wie sie die große Zeit bringt und wie nur eine tiefe Kennerin der Kinderseele sie so lebenswahr schreiben kann. Mancher Leser würde freilich wünschen, daß auch ein anderer Ton, der Ton kindlichdeutscher Frömmigkeit, den die große Zeit vielfach geweckt hat, wenigstens angeschlagen würde, aber das fehlt nun ganz. Man muß sich also mit dem überall durchbrechenden Quell der Vaterlandsliebe und dem schalkhaft kindlichen Humor, der so manchen Leser wieder jung machen kann, begnügen und sich denken, daß die ganze Sonne nicht überall leuchtet.

Im Verlag von Egon Fleischel, Berlin, erschien eine hauptsächlich für den Schützengraben berechnete Sammlung: Die Feldbücher. (Jedes Bändchen gebund. 1 Mark.)

Diese Sammlung ist eine Auswahl aus früher erschienenen Werken des bekannten Berliner Verlags, deren Umfang den Raum eines Markbändchens nicht überschreitet. Der naheliegende Zweck einer Feldpostausgabe, unseren Vaterlandsverteidigern eine Lektüre zu bieten, die ihnen Stärkung des seelischen Aufschwunges vermittelt oder wenigstens mit dem Geiste, durch den sie allein siegen können, nicht im Widerspruch steht, scheint bei der Auswahl nur in beschränktem Maße berücksichtigt worden zu sein, sonst hätte man wohl jene blut- und kraftlose Ästhetenliteratur ausgeschaltet, die heute nur noch jenen etwas zu sagen hat, an deren Seelenleben der Geist der Erneuerung und alle Lehren des Krieges spurlos vorübergegangen sind. Zu dieser im besten Fall nichtssagenden, meistens aber den Fäulnisgeist der Dekadenz atmenden Literatur gehören offenbar die Bändchen von Raoul Auernheimer u. Schwabe und von Georg Hermann: „Der Guckkasten", obwohl beide auch einige harmlose, unverfängliche Geschichten enthalten. Einen nichts weniger als befreienden, oft durch grelle, den Stempel der Übertreibung tragende Menschen- und Sittenmalerei abstoßenden Eindruck hinterläßt auch die historische Novelle von Augusta Hauschner: Der Tod des Löwen; eine zwar mit starkem Talent entworfene, aber höchst phan-

Digitized by Google

tastische Schilderung der dämonisch-kabbalistischen Geistesverirrungen des unglücklichen schwachen Kaisers Rudolf des Zweiten — ein zwar farbenreiches, bewegtes, aber mit geistigem Alpdruck auf dem Leser lastendes Bild gespenstisch dräuenden Niederganges. Bedeutend erfreulicher wirkt das zu jener gesünderen Art von Unterhaltungsliteratur, in welcher Lebenswerte des deutschen Volkes zum Ausdruck kommen, zu zählende Bändchen von Helene von Mühlau: Hauptmann Hamtiegel; eine heiter-ernste, oft gemütvolle Geschichte der Enttäuschungen, die ein Hauptmann der Kolonial-Schutztruppe auf seiner Heiratsjagd erlebt, mit befreiend-versöhnendem Ausgang. Eine gemütliche, im Großen und Ganzen unbedenkliche, erheiternde Lektüre für Hinterland und Schützengraben. Literarisch bedeutend höherstehend, aber doch wieder den Geist einer müden, kraftlosen Resignation atmend und somit als „geistige Kraftnahrung" für unsere Krieger recht wenig geeignet ist das Bändchen „der arme Lukas" von Wilhelm Holzamer; eine mit dem Auge des Dichters geschaute, an poetischen Schönheiten reiche Schilderung des verfehlten Lebens eines geistigen Schwächlings, der schließlich in der durch die folgenden Worte gekennzeichneten Stimmung Trost und Ruhe findet: „Ich werde so ruhig sterben, wie ich gelebt habe . . . Ich werde auch auf dem Sterbebette nicht an Reue und Buße denken. Ich habe nie daran gedacht." Süßes Gift für christliche Herzen! — Nicht minder Werke eines echten Dichters, aber mit wenigen Ausnahmen einen tatkräftigeren Geist atmend, sind die unter dem Titel „Schlaraffenland" gesammelten Erzählungen von Wilhelm Schmidtbonn. Sie spiegeln ganz die Eigenart dieses Dichters: Hinter der in kräftiger Wirklichkeit hingestellten Welt zeigt er uns eine ferne, schönere, märchenhafte, die läßt er hereinleuchten in die Poesie des Lebens, verschönernd, versöhnend, sich mit der Wirklichkeitswelt zu einer höheren Einheit verwebend. So umkleidet er mit dem köstlichen Dufte echter Poesie das rauhe Leben, das er vielfach so rührend und ergreifend schildert, so schafft er Bild und Gestalten, die ans Herz greifen. Manchmal führt er dabei in Tiefen und Weiten, die dem Katholiken Fremd- oder Bannland sind, aber eine verletzende Tendenz, eine ausgesprochene Absicht, religiöse Werte zu zerstören, liegt diesem echtdeutschen Dichter — soweit wir ihn kennen — wohl ferne. — Alfred Beck, von dem die „Feldbücher" die Erzählung „Der Flurschütz" bringen, ist als dichterisch begabter Schilderer des Volkslebens auch eine eigenständige, knorrige Gestalt mit ausgeprägter Eigenart; er sieht und beobachtet scharf die Besonderheiten der Menschen- und Volksart, lebt sich ins Volk ein, nur nicht in sein religiöses Leben. Das ist ihm, wie so vielen anderen, unbekanntes Land. So ist auch die vorletzte Erzählung mit ihrer scharfen Hervorhebung der Härten und Fehler im Volksleben, die durch sympathische Züge zwar gemildert, aber nicht versöhnt werden, mit ihren tragischen Effekten und tieftragischem Ausgang kaum geeignet, die unter dem Schutte menschlicher Verirrungen noch in unserem Volke tiefschlummernden, durch die Posaune des Weltkriegs vielfach geweckten guten und gesunden Kräfte ahnen zu lassen. Die rissige Außenseite des Volkslebens ist gut geschildert, die Innenseite bleibt verborgen. — Eine eigene Abart der vielfach zur Abspannung im Schützengraben willkommenen besseren Unterhaltungsliteratur kommt in dem Bändchen von Rudolf Lindau „die Stimme Allahs" nicht unvorteilhaft zur Geltung. Diese aus den „Türkischen Geschichten" ausgewählten Erzählungen gehen auf die natürliche, noch nicht durch psychologische und exotische „Probleme", durch ihre unbekümmerte, frischlebendige, romantisch-abenteuerliche Darstellungsart fesselnde Volkserzählung zurück. Dazu kommt hier orientalisch farbenfrohe Phantasie und zumeist reizvolle Erfindung. Nachdem diese Erzählungen u. T. nichts für reife

Digitized by Google

Leser Anstößiges enthalten, mögen sie auch katholischen Lesern über ein Stündchen dieser schweren Zeit durch eine Fahrt ins Land der Phantasie hinweghelfen.

Neben Schmidtbonns „Schlaraffenland" sind es wohl Klara Viebigs Erzählungen: „Kinder der Eifel", in welchen das stärkste dichterische Leben pulsiert, nur herrscht in Schmidtbonns poetischem Reiche mehr sanfte Stille, Güte, Ausgeglichenheit, mehr Empfindung und Gemüt; in Klara Viebigs Reich herrscht mehr die Leidenschaft, der Kampf mit dem Leben und der Schuld, heiße dramatische Spannung. Das Bändchen wäre nicht ungeeignet, auch katholischen Lesern einen Begriff von der dichterischen Eigenart Klara Viebigs zu vermitteln, wenn nicht die letzte Erzählung das abstoßende Thema der in einem Dorfe eingerissenen sittlichen Verluderung und ihrer Folgen bitterboll ausmalte.

Klassiker, Sammelwerke.

J. V. von Scheffel, Gesammelte Dichtungen. Inhalt: Trompeter von Säkkingen, Gaudeamus, Bergpsalmen, Frau Aventiure. 650 S. Stuttgart, Adolf Bong u. Co., Preis gebd. Mk. 3.50.

Derselbe: Geschichten. Inhalt: Ekkehard, Hugideer, Juniperus. 599 S. Verlag u. Preis wie oben.

Eine neue Scheffelausgabe in zwei handlichen Bänden und vornehmer Ausstattung, von A. von Werner mit Initialien und Vignetten reich geschmückt. Was über Scheffel als Dichter vom katholischen Standpunkt aus zu sagen ist, dürfen wir wohl bei unsern Lesern als bekannt voraussetzen; namentlich, daß der vielgelesene „Ekkehard" trotz des vom Dichter mit einer gewissen Absichtlichkeit aufgebotenen historischen Beiwerkes vielfach ein beinahe tendenziös-gehässig anmutendes Zerrbild vom mittelalterlichen katholischen Leben und namentlich vom Klosterleben entwirft. Doch abgesehen davon hat sich der lebensfrohe Dichter in soviel Herzen gesungen, daß auch unsere blutigernste Zeit, in deren Spiegel allerdings die an Bierseligkeit grenzende übermütige Keckheit des Tones so mancher „Gaudeamus"-Lieder viel von ihrer Anziehungskraft verliert, ihn nicht ganz wird entbehren können — hat er ja neben dem unzeitgemäßen Bierbaß auch innige, reiche Töne voll echtdeutscher Gemütstiefe in seiner Kehle. Jedenfalls wird die vorliegende Ausgabe in ihrem von Cissarz entworfenen vornehmen Einband, ihrer gediegenen Ausstattung mit reichem Buchschmuck und in ihrer handlichen Form von vielen Freunden des Dichters willkommen geheißen werden, zumal auch der mäßige Preis zur Anschaffung verlockt.

Unsere Kunstbeilage

bringt ein höchst charakteristisches, kaum bekanntes Bild des hochseligen Arbeiterbischofs Wilhelm Emanuel v. Ketteler, das in den ersten Jahren seines Episkopates von Professor Noack nach dem Leben gemalt wurde.

Verantwortliche Schriftleitung: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11, und Otto Walter, Olten (Schweiz). — Fachredakteure: Dr. Lorenz Krapp, im Felde, und Dr. Wilhelm Oehl, Universitäts-Professor, Freiburg (Schweiz), — Verlag: Petrus-Verlag, G. m. b. H. — Druck: in der eigenen Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft, G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google

Wir glauben an den Sieg.

Von Pfarr-Rektor R. Mäder, Basel.

Kennen Sie die katholische Krankheit? Die katholische Krankheit ist die Angst vor dem Gegner.

Drei Jahre hat Christus gearbeitet. Drei Jahre Arbeit eines Gottes. Drei Jahre Liebe eines Gottes. Drei Jahre Seelsorgeweisheit eines Gottes. Und der Erfolg? Die ganze Regierung gegen ihn. Das Gericht gegen ihn. Die Universität gegen ihn. Alle Parteien gegen ihn. Man betrachtet ihn als eigentliches Landesunglück. Sein Tod gilt als Staatsnotwendigkeit. Erst noch vor einigen Tagen war geheime Klubsitzung der Führer. Seither ist der Tod des Herrn beschlossene Sache. Der Unglaube triumphiert im Lande. Er hat alle Festungen besetzt. Er hat die Beamtenwelt. Er hat das Militär. Er hat das Volk. Alle Hoffnungssterne sind scheinbar für Christus untergegangen. Sein Werk liegt in Trümmern. Es ist Wahnsinn, noch an die Zukunft seiner Sache zu glauben. Der vollendete Bankrott ist unaufhaltbar. So scheint's.

Wer hätte damals allen Tatsachen zum Trotz geglaubt, daß jetzt Sonnenaufgang sei und nicht Sonnenuntergang? Wer hätte an einem solchen Abend noch Siegesgedanken getragen? Christus tat's. Christus läßt sich von der Gewalt seiner Gegner nicht beugen. Und wenn sie alle Kronen der Welt auf ihren Häuptern trügen, er glaubt nicht an die Uneinnehmbarkeit ihrer Festungen. Jetzt, sprach er, wird der Fürst dieser Welt hinausgeworfen.

Warum ist man gegen einen entschieden katholischen Kurs in Presse und Literatur? Man hält ihn für ein Ding der Unmöglichkeit. Alles ist, sagt man, gegen uns. Ein ganzer Wald von Festungen gegen uns. Alle „Kenner der wirklichen Verhältnisse" reden wie die alten Kundschafter immer nur vom Riesengeschlecht unserer Feinde. Wir sind im Vergleich zu ihnen wie Heuschrecken! Wir sind nicht nur die Minorität, wir sind die Minorität in der Minorität!!

Es gibt eigentlich nur eine Gefahr für die Christenheit unserer Tage. Alles Andere ist nichts. Dieses Unglück ist, daß wir die Kraft unserer Sache nicht kennen und immer fabeln von den starken Burgen unserer Feinde. Wir sind froh über die Brosamen, die von den Tischen der Mächtigen fallen; wir glauben, um dieselben

Digitized by Google

nicht zu verscherzen, verpflichtet zu sein, recht brav zu bleiben. Wir halten uns für die Schwachen. Wir fielen auf dem Weg von Jerusalem nach Jericho und fühlen die Kraft nicht in uns, aufzustehen. **Wenn es eine Inferiorität in der katholischen Literatur gibt, hier ist eine ihrer tiefsten Wurzeln. Gegen dieses unmännliche und unkatholische Minderheitsgefühl sind wir zu einem heiligen Freiheitskriege berufen.** Gewiß ist der Mut, bei der Minorität zu sein, oder gar der **Mut zur Einsamkeit ein literarisches Heldentum.** Der Mensch wagt schließlich viel, wenn Einige neben ihm und hinter ihm stehen. Man geht gerne voran, wenn Andere nachfolgen. Man kämpft freudig, wenn während des Kampfes ein paar aufmunternde Augen auf den Streiter schauen und nach dem Kampf ein treues Herz Öl und Wein in die Wunden gießt. Das Schwerste im Kampfe ist immer, wenn man auf weitem Plan mutterseelenallein ist, wenn man um sich schauend sagen muß: Du bist verlassen!

Auch Schriftsteller und Redaktoren sind Menschen. Sie schreiben lieber, wenn Hunderte ihnen zujubeln und die öffentliche Meinung Beifall klatscht. Sie haben Augenblicke, wo sie, obschon tausendmal überzeugt von der Wahrheit, aus einem Gefühl von Kleinmut und Verlassenheit die zerbrochene Feder in die Ecke schleudern und den Tag verfluchen möchten, wo sie zum erstenmal geschrieben haben. **Und dennoch, wer der Wahrheit dient, muß bereit sein, ihre Fahne allein durchs Land zu tragen.** Er ist gefirmt.

Was hat Mehrheit mit Wahrheit zu tun? Ist nicht der Verstand in der Regel bei der Minorität? Wenn denkende Männer die Wahl haben, dann gehen sie, wenn nicht zwingende Gründe dagegensprechen, lieber zur Minderheit. **In der Minderheit sein, das heißt zu den Braven, Starken, Aufrechten gehören. Auf dem Boden der Minderheit wachsen die Eichen und Wettertannen am besten. Bei der Majorität wird man gerne bloße Nummer, Tropfen im Strom.**

Man will gerne bei denen sein, welchen morgen oder übermorgen die Herrschaft zufällt. **Doch — Morgen oder Übermorgen gehört gewöhnlich der Minderheit von gestern.** Das ist die Lehre der Weltgeschichte. Nehmen wir Christus am Karfreitag. Christus repräsentiert die Minderheit bei der öffentlichen Volksabstimmung. Wer hat am Karfreitag gesiegt? Scheinbar die Mehrheit, in Wirklichkeit die Minderheit. Nehmen wir die drei ersten christlichen Jahrhunderte. Sie sind eine großartige Beweisführung zu Gunsten der

Digitized by Google

Minderheit, auf deren Seite Gott, die Wahrheit, das Recht, die Intelligenz, die Tatkraft ist. **Das Königtum des Geistes siegt schließlich immer wieder — mit Gottes Gnade — über das Königtum der Masse.**

Wir sind in der Minderheit. Das ist kein Grund, die Köpfe hängen zu lassen. Das ist ein Zeichen, daß die Zukunft unser ist, wenn wir wollen. **Lassen wir den gefährlichen Aberglauben, als ob man sich vor der sogenannten Übermacht fürchten müsse.** Wir können um Mitternacht ruhig schlafen. Die Gespenstergeschichten aus Großmutters Jugendtagen schrecken uns nicht mehr. Aber wir zittern am hellen Mittag vor den Wahngebilden, die uns der Kleinmut vorgaukelt. Sprechen wir den großen Geisterbann über all diese Gebilde krankhafter Furcht. Lassen wir uns nicht hypnotisieren durch große Zahlen. **Haben wir den Mut, Einer gegen Hunderte zu sein und dann sind wir so viel wert wie Hunderte.**

Wir haben weniger Kapital. Wir können nicht solche Summen in unsere literarischen Unternehmungen werfen wie unsere Gegner. Das ist im allgemeinen richtig. Aber auch hier liegt kein Grund zur Mutlosigkeit. Weite katholische Kreise leiden unheimlich infolge des Untertanengeistes und Untertanenrespektes vor dem Königtum des Geldes. **Eine Voraussetzung für große geistige Eroberungen ist starke geistige Unabhängigkeit von dem toten Metall und dem toten Papier.**

Um ein Welteroberer zu sein, muß man den gleichen Weg einschlagen wie vor 1900 Jahren. Damals hat man es so gemacht. Voraus ging der arme Johannes mit der Fahne der Emanzipation von dem Gelde. Dann kam die arme Maria, der arme Joseph, der arme Christus, der arme Petrus und seine Gesellen. Die haben die Welt erobert. Mit nichts hat Gott die Welt erschaffen. Gleichsam mit nichts hat er sie erlöst. **Das ganze Betriebskapital für dieses Riesenunternehmen war die Wahrheit und die Liebe.** Wir wollen die Welt erobern. Wir können es. Aber die verachtete sturmzerrissene Fahne der Emanzipation vom Königtum des Geldes muß wieder ans Tageslicht. Wir dürfen das Geld nicht anbeten. Wir dürfen das Geld nicht fürchten. Wir haben nicht so viel wie die Andern, aber wir haben die Wahrheit. Wir haben den Geist. Geist regiert die Welt. **Wir sind die wirtschaftlich Schwächeren, aber wir werden wie der wirtschaftlich schwache Christus Alles an uns ziehen.**

Das drückende Minderheitsgefühl gründet sich sodann auf die **Machtstellung der modernen ungläubigen Wissen-**

Digitized by Google

schaft. Sie ist umgeben mit einer ganzen Armee von Rauchfaßschwingern, Paukenschlägern und Posaunenbläsern. Sie versteht sich ausgezeichnet auf alle Formen der Reklame und der Mache. Bei aller Anerkennung dessen, was auf dem Gebiete der Naturwissenschaft und der geschichtlichen Forschung geleistet worden ist, darf nicht außerachtgelassen werden, daß, sobald die moderne Wissenschaft Mikroskop und Fernrohr, Archiv und Laboratorium verläßt, sobald sie von ihren Einzelkenntnissen aufsteigt zur Synthese, zur Weltanschauung, zu Philosophie und Theologie, sie in der Regel das Opfer einer unbeschreiblichen Oberflächlichkeit wird. Sie ist mehr Forscherin als Denkerin. Sie schafft aus allen Tiefen und Höhen das Material auf den Bauplatz. Aber sie kann nicht bauen.

Die ungläubige Wissenschaft macht überall Fragezeichen, streut überall Dornen, pflanzt überall Barrikaden und ruft uns höhnend zu: Hier kommt man nicht durch! Man vergißt, daß Schwierigkeiten keine Gegenbeweise sind, daß alle Wolken am Himmel die Existenz der Sonne nicht in Frage zu stellen vermögen. **Der Anfang der Weisheit ist der Zweifel an der Allwissenheit und Unfehlbarkeit der sogenannten Wissenschaft.** Wir kennen Rembrandt's starken Satz: Der Professor ist die deutsche Nationalkrankheit. Die jetzige deutsche Jugenderziehung ist eine Art von bethlehemitischem Kindermord. Heutzutage schaut der Professor auf das deutsche Volk herab und das Volk zum Professor hinauf. Das muß vorab in katholischen Kreisen anders werden. **Wir haben vor lauter Hinaufschauen verlernt, den eigenen Kopf frei auf eigenen Schultern zu tragen.** Lassen wir uns nicht durch jedes Gelehrtenwort aus der Fassung bringen. **Mehr christliches Selbstbewußtsein, mehr gesunden katholischen Stolz** gegenüber der freigeistigen und materialistischen Literatur, vom Tagesanzeiger bis zum Roman, von der Broschüre bis zum Standardwork! Es gehört nicht zur Bildung, zum weiten Horizont und zur Unparteilichkeit, daß wir immer hinter den Andern trotten. **Fürchtet euch nicht vor dem Professor!** Jetzt, wo der Majoritätsstandpunkt in der Wissenschaft zur eigentlichen Tyrannei geworden und Wenige noch frei zu atmen sich getrauen, dürfen wir's vielleicht ein bischen mit dem wilden Herwegh halten: Zieh ich lieber doch am Pflug als selbacht am großen Wagen! **Lieber ein Einsamer, Stiller im Lande, lieber ein Verlassener, Gesteinigter und Verfolgter außer dem Tor als ein Glied im großen Haufen am Marktplatz.** Fürchte dich nicht, bei der Minderheit zu sein, auch im geistigen Leben deines Volkes nicht! Luc. 12, 32 gilt auch in der Literatur.

Digitized by Google

Also machen wir einander Mut. Im alten Bunde bei der Eroberung Kanaans hat Gott die Angstmacher mit dem jähen Tod bestraft. Im Neuen Bund müssen wir vor ihren Reden das Ohr verstopfen. Sie sind die größten Feinde der katholischen Sache und vor allem auch die gefährlichsten Jugendverderber. Sie sollten exkommuniziert werden! Die Pädagogik Jesu in der Apostelschule war nach dem Evangelium eine Pädagogik der Ermunterung und des sich von keinem Gegner imponieren lassen.

Der Katholik fürchtet Gott, sonst Niemand. Das gilt besonders beim Schreiben und Reden. Es ist literarisches und rhetorisches Gesetz, auch wenns in keiner Stilistik und Rhetorik steht.

Reden wir vom Siege. Wir stehen, schrieben einst die Laacher Stimmen in einer Arbeit über Mallinkrodt, wir stehen am Vorabend einer neuen Periode der Kirche. Und diese Periode wird großartig für die Kirche werden. Die ewigen Prinzipien des Rechts werden durch dieselbe zum erneuernden Prinzipe aller privaten, politischen, sozialen und internationalen Gerechtigkeit. . . .

Die katholische Presse und Literatur hat nie größere Aufgaben gehabt als heute.

• • •

Bergamo.

Von Josef Weingartner, Wien.

Ermüdet längst von Prunk und Glanz
Betrat ich einen hohen Chor,
Wo sich der Formen Wirbeltanz
Ins Ungemessne schier verlor.

Und wie ich ratlos schauend stand,
Da nahte plötzlich Kerzenschein
Und eines Bruders kundige Hand
Erschloß mir einen dunklen Schrein.

Und sieh, des Domes laute Pracht
Auf einmal tief in Ruh verquillt
Und lächelnd grüßt aus Dämmernacht
Ein lichtverklärt Liebfrauenbild.

• • •

Digitized by Google

Es waren Königskinder.

Eine Westerwaldgeschichte von Johannes Laurenburger.

(Fortsetzung.)

Christus regnat.

Der Frühmorgen im Sommer gehört zum Schönsten und Besten, was das Land zu geben hat.

Ein neuer Tag will werden.

Im Westen flüchtet die Nacht auf dunklen Wolken, der Osthimmel glüht und lichtert in brandigen Farben. Reine, köstliche Luft atmet durch den Raum. Langsam zerfließen auf den Wiesen die Nebel, zerrinnen über den Wäldern die Schatten. Die Berge stehen auf, die Täler weiten sich. Frisches Leben steigt aus den Gründen, lockt aus tausend neuen Wesen. Und huldigend liegt vor dem Weltenmeister der Schöpfung Schönheit ausgestreut, als wie am ersten Tag. Schweigend bietet die wachgewordene Erde dem heraufziehenden jungen Tag den Willkomm. Aus dem Heckicht und Gesträuch ziehen vereinzelte Vogelstimmen und suchen einander. Das klingt wie bei einer Bauernhochzeit, wenn die ländlichen Künstler ihre Geigen stimmen, falsch aber musikfroh.

Und die Erde steht in bräutlichem Erröten vor dem Sonnenblick des jungen Tages. Als wäre sie wirklich eine hübsche Bauernbraut, so ist sie, riesig gesund, blitzblank gewaschen, glitterglatt gekämmt. Und sie trägt ein hübsches Kleid. Tauperlen glitzern darauf und blitzen von Blumen und Gräsern. Wie eitel Brautgeschmeid. Und die unberührten morgenfrischen Fluren, auf denen noch die Nacht geruhsam träumt, sind wie ein stilles Gesicht.

Der junge Tag aber ist meinetwegen wie ein Oesterling, der eben aus dem Beichtstuhl kommt, mit guten Versprechungen und reichen Vorsätzen gespickt und gepfropft. Alle alten Tage mit ihrem schmutzigen Staub von lästigen Mühen und quälenden Sorgen liegen hinter ihm, ruhen versenkt im Meere der Vergangenheit. Und die Wetteransage hat das Beste versprochen. Hoffentlich gibt's nicht hinten nach trotz allem noch Gewitter und Regen. —

Mit Ungestüm drängt der Tag herauf, siegessicher. Er schüttet das brandglutige Rot vor sich auf den Weg, säumt den Himmel mit goldenen Kränzen und will seiner Braut gefallen . . . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Der zweite Mobilmachungstag dämmert über die Buchenwälder der Galgenhöh', und der Kaplan schläft den gesunden Schlaf der Jugend. In seiner Seele zittern die Ereignisse der Tage und schwingen über Zeit und Raum. Sie atmet in aufregenden Bildern . . . . .

In Rom ist's . . . Zur Zeit des Nero . . . Im Circus Maximus sind die Vorbereitungen zu den großen Volksspielen beendet . . . Die Christen sollen mit ihrem Blut die Kosten bestreiten, wie immer . . . Sein Bischof hat ihn geschickt . . . zu den Opfern einer vertierten Welt . . . Und er hat sich zu seinen Brüdern durchgeschmuggelt, . . . in ihre unterirdischen Kerker . . . Hat den Aermsten die heilige Kommunion gebracht, . . . hat mit ihnen gebetet, sie ermutigt, gestärkt, . . . hat ihnen zugeredet: accipiam calicem! . . . Nun sind sie alle für den Tod gerüstet, . . . gefestigt im Glauben, geeint in der Liebe . . . Es kommen die Wärter . . . Mit teuflischem Grinsen öffnen sie die Tore, . . . lösen die Fesseln . . . Christiani ad leones! . . . In todbereitem Mut ordnet sich die heilige Schar, . . . paarweise gehen die Blutzeugen Christi . . . Er hört ihren Gesang . . . leise, wie fernes Klingen: Christus vincit, Christus regnat!! . . . Langsam ziehen sie an ihm vorbei, . . . in feierlichem Zuge, . . . von ihren Führern geleitet . . . und singen, singen . . . bis allmählich ihr Opfergesang verhallt, . . . verklingt, . . . stirbt . . .

Er will ihnen nach, . . . er gehört doch zu ihnen, . . . sie haben ihn vergessen . . . Er eilt, ruft: et ego Christianus! accipiam calicem! . . . Da hört er wieder ihren feierlichen Gesang . . . wie er sich nähert . . . immer deutlicher . . . klarer . . . Das ist Wirklichkeit! . . .

Er öffnet die Augen. Die Morgenröte malt sein Zimmer. Horch, . . . wieder der Gesang . . . Wie das weihesam durch die einsamen Straßen hallt . . . schwermütig . . .

„Morgenrot, Morgenrot!
Leuchtest mir zum frühen Tod!"

Aber, lieber Gott, wie ist ihm denn?! Er ist doch wach . . . Träumt nicht mehr! . . . So sangen die dem Tod in der Arena Geweihten, die todesmutigen Christen in Rom. So fest und entschlossen, so weich und rührsam! . . .

„Bald wird die Trompete blasen,
dann muß ich mein Leben lassen,
ich und mancher Kamerad! . . ."

O Gott, die ersten opferwilligen, todesmutigen Streiter für Deutschlands Ehre verlassen die Heimat! Da ziehen sie hinaus, . . . in der stillen Glut heiligen Eifers, ihren edlen Führern vertrauend, dem Kaiser treu bis in den Tod, . . . die ge-

Digitized by Google

schworenen Blutzeugen für die heilige und gerechte Sache des Vaterlandes . . .

Von der Straße herauf schallt gleichmäßiger Marschtritt . . . Es geht in die Arena! . . . ad leones! ad bestias! . . . Gott weiß, ob man sie wiedersieht . . .

„Kaum gedacht, kaum gedacht,
wird der Lust ein End gemacht.
Gestern noch . . .“

Allmählich zerfließt das Lied in der Morgenstille, verliert sich zwischen den Häusern, ... stirbt . . . .

Der Kaplan ist in tiefstem Herzen ergriffen. Gott schütze euch! Und müßt ihr das Leben lassen, dann habt ihr einen guten Kampf gekämpft, accipientes calicem! . . . Euer Gewissen und eure Hand sind rein, euer scharfes Schwert ist blank. Gott sei es gedankt. Seine heiligen Engel werden mit euch sein! . . .

Vom Kirchturm schlug die Glocke: . . . eins . . . zwei . . . drei . . . vier . . . Nicht lange, und die Burguhr pinkte von der andern Talseite die Antwort. Der Kaplan hätte wohl ganz gut noch eine Stunde schlafen können. Aber er war zu erregt. Seine Gedanken gingen mit den ausziehenden jungen Männern. Und so stand er schließlich auf. Um fünf Uhr mußte er ja doch heraus, weil er um sechs die Frühmesse hatte . . .

Ueber die Häuser von Westerstein klingt die Angelusglocke und bietet der Himmelskönigin den Morgengruß. Dann läutet der Küster zur Frühkirche. Eine Viertelstunde nachher ist das Gotteshaus mit Betern überfüllt. Der Kaplan steht am Hochaltar im hellseidigen priesterlichen Gewand. Er bringt für die ausziehenden Truppen das heilige Opfer dar.

Und da er die Worte spricht: „accipiam calicem . . .“ eilen seine Gedanken ihnen nach. Sein Traum steht wieder vor ihm . . . et ego Christianus sum! . . . und will ihm nicht aus dem Sinn . . .

Unten in den Männerbänken kniet der Hannpeter in tiefer Andacht: „Vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang wird meinem Namen ein reines Speiseopfer dargebracht werden“ . . . Und nun geht mit der Sonne das Opfer des neuen Bundes rund um die Erde . . . Christus selber, der opfert und geopfert wird, ... nicht nur ein Bitt- und Dankopfer, sondern auch das gewaltigste Versöhnungsopfer . . . Aber des Gottessohnes Schrei um Erbarmen erstirbt in der ewigen Gerechtigkeit . . .

Digitized by Google

Die beiden geistlichen Herren saßen beim Morgenkaffe. Ihre gewohnte muntere Unterhaltung wollte heut garnicht in Gang kommen.

Auf dem Tisch stand ein Stück Honig. Das ganze Zimmer duftete danach. Der Pfarrer wünschte den Honig in der Wabe aufgetragen. Der ausgelassene Honig sei eine wortreiche Predigt ohne greifbaren Gedanken. In der das sichere Gerüst des Glaubens fehle.

Die Zahl der Kommunikanten war in beiden Messen sehr groß, ging in die Hunderte. Und durchweg Männer, Männer! . . . Viele, wo alle Angehörigen mitgingen. Denn der Westerwälder ist fromm! . . .

Der Kaplan nahm ein Stück Zucker, hielt es auf dem silbernen Löffel in den Kaffe und ließ es langsam zergehen.

„Herr Pastor, ich wollte gleich in die Burg, zu den Gefangenen. Kann ich Ihnen vielleicht etwas im Dorf erledigen?"

Er nippte an seiner Tasse und stellte sie vorsichtig zurück.

„Danke schön, ich muß heute selber in die Stadt . . . Gerade dachte ich daran, Herr Kaplan, haben auch Sie heute früh den Ausmarsch unserer Mannschaften gehört? Wie die mit Sang und Klang ihr junges Leben dem sicheren Tod entgegentrugen? Es war erschütternd! Ich schäme mich nicht, es einzugestehen, mir kamen die Tränen. Die lieben, guten Burschen! Ich kenne sie alle von Kind auf, ich hab' sie ja alle . . ."

Er brach ab. Seine Stimme versagte, und der Kaplan blickte ihm gerührt in die guten Augen.

„Sie haben Recht, Herr Pastor. Ich habe es genau so wie Sie empfunden. Etwas Ergreifenderes kann man sich garnicht denken. Mir liegt noch immer das schwermütige Lied in den Ohren . . ."

Einen Augenblick schwiegen sie beide, jeder in tiefen Gedanken. Des Pfarrers männlich schönes Gesicht war still und ernst. Die Trauer sprach daraus. Es waren die Seinen, seine Pfarrkinder! . . . Sinnend glitt seine Hand über die rot und weiß gewürfelte Tischdecke . . .

„Ja Siebzig! . . . Ich entsinne mich noch gut, wie damals die jungen Leute hinaus sind . . . Bin ja nachher selber in's Feld . . ." Seine Finger trommelten leise an der Tischkante, und es wetterleuchtete ganz kurz in seinem Blick . . .

„Aber diesmal . . .! Es ist alles so urgewaltig und zugleich so unheimlich! So entsetzlich ruhig, wie ein furchtbarer, drohender Wille, ganz unirdisch groß und ernst und feierlich. Als ob in der Welt nur noch Raum sei für zwei

Digitized by Google

Worte: Sieg oder Tod! Als ballten sich ungeheuere Wetter finster über uns zusammen, so beklemmend, so ängstlich ist alles. Man fühlt, es zieht ein Weltenbrand, der Weltenbrand herauf. Und dazu gestern das Evangelium . . .! Furchtbar! Ich habe es bisher schon nie ohne Grauen lesen können. Daß das nun gerade auf den Tag zutreffen muß! Man möchte sagen, die Ouverture im Blutkonzert, . . . die gellende Kriegsfanfare, . . . der Notschrei der Kirche an die Völker . . . Das nenne Zufall, wer kann. Gott schütze unser liebes Vaterland! Wir haben den Trost, für eine reine Sache zu kämpfen . . ."

Sie saßen eine Weile schweigend . . .

Der Pfarrer gab plötzlich seinen Gedanken eine andere Richtung:

„Der alte Utsch, ich glaube, der macht nicht mehr allzu lang mit. Man wird ihn uns wohl bald auf den Kirchhof bringen . . . Übrigens, wir könnten doch zusammen hinunter ins Dorf gehen. Ich muß ihn noch einmal besuchen. Er freut sich immer riesig. Und jetzt sind die Leute arg im Druck! Sind traurige Verhältnisse. Drei Söhne, die im Geschäft stehen, werden durch den Krieg herausgerissen. Müssen alle drei mit fort. Dazu der Alte krank. Schließlich steht die arme Frau ganz allein . . . Traurig, traurig! Auf ihre alten Tage! so unvermittelt!"

Der Kaplan kannte die Leute. Seine ernsten Züge spiegelten den Eindruck, den die sorgenvollen Worte des Pfarrers auf sein empfängliches Herz machten. Das Mitleid mit der schwergeprüften Familie war bei ihm nicht geringer als beim alten Herrn. Und er überdachte das Unglück, mit dem der Kriegsruf allein schon diese eine Familie heimsuchte. Mochte Gott den Leuten Schlimmeres ersparen! Welch ein schreckliches Unglück, dieser Krieg! Kein Haus in ganz Westerstein, auf dem Westerwald, im ganzen Reich, ach, im weitaus größten Teil von Europa und darüber hinaus, kein Haus würde es geben, in das der Krieg nicht irgendwie seine Schrecken trug! O, es war furchtbar, das auszudenken.

„Ich muß mal sehen, ob da garnichts zu machen ist," begann der Pfarrer wieder. „Das Geschäft ginge ja ganz kaput. Der Alte ist hoffnungslos krank, schon seit Jahren. Es ist ein Jammer und Elend. Und sind so prächtige, brave Leute . . ."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Eine Viertelstunde später gingen die beiden Herren den Kirchweg hinab. Das war häufig so, und die Westersteiner sahen es immer gern. Wenn sie dann aus ihren niedrigen

Digitized by Google

Bauernhäusern hinter den Gardinen der kleinen Scheibenrauten herauslugten, tauschten sie ihre Meinungen aus: Die zwei passen zusammen, wie Vater und Sohn.

Und so war es. Grad, als ob das Wohlwollen und das Vertrauen ein bißchen mit einander spazieren gingen. Heut jedoch hatten die Westersteiner keine Zeit, hinter den Fenstern zu stehen und die Straße zu mustern. Sie hatten alle den Kopf voll von andern Dingen. Der Krieg nahm sie viel zu sehr in Anspruch.

Der „Benedikatee."

Freitagmorgen.

Der Pfarrer ist in das Dorf gegangen. Zum Besuch seiner Kranken. Das pflegte er mit genauester Pünktlichkeit an ganz bestimmten Wochentagen zu tun, wobei er an die gewissenhafte Erfüllung einer Amtspflicht aber gar nicht einmal dachte. Denn diese Besuche waren für ihn selber genau so notwendig wie für seine Kranken. Das brachte es auch mit sich, daß er am Krankenbett immer den rechten Ton fand, der sich ebensoweit von herzfremder Nüchternheit wie von widerlicher Salbung und süßlicher Liebedienerei hielt. Alles bei ihm war eben ungezwungen, aufrichtig und so natürlich freundlich, daß schon seine Nähe wohltuend auf die Kranken wirkte. Von der Krankheit, und was damit zusammenhing, wurde so wenig als möglich gesprochen. Damit muß ein Kranker sich ja ohnehin den ganzen Tag beschäftigen. Aber die anderen tausend Sorgen und Gedanken, die mitunter wie eine lästige, schwere Decke auf dem Krankenbett liegen und es zur Marterstatt machen, die wußte seine Freundlichkeit so selbstverständlich und geschickt zu bannen, daß nicht selten von einem wahren Schmerzenslager ein richtiges Lachen kam und der Kranke ganz unversehens sein trauriges Dasein vergessen hatte. Das jammernde Mitleid, womit gewöhnlich das Krankenbett umstellt und dem Leidenden sein Unglück recht eindringlich zu Gemüte geführt wird, setzte er in den Krankenstuben vor die Tür: Da grein' dich aus! Und die starke Zuversicht brachte er mit, sein frisches freundliches Gesicht schon war wie eine Aufmunterung zum Leben, und jedes muntere Wort aus seinem Mund war wie lebenspendende Medizin. Und aus allem, was er sprach und tat, leuchtete eine so herzliche, aufrichtige Teilnahme heraus, daß seine Kranken immer bloß Angst vor seinem Segen hatten. Nicht, als ob sie nicht auch dafür von Herzen dankbar gewesen wären. Aber, wenn der Pfarrer aufstand, mit seiner weißen Hand ganz klein das Kreuz

Digitized by Google

formte und sagte: Benedicat te omnipotens Deus . . ., dann wußte man, nun war's zu End', nun wollte er gehen. Und wenn er ging, verließ viel freudliches Glück die Krankenstube. Dann kam das Leid zurück, und davor bangte den Kranken. Und deshalb hatte Wegers Gretchen, die von der Gicht verzogen, seit Jahren schon zu Bett lag, ihm einmal gesagt: „Ach Herr Pastor, bleiben Sie doch noch ein bißchen sitzen. Den Benedikatee kriege ich noch früh genug." Da hatte der gute Herr gelächelt und ausnahmsweise ein Viertelstündchen zugesetzt. Und als er dann sein Benedicat te sprach, hatte das Gretchen es gottergeben geschehen lassen. —

Auch der Öhm Jakob war so ein köstlicher Fall. Frau und Kind waren ihm vor langen Jahren schon gestorben. Jetzt stand er selber an der Ewigkeitspforte und wartete, daß sie sich ihm auftue. Seine Krankheit war das Alter. Als der Pfarrer ihn einmal fragte, was er denn den Tag über treibe, da hatte er ihm gesagt: „O Gott, Herr Pastor, was soll unsereins noch viel treiben? Ich onkele bei unserer Lisett ihrem Barthel so im Haus herum." Unsere Lisett war seine verstorbene Schwester, und ihr Barthel war sein Neffe Bartholomäus Schütz, der eine dreizehnköpfige Familie hatte. Und damit war in Wahrheit eigentlich alles gesagt.

Im Haushalt ersetzte er ein ganzes Dienstmädchen. Er steckte morgens das Feuer an und schürte es den Tag über, stieß die Butter, wickelte das Garn von der Stuhllehne, sorgte für das Fliegenpapier, verwahrte die Kinder, gab dem Kleinsten die Flasche, lehrte die größeren das Vaterunser und andere Gebete, deren Ursprung zwar nicht so verbürgt war, die er aber ihrer Kürze wegen bevorzugte.

So hatte er das dreijährige Lenchen gelehrt:

„O Gott, ich bin ein kleiner Knab
und bitt' um deines Geistes Gab'."

Bis ihn das Antönchen aufmerksam machte, das Lenchen sei doch genau genommen eigentlich kein Knab. Worauf der Öhm Jakob einen Augenblick etwas unsicher wurde: „War ich doch der Meinung, ich hätte das Peterchen. Da han' ich mich wahrhaftig im Kind vergriffen."

Und von da ab fragte er immer erst: „Wie heißt du denn, mein Stümpchen?" ehe er einen der zahllosen Sprößlinge auf die Knie nahm. Für das Lenchen aber erfand er ein neues Gebet:

„O Gott, ich bin ein kleines Mädchen
und dem Öhm Jakob sein liebes Pätchen."

Digitized by Google

Das Annachen lernte es auch, nur mit dem Unterschied, daß es ausdrücklich beten mußte:

„O Gott, ich bin ein kleines Mädchen
„und das Lenchen ist dem Öhm Jakob sein liebes Pätchen."

Und er hätte sich von seinem Machwerk für die Welt nicht abbringen lassen, wenn auch der Pfarrer sagte, es wäre das ja ein sehr schönes Gedicht, aber doch kein Gebet. Auch die Frömmigkeit dürfe man nicht übertreiben und es genüge, wenn so ein kleines Wesen sein Kreuzchen machen könne. So alte Leute sind manchmal recht eigensinnig, und der Pfarrer hatte seinen Widerspruch schließlich aufgegeben. —

Nicht allzu weit vom Pfarrhaus wohnte die Müllersbas. Ihr weißes Häuschen klebte mit der Rückseite am Berg, der zum Teil die Hauswand ersetzen mußte. Das sonderbar windschiefe Dach war gegen den Berg gelegt und fiel steil nach vorn ab. Über dem Dach machte sich ein ausgewetterter und in jedem Herbst neu geflickter Kamin ungeheuer breit. Bergepheu umrankte das Häuschen, und die ganze Anlage war ausnehmend malerisch und ungesund. Auf höchst gefährlichen, halsbrecherisch kühnen Stufen, die in den Fels gehauen waren, kletterten die Besucher zu der niederen Haustür, darunter alljährlich ein halbes Dutzend Maler und allwöchentlich der Pfarrer. Wenn der kam, dann öffnete sich oben ein winzig kleines, spiegelndes Fenster, und eine rostige, raspernde Stimme rief: „Gelobt sei Jesus Christ! . . . Warten Sie, Herr Pastor, einen Augenblick! Beinah wär's mir aus den Händ' geglitscht." Und dann zitterte eine welke, gichtknotige Hand aus den Begonien und Nelken der Fensterbank. Die ließ an einem Zwirn den Hausschlüssel herab, groß genug, alle Türen im Jenseits damit aufzuschließen.

Das war dem Pfarrer seine gute Idee gewesen. Eines Tages nämlich wäre die Müllersbas allernächst mit ihren wackeligen Beinen die ebenso wackelige enge Stiege hinabkobolzt. Das neue Verfahren war mühelos und ganz ungefährlich.

Beim Weggang nachher wartete der Pfarrer wieder einen Augenblick unter dem Fensterlein, die zitterige Hand ließ den Schlüssel noch einmal herab und er schloß gewissenhaft zu. Dann lag das Häuschen wie vorher still am Berg, und nur die Gicht tat dem alten Mädchen darin Gesellschaft. Denn die Müllersbas hatte es auf zweiundsiebzig Jahre eines jungfräulichen Lebens gebracht. Und wer sich auf alte Gesichter verstand, der konnte sehen, daß sie in ihrer Jugend einmal sehr schön gewesen sein mußte. Und wäre

Digitized by Google

sie nicht immer zugleich so herb gewesen, dann hätte sie vielleicht doch einen von ihren zahlreichen Bewerbern genommen und nicht alle mit einem Korb abgefunden. —

Auch die Himmerichslies' gehörte eine zeitlang zu den Kranken des Pfarrers. Als der schmerzhafte Husten sie immer plagte. Das war jetzt besser geworden, und der Arzt hatte sogar die Hoffnung auf völlige Genesung geäußert. Seit dem Frühjahr schon brauchte sie keinen einzigen Tag mehr zu Bett zu liegen. Und auch im Winter war es hauptsächlich für sie darauf angekommen, das Zimmer zu hüten und sich vor jeder Erkältung in der rauhen Westerwälder Luft in acht zu nehmen. Als sie aber doch einmal an ein paar Tagen bettlägerig war, kam auch alsbald der gute alte Herr, nach seinem Pfarrkind zu sehen.

So große Stücke er nun auch auf das Mädchen hielt, der Besuch kostete ihn doch jedesmal eine starke Überwindung, wenn er sich das auch nicht merken ließ. Als ein rechter Seelsorger nahm er nämlich den herzlichsten Anteil wie an allem, so auch an dem allgemeinen Ärger seiner Pfarrkinder über dieses Weib von Betammi. Daher umgab er sich mit einem ganzen Panzer von Unfreundlichkeit, so oft er das Haus betreten mußte und zerlegte sein ehrliches Herz sozusagen in zwei Hälften. Die angenehme Seite war für die Himmerichslies', die ungenießbare für ihre Tante. Und so war es denn einmal gekommen, daß er mit der Himmerichslies' ganz munter über die christliche Geduld in allen Lebenslagen plauderte und plötzlich mit hochrotem Gesicht gegen die Tante herumfuhr: „Ach was! Sie sind eine alte . . ." Quiesel! hatte er sagen wollen. Aber er besann sich noch rechtzeitig und verbesserte: „. . . Person!" Denn die Betammi hatte ein Gefäß mit Weihwasser aufdringlich herbeigebracht und wollte es ihm zum Benedikat reichen. Wenn sie aber nachher nun immer behauptet hat, der Pfarrer habe sie eine fromme Person genannt, ist das zumindest ein großer Irrtum. Wie denn die Betammi bis zur Stunde überhaupt von dem Irrtum und der Verkehrtheit lebt, weshalb sie mit ihren Behauptungen vorsichtig sein und sich lieber gar nie auf das Urteil ihres Pastors oder auch eines anderen Geistlichen berufen sollte. Und wollte sie dann künftig die eigene Frömmigkeit statt der der Geistlichen besorgen und die Rettung der eigenen armen Seele sich statt der Sorge um die lieben Mitmenschen angelegen sein lassen, dann wäre die Betammi endlich einmal wirklich auf dem Wege zu einem gottgefälligen Leben, darin sie auch reichlich zu tun fände. Das aber wird wohl immer ein frommer Wunsch bleiben. Denn Leute vom Schlage der Betammi

Digitized by Google

finden nun einmal bei anderen den Splitter und sehen bei sich den Balken nicht. Und wenn der Betammi dies in die Hände fällt, dann sagt sie hundert gegen eins, das paßt aber einmal wie angegossen auf die und die, und ist in ihrer satten Frömmelei zu hochmütig und versteht nicht, daß sie selbst gemeint ist.

Der Überwalder Herr, der der besondere Freund vom Westersteiner ist, spricht überhaupt nur von Misteln, wenn er die Quiesseln meint. Sie schmarotzen ja auch wie Misteln am Lebensbaum der Kirche und der Herrgott will, daß das Unkraut mit dem Weizen wachse. Bei den alten Griechen jedoch galt bereits der Glaube, daß ein Mistelzweig die finstere Unterwelt öffne, und das scheinheilige England feiert das schönste Fest der Christenheit mit Misteln. —

In ganz Westerstein hatte der einziehende Sommer niemand mehr erfreut wie den Pfarrer, der nun den lästigen Panzer ablegen konnte und die qualvolle Herzteilung nicht mehr vorzunehmen brauchte, weil der Sommer der Himmerichslief' die Gesundheit gab.

Er sah gern eine frohe, glückliche Jugend um sich, und lieber hätte er sich selber geopfert, als daß er die ihm anvertraute Jugend an Leib oder Seel' hätte zu Schaden kommen lassen.

Deshalb war ihm auch der frühe Tod von Hüttenschulz' Johannes so nahe gegangen. Den hatte die Schwindsucht mitgenommen. Und der arme Schelm wäre doch wie gern noch am Leben geblieben . . .

Als ihm der Pfarrer zuerst vom Jenseits sprach, da hatte er mit großen, fieberglänzenden Augen erschrocken seinen Pastor angesehen und mit müder Stimme, daraus die Angst stockte, leise gefragt: „Muß ich denn schon sterben?"

Langsam hatte der Pfarrer mit seiner gütigen Stimme gesagt, indem er ihm wie kosend die Hand auf die feuchte, knochige Stirne legte: „Johannes, wenn der liebe Gott deine Seele für sich begehrte, möchtest du sie ihm versagen?"

„O Herr Pastor! . . ." der arme Junge hatte still den Kopf zur Seite gelegt, daß man seine Tränen nicht sehe, und schluchzte in die Kissen . . . „Ich möchte doch . . . so gerne noch leben . . . Es ist so schön . . ." er hob den Kopf und sah den Pfarrer mit nassen Augen an, . . . „O sagen Sie, daß ich noch leben darf . . . Sehen Sie, . . ." er zog einen Perlmutter-Rosenkranz unter dem Kopfkissen hervor, . . . „den hat mir meine Mutter geschenkt . . . bei der Erstkommunion . . . Ich habe ihn täglich gebetet, . . . habs nie vergessen . . . Ich will ihn fortan dreimal beten, . . . jeden Tag, den Gott mir schenkt, . . . auf den Knieen, . . .

Digitized by Google

nur leben, leben! . . . O meine lieben, guten Eltern! . . . ich will doch noch nicht sterben, . . . nicht sterben! . . .“ Er wimmerte in die Kissen mit röchelnder Stimme.

Der Pfarrer war ergriffen. Wie verschieden doch der Tod aufgenommen wird! Er hatte Kinder gesehen, die ihm entgegenlachten, wie einem lieben Spielgefährten, und Greise, die sich vor dem bloßen Gedanken an den Tod entsetzten. Frauen, die ihn verlachten, Männer, die ihn ängstlich flohen. Hier wurde er gleichgültig empfangen, wie eine belanglose Sache, dort willkommen geheißen, wie ein angenehmer Gast. An dem einen Orte verfluchte man ihn, noch anderwärts sehnte man ihn herbei. Und in den schrecklichsten Fällen zwang man den Widerwilligen zu erscheinen.

In das Hüttenschulzhaus trug der Tod ein namloses Leid. Der Pfarrer hatte es wie eigenes Leid mitempfunden. Er vergaß es nicht mehr, es hatte sich ihm in die Seele gegraben. Vor einem Vierteljahr war es geschehen. Aber es stand mit allen Einzelheiten so lebendig vor ihm, wie der gestrige Tag . . . .

Im Krankenzimmer des alten Hauses. Das Fenster war weit geöffnet und das lebenspendende Licht konnte breit hereinfließen. Man hatte das Bett so aufgestellt, daß der Kranke einen freien Blick in den Garten und auf das volle Grün des nahen Buchenwaldes hatte. Der schwere Waldgeruch füllte wohlig die Krankenstube, das Vogelgezwitscher war fast lästig. Der Wind hatte sein Spiel an den leichten Fenstervorhängen. Zuweilen trieb er einen ganzen Flutwirbel von Blütenschnee aus dem Garten herauf, jagte die weißen, zierlichen Blättchen vor sich her und trug einige von ihnen bis an den Fuß des Krankenbettes . . .

„Nicht sterben! . . .“ zittert es von den farblosen Lippen . . .

Aus dem Nebenzimmer kommt ein Geräusch, . . . leises Schluchzen, . . . schlürfende Schritte . . .

Die Türe wird vorsichtig geöffnet . . . Eine Frau mit bleichem Gesicht und bleirandigen, geröteten Augen . . . .

Der Kranke will den Kopf heben, . . . er fällt schwer zurück . . . „Mutter! o liebe, liebe Mama!“

Sie ist näher gekommen, will ihn anlächeln . . . „Mein Herzenskind!“ . . . und neigt sich über ihn, . . . küßt ihn . . . „Wie geht es dir? . . .“ „O Mutter, . . . ich muß . . . sterben . . .!“

Da kann sie nicht mehr. So lange war sie stark, hat tapfer ausgehalten, . . . all die Tage und Nächte. . . . Nie hat er ihre Tränen gesehen . . . Sie hat an seinem

Digitized by Google

Bett geſcherzt, mit blutendem Herzen, nur um ſein Lächeln zu bekommen . . . Und das war alles gegangen, weil ſie immer noch hoffen wollte. Jetzt war das vorbei . . . Der Arzt hatte ſich alle erdenkliche Mühe gegeben . . . Aber heute morgen war alles, was er ſagte: Rufen Sie den Paſtor! . . . Der kam ohnehin . . . Vom Arzt aber war es das Zeichen, daß ſeine Kunſt zu End' ſei . . . Und ſie preßt das Taſchentuch an die Augen, . . . ſchluchzt . . .

Der Knabe ſieht es. „Mutter, du weinſt . . .?! Ich weiß es, weil ich ſterben muß, gelt . . .?!" Fragend, bittend, flehend hängen ſeine Augen an ihrem Mund . . . Ach, ein Wort nur von der Mutter, nur ihr Nein! . . . Er weiß, die Mutter lügt nie, . . . und er lauert mit fieberndem Angſtblick auf ihre Entſcheidung . . .

O Gott und Heiland, wie das in ihr Herz ſchneidet! . . . Daß ſie es hinausſchreien möchte: Nein, nein, tauſendmal nein! Leben wirſt du, mein Herzkind, geſund werden und leben! . . . Aber ſie ſagt es nicht, ſie kann es nicht . . . Was wäre denn gewonnen? Eine umſo größere Aufregung nachher, wenn es ſich nicht mehr leugnen läßt; und für ihren Liebling die ſchmerzlichſte Enttäuſchung, daß ſie ihn in den Tod hineingelogen, ſein kindliches Vertrauen mit einem Betrug gelohnt hat, wo es doch um das Leben ging . . . Nein, um alles in der Welt, jetzt keine Unwahrheit! . . .

Und ſie beugt ſich wieder über ihn, ganz dicht an ſein abgezehrtes, weißes Geſicht, und eine heiße Träne quillt ihr von der Wimper:

„Kind, mein ſüßes Kind, wir wollen ja alle nichts ſehnlicher, als daß du lebſt. Darum beten wir Tag und Nacht . . . Und, mein einziger teurer Schatz, du haſt ſo viel gelitten, . . . bete mit uns! . . . Bei Gott iſt alles möglich! . . ."

Er will lächeln, . . . um ſeinen Dank zu bezeugen . . . Er hat ſie verſtanden! . . . Die Mutter lügt nie! . . .

Der Pfarrer hat leiſe die durchſichtige Hand ergriffen.

„Johannes, darf ich dir mal eine Geſchichte erzählen?"

„Vom Sterben? . . ."

„Nein, vom Leben . . . Darf ich?"

Der Kranke nickt.

„Es war einmal . . ."

„Iſt es ein Märchen? . . ."

„Es iſt Wahrheit."

Und der Pfarrer beginnt . . .

Zum Fenſter herein flutet das klare Himmelslicht in ſchimmernden goldenen Bahnen. Der Knabe ſchaut aus matten Augen. Sein Blick ſucht die Mutter.

Digitized by Google

Seine einzige, schönste, herzliebste Mutter! Kosend gleiten die Blicke über ihre abgehärmten Züge, während seine Sinne der freundlichen Stimme des Erzählers lauschen . . .

„Es war einmal vor vielen, vielen Jahren, in einem fernen, schönen Land . . . Das war mit blühenden Gärten, reichen Feldern und mit Wiesen und prächtigen Wäldern geschmückt . . .

In dem Lande lebten viele Leute in Städten und Dörfern, Reiche und Arme, Gute und Böse, Männer, Frauen, Kinder, . . . gerade wie bei uns. Die Männer arbeiteten fleißig und verdienten Geld, die Frauen besorgten den Haushalt, und die Kinder freuten sich, weil es ihnen gut ging, und sie sangen und spielten auf der Straße, wenn keine Schule war und die Eltern sie nicht brauchten. Und alles war gerade wie bei uns.

Da war nun eine Stadt. Die lag in einer weiten Ebene, auf der anderen Seite eines großen Flusses. Eigentlich war es nur ein Landstädtchen, ganz eigentlich nur ein großes Dorf. Aber die Leute nannten es Stadt, und alle waren sehr fleißig darin. Es war immer ein Leben und Treiben . . .

Und einmal, da war der Sommer gekommen mit all seiner Pracht und Lust. Die Männer mühten sich von früh bis spät, daß sie seinen Segen bargen, und die Frauen waren besonders fleißig im Haus. Nur die Kinder spielten wie immer und sangen über die Straße, weil sie noch nicht helfen konnten. Aber die großen Kinder konnten schon helfen und taten es. Und da war es. An einem Sommertag. Als die Sonne schon gegen Abend sank. Die Frauen hatten ihre Tagesarbeiten beendet und saßen mit den ganz Kleinen vor den Haustüren. Denn sie warteten auf ihre Männer, die bald heimkehren mußten . . .

Da kamen fremde Wanderer durch das Stadttor die Straße herab. Auf ihren Sandalen und Kleidern lag dick der Staub. Also hatten sie wohl einen weiten Pfad hinter sich. Sie schienen auch sehr müde zu sein, denn sie zogen wortkarg ihren Weg, und ihre Schritte waren schwer, wie es ist bei Leuten, die weither von harter Arbeit kommen. Als aber die Entfernung nicht mehr so groß war, daß man die Gesichter deutlich unterscheiden konnte, da gab es bei den Frauen eine große freudige Aufregung. Und sie machten sich wechselseitig Mut mit Zeichen und Zurufen. Und dann verließen sie die Häuser und liefen mit ihren Kindern in hellen Scharen herbei. Die kleinsten Kinder wurden noch auf dem Arm getragen oder hingen ihren Müttern am Kleid. Die größeren kamen schon von selber aus allen Straßen-

Digitized by Google

winkeln angelaufen, und die kühnsten von ihnen sprangen jubelnd vorauf, den Fremden entgegen.

Denn, der da kam, war der wundertätige Rabi aus Nazareth, der Freund der Kinder. Und er hatte schon die vielen Kinder gesehen, und obgleich auch er sehr, sehr müde war, in seinen Augen malte sich doch helle Freude, und eine Welt voll Liebe und Güte, voll Anmut und Freundlichkeit leuchtete aus ihnen . . .

Die Männer um ihn herum aber waren weniger freundlich, weil sie nach dem mühsamen Tag für sich und ihren Meister die verdiente Ruhe wünschten. Und ich denke mir, einer aus ihnen tat sich ganz besonders hervor, nannte die Frauen lästig und zudringlich und stieß die vertrauenden Kinder roh zurück, daß ihre kleinen Herzen vor Furcht schlugen. Dabei tat er ganz, als ob es lediglich seine Sorge um den Herrn sei, während er doch in Wahrheit nur sich und seine ungestörte Bequemlichkeit suchte. Ach, er war schon damals ein Elender, aus dessen Zügen Selbstsucht und Habgier sprachen. Und er paßte sehr schlecht zu den Gefährten. Sein Eifer war nur Frechheit, denn seine Gedanken waren Verrat . . . Aber auch die übrigen Männer waren ungeduldig, daß ihnen nun zuguterletzt noch die Weibsleute mit ihrem Kindervolk in den Weg liefen, und sie brummten einander ihre harten Bemerkungen zu und schalten . . .

Das war von ihnen sehr töricht. Denn wenn sie überlegt hätten, mußten sie sich sagen, daß ihr Meister glücklich war, von ihren alten Herzen einmal weg in die reinen unberührten Kinderherzen schauen zu können. Sie sagten sich das aber nicht. Und deshalb bekamen sie es gesagt. Mit den lieblichsten Worten, die je ein sterblicher Mund gesprochen hat!

». . . . „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehrt es ihnen nicht. Denn grade für sie ist das Himmelreich. Wahrlich, ich sage euch: Wer das Reich Gottes nicht annimmt wie ein Kind, der wird nicht hineinkommen.“ Und er schloß die Kinder in seine Arme, legte ihnen die Hände auf und segnete sie . . .«

Der Kranke hat leise — leise die Hand des Pfarrers gedrückt . . . „Mein armer, guter Vater muß auch immer viel, sehr viel arbeiten! . . . Es war sehr schön . . . . Bitte, . . . noch mehr! . . .“ flüstern abgebrochen die dünnen Lippen. Seine Augen suchen wieder die Mutter mit einem zufriedenen glückseligen Kinderlächeln.

Und die Erzählung geht weiter . . .

Digitized by Google

„Ein andermal war es, . . . wieder in einer Stadt, . . . wieder war es Sommerzeit wie jetzt, . . . die Kinder spielten, und ihre fröhlichen Stimmen hörte man weithin . . .

Da kamen dieselben Männer. Aber sie waren allein. Der Meister fehlte. Und schon von weitem hörte man, sie hatten Streit untereinander und konnten sich nicht einigen. Und es war wieder sehr töricht von ihnen, und wieder bekamen sie es von ihrem Meister gesagt . . .

›Zu Hause angelangt, fragte er sie: Wovon habt ihr unterwegs gesprochen? Sie schwiegen. Denn sie hatten auf ihrem Wege miteinander gestritten, wer der größte von ihnen im Himmelreiche sein werde. Da setzte er sich nieder, rief die Zwölfe zusammen und sprach: „Wer der erste sein will, soll der Letzte von allen und aller Diener sein.“ — Dann nahm er ein Kind, stellte es neben sich in ihre Mitte, schloß es in seine Arme und sprach: „Wahrlich, ich sage euch, wenn ihr euch nicht bekehrt wie die Kinder, werdet ihr nicht eingehen in das Himmelreich! Wer sich also erniedrigt wie dieses Kind, der ist der Größte im Himmelreiche.“ . . .‹

Der Pfarrer unterbrach die Erzählung.

„Johannes, hättest du nicht gern jenes Kind sein mögen, von dem die Heilige Schrift sagt, daß der Heiland selbst es in seine Arme schloß? . . .“

Ein sonniger Ausdruck von Freude stahl sich über das magere Gesichtlein.

„Aber meine Erzählung ist noch nicht zu Ende. Hör' nur zu:

Eine schöne Legende, die sich bis in die ersten Jahrhunderte zurückverfolgen läßt, erzählt, daß jenes Kind, das am Herzen des göttlichen Kinderfreundes von Nazareth ruhte, und das seine Arme liebevoll umschlossen hielten, später ein großer Heiliger und ein glänzender Stern in der Kirche wurde: der große Bischof von Antiochien, der heilige Ignatius . . . .“

„Unser Kirchenpatron . . . !?“

„Ganz recht, Johannes. Und wir haben heute noch seine Briefe, in denen er sich ein Weizenkorn nennt, das unter den Zähnen der Bestien zermahlen werden müsse. In der Christenverfolgung des Trajan kam er dann auch wirklich vor die Löwen. Und die haben ihn zerrissen. . . . Sein zerfetzter Leichnam aber wurde von den trauernden Christen, deren Bischof er war, in frommer Liebe aufgenommen und vor den Toren von Antiochien beigesetzt.

Und nun, lieber Johannes, paß' einmal gut auf.

Als in den ersten Jahrhunderten die Kirche vor ihren Verfolgern noch unterirdisch wohnte und sich in die Kata-

Digitized by Google

komben flüchten mußte, wurde das heilige Opfer stets an den Gräbern der Blutzeugen Christi gefeiert, die sich allda in großer, sehr großer Zahl befanden. Und darum müssen unsere Altäre nach der Vorschrift der Kirche auch heute noch zugleich Ruhestätten von Marthrern sein. Wir aber hier in Westerstein sind so glücklich, eine Reliquie von Ignatius zu besitzen, von jenem großen Bischof der frühesten Christenheit. Und tagtäglich wird das heilige Opfer darüber dargebracht. . . . .

Sag' mal, ist es nun nicht ein herrlicher Gedanke, Johannes, daß in Ignatius bereits unser Altar, unsere Kirche, unsere Pfarrei vom Heiland gesegnet worden ist? Und auch du, mein liebes Kind, hast mit Ignatius schon am heiligsten Herzen des liebevollen Welterlösers geruht, als er noch auf Erden wandelte! Und seine Allwissenheit erkannte dich schon damals, liebte dich, sehnte sich nach dir: . . . . »Lasset die Kinder zu mir kommen!« . . . .“

Der Kranke wollte sich aufrichten. Das fieberhafte, flackernde Licht in seinen Augen war geschwunden, er tastete nach der Hand des Pfarrers, die ihm entglitten war. . . .

„O das war schön. . . . Ich danke Ihnen! und . . . . lieber Herr Pastor, . . . Mutter, . . . sei still, . . . ich sterbe gern . . . und gehe wieder . . . in seine Arme . . .!“

„Darf ich dir denn morgen die heilige Wegzehrung bringen?“

„Ich freue mich sehr darauf . . . Liebste Mutter, wie herrlich wird das. . . . Gelt, du freust dich auch, . . . mit deinem . . . . deinem Hans?“

Und die bleiche Frau lächelt durch ihr zurückgedämmtes Weh, beugt sich immer wieder über das vom Tod gezeichnete Gesichtlein und küßt die feuchte Stirn.

„Ja, mein Kind, mein Ein und Alles. Aber wir beten dennoch fort und fort, daß Gott dich uns erhalte. Bei ihm ist alles möglich . . . .“

Der Kranke war müd. Sein Kopf lag in die Kissen gedrückt, die Augen hatte er geschlossen. Er wollte schlafen. . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Nach wenig Tagen.

Der Pfarrer ist plötzlich gerufen worden. Der Kranke hat noch einmal nach der heiligen Kommunion verlangt. . . . Und nun ist die kleine, stille Feier vorüber. Auf dem Tisch brennen fromme Kerzen, verzehren sich glutend, ein Bild der heiligen Liebe. Das Krankenzimmer ist soeben zum Tabernakel, der leidende kleine Körper zum frommen Ciborium geworden. Über die Anwesenden hat sich mild das warmherzige Glück der einigen Liebe Christi gebreitet. Glück!

Digitized by Google

Denn der Tod ist die Pforte zum Leben. Sie hat sich weit, weit geöffnet, und ein gewaltiger Strom von überquellender Lebensfülle wogt breit heraus. . . .

Aus blendendem Linnen leuchtet das liebe, gottstille Gesichtlein des kleinen Dulders. Glückselig und todbleich. . . .

Die müde Frau kniet an das Bett gelehnt. Sie läßt ihren Tränen freien Lauf. . . Hinter ihr der Hüttenschulz, ihr Mann. Und auch seine Augen sind von Tränen ganz geblendet. Sein Einziger! . . . Dann Nachbarn. Bis ins Vorzimmer knieen sie. . . . .

Der alte Pfarrer im weißen Spitzenröckel hat sich geräuschlos erhoben und nähert sich behutsam dem Bett. . . . Das Atmen des Kranken ist unmerklich geworden, ganz kurz, ganz schnell. . . . Irgend ein schwaches Geräusch hat den irrenden Geist noch einmal zurückgerufen. . . Langsam öffnen sich die verglasten Augen, gebrochen, schwer. Der Mund bewegt sich. . . Der Hüttenschulz nähert sein Ohr den dünnen, bleichen Lippen:

„Vater . . . ich sterbe! . . . . Ihr müßt . . . nicht weinen! . . . Weil . . . ich gehe gern . . . in seine . . . seine Arme! . . . Betet mir . . . noch einmal, . . noch . . . einmal . . . vor . . . das . . . Magnificat! . . .“

Der Hüttenschulz hat dem Pfarrer den letzten Wunsch des Sterbenden mitgeteilt. Mit zuckenden Lippen. Und mit stockendem Herzschlag.

Und durch das Sterbezimmer klingt feiernd in leisem Gebet das hehre, unvergängliche Ruhmeslied der göttlichen Barmherzigkeit, das erstmals vor zwei Jahrtausenden aus dem danküberströmenden Herzen Mariä, der Hochgebenedeiten, kam:

„Hoch preist meine Seele den Herrn
„Und mein Geist jubelt in Gott, meinem Heiland!
„Denn er hat herabgesehen auf seine niedrige Magd.
„Siehe, von nun an preisen mich selig alle Geschlechter.
„Denn Großes hat an mir der Mächtige getan,
„Dessen Name heilig ist. . . . .
„ . . . . . .

„Jesus!!“ Vom Krankenbett kam durchdringend der Ruf.

— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Der liebe Knabe hatte ausgelitten. Er war in die Arme des Heilandes gegangen. Da ruhte seine junge Seele am Herzen der ewigen Liebe, dem Urquell unseres Glückes. . . .

Samstagmorgen!

— — — — — — — — — — — — — — —

(Forts. folgt.)

Digitized by Google

„Rerum Novarum.“

Von Richard v. Kralik.

Meine Seele, ſag und ſinge
Neue Zeiten, neue Dinge,
Nie geſchaut und nie gehört,
Daß ſich höher als das Alte
Nun die neue Welt geſtalte,
Unbetört und ungeſtört.

Was uns lang verkündet worden
In der Chriſten hohem Orden,
Wird nun endlich Wirklichkeit:
Bruderliebe, Menſchenliebe
Siegt im irdiſchen Getriebe;
Nun iſt's wahrlich hohe Zeit!

Einſt gab unſres Heilands Güte
Jedem gläubigen Gemüte
Dieſes oberſte Gebot:
Liebt ſo wie euch ſelbſt einander!
Und im Sakrament verband er
Uns zu einem Leib durchs Brot.

Und auf dieſes Rechtes Grunde
Hat er ſelbſt zu neuem Bunde
Seine Kirche aufgeſtellt.
Eine einz'ge Hochgemeinde,
Die nur Brüder, keine Feinde
Kenne, geb es auf der Welt.

Manch Jahrhundert iſt entſchwunden
Und in Liebe ward verbunden
Jeder Stand und jedes Band.
Des Gebotes Wahrheit haben
Alle Weiſen, reich an Gaben,
Anerkannt in jedem Land.

Doch der Zeiten wilde Rauheit
Und der Herzen matte Lauheit
Lag mit dem Gebot im Streit.
Jetzt erſt iſt die Zeit vorhanden,
Da wir ganz den Sinn verſtanden,
Ihn zu faſſen ſind bereit.

Sieh, in dieſen letzten Tagen,
Da umſonſt die Weiſen fragen

Digitized by Google

Nach der Lösung aller Not,
Gab uns nun Sankt Peters Erbe,
Daß die Menschheit nicht verderbe,
Licht vom Licht und Brot vom Brot.

Und da manche suchend irren
Und im Suchen sich verwirren,
Stellt er auf des Heilands Wort,
Und er sagt: Nicht nur zum Streben,
Nein, zur Tat ist euch gegeben
Dieser allerhöchste Hort!

Die in harten Mühen schmachten,
Müßt ihr euch verbrüdert achten,
Dann erst gilt das Christentum.
Wer nicht folgt dem Worte huldig,
Ist des Weltgerichtes schuldig
Und verliert des Christen Ruhm.

Siehe da, das Brot des Lebens
Nährt die Seele nicht vergebens!
Bildet als das Ziel des Strebens
Eine heilge Kommunion!
So sei unser Tun im Gotte
Nun zum Trotz der Höllenrotte
Und zum Spott der Toren Spotte
Eine mächt'ge Prozession!

Also stellt euch all zusammen,
Die ihr wollt von Christus stammen,
Mit der Fackeln Liebesflammen
Zum Triumph im Jubelton!
Und gleich einer Wallfahrt schreite
Schar auf Schar hin, das geweihte
Kreuz voran, die benedeite
Jungfrau auch im Himmelsthron.

Im Triumphe aufwärts steiget,
Arbeiter des Herrn, und zeiget
Eure Würde, länger schweiget
Harrend nicht, dem Ew'gen neiget
Euch in unbedingter Tat!
Laßt uns endlich so entzünden
Liebesbünde reich an Bünden,
Und der ganzen Welt verkünden,
Höchsten Höhn und tiefsten Gründen,
Einen ein'gen Gottesstaat.

●●●

Digitized by Google

Aphorismen a. Eichendorffs Briefen.

Mitgeteilt von Prof. Dr. Eduard Arens.

Man kann nicht sagen, daß die Briefe, die Eichendorff hinterlassen hat, besonders hervorragend auf den unbefangenen Leser wirkten. Wohl sind sie natürlich, wie fast jeder Briefwechsel eines bedeutenden Mannes, für die äußeren Umrisse seines Lebens und seine dichterische Entwicklung nicht unwichtig. Seine Familie, seine Freunde treten uns näher. Der Briefschreiber läßt uns unbewußt tiefe Einblicke in sein Wesen und Gemüt gewinnen. Wir freuen uns, den Menschen ebenso hoch stellen zu dürfen wie den Dichter: dieselbe einfache Schlichtheit in Wort und Tat, dieselbe Bescheidenheit, mit der Überzeugung seines Wertes gepaart, das innige Gottvertrauen, die unendliche sinnige Liebe zur Natur — bei all seiner tiefen Einsicht oft kindliche Unbeholfenheit im Praktischen und Materiellen — das sind lauter Züge, die uns einen lieben Mann nur noch lieber machen können. Aber literarische Qualitäten im engeren Sinne besitzen Eichendorffs Briefe nicht. Wohl sprechen sie von eigenen, von fremden Dichtungen; indessen doch nicht ex professo, sondern nur so nebenbei, oft nur geschäftsmäßig. Ich glaube kaum, daß jemand die rund 200 Briefe, die Wilhelm Kosch in seiner historisch-kritischen Ausgabe von Eichendorffs Werken (Regensburg, Hebbel; Bd. 12)[1]) zusammengebracht und eingehend erläutert hat, im Zusammenhange oft lesen wird; dazu sind namentlich auch zu viel Briefe im trockenen Amtsstil darunter. Gelegentlich aber glänzen einzelne Stellen, gleichsam als lumina orationis eingestreut, hervor, die nicht nur als Aussprüche eines großen Dichters allgemeine Bedeutung haben, sondern zum Teil auch besonders für unsere Gegenwart Teilnahme wecken. Man vergleiche beispielshalber nur, was er über die schwere, große Zeit vor 100 Jahren zu sagen hat. Daher möchten wir nicht versäumen, sie unsern Lesern vorzuführen.

* * *

Es ist so traurig, für sich allein zu schreiben, wenn man es mit dem Leben überhaupt ernstlich und redlich meint. Ich möchte am liebsten mein ganzes Sinnen, Trachten und Leben mit allen seinen Bestrebungen, Hoff-

[1]) Hiernach sind unsere Zitate, mit freundlicher Genehmigung des Verlages und Herausgebers, bezeichnet. Wir benutzen die Gelegenheit, auf die groß angelegte Ausgabe wieder empfehlend hinzuweisen.

Digitized by Google

nungen, Mängeln und Irrtümern, meiner Nation, der es geweiht ist, zu strenger Würdigung und Beratung darlegen... (1814; a.a.O. S. 8, 10.)

*

Es gibt nichts Tröstlicheres, als den Beifall der wenigen zu erlangen, an die man beim Schreiben eigentlich immer nur gedacht hat, und deren Gunst weniger verwirrend der Eitelkeit schmeichelt als vielmehr recht erquickt, stärket und erweckt. (10, 25.)

*

Ich wagte nicht mehr, was ich empfand, liebte und dachte, unmittelbar und an und für sich zu geben, sondern bemühte mich, aller ursprünglichen Freiheit unwürdig, meine freien Eingebungen zu Trägern gewisser Ideen zu machen und nach diesen so lange zu verallgemeinern, bis sie mir selber und andern unkenntlich wurden, und mein Wesen, einmal von dem eigentlichen Leben losgelöst, ohne allen Gehalt und fast sich selber ironisierend, nach allen vier Winden hin verduftete. Ich malte, wie glaub' ich Jean Paul sagt, mit Äther in Äther. Ich fühl' es nun, dieser einförmige Selbstmord der Poesie muß aufhören, oder ich höre auf zu sein. . . (4, 33 — 1809.)

*

Dieses unendliche Streben, Gott hat es nicht bloß darum in die Brust der Dichter gesenkt, damit sich diese wenigen daran erfreuen, es soll, wie es in lebendiger Freiheit triumphiert, die Welt umarmen und ihr die Freiheit wiedergeben. Das ist kein Zweck, sondern die Natur der Poesie. (5, 14 — 1809.)

*

Meine Kraft ist gering und noch von vielen Schlacken und Eitelkeiten getrübt, aber die Demut, mit der ich meine Unzulänglichkeit anerkenne, ist redlich und ewig. (10, 3 – 1814.)

*

Gott hat uns ein Vaterland wiedergeschenkt, es ist nun an uns, dasselbe treu und rüstig zu behüten, und endlich eine Nation zu werden, die, unter Wundern erwachsen und von großen Erinnerungen lebend, solcher großen Gnade des Herrn und der eigenen kräftigen Tiefe sich würdig beweise. (9, 34 — 1814.)

*

Es gibt gerade keine reichere, entscheidendere, aber auch gefährlichere Zeit, als wenn ein tüchtiges Volk im vollen Bewußtsein und Gefühl seiner Kraft plötzlich stillsteht und sich besinnt. Wir wollen . . lieber recht wach bleiben, denn

Digitized by Google

wir dürfen das durch Fahrlässigkeit oder Übermut nimmermehr verspielen, was wir mit Gottes wunderbarem Beistand erobert und mit so viel teuerem Blute besiegelt haben. (11, 13 — 1816.)

*

Ich habe durch langes, nur zur oft scheinbar zwecklosen Umtreiben im Leben einen weiten Umkreis von Aussichten gewonnen, aus deren Gemisch von Zauber, lächerlicher Dummheit, Freude und Schmerz[1]) ich mich manchmal kaum herauswinden kann, und eine unwiderstehliche Lust dabei, gerade nur das alles, was ich gesehen, gehört und durchlebt, einmal recht keck und deutlich zu frommer Ergötzung wieder darzustellen. (18, 7 — 1816.)

*

Lassen Sie sich das nie stören, daß Sie nach vollendeter Arbeit damit unzufrieden sind. Welcher Dichter wäre das nicht? Das ist eben das Wunderbare, diese Sehnsucht nach dem Unerreichbaren, und könnte diese jemals befriedigt werden, so wäre es mit der Kunst aus.[2]) (24, 21 — 1822.)

*

(Politisch Lied, ein garstig Lied!)

Die Poesie geht bei den Philistern zu Gaste, und wird mit ihnen ganz und gar politisch, das Albernste, was diesem undiplomatischen Götterkinde begegnen kann, wo nicht die Politik selbst Poesie wird, wie in den .. Jahren 1807 bis 1809 und 1813. (45, 32 — 1834.)

*

Die Dichter sollen freilich über ihrer Zeit stehen, wie die Könige, aber sie sind auch wieder recht eigentlich die Kinder ihrer Zeit und leben von den Eindrücken des Tages. Daher durch die ganze Geschichte die fatale Erscheinung, daß eine große Zeit immer große Dichter, eine schlechte Zeit immer schlechte oder gar keine Dichter hat, gleichwie die Vögel im Winter nicht singen, wo es gerade am meisten not täte. Der Ärger wirkt bloß kritisch, was immer der Tod der Poesie ist. (72, 35 — 1842.)

*

Der Lärm der Weltgeschichte muß erst einigermaßen wieder verlosen, damit die Klänge echter Poesie, die nicht auf den breiten Flügeln der Politik daherwütet, hörbar und verständlich werden. (89, 8 — 1848.)

*

[1]) Eine echte Charakteristik für viele der Novellen Eichendorffs!
[2]) Das Programm der Romantik.

Digitized by Google

Eine Stelle in Ihrem Brief hat mich faſt wehmütig berührt, wo Sie nämlich von der Notwendigkeit ſprechen, ſich gegen einen ungelegenen poetiſchen Rauſch zu waffnen. Auch ich habe während meines langen Amtslebens beſtändig gegen dieſe Anfechtungen zu kämpfen gehabt. Aber es ſchadet eben nichts. Die proſaiſchen Gegenſätze befeſtigen und konzentrieren nur die Poeſie und verwahren am beſten vor der poetiſchen Zerfahrenheit, der gewöhnlichen Krankheit der Dichter von Profeſſion. (90, 6 An Lebrecht Dreves. 1848.)

*

Es iſt auffallend, wie in jetziger Zeit alle Individuen verſchwinden, alles iſt allein auf die Maſſen geſtellt. Und doch iſt die Maſſe nur eine Idee, die, wie das Königtum, die Freiheit u. ſ. w., wenn ſie wirklich ins Leben treten ſoll, individuell, perſönlich werden muß. Wird eine ſolche welthiſtoriſche Perſönlichkeit endlich in Deutſchland erſcheinen? (96, 9 — 1849.)

*

Calderon braucht keine Recommandition, er bleibt trotz meiner Überſetzung ſchön. (145, 31 — 1853.)

*

Die Heimat hat eine eigene Zauberei, die kein Dichter entbehren kann. (151, 21 — 1853.)

*

Die Beſchreibung Ihrer ländlichen Einſamkeit hat mich wunderbar an meine eigene Jugend erinnert, da ich ebenſo, mitten aus dem Tumult der Welt herausgeriſſen, manches Jahr auf meinem Heimatſchloſſe verlebte. Dieſe herbſtlichen Abſchiedslaute der Wandervögel, das Fallen der Blätter, als wollten ſie unſer Leben begraben; alle das Bangen, Sehnen in die Ferne hinaus und doch wieder heimiſche Behagen in den wohlgeheizten ſichern Stuben, wenn es draußen ſchneit und ſtürmt — das alles gehört weſentlich dazu, ein rechtes Dichterherz zu vertiefen, und wird auch eigentlich nur von einem rechten Dichterherzen . . . verſtanden. Überhaupt kann ein Dichter wohl von Glück ſagen, wenn er eine ländliche Heimat hat, ich kann mir nicht einmal recht denken, wie einem reinen Stadtvogel zumute iſt. (156, 11 — 1853.)

Digitized by Google

Einſamkeit.

Von Hedwig Kieſekamp, Münſter i. W.

Wir wandern hier auf Erden
In ſteter Einſamkeit.
Nichts kann geboren werden,
Das uns aus uns befreit.

Und glauben wir gefunden
Ein Herz, das ganz uns kennt,
Das innigſt uns verbunden
Sich „ewig unſer“ nennt;

Wie bald iſts uns genommen:
Im hellen Mittagsſchein
Von dunkler Qual umglommen
Schrein wir verwaiſt: „Allein!“

Nur Du, Gott, kannſt mich retten
Aus ewiger Einſamkeit.
In dein Herz will ich betten
Mein Herz, — dann iſts befreit.

Digitized by Google

Der Hüter des Paradieſes.

Von Paul Bourfeind, Köln.

Im Schweiße Deines Angeſichtes ſollſt
Du Dein Brod verdienen . . .
Dornen und Diſteln wird Dir die
Erde tragen . . .

Zitternd neigten ſich des Paradieſes Palmenwipfel und flüſterten bittend: Erbarmen — Erbarmen! In finſterm Trotz ſchlang Adam den Arm um ſein Weib und zog die Weinende mit ſich fort. Sein Schritt war feſt, daß die hohen Palmen erſchraken. Kein Blick ging zurück, zu dem was hinter ihm lag. An der blauen Ferne hing er, — aber Eva hatte das Geſicht in die Hände gepreßt, zögernd verließ ſie das verlorene Paradies, jeder Palme, jeder Blume galt die Träne, die ſie weinte, und ihr Auge ſuchte rückgewandt, was ewig verloren war.

Hinter ihnen ſchritt mit flammendem Schwerte der ſchönſte der Engel, der Liebling des Herrn, der Hüter des Paradieſes. Seine Seele zitterte, als er des Weibes Leid ſah und ſeine Tränen . . .

An der Pforte des Paradieſes ſtand der Engel mit flammendem Schwert. Adam und Eva zogen den Strom hinab, der zum Meere fließt, dem unendlichen. Mit dem Strome zogen ſie hinab zum endloſen Meere. In einer Felſengrotte am Strande wohnten ſie. Aus dem verlorenen Paradieſe ſtieg die Sonne golden empor und verſank rotleuchtend im Meere. Und wenn ſie verſunken war, dann kam aus dem Meere der Schatten, und mit dem Schatten kam die Nacht kühl, lindernd, nach des Tages ſengender Sonnenglut. Und aus dem Schoße des unendlichen Meeres ſtiegen die friedlichen Sterne herauf goldprangend in Unendlichkeitsfernen. Am Strande ſang die Welle der Welt das Schlummerlied, dem Leide den Frieden. Nur dem Menſchen ſang ſie nicht Friede, nicht Schlummer und Ruh. — Die Sehnſucht nach dem Paradieſe kannte den Schlaf nicht, die Gedanken kannten nicht Ruh. Dann ſaß Eva die langen Nächte und weinte, und die verſinkende Sonne, die ihre Tränen abends geküßt, ſpiegelte im Erſtehen ſich in ihren Tränen wieder. Und Adam war finſter und hart. Am Ufer des unendlichen Meeres ſtand er, die Hand zur Fauſt geballt und ſtarrte in die Nacht hinaus, als wollte ſein Auge die Finſternis durchdringen; dann ſank wohl ein Stern von der Höhe hinab und verſank im Meer, und Adam wartete, bis wieder einer fallen würde und zählte die Sterne, ob ihrer weniger wären als vordem und wünſchte hoffend, daß einſt der letzte fiele und verſänke im Meer, und daß Nacht wäre umher, — Nacht, — Nacht . . . Und er lauſchte dem ſchleichenden Schritt der Zeit den Strand des unendlichen Meeres entlang, er hörte die Wellen die Kieſel zerreiben, leiſe, knirſchend — ſo rinnt die Zeit; und wenn die Welle ſeinen Fuß küßte, dann zog er ihn haſtig zurück und ſchleuderte mit dem Fuße einen Kieſel in die Flut, daß er klatſchend verſank; — leiſe weinte in der Grotte am Meer ſein Weib . . .

Digitized by Google

Es kam die Zeit, daß Eva ihr erstes Kind gebar, und es weinte leise alle die Tage und Nächte, wie die Wellen am Strande die Kiesel mahlen. Und zu den Ohren des Engels, der mit flammendem Schwerte an der Pforte des Paradieses stand, drang das Weinen von Evas erstem Kinde. In seinem Herzen erwachte das Mitleid mit den Menschen am Strande des unendlichen Meeres. Er weinte mit den Menschen, die da ruhelos im ewigem Suchen ihres Lebens Fluch verzehrte, — endlos, unerlöst . . .

An der Pforte des Paradieses stand der Engel mit flammendem Schwerte. Goldschwer fluteten die Lichtwellen der Sonne über des Paradieses hohe Palmenkronen und lasteten auf Blüte und Blatt. Die Ruhe des Mittags kam über die weiten Gärten. Der Blüten duftende Schwüle trug kein Hauch davon. Mit den Blättern spielte kein lauer Windzug . . ., schlaff und schlafend trug sie der Ast. Und die Wellen des Stromes, die nach dem unendlichen Meere gingen, schlichen leise, träumend, goldschwere Fluten im Sonnenlicht.

An der Pforte des Paradieses stand der Engel mit flammendem Schwerte, — kein Grashalm wegte sich, — lautlose Schwüle ringsum. Nur eine Grille kletterte auf einen der hohen Halme, strich mit den Beinen über die braunroten Flügel und geigte ein einsam, eintönig Lied. Im gleichförmigen Takte wiegte sich der hohe Halm. Und das Sonnengold senkte sich schlummerschwer auf die Augenlider des einsamen Hüters an der Pforte des Paradieses, — nur der Grille einförmig Lied, nur das Wiegen des hohen Halmes, . . . da leise durch die Stille klang wimmernd das Weinen von Evas erstem Kinde. Und der Engel horchte auf. Wenn er die Stille des Mittags den Menschen bringen könnte, Ruhe nur für Stunden, . . . daß sie gestärkt zu neuem Leid wieder erwachten. . . . Könnte er mit der Grille Mittagslied die Menschen da unten einwiegen, daß ihre Tränen versiegten, versänke ihr Sehnen und Suchen für Stunden doch. Da schuf er eine Geige und nahm von seinem Goldhaar die Saiten, von der Grille lernte er das Schlummerlied und vom traumverlornen Rauschen der Wellen, in seine Saiten bannte er das sonnengoldschwere Schweigen der Palmenkronen des Paradieses. Als wieder die Sonne im Meere versank und seinem Schoße die Sterne entstiegen, da stand der Hüter des Paradieses am Strande, und der Bogen fuhr über die Goldhaarseiten der Geige. Und zu den Klängen raunten die Wellen Frieden der Welt und den Menschen, — der schleichende Schritt der Zeit verklang, — und die Welle ward stumm, nur die Geige sang das sonnengoldschwere Schweigen des Paradieses.

Da lauschte Evas erstes Kind und vergaß das Weinen, zum ersten Male schlossen sich die Augen zum Schlaf und Eva selig lächelnd beugte sich schlummernd über ihr schlafendes Kind. Adams Lider wurden schwer, er schlang die Arme um sein Weib und vergaß auf die fallenden Sterne zu achten und vergaß Hoffnung und Wunsch. Alles Suchen war still, alles Sehnen war stumm. Das sonnengoldschwere Schweigen des Paradieses lag auf den schlummernden Menschen; des verlorenen Paradieses bunte Bilder

Digitized by Google

täuschten ihnen, was verloren war, in die leidvolle Gegenwart zurück. Still wie er gekommen war, ging der Engel wieder; an der Pforte des Paradieses stand er mit flammendem Schwerte . . .

Als die Sonne am Morgen erstand und die Sterne wieder ins Meer tauchten, erwachten die Menschen; und Adam nahm sein Kind, hob es hoch empor, daß es die Morgensonne schauen möge . . .

Aber der Herr sprach zu dem Engel an der Pforte des Paradieses: „Wo warst Du?"

„Bei den Menschen, Herr!"

„So liebst Du die Menschen mehr als mich und meine Gebote?"

Der Engel sank in die Knie: „Weil ich dich liebe, liebe ich die Menschen. Erbarme dich ihrer, Herr, und gib ihnen den Frieden, gib ihnen den Frieden durch mich."

Und der Herr sprach: „Es geschehe nach Deinen Worten, Du sollst ihnen den Frieden bringen; aber weil Du die Menschen mehr geliebt hast als mich, soll es Dein Fluch sein. Fürchten sollen sie Dich und fliehen vor Dir. Wenn auf deiner Geige eine Saite springt, darfst Du einen Menschen ins Paradies zurückführen, und wem ich die Augen öffne, der muß die Welt und die Menschen verlassen und mit Dir wandeln zurück zum verlorenen Paradiese. Sie aber werden es nicht erkennen, sie werden Dich ausstoßen, und Dein Bild wird ihnen furchtbar sein und das Scheiden schwer." Der Engel küßte dem Herrn die Füße: „Ich danke Dir Herr! Wenn nur die Menschen den Frieden haben." Und der Engel kam zu den Menschen. Er stand am Strande des unendlichen Meeres. Glutrot und müde sank der Sonnenball ins Meer, und die Wellen trugen die letzten rotgoldenen Strahlen dem Engel zu. Von Wellengipfel zu Wellengipfel glitten sie glitzernd hinüber und malten den Schatten des Engels auf den weißen Sand des Strandes, — lang und dürr und knochig und schwarz, — daß das Gras erschrak und die Bäume, die ihre Blätter zum Meere herabsenkten, — und ein Lispeln ging hindurch: Gottes Fluch, — Gottes Fluch. Und der Engel hörte das bange Flüstern, er wandte sich um, sah den Schatten im weißen Sande und erschrak. Das war sein Schatten? Er sah die Blüten im Schrecken sich schließen und die Blätter sich abkehren. Auf die Kniee sank er am unendlichen Meer und beugte sich über die Wellen, sein Bild in ihrem Spiegel zu schauen. Rotgolden trugen die Wellen der Sonne letztes Leuchten ihm zu. Glitzernd glitt es über die Wellengipfel. — Aus dem Meere grinste ihm ein bleiches knochiges Antlitz entgegen. Tief lagen die Augen darin, schwarz wie die Nacht, die aus dem Meere kommt, ganz tief darin unheimliches Funkeln, und weiß war der Schädel und kahl. Grausend grinste sein Bild ihn an; — Gottes Fluch! — Mit zitternden Händen bedeckte der Engel sein Antlitz und lag auf seinen Knieen im Sand am Meere, einsam und weinte. Der schönste der Engel, — der Liebling des Herrn, — der Hüter des Paradieses! — Aber eine Welle kam und küßte dem weinenden Engel die beinweiße Stirn, und mitleidig kamen die Sterne. Aus dem Schoße des Meeres stiegen sie herauf und verwischten den schrecklichen Schatten im Sande. Aus der Grotte,

Digitized by Google

darin die Menschen wohnten, klang das Weinen von Evas erstem Kinde. Da erhob sich der Engel aus dem Sande und stimmte die Geige, und des Kindes Weinen verstummte. In der Grotte am unendlichen Meer schliefen die Menschen, Mann, Weib und Kind. Und leise kam der Engel zur Grotte, küßte die Schlafenden still und ging, — Erlöserfreude im Herzen, dankend dem Spruche des Herrn . . .

Und immer seitdem, wenn die Sonne in die Fluten taucht, und die Sterne ihre Bahn beginnen, dann singt seine Geige den Menschen den Frieden des Paradieses. — Der Menschen wurden mehr und ihrer wurden viele; sie alle liebten den Klang seiner Geige und segneten ihn. Aber nie erblickte ihn ein Mensch. Denn der Engel sah, wie die Menschen aneinander hingen, und er wollte ihnen nur Frieden bringen, nicht Trennungstränen und Leid.

Aber er liebte die Menschen, und er sehnte sich nach ihrer Liebe. Auf einer Halde spielten die Menschen am Rande des Waldes, da trat er unter sie. Und die Menschen erbleichten und riefen: „Ein Gespenst — ein Gerippe." Und sie hoben Feldsteine auf. Aber der Engel griff in die Saiten seiner Geige. — Die Menschen kannten den Klang. Die zum Wurf erhobenen Hände sanken. Staunend lauschten sie. Da sprang eine Saite der Geige entzwei. Wie ein Wehschrei klang es und die Menschen zitterten: „Der Tod! der Tod!" Aber Eva, die Mutter der Menschen, ward sehend und sprach: „Es ist der Engel vom Paradiese" . . . Langsam kam der auf sie zu. Scheu wichen die Menschen zurück; er küßte Eva auf die Stirne und ging langsam dem Walde zu. Und Eva, die Mutter der Menschen folgte ihm. Lautlos standen die Menschen, bis die beiden im Walde verschwanden. Dann aber klangen von Weinen und Wehklagen die Berge wieder, bis die Sonne glutrot im Meere versank. Und wieder sang die Geige, sang die Welt, das Meer und die Menschen in Schlaf und trocknete die Tränen, stillte die Sehnsucht in sonnengoldschwerem Schweigen des Paradieses . . .

Und so wird es bleiben, so lange Menschen sehnen und suchen. Wenn eine Saite der Geige springt, naht Erlösung vom Leide einem Menschen. Und wenn seine Augen rein geblieben, sahen sie den schönsten der Engel, den Liebling des Herrn, den Hüter des Paradieses . . .

Digitized by Google

Sonnabend.

Von Hans Steiger, Graz.

Morgen ist Sonntag!
Ist das nicht ein wunderschönes
köstlich frohes Wissen?

Die Straßen gehen leise
als wären sie in einem Garten.
Nur kleine Geräusche,
Die der Tag in den Winkeln der Stadt zurückgelassen,
irren noch trotzig herum.
Aber die Abendglocken
haben gute Worte für alles
und jedes. Und die Stille
ist ein riesiger Strom.
An den fernsten Himmelsrändern spült
er seine silberne Brandung hin.
Dort beginnen
Die dunkelblauen, geschwungenen
Wiesen der Nacht zu leuchten,
über die sich der Mondenschein
wie eine blumenpflückende Braut bückt.

Morgen ist Sonntag.
Jetzt blasen die Menschen die Lampen aus,
um dies alles strahlender
sehen zu können. Es ist wie eine heimliche
Vorbereitung in der Natur.
Und die in den Häusern zu oberst wohnen,
in den Dachstuben,
die sehn's am schönsten. —

O wie feierlich ist die Stadt!
Es ist fast wie vor einem Empfang.
Und man schläft wie vor einem unnennbar
süßen Wiedersehen:
Morgen ist Sonntag!

Digitized by Google

Deutsche Kriegslyrik der Vergangenheit.

Ein literarhistorischer Überblick.

Von Karl Jakubczyk, Breslau.

I.

Kriegspoesie hat es im deutschen Volke und in seiner Literatur zu allen Zeiten gegeben. Denn ein tapferes und kriegstüchtiges Soldatenvolk, wenn auch freilich nicht in dem Sinne, wie unsere Feinde uns mit dem Neide der Besitzlosen „Militarismus" vorwerfen, sind wir Deutschen stets gewesen.

Von Kampfgetöse und Waffenlärm tönt nicht nur die altgermanische Heldensage, sondern auch die nationale Kunst- und Volksepik des deutschen Mittelalters oft und laut vernehmlich wieder. Neben religiösen Liedern gottesdienstlichen Ursprungs bilden Kampfgesänge und dichterischer Lobpreis kriegerischer Heldentaten die ersten Kundgebungen der germanischen Poesie in altheidnischer Zeit. Kriegspoesie steht sonach an der Wiege der deutschen Literaturgeschichte. Und gar erst die Volksepik der ganzen deutschen Heldensage, sie kennt für das damalige Empfinden keinen würdigeren und dankbareren und findet demnach auch keinen häufigeren Gegenstand für ihre dichterische Darstellung, als Kampfesmut und -freuden, Waffenglück und -abenteuer. Eisengepanzerte Helden steigen vor unserem Auge auf, das Zerbrechen der Lanzen, Schwerterklirren und Schilderdröhnen klingt an unser Ohr, wenn wir an die epischen Darstellungen des Lebens und der Taten eines Dietrich von Bern, an die Abenteuer der Siegfriedssage oder ans Hildebrands-, ans Walthari-, Rolands-, Nibelungen-, Gudrunlied, wenn wir an die meisten großen Schöpfungen des höfischen Kunstepos, an Hartmanns „Erek" und „Iwein", an Wolframs „Willehalm" und „Parzival", überhaupt an alle die Dichtungen aus dem Kreise der Artussage denken. Von Kriegsliedern, wie sie Führer und Heer anstimmten, ehe sie sich in den blutigen Kampf stürzten, erzählen u. a. das Ludwigs- und Rolandslied.

Aber freilich, vaterländische, patriotische Kriegspoesie, wie wir sie uns heute vorstellen, ist das alles nicht. Denn jenen Kampfesdichtungen fehlt die patriotische Idee, fehlt die hohe sittliche Auffassung vom Kriege als der notwendigen, weil aufgedrungenen Verteidigung eines gemeinsamen Vaterlandes. Was jene Dichtungen preisen und besingen, das ist kein heiliger Kampf um die Existenz und Freiheit, um die Würde und Größe des Vaterlandes, sondern was jene Poesie verherrlicht, das sind im Grunde nichts als grausam blutige Kampfspiele, in denen der Kampf um seiner selbst willen gepriesen, in denen mit Menschenleben oft ein leichtfertiges Spiel getrieben und ihr Verlust selten durch eine hohe Idee, durch einen hinreichenden Zweck begründet wird. Da ist es häufig lediglich die Freude am aufregenden Abenteuer oder das Bestreben, sich die Aufmerksamkeit und Gunst seiner Herzensdame zu gewinnen, was die Ritter und Helden dieser Epen zu Kampf

Digitized by Google

und Blutvergießen treibt. Aber dergleichen Waffentaten sind im Grunde trotz allem christlichen Firnis meist nur ein Ausfluß einer unchristlichen Barbarei, sind kein heiliger und gerechter Krieg. Dergleichen Motive reichen nicht hin, dem blutigen Waffenhandwerk und der diesen Kampf verherrlichenden Poesie einen tieferen sittlichen Gehalt zu geben. Nur da, wo es sich, wie etwa im Nibelungen- und Gudrunliede, um die Bewährung der Treue in Leid, Kampf und Tod handelt oder wo der Kampf zum Schutz von Religion und Kirche unternommen wird, gewinnt auch die Kampfpoesie dieser Zeit einen sittlichen Wert und Gehalt, wenn schon sie auch hier des nationalen, patriotischen Momentes entbehrt.

So gibt es denn eigentlich das ganze Mittelalter hindurch keine wahrhaft nationale Kriegspoesie des deutschen Volkes, weil es kein einiges, um sein Dasein ringendes deutsches Volk, kein deutsches Vaterland gibt. Das hinderte aber natürlich nicht, daß die vielen mittelalterlichen größeren und kleineren Fehden der Ritter und Fürsten, die Reichskriege der Könige und Kaiser auch auf die zeitgenössische, zumal auf die volkstümliche Dichtung abfärbten und in allerlei Volks- und Landsknechtsliedern, Schlachtgesängen u. dgl. ihr Echo und ihren literarischen Niederschlag fanden. Vaterländische Kriegspoesie im wahren Sinne des Wortes aber wird möglich und beginnt erst in der neueren Zeit, als der nationale Gedanke sich in Europa in scharf abgegrenzten Staatswesen verwirklicht und speziell in unserem deutschen Vaterlande sich sogar bis zur Ausbildung einer Menge kleiner und größerer Einzelstaaten verirrt hatte.

II.

Von Preußen, dessen militärische Tüchtigkeit, Ausdauer und Organisationskraft ja auch im gegenwärtigen Weltkriege zweifellos einen gewichtigen Faktor für den endgültigen Sieg unseres deutschen Vaterlandes bedeutet, ging dann in der Neuzeit die Einigung, die politische Umgestaltung und Größe Deutschlands aus (wie vornehmlich von Süddeutschland die geistige Kultur). Seine kriegerischen Taten und Erfolge wurden denn auch zuerst und in größerem Maßstabe Gegenstand und Motiv für die kriegerischnationale deutsche Poesie. Zumal der siebenjährige Krieg mit dem denkwürdigen preußischen Siege bei Roßbach hat das nationale Bewußtsein und das Interesse für eine wirklich nationale Literatur und im besonderen für vaterländische und kriegerische Stoffe mächtig gehoben. Bekannt ist Goethes Wort im 7. Buche von „Dichtung und Wahrheit“: „Der erste wahre und höhere Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Taten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie.“ Nicht nur für Ramler, wohl den „getreuesten von allen Königssängern“ (Pröhle), der Friedrich den Großen als erster Friedrich „den Einzigen“ nannte und dem großen Könige wie überhaupt dem ganzen königlichen Hause in zahlreichen, ehrlich gemeinten patriotischen Oden huldigte, war die Begeisterung für diesen literarisch so feingebildeten und doch in der Literatur seines

Digitized by Google

eigenen Volkes so gänzlich unbewanderten König der Quellgrund seiner vaterländischen Lyrik, sondern für die ganze Dichtung jener Zeit hat Friedrich unsagbar viel bedeutet, bildete seine Persönlichkeit Herz und Odem. Ein Lessing, Gleim, Ew. von Kleist, Pyra, Lange, ja eine Zeitlang auch Klopstock, sie alle standen unter dem Banne seiner Persönlichkeit. Denn „mit ihm trat in die Reihe der deutschen Fürsten nach geraumer Zeit wieder einmal ein wahrhaft großer Mensch . . . Wie seine Persönlichkeit die Bewunderung aller von Parteihaß nicht verblendeten Edeldenkenden erntete, so mußten seine Taten im Frieden und namentlich im Kriege die helle Begeisterung aller patriotischen Herzen entzünden. An sie knüpfte unmittelbar die deutsche Dichtung an; der männlich-starke, kühn vorwärtsdringende Geist, den diese Taten bekundeten, fing nun an, auch unsere Literatur zu beseelen . . . Es war der wirklich in unserer Literatur lebende Geist Friedrichs des Großen, der das großartig in ihr Geplante und Begonnene großartig zum Ziele führte und so sie selbst in jähem Aufschwung aus tiefster Niedrigkeit auf eine alle Nachbarliteraturen überragende Höhe hob." [1]) Ein Blick in das 7. Buch von Goethes „Dichtung und Wahrheit", wo der Dichter in geistreichem Überblick von der Literatur dieses Zeitalters spricht, und ein Blick auf die tatsächliche Entwicklung der deutschen Poesie vom Zeitalter Friedrichs des Großen an zeigen zur Genüge, daß Munckers Worte die Bedeutung Friedrichs und seiner kriegerischen Erfolge für die deutsche Literatur nicht übertreiben. Freilich, die vielen, zum Teil recht bluttriefenden, unwahren und bombastischen Hermannsdichtungen des 17. und 18. Jahrhunderts (Daniel Kaspar von Lohenstein, Joh. Andreas Cramer, Joh. Elias Schlegel, Klopstock), mit denen die deutsche Literatur mehr quantitativ als qualitativ bereichert wurde, gehören noch vorwiegend der Zeit *vor* dem siebenjährigen Kriege an und befassen sich mit weit zurückliegenden kriegerischen Ereignissen der eigenen nationalen Vergangenheit. Sie hatten aber doch wenigstens *das* Gute, den deutschen Lesern zu zeigen, daß es für die dichterische Betätigung auch noch andere Welten gibt als die heroisch-antike der griechisch-römischen Klassiker und die intriguenreiche, galante, wurmstichige Atmosphäre des französischen Lustspiels. Auf dem Umwege über das Gebiet der altdeutschen Poesie und Geschichte, das durch die Hermannsdichtungen nicht in letzter Linie dem allgemeinen Empfinden näher gebracht wurde und das Klopstock außer in seinen Oden z. B. auch in den „Bardieten", kriegerisch-dramatischen Gesängen, pflegte, fand dann die deutsche Literatur endlich wieder aus der fremden, ihr schon so vertraut gewordenen Welt des Klassizismus den Weg zur eigenen urdeutschen Vergangenheit des Mittelalters, literarisch gesprochen: den Weg zur Romantik zurück, die demnach so recht ein Kind des deutschen Geistes und Wesens ist.

Das bedeutendste Ereignis in der gesamten kriegerisch-patriotischen Lyrik des Zeitalters Friedrichs des Großen stellen

[1]) Franz Munker, Einleitung im 45. Band von Kürschners National-Literatur, 1. Teil, S. IX.

Digitized by Google

zweifellos Joh. Wilh. Ludwig Gleims (1719—1803) „Preußische Kriegslieder von einem Grenadier" (1758) dar. In ihnen gipfelt die Kriegslyrik der friederizianischen Zeit. Freilich gilt das nur von seinen ersten Grenadierliedern über die Jahre 1756 und 1757, nicht von den viel schwächeren über die unblutigen Kriegsjahre 1778—1779 und von seinen ganz unbedeutenden „Preußischen Marschliedern" und „Preußischen Soldatenliedern" (1790). Jene frischen Grenadierlieder des in seiner sonstigen Dichtung so leichtfertig und inhaltsleer durchs Leben tändelnden Anakreontikers mit seinen ewigen Trink- und Liebesliedern sind ein treffender Beleg dafür, wie es sowohl im Leben wie in der Literatur oft nur eines großen Ereignisses und Erlebnisses bedarf, um das geistige Niveau des Menschen zu heben, seine Denkweise zu veredeln und zu vertiefen. Aus dem süß tändelnden Anakreon ist ein Tyrtäus, ein echter deutscher Barde geworden. Sänger und Held vereinigen sich in Gleims wackerem Grenadier zu des großen Friedrichs Ruhm und Preis. Wenn diese altpreußischen Grenadierlieder auch freilich noch ganz den Stempel des poetischen Geistes jener zopfigen, poesiearmen Zeit mit all ihren antik-mythologischen Torheiten und Sonderlichkeiten an sich tragen, so sind sie doch oft von einer echten, packenden Begeisterung durchdrungen und atmen bisweilen eine so natürliche Lebendigkeit und Anschaulichkeit, eine Leichtigkeit, eine Frische und einen Humor, wie man all diese Dinge in der damaligen Kriegspoesie und der sie vorbereitenden, mit Pyra einsetzenden preußisch-patriotischen Lyrik eines Lange, Ramler, Klopstock, Cronegk, Uz selten findet. Wie bleiben wir z. B. innerlich kalt und gleichgiltig bei dem wirklich monoton leierhaften Klingklang von Ramlers verslich so korrektem „Schlachtgesang", immerhin noch einem seiner besten Kriegsgedichte. Von Cronegk ist am bemerkenswertesten die umfangreiche Ode „Der Krieg." Der Dichter, der, im Hinblick auf sein bisheriges dichterisches Schaffen, von sich sagen kann:

„Empfindung waren meine Lieder,
Und meine ganze Kunst Natur",

er fühlt sich lediglich gehemmt und gestört durch diesen unseligen Krieg, dessen verderblichen Ursprung er in der Ode „der Friede" spekulativ darlegt und begründet; er fühlt sich außerstande, noch weiter zu singen und zu dichten wegen des alles übertönenden Kriegslärms, der eine Strafe für Deutschlands Laster ist und vom Dichter in grellen Farben geschildert wird. Und doch ist es auch für ihn eine heldenreiche, ruhmvolle Zeit:

„Die Nachwelt wird erstaunend melden,
Wie fruchtbar unsre Zeit an Helden,
An Unglück und an Tränen war."

Um wie vieles lebendiger wirkt neben solch dürren, abstrakten poetischen Reflexionen über den Krieg Gleims lebensvolles Herausgreifen und Erfassen tatsächlicher Episoden aus dem Kriegsverlaufe selbst.

Digitized by Google

Und doch war Gleim persönlich nie im Felde, „aber er dachte und träumte sich ins Feld. Seine Verbindungen mit mehreren Militärs, die an verschiedenen Punkten bei der Armee standen, machten, daß er von allem schnell und gut unterrichtet war. Er fing den kriegerischen Geist, der ihm aus den enthusiastischen Briefen Kleists entgegenwehte, zwischen den Zeilen auf und kondensierte ihn zur poetischen Phrase.“[1]) Und so ward es ihm möglich, „seine Lieder aus passender Situation heraus, mit möglichst getreuer Anlehnung an die Details der Wirklichkeit zu singen.“ Freilich: „Seine Begeisterung ist mit allerlei Firlefanz verbrämt: aber ein wahrer Kern echten Gefühls läßt sich aus der Umhüllung losschälen; sein Patriotismns verbirgt sich unter der Maske eines griechischen Freiheitssängers; aber darunter schlägt ein warm fühlendes, ein deutsches Herz; sein Stil ist durch allerlei künstliche Mittelchen emporgeschraubt; aber seine Gedichte sind wirklich sangbare Lieder, die ihren Weg zur Armee, deren Stimmung sie angeregt hatte, wieder zurückfanden, die man in Musik setzte und unter die Truppen verteilte.“[2])

Sicherlich empfinden wir heutzutage die vielen antiken Namen und mythologischen Anklänge, die bisweilen pedantisch umständlichen Schilderungen, die maßlose Länge einzelner Lieder als störend und abgeschmackt. In mancherlei Zügen spiegeln sich mehr die Anschauungen des damaligen Gebildeten als die Gedankenwelt des dem einfachen Volke angehörenden schlichten Soldaten wieder. „Unvolksmäßig ist bei Gleim das allzu große Schmähen auf den Feind. Das echte Kriegs- und Soldatenlied ist zwar stets voll fester Siegeszuversicht, verachtet aber niemals den Feind, am allerwenigsten strömt es über von Rauf- oder Mordlust. Diese Grenze, welche die gleichzeitigen besseren Volkslieder stets mit sicherem Takte inne zu halten wissen, hat Gleim mehr als einmal überschritten.“[3]) Des Charakters jener friderizianischen Kriege als bedauernswerter, unglückseliger Bruderkriege ist sich übrigens Gleim bezeichnenderweise nicht bewußt. Was den poetischen Wert der „Grenadierlieder“ anbelangt, so weiß ich nun allerdings nicht, ob Sauer nicht zu viel behauptet, wenn er die „Grenadierlieder“ zwar hinter der Kriegslyrik der Freiheitskämpfe an künstlerischen Werte zurückstehen läßt, aber dann hinzufügt: „Durch einen Vergleich mit der Kriegslyrik des Jahres 1870 könnten sie nur gewinnen.“ Jedenfalls hat Goethe für Gleims Grenadierlieder schöne Worte der Anerkennung gefunden,[4]) und nicht nur Chr. Fr. Weiße mit seinen „Amazonenliedern“ (1762), Gerstenberg mit den „Kriegs-

[1]) August Sauer, Einleitung zu den „Grenadierliedern“ (Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts, 1882, S. VI).

[2]) Sauer, ebenda, S. III.

[3]) Karl Janicke, Das deutsche Kriegslied. Berlin 1871. S. 29.

[4]) „Die Kriegslieder, von Gleim angestimmt, behaupten deswegen einen so hohen Rang unter den deutschen Gedichten, weil sie mit und in der Tat entsprungen sind, und noch überdies, weil an ihnen die glückliche Form, als hätte sie ein Mitstreitender in den höchsten Augenblicken hervorgebracht, uns die vollkommenste Wirksamkeit empfinden läßt.“ (Dichtung und Wahrheit, II; 7. Buch.)

Digitized by Google

liedern eines königl. dänischen Grenadiers" (1762), Lavater mit „Schweizerliedern" (1767), sondern auch noch E. M. Arndt, sie haben sich alle für ihre eigene vaterländische Dichtung Gleims „Grenadierlieder" zum Vorbild genommen.

Neben Gleim sei hier auch noch eines anderen friderizianischen Dichters wenigstens Erwähnung getan, der für dieselben vaterländischen Ideale, die er in seinen Gedichten besang, auf dem Schlachtfelde von Kunersdorf die Todeswunde empfing, Ewald Chr. von Kleist (1715—1759). In seiner „Ode an die preußische Armee", dem „besten Kriegsliede seiner Zeit", seinen Gedichten auf Friedrich II. und nicht zuletzt in dem epischen Gedichte „Cissides und Paches" hat Kleist seinen patriotischen Gefühlen und kriegerischen Erlebnissen würdigen Ausdruck verliehen. „Aus dem kriegerischen Enthusiasmus Kleists war das kleine Heldengedicht hervorgegangen; der Kampfesmut der Truppen Friedrichs des Großen wehte dem Leser aus jedem der drei kurzen Gesänge entgegen; Ereignisse der jüngsten Kriegsjahre schienen sich in der antiken Geschichte, die der Dichter erzählte, mehr oder minder deutlich abzuspiegeln."[1])

Das bekannteste literarische Produkt des siebenjährigen Krieges ist Lessings Soldatenstück „Minna von Barnhelm", das Goethe bekanntlich als die „wahrste Ausgeburt des siebenjährigen Krieges" bezeichnet und damit treffend charakterisiert hat. Dieses militärische Lustspiel edelster Art „ist die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduktion, von spezifisch temporärem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung tat." Sicherlich haben die militärischen Gestalten dieses Stückes viel dazu beigetragen, den damals noch so wenig geachteten Soldatenstand in den Augen des Bürgertums zu Ehren zu bringen, und so hat diese Dichtung gleichsam den großen Freiheitskriegen vorgearbeitet, wo der Gedanke eines Heeres als des ganzen Volkes in Waffen zur Tat und zur Rettung des Vaterlandes werden sollte.

Landschaft nach dem Regen.

Von Oskar Josef van der Pernt, Wien.

Der Regen verrieselt in Rinnen und Rissen.
Aufseufzt das Land. Und der Wind kommt geflogen.
Zieht überall auf seine bunten Kulissen:
Schimmernde Wiesen, die wellen und wogen;
Zerstiebende Wolken, vom Sturme zerrissen;
Rauschende Bäume, gebeugt und gebogen. . .

Und alles erstrahlt in der leuchtenden Sonne
Nochmals so schön und so farbenerfüllt,
Als wären den staunenden Menschen zur Wonne
Himmel und Erde von Schleiern enthüllt!

[1]) Franz Muncker (Kürschners Nationalliteratur, 45 Band, S 121).

Digitized by Google

Ueber eine Grundfrage katholischer Literaturarbeit.

Dichtung und Moral.[1]

Von Dr. Oskar Katann, Wien.

II.

Daraus, daß ein „vorausgehendes Gewissen", eine Erkenntnis mit einem kategorischen Imperativ, sich irgendwie geltend machen muß, damit von einer moralischen Schuld die Rede sein kann, ergibt sich unmittelbar, daß überall, wo eine solche Erkenntnis nicht stattfindet, keine Verfehlung vorhanden ist. Auch wenn dieses Fehlen des „vorausgehenden Gewissens" infolge Vergessens oder Vertiefung in das Kunstwerk geschieht, kann keine Schuld vorhanden sein. Wenn also ein ästhetisches Erlebnis so intensiv ist, daß man ganz eingetaucht in dasselbe erscheint, sodaß in keiner Weise eine Besinnung stattfindet, kann von einer moralischen Verfehlung nicht die Rede sein, auch wenn materiell eine Verfehlung stattfände.[2]) Dieser Fall mag mitunter im ästhetischen Genießen vorkommen. Wenn aber andererseits das vorausgehende oder nachfolgende Gewissen sich während des Genusses erhebt, so wird die Einheit des ästhetischen Genusses durchbrochen, denn das Urteil „du verfehlst dich, wenn oder weil . . ." steht mit dem ästhetischen Erlebnis in keinem organischen Zusammenhange, sondern muß als etwas Außerästhetisches betrachtet werden. Und die Unterbrechung des Genusses — die ja auch sonst vorkommt, man denke an einen vielbändigen Roman usf. — wird umso größer sein, je intensiver wir uns mit dem außerästhetischen Urteil unseres Gewissens beschäftigen, wie es z. B. besonders bei skrupulösen Naturen geschehen mag.

Emil Reich macht in seinem Buche einmal die Bemerkung, es sei für den Tiefstand der gangbaren Erörterungen über Kunst und Moral bezeichnend, daß fast nur die sexuelle Moral in Betracht gezogen werde. Aber er über-

[1]) Im ersten Teil der Arbeit sind leider einige sinnstörende Druckfehler stehen geblieben; so muß es S. 46 Z 13 v. u. heißen „leidenschaftslosen Menschen", S. 47 Z. 17/18 v. o. „der .... genügt", Z. 8 v. u. „Existierende", Z. 5 v. u. „Privatio".

[2]) Das dürfte aber ohne Einschränkung nur in solchen Fällen zutreffen, wenn vor der Beschäftigung mit dem Kunstwerk durchaus keine Möglichkeit war, die dem Genießer drohenden moralischen Gefahren vorauszusehen. (D. Red.)

Digitized by Google

sieht doch eigentlich, daß der tiefere Grund für diese Bevorzugung in dem Umstande liegt, daß nur eine relativ sehr beschränkte Zahl von Verfehlungen während des ästhetischen Genusses möglich ist. Zunächst scheiden eigentliche „Taten" fast ganz aus, da das ästhetische Genießen eben ein „Schauen", ein „Betrachten" ist. Die moralischen Verfehlungen, die im Kunstgenuß vorkommen können, stammen nämlich zum größten Teil aus dem Gebiet der delectatio morosa, wie es die Moraltheologen bezeichnen (die nichtchristliche Ethik spricht meist davon überhaupt nicht), aus dem Gebiete der vom Willen nicht bekämpften Lust (oder Freude) an der Vorstellung des Schlechten, insofern es schlecht ist. Häufig mag sich auch eine Begierde, ein Wunsch darnach einstellen oder eine moralisch unerlaubte Assoziation irgendwelcher Art sich dazu gesellen. Auch eine Zustimmung oder Billigung der schlechten Handlungsweise einer vorgestellten Person kann sich geltend machen und auch der Wille oder Vorsatz, einmal so zu handeln. Eine größere Rolle nehmen die Empfindungen und Leidenschaften (Affekte) ein, die durch die Vorstellungen und Gedanken geweckt werden; die sexuellen Empfindungen gehören ebenso hieher wie der Neid oder der unberechtigte Haß. Inbetreff der Wahrheit kommen schließlich auch Verfehlungen vor, für den religiösen Menschen z. B. Glaubenszweifel, Gotteslästerung, Zustimmung zu einer Erkenntnis, weil sie bequem erscheint. Man sieht, nur auf Grund einer bestimmten Moral kann die Frage im Speziellen gelöst werden, man sieht aber auch, daß der Kreis der möglichen Verfehlungen im Vergleich zu den im praktischen Leben möglichen ein relativ sehr enger ist. Er erweitert sich nur noch dadurch, daß auch die veranlassenden Gelegenheiten, die den Menschen zur Sünde verleiten und die hier naturgemäß wieder Vorstellungen und Gedanken sind, gemieden werden müssen — wieder ein fast nur der christlichen Moral bekanntes Kapitel. Diesem verhältnismäßig engen Kreis von Berührungsflächen von Kunst und Moral entsprechend — in der nichtchristlichen Ethik ist er folgerichtig noch enger — betrifft in der Tat das Meiste, was über das Verhältnis von Kunst und Moral gesagt wird, zunächst nicht das moralische Verhalten, sondern die Bildung, Erwerbung, Beeinflussung und Verbreitung ethischer Ansichten, ethischer Ideen, was aber an erster Stelle in das Kapitel „der Wahrheit der Dichtung" gehört.

Was nun die Affekte anlangt, die durch die Dichtung geweckt werden, so ist zu sagen, daß sie als solche indifferent sind. In der Tat sind auch die Affekte nach der Lehre der Moraltheologen erst schlecht, wenn sie eine unerlaubte Rich-

Digitized by Google

tung einschlagen oder einen unerlaubten Grad annehmen. Das wird freilich oft verkannt; aber der affektlose Mensch ist wohl das Ideal des Stoizismus, nicht aber der christlichen Ethik, die die Affekte nur regeln, nicht aber beseitigen heißt. Demnach ist jene Leidenschaft noch nicht unmoralisch, die gleichsam von Natur aus einer Vorstellung folgt, sondern erst, wenn ein gewisser Grad von Erkenntnis, Besinnung und Wahlfreiheit möglich gewesen ist. —

Nun sind aber gegenständliche und zuständliche Leidenschaften zu unterscheiden. Gegenständliche werden in der Ästhetik solche genannt, die Leidenschaften der dargestellten Personen sind, die wir als deren Leidenschaften miterleben; zuständliche solche, die wir gegenüber den dargestellten Gegenständen oder Personen empfinden. Zunächst also die gegenständlichen Affekte: diese legen wir den Personen unter, deren Charakter und Aussprüche wir deuten. — Wir geben uns bis zu einem gewissen Grade dem Erlebnis des Affektes hin, aber nicht anders als es sich beim alltäglichen Erleben der Geschehnisse um uns vollzieht und darum unterscheidet sich dieser Fall nicht von dem im außerästhetischen Leben vorkommenden. Diese Leidenschaft gegenständlicher Natur unterscheiden sich grundsätzlich nicht von einer nicht vom Willen hervorgerufenen leidenschaftlichen Seelenerregung. Aber auch, wenn ein Verstandesakt dazuträte, der uns diesen Affekt als auf ein nichtswürdiges Ziel gerichtet bezeichnete, läge keine unmoralische Handlung vor, da keine Willensentscheidung in Frage kommt, wir vielmehr ganz deutlich die Leidenschaft nicht als die unsrige, sondern nur als eine nacherlebte erkennen, daher auch keine Gewissensstimme mahnend aufzutreten braucht. Anders verhält es sich bei den zuständlichen Affekten. Denn diese empfinden wir ja als unsere Leidenschaften, wir lassen ihnen nicht im Sinne der gespielten Rolle ihren Lauf, sondern als unseren eigenen, persönlichen Leidenschaften. Sind nun persönliche Leidenschaften auf ein schlechtes Ziel gerichtet (haben wir z. B. Gefallen an einer „unmoralischen" Tendenz, an unerlaubten Vorstellungen oder von solchen ausgelösten Empfindungen), oder sind sie an sich unerlaubt, so liegt, falls irgendeine Erkenntnis des Unerlaubten sich einstellt, zweifellos eine moralische Verfehlung vor und diese wird dadurch, daß man sich etwa im ästhetischen Zustande befinde, nicht aufgehoben. Nun haben aber die zuständlichen Affekte unmoralischer Natur die Eigenschaft, kunstzerstörend zu wirken; sie leiten vom Kunstwerke ab, zerstören oder schädigen die „Illusion", sie treten aus dem Rahmen heraus, beeinträchtigen die Einheit des ästhetischen Erlebnisses und seine Vollkommenheit. In

Digitized by Google

diesem Fall enthält eben das Kunstwerk Bestandteile, die für den reinen Genuß desselben gefährlich sind, beziehungsweise ihn für ein bestimmtes Individuum unmöglich machen. Wir sagten, eine moralische Schuld liege vor, falls das Ziel, auf das die Leidenschaft sich richte, als schlecht erkannt werde. Auch hier muß jedoch im Sinne des früher Betonten erwähnt werden, daß die Leidenschaft, die sich von Natur aus folgenotwendig einstellt, an und für sich noch nicht moralisch bewertet werden darf, sondern erst, wenn die Erkenntnis ihrer Schlechtigkeit und eine gewisse Möglichkeit, den Zustand zu ändern, gegeben ist. Trotzdem ist auch diese Leidenschaft unter Umständen kunst- und illusionszerstörend. Sobald überhaupt ein Affekt zu hohe Grade annimmt, zu heftig wird, hat er verzehrende Gewalt, schädigt das seelische Gleichgewicht des betrachtenden Geistes, zerreißt die Unterordnung der Teile im Ganzen. Meistens wird sich natürlich irgendwie ein Gewissen oder ein Zweifel einstellen, aber das Gesagte gilt schon vom Übermaß der seelischen Erregung als solchem. Selbst der Mensch, der jenseits von Gut und Böse zu stehen meint, unterliegt dieser verzehrenden, störenden Kraft ungeordneter Leidenschaften und wird dadurch in seinem Kunstgenuß beeinträchtigt, da sich die festgesetzte Ordnung der Natur nicht umstoßen läßt. Analoges gilt von nicht erlaubten Vorstellungen und Gedankenbildungen.

Nicht immer jedoch muß die Schlechtigkeit des Erkenntnismöglichen, an das sich der Affekt oder die Begierde anschließt, erkannt werden, damit eine moralische Verfehlung stattfinde. Es genügt, daß es als Gelegenheit zur Sünde bekannt ist. In diesem Fall ist (mit der Moraltheologie) zwischen nächster und entfernter Gelegenheit zur Sünde zu unterscheiden, je nachdem das Individuum bei Eintritt gewisser Umstände regelmäßig oder nicht regelmäßig, aber doch häufig sündigt. Sobald etwas als „nächste Gelegenheit" erkannt wird, ist es in keiner Weise erlaubt den Kunstgenuß an dem betreffenden Gegenstande, dem betreffenden Teile uff. fortzusetzen. Und man kann sagen, daß in diesem Augenblick die moralische „Unruhe und Furcht", als Feind des ästhetischen Genießens sich einstellt (Künzle 225, 234). In diesem Augenblick wird der ästhetische Genuß unterbrochen und der Genießende verliert seine Sammlung und Konzentration. Freilich muß zugegeben werden, daß in der ästhetischen Aufmachung unter Umständen manches infolge der Einreihung in einen ganz anderen Zusammenhang den Charakter der „nächsten Gelegenheit" verlieren mag, den es im praktischen Leben hat; aber weitaus häufiger wird in der schönen Form und bei der Ruhe der Betrachtung der Gelegenheitscharakter verstärkt werden.

Digitized by Google

Anders ist die entfernte Gelegenheit zur Sünde zu beurteilen. Auch sie ist nach den Regeln der Moral nicht anzustreben; unter Umständen aber, bei einem wichtigen Zweck, kann es gestattet sein, sich in diese Gefahr zu begeben. Man kann wohl sagen, daß wenigstens die hohe Kunst ein derartiger ernster Zweck ist, ebenso die notwendige literarische Bildung. Und das gilt umsomehr als die Kunstform etwa den Grad der Gefahr herabdrückt, umsoweniger aber, jemehr die sinnliche Form des Kunstwerkes verführerisch zu wirken geeignet ist. Indes findet diese Unterscheidung erst beim wiederholten Kunstgenuß ein- und derselben Dichtung Anwendung, da ja ein Ding oder Umstand erst dann als Gelegenheit zur Sünde bezeichnet werden kann, wenn dieser sein Charakter aus der Erfahrung bekannt ist.

Das Gesagte muß nun zu der Unterscheidung der gegenständlichen und zuständlichen Leidenschaften in Beziehung gesetzt werden und erst dadurch wird die Sache kompliziert. Erfahrungsgemäß gehen nämlich die gegenständlichen Leidenschaften (deren Erlaubtheit an und für sich nicht in Frage stehen kann) leicht in zuständliche über, werden die gegenständlichen Leidenschaften leicht subjektiv betonte und das ist ganz besonders bei den sexuellen Leidenschaften der Fall. (Künzle 160). Hier ist dann meistens die „nächste Gelegenheit" im moralischen Sinne gegeben. Wenn erfahrungsgemäß also bei einem bestimmten Kunstwerk die gegenständlichen Affekte zu persönlich betont werden, ist nach den Geboten der Moral der Genuß eines solchen Kunstwerkes zu meiden. (Künzle 161). Falls, wie es bei einer gänzlich unbekannten Dichtung eintrifft, keine Erfahrung vom Charakter der Dichtung vorliegt, gilt bei einer solchen Stelle die im praktischen Leben erworbene Erfahrung und es ist die Stelle zu überschlagen oder der Genuß ganz abzubrechen. Man muß sich, um die so häufig vorkommenden Konflikte in der Beurteilung der Moralität einer Dichtung zu verstehen, vor Augen halten, daß die Gefahr zu sündigen sehr subjektiven Charakter hat und weitgehenden Schwankungen unterliegt. Nicht nur die verschiedene Empfänglichkeit der Personen fällt ins Gewicht, auch die Individualität der Dichtung muß genau berücksichtigt werden. Aus diesen weitgehenden Verschiedenheiten der Umstände, unter denen sich Individuen verfehlen, entspringen die ganzen Schwierigkeiten der moralischen Kritik, die soviel Staub aufwirbeln. Im Grunde kann jeder Kritiker immer nur für sich selbst sprechen. Zu sagen, wie etwas auf eine größere oder „die große" Allgemeinheit wirkt, dazu gehört ein eigenes Studium der tatsächlich vorhandenen moralpsychologischen Verhältnisse, zu

Digitized by Google

dem etwa der in der Seelſorge tätige Prieſter die meiſten Erfahrungen mitbringen. Erſt ſolche volkspſychologiſche Studien geben die Befähigung, verſchiedene Typen des moraliſchen Verhaltens aufzuſtellen, die ſich nach Völkern, Zeiten, Orten, Individuen abſtufen. Am allerwenigſten freilich iſt der Künſtler für die Beurteilung dieſer Frage kompetent, der in der Regel die Volksſeele ſchlecht genug kennt. Eine völlige Einheitlichkeit der Meinungen kann auf dem Gebiete der moraliſchen Kritik unmöglich erzielt werden und darum werden Meinungsverſchiedenheiten über Zenſur, Verbreitung der Lektüre und ihrer Eignung für verſchiedene Bildungsgrade, ihre Gefährlichkeit uſf. immer beſtehen. Wer aber die in der Natur der Sache gelegene Notwendigkeit der Verſchiedenartigkeit der moralkritiſchen Urteile durchſchaut, wird ſich darüber nicht aufregen. Es iſt das — dieſelbe ethiſche Weltanſchauung vorausgeſetzt — keine Prinzipien-, ſondern eine Tatſachenfrage.

• • •

Gewitter. / Von Peter Bauer.

Der Sturm ſtößt in den Forſt:
Kronen krachen und ſplittern,
Vögel im Horſt
halten den Atem und zittern. —
und ſchwarz und ſchwärzer baut
von Stürmen geſtaut
übern Tag ſich die wetternde Nacht. —

Jach löſt ein blendender Blitz
die Wolkenſchließen:
und durch der Waſſer rauſchendes Gießen
Donnert ehern des Ewigen Stimme.

Digitized by Google

Stimmen der Zeit

Große Worte.

An die Stelle der klaren, durchsichtigen katholischen Sprache ist heutzutage leider in manchen katholischen Zeitschriften die leidige Sucht getreten, gewisse Wahrheiten gleichsam vermummt in jener Rede- und Ausdrucksweise vorzubringen, die im Hause der „modernen Bildung", also der Aufklärung, des Freisinns, des Liberalismus üblich ist. Was soll man sich z. B. beim Lesen folgender Sätze denken, die in einer katholischen Zeitschrift stehen:

„Neue, große Menschen! Große Persönlichkeiten! Wir glauben an sie! Sie werden kommen! Gebt nur unsern Knaben schon, gebt unsern Jünglingen einen *großen Umgang*! Schickt sie zu den Füßen, in die Schule der *großen* Schriftsteller! Haltet sie fern von den Zwergschulen der kleinen Tages- und Modeschwätzer aller Art!" —

Gewiß steckt eine große Wahrheit in diesen Gedanken, aber sie ist hier in einer geradezu irreführenden Weise ausgesprochen. Sie ist so verklausuliert, für alle Geschmäcker mundgerecht gemacht, daß sowohl der Ungläubige als der gläubige Katholik ihr beistimmen, aber auch Vorbehalte machen kann, je nach dem Sinn, den man in die Worte legt und in dem man sie auffaßt. Wollte man die Behauptung, daß es zur Hervorbringung neuer großer Menschen, großer Persönlichkeiten *allein* genügt, unsere Jugend in die Schule der „großen Schriftsteller" zu schicken, buchstäblich nehmen, so müßte ihr freilich jeder gläubige Christ entschieden *widersprechen*. Um neue, große Menschen, große Persönlichkeiten im *christlichen* Sinne — in einem andern Sinne kann das Wort doch hier nicht gemeint sein — heranzubilden, braucht es nach christlicher Auffassung doch ganz anderer Kräfte, als die in der Lektüre der großen Dichter beschlossen liegen. Abgesehen davon, daß sofort die zweite Frage auftaucht: Wer sind diese „*großen*" Schriftsteller? Es ist klar, daß ein gläubiger Katholik so manchen Dichter, dem die Welt Weihrauch spendet, die Anerkennung *wahrer Größe* wird versagen müssen, ja noch mehr, er würde es sich zur Sünde rechnen, seine Söhne in die Schule solcher „Größen" zu schicken. Alles das sollte und müßte klar gesagt werden, wenn man die Wahrheit, daß die Lek-

Digitized by Google

türe den Menschen klein oder groß machen kann — das letztere freilich nur im Zusammenwirken mit der Erziehungsarbeit der von Christus gestifteten Kirche —, nicht unter einem Gespinst von Irrtum unkenntlich machen will. F. E.

Von der Fähigkeit, Kunst zu genießen.

Wenn wir immer wieder gegenüber der Uferlosigkeit gewisser Kunsterziehungs-Bestrebungen darauf hingewiesen haben, daß diesen Bestrebungen in der angeborenen Unfähigkeit mancher Menschen zum Kunstgenuß eine Grenze gesetzt sei, mit andern Worten, daß nicht nur das künstlerische Schaffen, sondern auch das künstlerische Genießen auf einer natürlichen Anlage beruhe, dann sind wir uns immer ein wenig als „Ruser in der Wüste" vorgekommen. Nun hat Karl Storck im „Türmer" (XVIII, 22, S. 703) diese alte Wahrheit nicht nur ebenso klar ausgesprochen, sondern auch als entscheidend für unser ganzes Kunstleben aufgestellt.

K. Storck sucht die Ursache des Widerstandes gegen die „neue Kunst" des Expressionismus, der unserem Volke jetzt von allen Seiten als die wahre neue deutsche Kunst aufgeschwatzt wird, zunächst in dem natürlichen Widerstreben unseres Inneren gegen Werke, die durch ein aufdringliches „Wie" den Mangel an Gehalt, die innere Nichtigkeit verdecken wollen. Er geht dabei von der sehr richtigen Erfahrung aus, daß das Mißverhältnis zwischen schwachem Persönlichkeitsgehalt und anspruchsvoller Form am stärksten empfunden und am störendsten sein wird, wenn diese Form vom Gewohnten abweicht. Hat dagegen eine Formsprache schon die Geltung eines Stils erlangt, so vermögen Werke, die diese Form gut wahren, zunächst über inneren Mangel an Gehalt hinwegzutäuschen. Infolge dieses Gewohnheitsbeharrens auf einer bestimmten Form richtet sich in der Kunst die Gegnerschaft immer leichter gegen die neue Form als gegen einen neuen Inhalt. Die Erscheinungsform des Kunstwerks ist eben die Brücke, über die der Empfänger zu seinem Innengehalt gelangt. Ist nun diese Erscheinungsform von unerhörter Neuheit, so scheut mancher davor zurück, wagt diese Brücke, die zum Inhalt führt, gar nicht zu betreten. Es bedarf in solchen Fällen einer besonders starken Künstlerpersönlichkeit, die von jedem für Kunst wahrhaft Empfänglichen instinktiv gefühlt wird, um jenen suggestiven Zwang auszuüben, der uns dem bequemen Genuß des Vertrauten das Ringen um ein Neues vorziehen läßt.

Digitized by Google

Hier setzt nun Storck mit der Feststellung ein:

„Ich habe eben gesagt, daß der wahrhaft Kunstempfängliche instinktiv die starke Künstlerpersönlichkeit ahne. Ich möchte dem einige Worte zufügen, weil hier Entscheidendes für unser ganzes Kunstleben fast allgemein verkannt wird. Nicht nur die Fähigkeit zum Kunstschaffen, auch die Fähigkeit, Kunst zu genießen, beruht auf einer Anlage. Auf dem Gebiet der Musik zeigt sich das ganz offenbar, und zwar sehen wir hier die beiden Stufen der Anlage. Es gibt nicht nur Leute, die nicht zur Reproduktion (als Spieler eines Instruments, als Sänger) der Musik fähig sind, es gibt auch ganz und gar Unmusikalische, für die Musik tatsächlich nur ein Geräusch, vielfach sogar ein unangenehmes, ist. Ich bin überzeugt, daß jeder, der überhaupt empfangsfähig für Musik ist, auch — und zwar in gleichem Maße — zur Reproduktion von Musik fähig wäre, und daß es nur an äußeren Umständen liegt, ob er dazu gelangt oder nicht. In gleichem Maße ist nun auch auf den andern Kunstgebieten, bildender Kunst wie Dichtung, diese Fähigkeit zur Reproduktion vorhanden oder nicht, und zwar liegt hier die Reproduktion nicht etwa in der dilettantischen Klexerei oder der eigenen Verfertigung des Hausgebrauchs an Liedern, sondern in der Fähigkeit, Kunst zu genießen."

Mit den Folgerungen, die Storck aus dieser Tatsache zieht und den Anwendungen, die er auf unser Kunstleben macht, werden wir uns ein andresmal beschäftigen.

F. E.

So mußte es kommen!

In der Zeitschrift „Das heilige Feuer" (Augustheft 1916) berichtet Stephan Dallmeier über das ebenso niederschlagende, als bezeichnende Ergebnis der „Reichsbuchwoche" in seinem Wirkungsorte, einer „mittleren Stadt mit gut 14 000 Katholiken und mehr als zur Hälfte katholischer Umgebung." Die einzige katholische Buchhandlung in dieser Stadt, zugleich Sammelstelle, veranstaltete eine Ausstellung katholischer Belletristik mit dem Ergebnis, daß 7, sage sieben Bücher und Büchlein im Gesammtwert von 9.30 Mark verkauft wurden. In der Sammelstelle wurden von 9 katholischen Familien 39 Bücher, davon nur 21 dem katholischen Schrifttum beizuzählende, abgegeben. Noch bezeichnender ist die Tatsache, daß von einer katholischen Familie, deren Haupt lange Jahre Mitglied der Kirchenverwaltung war, aus-

Digitized by Google

schließlich Bücher nichtkatholischen, bezw. freisinnigen Ursprungs, so z. B. Romane von Häcker, Halbe, Ludw. Thoma, Daudet usw., von Zeitschriften „Gartenlaube" und „Jugend"(!) eingingen.

Die grundlegende Ursache dieser höchst traurigen Erscheinung — der Einzelfall ist gewiß als typisch, die gegenteilige Erfahrung als Ausnahmen zu bezeichnen — meint der Herr Einsender in der unzulänglichen Pflege des Schönen überhaupt und der Literatur im besonderen suchen zu müssen. Gewiß ist dieser Mangel an Literaturpflege in katholischen Kreisen *eine* der Ursachen, *aber nicht die Hauptursache* der Interesselosigkeit gegenüber dem katholischen Schrifttum. Die grundlegende Ursache steckt viel tiefer. Der Behauptung, daß unzulängliche Pflege des Schönen in erster Linie die Gleichgültigkeit vieler Katholiken gegen katholisches Literaturleben verursache, widerspricht vor allem die auch mit aller Schärfe aus der obigen Statistik sich ergebende Beobachtung, daß die meisten Katholiken nicht etwa Gleichgültigkeit gegen Literatur *überhaupt*, sondern nur gegen die *katholische* Literatur zur Schau tragen. Die obenerwähnte katholische Familie, in der sich kein einziges Buch katholischen Ursprungs, dagegen eine ganze Bibliothek nichtkatholischer, darunter sehr anrüchiger Romane findet, ist ja beiweitem kein Ausnahmsfall, eher die Regel — das wird Jeder bestätigen, der die vorwiegende Lektüre „gebildeter" Katholiken, besonders in den Städten, aus eigener Anschauung kennt. Vielfach beruht diese traurige Erscheinung auf Unkenntnis, vielfach auf religiöser Gleichgiltigkeit, vielfach auf falscher Scham und Feigheit, katholische Farbe zu bekennen, vielfach auf dem allzu modern gewordenen Liebäugeln mit der Weltanschauung des Unglaubens und des Freisinns. Hier müßte vor allem der Hebel angesetzt werden, um die katholische Literatur äußerlich und innerlich zu heben, und der „Gral" hat seit jeher eine seiner Hauptaufgaben darin gesehen, hier Wandel zu schaffen. Wer ist ihm aber dabei in den Rücken gefallen? Die sogenannte „fortschrittlichkatholische" Literaturbewegung mit ihrer in alle Welt laut hinaus geschrieenen Inferioritätsanklage, mit ihrer ungerechten, parteiischen, hyperstrengen Aburteilung über den Großteil katholischer Werke und Autoren bei gleichzeitiger übertriebener Beweihräucherung gewisser Modegötzen der nichtkatholischen Literatur! Und hat nicht die katholische Tagespresse vielfach mit diesen Verderbern und Verächtern der katholischen Literatur ins gleiche Horn gestoßen? Und da wundert man sich jetzt, wenn die Mehrzahl der bücherkaufenden Katholiken alles andere eher kauft als Werke katholischen Ursprungs!

Digitized by Google

Geradezu ein Wunder hätte geschehen müssen, wenn das praktische Ergebnis dieser fortschrittlichen katholischen Literaturarbeit ein anderes gewesen wäre, als wie es sich in der traurigen Statistik Dallmeiers, die, wie wir wiederholen, durchaus nicht als Einzelfall zu behandeln ist, darstellt. Aber solange diese Erkenntnis sich nicht allgemein Bahn bricht, ist alles Klagen so nutz- und sinnlos wie die Klage des Zauberlehrlings, der die bösen Geister zwar rufen, aber nicht mehr beschwören konnte. F. E.

Kritische Warte

Kriegsliteratur.

Eine große Zeit, in der wir leben. Alte Heldensagen wachen auf, wandeln unter uns, werden lebendig. Und es sind keine Halbgötter wie ehedem, es sind Menschen wie wir, die in andern Zeiten unbekannt ihren Weg gegangen wären, jetzt aber vom Sturm der großen Zeit erfaßt und in die Bahn getrieben worden sind, wo man rennt und kämpft um den Preis des Heldentums. Solch schlichtes Heldentum, zähes Ausharren bis zum Erreichen des vorgesteckten Ziels spricht aus den Reise- und Kriegserlebnissen des deutschen Maschinisten Paul Kirsch, der in Kamerun von Engländern gefangen wurde, entfloh, sich unter Abenteuern und Entbehrungen bis Dahome durchschlug, dort in die Hände der Franzosen fiel und keinen andern Ausweg mehr fand, um nach Europa zu gelangen, als sich in die Fremdenlegion einreihen zu lassen. Nach vielen Wechselfällen und zwei vergeblichen Fluchtversuchen entkam er endlich in einen deutschen Schützengraben. Hans Paasche hat diese moderne Odyssee aufgezeichnet und in dem Buche: „Fremdenlegionär Kirsch, eine abenteuerliche Fahrt von Kamerun in den deutschen Schützengraben" veröffentlicht. (Verlag August Scherl, Berlin, Preis Mk. 1.—, gebd. Mk. 2.—.) Man kann über das Buch einfach sagen: es wiegt zehn erfundene Romane auf und es steckt darin etwas von jener zähen deutschen Kraft, die sich bisher erfolgreich gegen eine halbe Welt gewehrt hat und so Gott will, auch weiter wehren wird.

Nicht minder fesselnd und oft zu atemloser Spannung sich steigernd sind die Schilderungen der Kriegserlebnisse an Bord eines deutschen Torpedobootes, die Fritz Graf unter dem Titel: „Im Torpedoboot gegen England" (ebenfalls bei August Scherl, Berlin, Preis Mk. 1.—, gebd. Mk. 2.—) entwirft. Auch in diesem Buche leitet der gelungene Durchbruch der englischen Kreuzer-Blokade und eine vorübergehende Gefangenschaft die Kriegserlebnisse an Bord des Torpedobootes ein, als deren Höhepunkte die 1. Beschießung der Ostküste Englands und die Kreuzerschlacht am 24. Jänner 1915 erscheinen. Graf erzählt ungekünstelt, schlicht und wahr, darum umsomehr fesselnd und packend.

Wiegt in diesen Schilderungen mehr der kühlsachliche Ton des Marineoffiziers vor, so pulsiert in Wilhelm Hegelers Kriegserlebnissen „Bei unseren Blaujacken und Feldgrauen" (Verlag und Preis wie oben) warmes dichterisches Leben. Der Dichter schildert hier

Digitized by Google

in außerordentlich lebendiger und fesselnder Darstellung seine Erlebnisse als freiwilliger Sanitätsmann auf dem flandrischen Kriegsschauplatze. Bald sind es derb-humoristische, bald rührend-zarte, bald todduster-tragische Bilder, die seine Erzählung entrollt. Zwar sind diese Bilder nur lose aneinandergefügt, aber in ihrer Gesamtheit lassen sie etwas von der ungeheuren Wucht und Wirkung des größten Dramas ahnen, das die Weltgeschichte bisher mit blutigem Griffel gedichtet hat.

Eine bisher einzig dastehende Erscheinung in der Kriegsliteratur sind die „Märchen in Feldgrau" von J. Ermler mit Bildern von M. Ebeling. (Düsseldorf, L. Schwann, Preis gebd. Mk. 2.—.) Diese Märchen sind nicht reine dichterische Gebilde der Phantasie, sondern ein Versuch, Geschichte und Politik, hauptsächlich die diplomatische Vorgeschichte des Weltkriegs im Gewande und mit den Mitteln der Märchendichtung zur Darstellung zu bringen. Wenn dabei die Absicht bestand, dem kindlichen Alter das Verständnis der Kriegsereignisse näher zu bringen, so konnte dieser Versuch wohl kaum restlos gelingen, denn das richtige Verständnis muß den Kindern erst durch Anmerkungen, Erklärungen usw. erschlossen werden. Viel unmittelbarer ist die Wirkung jedenfalls auf Erwachsene, die gleich aus den Märchen selbst die richtigen Zusammenhänge herausfinden. Es hat jedenfalls einen eigenen Reiz, die politischen Ereignisse einmal durch das vermittelnde Medium der dichtenden Phantasie im vertrauten Märchengewande zu betrachten. Die beigefügten Bilder sind gelungene Übertragungen der dichterischen Reize in die Bildersprache und mit dem Text zu einem untrennbaren Ganzen verschmolzen.

Skizzen, Bilder und Erlebnisse aus den ersten Tagen des deutschen Einmarsches in Belgien bietet Nanny Lambrecht in der Novellensammlung „Die Hölle", erschienen in Engelhorns Allgemeiner Roman-Bibliothek. (Stuttgart, J. Engelhorns Nachf., Preis 50 Pfg., gebd. 75 Pfg.) In diesen keck und frisch hingeworfenen Bildern kann sich das bedeutende Schilderungstalent der Dichterin auf einem ihr vertrauten Boden nach allen Seiten hin austoben, und es glüht und sprudelt in dem Büchlein auch nur von Blut und Leben, alle Register vom Frohsein bis zur erschütternden Tragödie durchläuft ihre Darstellung.

Von ganz anderer Art als die nervenaufpeitschende Feuerwerkskunst der Sprache und Darstellung dieser Dichterin ist die warme, besinnliche und gemütstiefe Weise, in der Franz Schrönghammer-Heimdal das Volksleben seiner Heimat im Kriege behandelt. „Mein Dörfl im Krieg" betitelt er seine bunte Sammlung von Erlebnissen, Skizzen, Stimmungsbildern und kleinen Erzählungen, die der Herdersche Verlag in Freiburg in sehr ansprechender Ausstattung bereits in 2. Auflage erscheinen lassen konnte. Die Einfachheit und Schlichtheit der Darstellung läßt im Gegensatz zu dem Sprühenden, Funkelnden, Unruhigen der Lambrecht'schen Schilderung so recht klar und ergreifend die großen Linien des kerngesunden Volkscharakters, wie er im Kriege vielfach wieder auflebt, hervortreten, und man gewinnt mit dem Dichter so manche der anheimelnden Prachtgestalten dieses Dörfls von Herzen lieb

Joseph Gorbachs Kriegsgeschichten „Blut und Tränen" (Freiburg, Herder'sche Verlagsbandlung, Preis 1 Mk.) verdienen als die Erstleistung eines sehr ansprechenden Talents wohlwollende Beachtung. Die wie bei Kümmel und Schrönghammer einfach-schlichte Weise der Darstellung trägt das Gepräge des Natürlichen, Ungesuchten, unmittelbar aus warmen Herzen Hervorquellenden. Manchmal sinkt sie allerdings zu einer Unbeherrschtheit herab, die ans Triviale grenzt. Der begabte Autor muß lernen, die Zügel der Form straffer anzuziehen. Sonst bringt er wohl die meisten Gaben mit, die einen guten Volksschriftsteller aus-

Digitized by Google

machen. Daß das Büchlein allzu einseitig auf „Blut und Tränen" abgestimmt ist, tut seinem Werte keinen Eintrag, läßt aber die Frage offen, ob Garbach den goldigsonnigen Humor, der einem guten Volksschriftsteller nicht fehlen darf, in seinem Farbenkästchen hat.

Auch Hans Schrott-Fiechtl, der nach- und tiefdenkliche Schilderer des Tiroler Bauernlebens, hat im Lucas-Verlag, München ein Bändchen Kriegserzählungen erscheinen lassen. (Preis gebd. Mk. 1.—.) Nur weil wir gewöhnt sind, an die Werke dieses kernigen Volksdichters einen hohen Maßstab zu legen, glauben wir bei einigen dieser neuen, offenbar im Trubel des Lebens im Feld entstandenen Skizzen dem Eindruck einer gewissen Flüchtigkeit und Schablonenhaftigkeit Raum geben zu müssen; die schönste der Erzählungen ist jedenfalls die letzte, lange vor dem Krieg entstandene, die eine Episode aus den Freiheitskämpfen 1809 mit packender Natürlichkeit schildert Und noch eins: die viel zu sehr akademisch ausgeklügelte, unseres Erachtens gar oft zum Widerspruch reizende Einleitung hätte sich der Verfasser lieber schenken sollen. Dies umsomehr, weil sich der katholische Leser, besonders der Tiroler, notwendigerweise daran stoßen muß, daß ein katholischer Autor vom Urquell jener Kraft, die den Tiroler zu den von Schrott-Fiechtl mit Recht bewunderten Leistungen in diesem Kriege befähigt, gar so wenig zu sagen weiß. Statt vom katholischen Glauben spricht er von einer nebelhaften „heliozentrischen Weltanschauung!" Mit Verlaub, das ist doch ein Musterbeispiel jener Glut- und Kraftlosigkeit der Lebensauffassung, die nach dem „Kunstwart" (vgl. Gral X, Heft 12, S. 647) den größten Teil unserer katholischen Literatur kennzeichnet. Wenn schon katholische Autoren so ängstlich dem kraftvollen offenen Erfassen der katholischen Lebenskräfte ausweichen, was können wir dann von den nichtkatholischen verlangen!

●●●

Der Verlag F. A. Brockhaus in Leipzig hat sich schon vor dem Kriege durch Herausgabe einer Reihe von Werken, die hauptsächlich die Nutzbarmachung der Forschungen berühmter Reisender für die Allgemeinheit bezweckten, einen rühmlichen Namen gemacht. Er brauchte diese Tätigkeit nur auf einem andern Gebiete fortzusetzen, um eine Reihe von illustrierten Werken über den Weltkrieg zu schaffen, die als wertvolle Bau- und Grundsteine für jene Geschichtschreibung zu gelten haben, die einen lebenden Schimmer der Größe unserer Zeit und unseres Volkes für späte Geschlechter zu bewahren haben wird. Zu diesen Dauerwert-Werken gehören die hier bereits besprochenen von Sven Hedin: „Ein Volk in Waffen" und „Nach Osten", „Der Wall von Eisen und Feuer" von Georg Wegener, und nun kommt ein viertes von gleichem Wert hinzu: „Im Kampf gegen Rußland" von Conrad Gomoll. (Preis geb. Mk. 10.—.) Der Verfasser dieses Werkes hat wie Wegener die Kämpfe im Westen, den Feldzug gegen den russischen Koloß als Kriegsberichterstatter mitgemacht und bringt auch als gewandter Schriftsteller, der sich nicht nur als Journalist, sondern auch als selbstschaffender Dichter einen Namen gemacht hat, die Befähigung zu lebendiger Darstellung und Wiedergabe des Geschauten und Erlebten mit. Es ist klar, daß es der Verfasser eines solchen Werkes nicht als seine Aufgabe betrachten kann, eine Geschichte des Feldzuges zu schreiben und einen erschöpfenden Überblick zu geben. Er weiß ja selbst davon nur soviel, als das Befehlszentrum der Heeresgruppe, der er zugeteilt ist, wissen kann und muß. Aber er gibt dafür das, was jetzt, noch mitten im Flusse der Ereignisse, unser Denken und Fühlen viel stärker in Anspruch nimmt: er schildert Einzelkämpfe, Erlebnisse, Züge aus dem Leben der Truppenkörper und der einzelnen Soldaten, besonders solche, aus welchen der männliche starke Geist der Kämpfer spricht und versetzt uns so durch seine Schil

Digitized by Google

derungskunst, die durch reichliche Beigaben eigener Lichtbilderaufnahmen ergänzt und belebt wird, mitten in das Leben und Treiben, in die eigene Atmosphäre des Krieges und läßt uns im Geiste teilhaben an den Kämpfen und Siegen unserer Soldaten. Man darf dabei nicht vergessen, daß ein Erzähler wie Gomoll mit dem scharfen Auge des geübten Beobachters so manches sieht, was andere nicht sehen, daß er es auf seine eigene Art sieht und mit lebendiger innerer Anteilnahme, die sich auch auf den Leser überträgt, darstellt und dabei Dichter genug ist, um der Sprache und Darstellung Anschaulichkeit, Kraft und Schönheit zu geben. Nur in den seltenen Fällen, wo er eigene Urteile ausspricht, wird man vom Standpunkte einer andern Weltanschauung Vorbehalte machen müssen. Dafür entschädigen reichlich jene Höhepunkte der Darstellung, die mit einer Kraft und Wucht des Eindrucks und mit dramatischer Lebendigkeit wirken, wie z. B. die Schilderungen der Stürme auf Humin, der Durchbruchsschlacht bei Gorlice, der Kämpfe um Jaroslau, Przemysl usw. Mit welcher Anteilnahme wird erst ein Kämpfer, der diese Schlachten mitgemacht, dieses Buch daheim lesen!

Noch episodenhafter, ja ganz in einzelne Ausschnitte aufgelöst ist die Schilderung der Kämpfe österreichischer Truppen in dem Werke „Unsere Nordfront". Episoden aus den Kämpfen der österr. ung. Armee im Weltkrieg 1914/16, herausgegeben vom k. u. k. Kriegsarchiv, redigiert von Oberst Alois Veltzé (Wien, Manz'sche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung. Preis brosch. Kr. 4 70, gbd. Kr. 6.20). Der Zweck dieses Buches ist auch ein ganz anderer als zusammenhängende Berichterstattung. Es ist ein Heldenbuch der k. u. k. Armee; es schildert, hauptsächlich aufgrund der dienstlichen Belohnungsanträge, was die Truppen, was einzelne Offiziere und Mannschaften in den Kämpfen an der Nordfront Großes, Kühnes, Bewundernswertes, Heldenhaftes geleistet haben. Aber die trockenen dienstlichen Schriftstücke haben unter den Händen dichterisch veranlagter Bearbeiter, wie Bartsch, Ginzkey, Zweig u. a. Leben und Anschaulichkeit gewonnen, sind zu packenden, in sich abgeschlossenen Momentbildern gestaltet worden und so wirkt das Ganze in seiner Zusammenfassung wie ein eindrucksvolles Mosaikgemälde, in dem jeder kleine Stein seine eigene Farbe und eigenes Feuer und seine eigene, packende oder ergreifende Wirkung hat. Kommende Dichter werden in solchen Werken die Bausteine zu großen Dichtungen finden, wenn, wie wir hoffen, die Dichtung ihre neue Fackel an den erlöschenden Guten des Weltkriegs entzünden wird.

Hauptsächlich Eindrücke und Stimmungen aus den Tagesberichten an die Presse, aber nachträglich durch Zusammenfassung und verbindende Überblicke zu einer ziemlich übersichtlichen Darstellung der Hauptereignisse des Krieges gegen Italien bis zum Frühjahr 1916 vereinigt, bietet das Büchlein: „Von der Adria bis zum Ortler". Kriegsberichte von der österr.-italien Front von Karl Graf Scapinelli (München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. Gebd. Mk. 2.20). Der Verfasser, als Romanschriftsteller bekannt, verfügt reichlich über die technischen Mittel einer gewandten anschaulichen Darstellung, und man gewinnt deshalb aus seinem Buche viel lebhaftere Eindrücke von der ganz eigenen, die höchsten Anforderungen an die Widerstandskraft der heldenhaften Verteidiger österreichischen Bodens stellenden Kriegsführung an der österreichischen Südfront, als aus den Tagesberichten der Zeitungen. Der Krieg im Karst, der Alpenkrieg, der die menschlichen Kräfte zu bisher für unmöglich gehaltenen Höchstleistungen anspannt, wird von Scapinelli zu lebendig anschaulicher, hie und da zu dramatisch bewegter Darstellung gebracht

Der Krieg in Tirol hängt eng mit einer Persönlichkeit zusammen, die in der Geschichte der Verteidigung Tirols gegen den welschen Feind

Digitized by Google

eine ähnliche Rolle spielt, wie Conrad von Hötzendorf an der Nordfront. Generaloberst Viktor Dankl ist seit dem Ausbruch des Krieges mit Italien berufen, das von Conrad großzügig eingeleitete und vorbereitete Werk der Verteidigung Tirols fortzusetzen. Es ist darum kaum ein Zufall zu nennen, daß er denselben hervorragenden Biographen gefunden hat, wie Conrad von Hötzendorf, nämlich Österreichs derzeit hervorragendsten Geschichtsschreiber, Ludwig von Pastor. Dieser Name ist eine so eindrucksvolle Empfehlung für das in der Herderschen Verlagshandlung, Freiburg i. Br., erschienene Werkchen: „Generaloberst Viktor Dankl, der Sieger von Krasnik und Verteidiger Tirols", daß zu weiterer Empfehlung nichts mehr zu sagen nötig ist. (Preis kart. Mk. 1.40).

Der Weltkrieg ist gegenwärtig in ein Stadium getreten, in welchen den Stimmungen der Bevölkerung des Hinterlandes immer mehr eine ausschlaggebende Bedeutung zufällt. Ja es hat sogar vielfach den Anschein, daß die eigentliche Entscheidung nicht im Kampfe der Waffen, sondern im geistigen Bewährungskampfe der Völker fallen werde. Welches Volk am längsten der Zermürbung durch die Leiden und Entbehrungen des Krieges widerstehen wird, das würde nach dieser Theorie siegen. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, gewinnen Bücher, wie Adam Müller-Guttenbrunns „Kriegstagebuch eines Daheimgebliebenen" (Graz, M Moser [J. Mayerhoff], Preis Mk. 3.50) erhöhte Bedeutung. Diese Eindrucks- und Stimmungsbilder zeigen, wie sich die Ereignisse und Erfahrungen des Krieges im Geiste eines Mannes spiegeln, der im geistigen Leben seiner Heimat, insbesondern des deutsch-österreichischen Volkes, eine bedeutende Rolle spielt. Nachdem solche Beobachtungen immer unter dem Gesichtswinkel einer persönlichen Weltanschauung zustande kommen und im vorliegenden Falle zwischen der Weltanschauung des Verfassers und der katholischen ein bedeutender Sprung klafft, werden wir ihm nicht immer folgen können, aber immerhin bleibt viel menschlich und vaterländisch Gemeinsames übrig, und diese gesammelten, unter dem frischen Eindruck der Tagesereignisse entstandenen Aufsätze bieten darum neben vielen treffenden Beobachtungen und durch die Kunst der Darstellung verschönter Schilderungen besonders dem Österreicher manche wertvolle Erhebung, aber auch manchen Anlaß zu besinnlichem Rückschauen und tatkräftigem Vorwärtsdrängen.

Nicht weniger bedeutend in den Gedankengängen, vielmehr noch klarer und schärfer herausgearbeitet und den katholischen Leser in hohem Grade fesselnd durch die wärmenden Lichter, die aus der Zentralsonne katholischer Wahrheit wertend und richtend auf alle Ereignisse fallen (obwohl der katholische Standpunkt des Verfassers äußerlich gar nicht betont erscheint), erscheinen uns die im 4. Bande des bereits warm empfohlenen Werkes „Der europäische Krieg" von dem Brixener Theologieprofessor Wendelin Heidegger gesammelten, jeweils in den „Tiroler Stimmen" erschienenen Aufsätze. Mit dem Fortschreiten der Sammlung wird es immer augenscheinlicher, welchen Zweck sie verfolgt: den Blick des Lesers zu schärfen für die unter der Oberfläche der Ereignisse liegenden tieferen Ursachen, Kräfte und Stimmungen geistiger Natur, die jetzt vielfach hinter der Wucht der äußeren Tatsachen zurücktreten, unterschätzt werden und durch ihre Nichtbeaufsichtigung falsche Bilder erzeugen und falsche Folgerungen auslösen. Es wurde nicht allein an dieser Stelle bemerkt, daß diese Betrachtungen zu dem Tiefsten gehören, was über den Weltkrieg von unserm Standpunkte aus geschrieben worden ist.

Neben der Klärung der tieferliegenden eigentlichen Ursachen des Weltbrandes ist die beständige Sorge aller edleren Geister auf die Abdämmung der entsetzlich über der Kultur Europas zusammenschlagenden

Digitized by Google

Woge des Völkerhasses gerichtet, der alles, was die zerstörenden Kräfte des Krieges etwa noch übrig gelassen haben, nach dem Kriege noch weiter zu zerstören droht. Daß dieser Haß künstlich durch eine noch nie, solange die Welt steht, dagewesene Organisation der Welt- und Massenlüge erzeugt ist, bedarf für den Wissenden keiner Bestätigung. Immerhin macht es auf jeden, der sich in der Hölle des Hasses noch das klare Denken bewahrt hat, einen gewaltigen Eindruck, in dem Buche: „Deutschland im Urteil des Auslandes einst und jetzt" (München, Georg Müller, Preis Mk. 3.—) die lange Reihe von Urteilen der bedeutendsten, geistig hochstehendsten Männer des Auslandes über Deutschland, deutsches Volk, seine Wesen und seinen Charakter zu lesen. Diese Urteile sind ein so starker Protest gegen die in der Weißglühhitze des Völkerhasses geschmiedeten Urteile der heutigen führenden Männer aus der Welt unserer Feinde, sie stehen mit ihnen in so auffallenden Widerspruch, daß es dem unbefangenen Beurteiler keinen Augenblick zweifelhaft sein kann, wo die Wahrheit ist: dort wo man ruhig, unbefangen, nur im Suchen der Wahrheit urteilte oder wo der Haß blind, die Leidenschaft halb wahnsinnig gemacht und alles klare Denken und Urteilen erstickt hat. Schlagender hätte man wohl kaum vor Freund und Feind dartun können, daß entweder die geistig hervorragendsten Männer der Vorkriegszeit oder die heutigen Kriegshetzer verblendete Narren waren und sind, und wem da die Wahl noch weh tut, der muß wohl selber schon um sein bischen Verstand gekommen sein. Die Auswahl dieser, von Heinrich Fränkel herausgegebenen Sammlung ist unter Mitwirkung hervorragender Gelehrter und Kenner der ausländischen Literaturen zustande gekommen und läßt deshalb an Vollständigkeit wenig zu wünschen übrig. Daß unter den Urteilen Vieles mit unterläuft, was zum Widerspruch herausfordert, namentlich vom Standpunkte der katholischen Weltanschauung, tut dem eigentlichen Zwecke des Buches keinen Eintrag, aber es verlangt entsprechende Vorsicht bei der Lektüre.

Ähnliche Gegensätze, nämlich die Widersprüche zwischen der prahlerischen Großsprecherei unserer Feinde und ihren tatsächlichen Erfolgen will Ernst Walter in seiner Broschüre „Wie unsern Feinden nichts gelingen wollte" (Berlin-Charlottenburg, A. Mehlhorn, Preis Mk. 1.80) enthüllen. Und es ist ihm nicht übel gelungen. Durch die Gegenüberstellung der Pläne, Hoffnungen und Versprechungen unserer Feinde mit den zeitgeschichtlich gegebenen Tatsachen läßt er eine ganze Reihe von Trugbildern erträumter Erfolge unserer Feinde auftauchen und in nichts versinken — fürwahr ein höchst wirksamer Zuspruch für Zagende und eine feste Stütze des Vertrauens in unserm Endsieg. Gibt es doch unter uns viele Kleinmütige und Mutlose, die schon alles verloren halten, wenn wieder einmal Englands Großmaul oder Frankreichs Oberschönfärber die bevorstehende „Zerschmetterung" der Mittelmächte ankündigt. In diesem Buche wird klar gezeigt, wie bisher alle gleichlautenden Prophezeihungen unserer Feinde sich tatsächlich erfüllt haben — es ist nämlich, wenigstens in der Hauptsache — stets das Gegenteil eingetroffen. Die Zusammenstellung ist sehr geschickt und übersichtlich gemacht und liest sich manchmal wie ein fesselnder Roman von Verne. F. E.

Verantwortliche Schriftleitung: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11, und Otto Walter, Olten (Schweiz). — Fachredakteure: Dr. Lorenz Krapp, im Felde, und Dr. Wilhelm Oehl, Universitäts-Professor, Freiburg (Schweiz). — Verlag: Petrus-Verlag, G. m. b. H. — Druck: in der eigenen Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft, G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google

Ein Weihnachts-Mysterium.

Von Franz Freiherr von Lobkowitz, Bad Tölz.

Personen:

Jakob, ein alter Hirte
Ruben } seine Söhne
Simeon }
Der Wanderer
Faustus, ein entflohener Galeerensträfling
Wächter
Ein Engel.
Hirten und Hirtinnen.

Szene:

Eine freie Gegend, Palmen und niederes Gestrüpp. Im Hintergrunde eine Gebirgszug. Rechts ein Zelt, vor diesem ein Lagerfeuer, bei welchem der alte Hirte und zwei jüngere Hirten gelagert sind. Ein dritter steht im Hintergrunde auf Wache. Er geht bald in langsamen Schritten auf und ab, bald blickt er auf seine Lanze gestützt in die Weite. Man hört hie und da entferntes Läuten, der Glocken der Herdentiere. Es ist Nacht.

Ruben: Viel Volk ist heute zusammengeströmt in Bethlehem, ich sah's als ich gegen Abend dort war um Mundvorrat zu holen für die Hirten. Voll ist die Herberge von Leuten und Reittieren.

Simeon: Und das alles, weil ein fremder Wille diese Leute zwingt.

Jakob: Schwer lastet zur Zeit die Hand des Herrn auf Israel. Das Szepter ist entwunden, die Lanze gebrochen, Häcksel sind wir geworden und Staub und Asche.

Simeon: Zu den Zeiten des Königs Antiochus erweckte der Herr seinen Gottesstreiter und auf Klage und Trauer folgte Jubel und Siegesfreude. Nicht mehr Ambos, sondern Hammer.

Wächter: (ruft) Paßt auf ihr Leute, ein fremder Mann kommt zum Lagerfeuer. (Die Hirten sehen erwartungsvoll nach der Richtung, welche die Wache angegeben hat. Der eine geht ins Zelt und holt eine Lanze, auf die gestützt er den Ankömmling erwartet. Der Wanderer erscheint, ein ehrwürdiger Mann mit weißem Bart, nach Beduinenart gekleidet. In einiger Entfernung von den Hirten bleibt er stehen).

Wanderer: Der Friede sei mit euch!

Jakob: Der Segen Jehovas komme über dich.

Wanderer: Ist es dem Fremdlinge erlaubt, im Scheine eures Feuers Platz zu nehmen?

Digitized by Google

Jakob: Tritt näher Fremdling! Der Schein meines Feuers leuchte dir und mir und seine Wärme erquicke dich und mich!

(Der Wanderer kommt näher und nimmt neben den Hirten am Feuer Platz).

Wanderer: Nur mit Mühe fand ich heute noch Platz für mich und mein Reitkamel in der übervollen Herberge. Aber ich selbst konnte nicht bleiben unter der Menge, die von allen Himmelsrichtungen gekommen, sich in Ecken und Winkel drückte und Hof und Gänge füllte. Ich stand auf und ging hinaus. Lieber wollte ich die ganze Nacht im Freien wandern. Da sah ich den Schein eures Feuers und und so bin ich zu euch gekommen.

Ruben: (der während der Erzählung näher an's Feuer getreten und aufmerksam zugehört hat). Jetzt glaube ich, dich zu kennen!

Wanderer: Du mich?

Ruben: Es ging schon gegen Abend, als ich heute an der Herberge vorbeiging. Einige Leute standen dort teilnahmsvoll bei einem Manne und einer jungen Frau, die keinen Platz mehr bekommen hatten und jetzt nach einem anderen Unterkommen sich befragten. Standest du nicht auch dabei?

Wanderer: Du hast recht, selbst ein Fremdling, konnte ich leider keinen Rat erteilen.

Ruben: Ich hatte Eile und konnte nicht verweilen. Haben die Leute wohl noch ein Obdach gefunden?

Wanderer: Es war ein älterer Mann und ein junges Weib. Es war tief verschleiert und schien seiner schweren Stunde entgegenzugehen. Es ist ja nicht wegen mir, sagte der Mann, mit einem besorgten liebevollen Blick auf die Frau, die sich schwer auf ihn stützte. Ein Gemurmel ging durch die Reihen der Umstehenden. Du wirst vergeblich suchen, meinte dann einer. Alles ist überfüllt. Ich bin vom Stamme Davids bemerkte schüchtern der Mann.

Simeon: (auffahrend) Hört ihr es, ihr Männer? Vom königl. Stamme Davids. Wie einem Bettler wird ihm die Türe gewiesen. Wißt ihr Männer warum? Weil der Röm . . . .

Jakob: Beherrsche dich mein Sohn. Deine Zunge ist wie ein junges Füllen, das dem Zaume nicht gehorcht. Sprich weiter Fremdling. Wir hören!

Wanderer: Die Mehrzahl hatte sich schweigend entfernt. Da sagte derselbe, der zuvor schon das Wort ergriffen hatte: Ich weiß eine Höhle in der Nähe. Schon dem König David diente sie als Schutz. Kommt mit mir, ich will euch dorthin führen. Sie gingen. Lange sah ich ihnen

Digitized by Google

nach. Voran der Führer, dann folgte der Mann, der zärtlich und behutsam die zarte Frau geleitete. Und nun mache ich mir Vorwürfe, daß ich nicht so klug war, den Leuten meinen Platz in der Herberge anzubieten. Der Anblick der jungen Frau hat mich auf's tiefste gerührt und jetzt wieder, da ich . . . .

Ruben: Habt keine Sorge, ich kenne die Höhle. Erst gestern war ich dort. Sie kann nach außen verschlossen werden und im Innern sind an der Seite des Felsens Krippen angebracht, und Laubstreu und altes Stroh sind in Mengen vorhanden. Die zarte Frau ist dort vielleicht besser untergebracht, wie unter dem vielen fremden Volk in der Herberge.

Jakob: Du hast recht gesprochen, mein Sohn, und morgen in aller Frühe sollen unsere Frauen nach den Beiden sehen.

(Während der letzten Worte hat der Wächter aufmerksam die Gegend beobachtet, er kommt mit der Lanze, die er zum Stoße bereit hält, näher, und ruft):

Wächter: Habt acht ihr Männer am Feuer. Etwas schleicht sich heran, ich kann's noch nicht erkennen, ist's ein Mensch oder ein Tier.

(Die Männer springen auf; die Jungen greifen nach ihren Lanzen. Der Sklave Faustus tritt auf. Er naht sich in der Geberde des Schutzflehenden.)

Faustus: Ihr Leute, wer Ihr auch seid! Habt Erbarmen, gewährt mir einen Platz an eurer Feuerstelle, laßt die müden Glieder sich zur Ruhe strecken — ganz abseits.

(Die Hirten und der Wanderer betrachten voll Teilnahme den Sklaven, der vor ihnen kniet.)

Jakob: Der Friede sei mit dir. Komm' her und setze dich zu unserm Feuer.

(Jakob hebt den Sklaven mitleidig auf und führt ihn zum Feuer. Der Sklave läßt sich erschöpft nieder.)

Sklave: Dank euch! — Sah't ihr Römer?

Simeon: (auffahrend) Was Römer?

Sklave: Soldaten meine ich, drei, vier, fünf, die umherspähen, suchen. — — —

Ruben: Was sollten sie suchen? In unserm armen Tale gibt's nichts zu rauben.

Sklave: Mich könnten sie suchen.

Simeon: Dich, sie werden dich nicht finden.

Sklave: Ein Sklave bin ich, daß ihr's wißt. Galeeren-Sklave. Unschuldig, ihr könnt mir's glauben. (Er spricht schneller) Vor drei Tagen in Joppe lagen wir vor Anker. Ich sprenge meine Fesseln, ich stürze mich ins Meer. Eine

Digitized by Google

Woge wirft mich ans Land! Seit dieser Zeit irre ich umher. Obdachlos, brodlos.

(Er hebt sich mit halbem Körper empor und sieht angstvoll umher. Er beginnt irre zu reden.)

Sie kommen, — sie kommen, — was wollt ihr von mir, mich an's Kreuz schlagen, mich den wilden Tieren vorwerfen? Nein, nein, beim Apollo nein.

(Er steht auf und wehrt mit den Händen einen unsichtbaren Feind ab.)

Schützt mich ihr Männer! Nein — nein — ihr sollt mich nicht haben — ihr —

(Er stürzt mit einem lauten Aufschrei bewußtlos zusammen. Alle erheben sich und betrachten ihn mitleidsvoll.)

Jakob: Nehmt ihn und tragt ihn in das Dunkle des Zeltes, bereitet ihm ein Lager und deckt ihn mit warmen Decken zu. Ein sanfter Schlummer wird ihm Stärkung bringen.

(Zwei Hirten tragen den Bewußtlosen in ein Zelt. Alle schweigen einige Augenblicke still.)

Wanderer: Hunger, Durst und Ermüdung haben den Geist des Unglücklichen wohl nur auf kurze Zeit verwirrt.

Jakob: (zu Ruben, der aus dem Zelte zurückkommt) Habt ihr ihn gebettet?

Ruben: Wir versuchten zunächst, ihm frische Milch einzuflößen. Anfangs weigerte er die Aufnahme, dann aber trank er in großen Zügen. Jetzt schläft er still und ruhig.

Simeon: Um dann zu neuem Elend zu erwachen.

Jakob: Elend, Elend, überall Elend. Die Gerechtigkeit Gottes hat sich zurückgezogen auf hohe Berge. Rechtsbruch für Rechtsspruch. Versiecht sind die Brunnen, die den Wanderer gelabt und der Baum, der schattenspendende, er ist verdorrt.

Wanderer: Ja ein Haus des Greuels ist die Welt. Wohin ich kam, sah ich Zank und Streit und die Menschheit teilt sich in Herren und Sklaven, Bedrücker und Bedrückte.

Ruben: (erregt) Ja, wo die Römer sich zeigen, die Söhne des Verderbens, wo sie die Tempel ihrer falschen Götter errichten, da sind die Pfade des Friedens verschlossen und die Völker wandern im Schatten der Finsternis.

Simeon: Aber wenn der Ruf des Herrn erschallt, wenn er den Rächer weckt und den Feinden pfeift, daß sie kommen von Morgen und Mitternacht, Heuschreckenschwärmen gleich, dann soll das Schwert . . . .

Digitized by Google

Wanderer: Gemach mein Sohn, wer das Schwert nennt, muß auch Blut und Wunden nennen. Ach, die Welt ist ohnehin schon voll Blut und Wunden.

Jakob: Du sprichst so wahr, o Greis! Die Welt ist müde des Kriegsgetümmels. Die Erde ist trunken von vergossenem Blut.

Wanderer: Ja, fürwahr das Klirren der Schwerter und das Gerassel der Kriegswagen ist ein Greuel in den Ohren der Hoffenden, derer, die in Höhlen sich bergen und des Nachts die Kammern des Himmels nach einem frohen Zeichen durchforschen.

Jakob: Schwerter sollte man umschmieden zu Pflugscharen und Spieße zu Winzermessern und ein Fürst des Friedens sollte sein.

Wanderer: (ernsthaft) Ja, wer der Welt den Frieden brächte!

(Alle werden von der Tiefe des Gedankens erfüllt und sehen schweigend in die Flamme, welche in hellem Lichte aufleuchtet; Ganz ferne klingt leise eine sehnsuchtsvolle Melodie. Diese Melodie giebt symbolisch die sehnsüchtig hoffenden Gedanken derer wieder, die am Feuer sitzen. Die Musik verklingt. Nach kurzem Schweigen hebt der alte Hirte wieder an)

Jakob: Ja, wer der Welt den Frieden brächte!

Wanderer: Wie der Morgenstern müßte er sein, der die Dunkelheit verscheucht, wie ein Feuer das aufleuchtet in der Nacht, wie eine Stimme, auf die alle hören müßten!

Jakob: (nachdenklich) Und wenn er käme der Mann des Friedens und es flögen die Schwerter in die Scheiden und die Vögel des Himmels würden in weggeworfenen Schildern nisten und der Bauer würde mit alten Lanzen seinen Acker umfrieden, würde dann die Welt den Frieden haben, den sie braucht?

Wanderer: Oh, es müßte noch einen Frieden geben, der über diesem Frieden steht. Ein Friede, der über das Herz eines jeden kommt, wie der Tau über die Gräser des Feldes.

Jakob: Sollte ein solcher Friede möglich sein? Kein Feind an der Landesgrenze, kein Feind, der nach der Umzäunung meines Ackers schielt und auch kein Feind da drinnen, da drinnen in der Brust? Sollte je ein solcher Friede kommen können in die Welt?

Wanderer: Ich dächte, wenn einer den Frieden des Innern uns geben könnte, das wäre der beste Friedensbringer. Kein Feind des Landes, kein mißgünstig schielender Nachbar sollte uns den Frieden rauben. Wenn wir nur selbst verstehen würden, den Frieden zu halten.

Digitized by Google

Simeon: (aufbrausend) Was heißt Frieden halten? Uns ist das Gebot der Rache heilig. Wer könnte kommen und das Gebot des Herrn lösen?

Wanderer: Ein Erlöser müßte es sein. Einer, der Gewalt bekommen hat von dem, der das Gesetz gegeben hat.

Jakob: Ja, ein Erlöser müßte kommen.

Wanderer: Einer, der dem Menschen die Hand gäbe und spräche: Komm' her zu mir.

Jakob: An den Wassern Siloah's, die sachte fließen, sollten sie ihre Herden tränken. Unrecht sollte nicht in ihren Zelten wohnen.

Ruben: Wolke müßte er sein und Sonnenschein.

Simeon: Den Gürtel der Mächtigen müßte er lösen.

Jakob: Wie eine Quelle müßte er sein in der Wüste. Ein Baum, in dessen Schatten das Volk sich lagert.

Ruben: Und alles Böse sollte vor ihm fliehen.

Simeon: Wie der Wildesel vor der Stimme der Löwin.

Jakob: Wie das Dunkel der Nacht vor dem Morgenstern.

(Der Sklave ist während der letzten Reden aus dem Zelt hervorgetreten und hat aufmerksam der Unterredung gelauscht.)

Sklave: Nicht sollten mehr die Herden die großen Löwen fürchten, die Schlangen werden sterben und alles, was giftig ist, soll vergehen.

(Alle sehen verwundert nach dem Sklaven.)

Jakob: Und woher kommt dir diese Kunde?

Sklave: Uralte Geheimnisse sind's in den Büchern der alten Römer.

Ruben: (wegwerfend) Worte sind es in Asche geschrieben.

Simeon: (aufbrausend) Drum schlafe wieder weiter, Du Heide, im Schatten unseres Zeltes. Was wissen die Priester Deiner Lügengötter. Leute des Trugs sind sie, und ihrer Worte Schall bleibt ohne Widerhall. Mißklang sind sie in den Ohren der Gerechten.

Sklave: Verzeihe, ich habe vergessen, daß ich nur ein Sklave bin, und habe gedacht, daß der Gast auch sprechen dürfe wie ein freier Mann.

Jakob: Verletze das Gastrecht nicht, mein Sohn. Die Gebote der Wüste sollen Dir heilig sein!

Wanderer: In den heiligen Büchern der Völker ist uralte Weisheit aufgehoben. Traumhafte Erinnerung an die Zeit, da Gott noch zu den Menschen geredet hat.

Jakob: Du meinst, daß in unseren heiligen Büchern nicht allein Geheimnisse verborgen sind, die nur vom Vater aller Wahrheit kommen?

Digitized by Google

Wanderer: Ich meine das, ja, ich weiß noch mehr, was Euch wundern könnte.

Jakob: Du weißt noch mehr?

Wanderer: Ich bin schon oft an Lagerfeuern gesessen, nicht allein bei Leuten Eures Stammes. Stille Leute habe ich da oft getroffen. Mit halbgeschlossenen Augen saßen sie da und schauten in die Glut, oder wendeten ihr Gesicht nach dem gestirnten Himmel. Und wenn sie sprachen, schwiegen die andern still und sie sprachen dann geheimnisvolle Reden von einer Zeit, die kommen sollte, und die nicht mehr ferne sei. Und die anderen sagten: Der Geist der Wüste hat's ihnen gegeben. Sie reden mit ihm in der Nacht, und sie verstehen seine Stimme, wenn der Sand der Wüste klingt oder wenn der Sturm das Gesicht der Wüste ändert.

Jakob: Sollten sie wissen?

Wanderer: Ja, sie wissen und sie sprechen nur aus, was andere unbestimmt fühlen und dem sie keine Worte zu geben vermögen. Einer großen Hoffnung Stimme sind sie. Widerklang eines Rufes, der von fern her kam. Zeichen sind ihnen gegeben auf der Erde und am Himmel.

Sklave: Hoffnungsschimmer schenkten sie den Armen, den Verlassenen, denen, die in Ketten und Banden schmachten.

Jakob: Du sagst, o Fremdling?

Sklave: Oh, Ihr wißt nicht, was es heißt, ein Sklave zu sein. Aber ich habe es empfunden Jahrelang. Gebannt in den dunklen Kielraum des Schiffes, stets bedroht von der Peitsche des Aufsehers, verdammt in den Ketten zu sterben, oder als wertloses Stück ins Meer geworfen zu werden.

Ruben: Lieber wäre ich gestorben.

Simeon: Keine Nahrung hätte meinen Mund berührt, bis der Tod mich erlöste.

Sklave: So sprecht Ihr! Aber ich — ein Heide — wie Ihr sagt, ich habe es gewagt zu leben und zu hoffen, weil ich mich immer jener alten Weissagung erinnerte, daß das goldene Zeitalter nahe sei.

Wanderer: Eine alte Weissagung, eine alte Sehnsucht, eine Frucht, die bald reif vom Baume fällt.

Sklave: Ja der gleichmäßige Takt der Ruder, das Brausen des Meeres sang mir dieses verheißungsvolle Lied, und wenn ich durch die geöffneten Lucken des Schiffes Nachts den Anblick eines freundlichen Sternes auf kurze Zeit erfaßte, so war mir sein Flimmern von glücksverheißender Bedeutung. Dort oben suchte ich Hilfe. Von den Sternen glaubte ich, daß mir Rettung käme.

Digitized by Google

Jakob: Gott ist groß. Also auch denen, die in Dunkelheit und Finsternis wandeln, hat seiner Hoffnung Licht geleuchtet. Durch die Nacht zog es vor ihnen her, bald heller leuchtend, bald fast verglimmend, bald von keinem, bald nur von wenigen gesehen. Aber das Licht war da.

Wanderer: Das Licht war da und die große Hoffnung, und die große Erwartung, und die große Sehnsucht.

Jakob: Ja, es war da. Und es war dieses Licht eine Leuchte, ein hellodernder Brand und diese große Hoffnung, und diese große Erwartung, nennen wir den Messias.

Wanderer: Und, wenn nicht alle Zeichen trügen, müßte die Zeit nicht mehr ferne sein, da die Wünsche der Völker, die Gesichte der Weisen und die stillen Gebete der Frommen sich erfüllen könnten.

(Der alte Hirte erhebt sich von überirdischer Begeisterung erfüllt und spricht mit ausgebreiteten Händen.)

Jakob: Das Volk, das da wandelt in der Finsternis, sieht ein großes Licht, die da wohnen im Lande der Todesschatten, Licht erglänzt über ihnen. Denn ein Kind wird uns geboren, ein Sohn wird uns gegeben und es ruht die Herrschaft auf seiner Schulter und genannt wird sein Name: Wunderbarer Ratgeber, starker Gott, Vater aller Zeiten, Fürst des Friedens.

(Alle verharren in Schweigen und Nachdenken versunken. Der alte Hirte steht mit ausgebreiteten Armen in Verzückung. Die Flamme des Hirtenfeuers brennt helleuchtend empor. Es erklingt wie das erstemal die hoffnungsvolle Melodie, nur diesmal bedeutend näher und stärker. Allmählich verhallt die Melodie. Die Flamme brennt wieder nieder. Der Wächter kehrt jetzt langsam zum Feuer zurück.)

Wächter: Ihr Leute, die Zeit meiner Wache ist abgelaufen.

Ruben: (seine Lanze ergreifend) Dann magst Du hier am Feuer sitzen, während ich dort Umschau und Wache halten werde. Ungern freilich gehe ich von hier.

Wächter: Du magst ruhig bleiben, wenn auch ich mich bei Euch niederlasse.

Simeon: Aber die Herden?

Wächter: Sei unbesorgt, sie bedürfen in dieser Nacht unseres Schutzes nicht.

Jakob: Wie meinst du das?

Wächter: Ich meine, daß sich nichts Böses zeigen wird in dieser Nacht. Während ihr am Feuer saßet und eure Rede ging, konnte ich schauen und beobachten.

Wanderer: Und du sahst?

Wächter: Eine Nacht, wie ich noch nie gesehen habe. Ein Glanz, ein milder, ruhiger Glanz strömt vom Himmel

Digitized by Google

aus. Es ist unbeschreiblich still und ruhig. Hört Ihr etwa den Schrei eines wilden Tieres, die sonst bald nach Sonnenuntergang die Herden schreckten?

Jakob: Fürwahr, es ist eine große Stille, eine heilige Ruhe.

Wanderer: Wie die Sterne leuchten und glänzen, nie sah ich solches Licht.

(Die Leute haben sich teilweise erhoben und sehen nach dem Himmel.)

Ruben: Es ist ein Glanz, der immer mehr zunimmt. Die Bäume werfen keinen Schatten mehr; die Erde scheint selber ein Stern geworden zu sein und im eigenen Lichte zu erstrahlen.

Wanderer: (mehr zu sich) In einer Nacht wie diese müßte der Stern aufleuchten. Glanz ist da und Licht, aus dem er geboren werden könnte.

(Er beschattet sein Gesicht und sieht nach dem Himmel,)

Jakob: Du suchst o Fremdling?

Wanderer: Einen Stern, doch einen, der erst kommen soll, wenn die Zeiten sich erfüllen.

Ruben: Von wem war die Kunde?

Wanderer: Wunderbar ist's.

Jakob: Verschließt ein Geheimnis dir den Mund?

Wanderer: Nein.

Jakob: So laß uns wissen.

Wanderer: Also vernehmt. (Alle horchen aufmerksam der Erzählung.) In Arabien war's. Ich lagerte in einem kleinen Tal in der Wüste. Es war Nacht, aber ich saß noch und schaute nach den Sternen. Da fiel ein leichter Schatten über mein Gesicht, und als ich aufsah, stand neben mir ein Mann mit langem weißem Barte.

Ruben: Du erschrakst?

Wanderer: Doch nicht. Wie einer auf den ich schon längst gewartet hatte, stand er neben mir. Er aber sprach: „Der Friede sei mit dir. Du bist der Wanderer, der den Frieden sucht." Und ich zu ihm. „Ich bin es. Ich will auf die Stimme der Wüste hören, aber mein Ohr ist taub und meine Seele ist betrübt." Der Alte schwieg und zeichnete mit seinem Stabe seltsame Kreise und Zeichen in den Sand. Dann hob er seine Augen zum Himmel und sprach: „Wanderer, ich will dir ein Geheimnis geben, das dir Stab und Stütze sei." Ich neigte mich tief und sagte: „Ich höre o Wissender!" Er deutete nach dem Himmel und sprach: „Du kennst die Sterne und ihre Bahn, denn du kennst die Wüste und die Einsamkeit ihrer Nächte. Aber ich sage dir, die Zeit ist nahe, da wird da oben ein neuer Stern aufleuchten,

Digitized by Google

ein Stern mit wunderbarem Lichte. Der wird dann mein Führer sein, zu einem noch größeren und helleren Lichte, das auch dir noch leuchten wird. Dann magst auch du o Wanderer deinen Wanderstab in die Erde stecken und sprechen wie ein Mann der an's Ziel gekommen: Gewandert bin ich vom Aufgange bis zum Niedergange, aber nun will ich ruhen im Schatten dieser Palmen." So sprach der Alte, und ich neigte mich tief vor ihm und küßte den Saum seines Gewandes und sprach: „Segen über Dich, der Suchende segnet den Wissenden."

(Der Wanderer schweigt.)

Wächter: Und was war dann?

Ruben: Und was war dann?

Simeon: Und was war dann?

Wanderer: Dann — dann war er verschwunden, hinweggenommen, entrückt. Ich war allein.

(Alle schwiegen einige Zeit.)

Jakob: Wunderbares ist es, was du berichtest.

Wanderer: Und heute Nacht in diesem unvergleichlichen Zauber der Sternenpracht, ist's mir, als müßte ich dort oben jenen wunderbaren Stern aufleuchten sehen und mir deucht, ich könnte bald selig den Wanderstab in die Erde stecken und mich der heißersehnten Ruhe freuen.

Ruben: Horch, hört Ihr nicht entfernte Klänge? Es ist, als ob sie von oben langsam zu uns feierlich herniederfluteten.

(Alle horchen. Man hört ganz leise eine Musik, die von jetzt an bis zum Ende des Stückes anhält)

Wanderer: Eine hohe und heilige Freude kommt über mich, die Pfade des Bösen scheinen verschlossen, und die Tore des Himmels sind geöffnet einer neuen Zeit, die heilig und gerecht.

(Der alte Hirte von Begeisterung ergriffen breitet seine Arme aus und spricht.)

Jakob: Dann wird der Wolf neben dem Lamme wohnen und der Panther neben dem Böcklein lagern und Kalb und Leu und Mastkalb werden zusammen weiden, ja ein kleiner Knabe wird sie treiben. Da wird spielen der Säugling am Loch der Otter und nach der Höhle der Natter wird der Entwöhnte seine Hand ausstrecken. Sie werden nichts Böses und nichts Verderbliches mehr tun in meinem ganzen heiligen Berglande, denn es wird das Land voll sein von Erkenntnis des Herrn, wie von Wassern, die den Meeresgrund bedecken.

(Alle schweigen. Die Musik setzt stärker ein. Die Flamme des Feuers leuchtet hoch auf. Der Engel erscheint. Alle werfen sich vor ihm nieder.)

Digitized by Google

Engel: Fürchet euch nicht! Siehe ich verkünde Euch große Freude, die sein wird allem Volke. Denn Euch ist heute der Heiland geboren, der da ist Christus der Herr in der Stadt Davids. Und dieses sei Euch zum Zeichen. Ihr werdet finden ein Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen.

Engelchor: (unsichtbar) Ehre sei Gott in der Höhe. Und auf Erden Frieden den Menschen guten Willens.

(Die Erscheinung verschwindet. Kurze Pause. Die Leute erheben sich langsam vom Boden.)

Ruben: Ein neues Wunder. Diese Helle, dieser Glanz, von dort her strahlt er aus, sich immer wieder erneuernd, von dorther, wo die Höhle Davids liegt. Die Sterne des Himmels müssen vor diesem Schein erbleichen.

Wanderer: Die Höhle Davids sagst du, sind dort nicht Krippen an den Wänden angebracht?

Ruben: Krippen sind dort, ich sah's erst kürzlich.

Jakob: Krippen sind dort.

Wanderer: Und dorthin sah ich jene Leute gehen; den Mann und die Frau, die froher Erwartung war. Und da sie an mir vorbeigingen, war es mir da nicht, als ob ein Schauer ungeahnten Glücks mich erfaßte, und als sie langsam und mühselig vorwärts schritten, war's mir da nicht, als ob ein zartes Licht den Körper der jungen Frau umflutet hätte?

Jakob: Oh, Ihr Männer. Wie sagte der Engel? Ein Kind werdet ihr finden in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegend! Dort von der Höhle Davids strahlt der Lichtglanz aus. Dort ist uns also der Messias, der Heiland geboren worden. Die Weissagungen der Propheten haben sich erfüllt. Danket dem Herrn.

Simeon: Laßt uns so schnell wie möglich nach der Krippe eilen, das Kind anbeten und verehren.

Jakob: Auf, ihr Leute, bringt dem Kinde als Weihegeschenk, das, was arme Hirten bringen können. Nicht auf die Größe der Gaben sieht der Herr!

(Es ist mehr Volk zusammengekommen, auch Frauen. Manche tragen Geschenke in der Hand, Tauben in einem Käfig, ein Schäfchen. Auch Kinder werden von Müttern getragen oder an der Hand geführt. Nach den Klängen der Hirtenmelodie ordnet sich der Zug in malerischen Gruppen und geht langsam über die Bühne der Krippe zu. Nachdem alle gegangen, erhebt sich der Sklave, der während der ganzen Zeit in knieender Stellung verharrte.)

Sklave: Sie sind dahin, der Sklave blieb zurück,
Er blieb zurück, bald wird das Licht verschwinden
Und Dunkelheit umwallt die Welt und mich.
Ein Sklave bin ich, nur ein Ding, ein Nichts.

Digitized by Google

Zwar sind die Hirten hier nur arme Leute
Doch sie sind Menschen! Was bin ich?
Ein Tier, ein Tier, das einen Preis hat, eine Ware.
So arm sie sind, zu ihnen kommt die Kunde
Ja, der Messiasruf hat sie zuerst erreicht.
Galt er auch mir? Darf auch der Sklave hoffen?
(Er schweigt die verheißungsvolle Melodie erklingt)
In einer Krippe liegt der Herr der Welt.
So sagt der Engel, nicht in goldener Wiege
Ein großer König ist's, doch wie mir scheint
Ein König ist's der Armen und Bedrängten,
Da er selbst arm, sich armem Volk gesellt.
Wer ist der Armen Ärmster wohl, wen hat
Das bitt're Elend so erfaßt am Nacken,
Daß es den Kopf ihm auf den Boden drückt
So fest, daß nimmer er sich grad erhebe?
Der Sklave ist's; und wenn ich's überlege
Sagt mir's das Herz. Der Gott dort in der Krippe
Des armen Sklaven wird er nicht vergessen,
Ein Sklave bin ich ja, doch Mensch und frei,
Drum, auf zu ihm!
(Er will gehen, die verheißungsvolle Melodie erklingt von neuem. Der Sklave zögert und bleibt stehen.)
Doch halt, was soll ich bringen
Als Weihegabe meinem höchsten Herrn?
Was hat der Sklave, der das nackte Leben
Aus salz'ger Flut an's feste Land gerettet?
(Er sinnt nach.)
Doch halt, ich hab's!
(Er sucht in seiner Tunika.)
Hier diese Sklavenketten,
Die ich gesprengt, da ich das Schiff verließ
Und die ich zu mir nahm zum steten Zeichen!
Wenn alle fort und jeder seine Gaben
Inbrünstig betend vor das Kind gelegt,
Dann will auch ich aus dunklem Winkel kriechen
Bis dahin nur, wo sich der helle Schein,
Der von der heiligen Krippe strömt und flutet,
Mit dunklem Düster mischet. Dort mehr liegend,
Will ich die Hände in die Höhe strecken
Und also rufen wie ein Mann, der sinkt.
Herr, will ich rufen, sei dem Ärmsten gnädig,
Dein Sklave will ich sein dir zugesprochen,
Da du mir schenktest einen Strahl des Lichts.
Sieh, diese Ketten laß' mich dir verehren,
Noch andere Ketten sind's, die du zerbrichst,

Digitized by Google

Und sollte dann die sanft verklärte Mutter
Dem holden Knaben dieses Spielzeug reichen,
Das seltsam zwar aus hartem Erz geformt,
Und sollte dann den rauhen Klang nicht fürchtend
Der Eisenglieder, die da klirrend schwanken,
Das Kindchen lächelnd seine Hände strecken,
Könnt ich da abseits stehn, von ferne blickend
Würd' sich das Auge mir mit Tränen füllen,
Das längst entwöhnt des süßen feuchten Tau's
Mißgünstig feindlich in die Welt geschaut.

(Der Sklave geht, die Kette hochhaltend ab. Die Musik spielt die Melodie und geht in einen Jubelhymnus über, während der Vorhang fällt. Wenn der Vorhang sich wieder hebt, ist ein lebendes Bild gestellt, darstellend die Anbetung der Hirten. Die Musik geht in die Melodie des Weihnachtsliedes über, welches auch noch gespielt wird, nachdem der Vorhang sich wieder gesenkt hat.)

Meinem Sohne. / Von Hans Eschelbach, Bonn.

Von all den alten Friedhofslinden
Ein letztes, süßes Duften zieht,
Und so viel Rosen sind zu finden,
Daß man die Gräber nicht mehr sieht.

Es schweigt die Welt mit ihrem Hassen,
Zum Himmel strebt der Lerche Spiel,
Da will auch mich die Sehnsucht fassen
Nach einem fernen, fernen Ziel.

Und junge Lieder will ich schicken
Dorthin, wo ich den Weg nicht fand;
Ich schau' mit stillen Mosesblicken
Hinüber in das Sonnenland. —

Wie hab' ich oft in jungen Tagen,
Wenn meine Sehnsucht Flügel nahm,
Das Glück bestürmt mit tausend Fragen,
Auf die mir niemals Antwort kam.

Es mochte mein nicht oft gedenken,
Und manchmal stand ich da verzagt. — —
Dir aber soll das Glück einst schenken,
Was es mir selber hat versagt.

Ich will dir bei des Alltags Schweigen,
Weltfern im ersten Frührotschein,
Mein Märchenland der Sehnsucht zeigen.
Ich schau' hinein, du kommst hinein.

Digitized by Google

Adam Müller

und seine Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur.

Von Dr. Richard Volpers.

Radikale Jugend — auch Alter ist dabei, das gern jung sein möchte — hat ein sehr radikales Buch geschrieben: „Aufrufe zu tätigem Geist!“ [1]) Mitten im Krieg. Und es ist ergötzlich, wie darin der Radikalismus dem „bürgerlichen Liberalismus“ zu Leibe geht. Ihm seine Sünden vorhält. Und er hat wirklich reichlich gesündigt. Denn er hat seine Zeit dazu gehabt und seine Macht.

Der bürgerliche Liberalismus hat das öffentliche Leben beherrscht. Seine Autoritäten — sonst gab es eben keine Autoritäten — haben auch die „wissenschaftlichen“ Werte geschaffen unter dem Beifall derer, die, wie man weiß, die „maßgebende“ Meinung machen. Und diese Werte sind dann weitergegeben worden, unbesehen, wie billige Scheidemünzen. Sogar von solchen wurden sie weitergegeben, denen die Selbstachtung gebieterisch eine Nachprüfung und Umwertung abforderte, wie man wenigstens glauben sollte.

Da ist der Dichter Heinrich von Kleist! Was ist aus dem Herausgeber der „Abendblätter“ und dem großen Gegner des Staatsministers Hardenberg geworden? Mit Recht spottet Ludwig Rubiner in seiner Art: „Liberale Schriftsteller vermitteln uns, aus lauter Verständnis, den Dichter Kleist. Aber Kleist ist die letzte Rettung des Adels aus seiner Agonie; der Nachtschweiß zusammentragender Junkerschlösser zeugte ihn. Wäre nun etwa Kleist in seinem geschauten, und also doch gewünschten junkerlichen Feudalstaat heute Staatsmann, so wären jene liberalen Schriftsteller längst mit einem gelben Stern auf dem Rücken ins Ghetto gesteckt.“ (Das Ziel. S. 109.)

Nicht wahr, vor Kleist mußte man Respekt haben! An diesen Dichter konnte man nicht rühren. So mußte man seine „Absichten“ verbessern und den Charakter seiner Wirksamkeit umwerten. Und das geht so leicht, wenn man nur zu verschweigen versteht. Wenn es sich aber um einen konservativen

[1]) Das Ziel. Aufrufe zu tätigem Geist. Hggb. v. Dr. Kurt Hiller. Es ist eine Sammlung von Aufsätzen verschiedener Autoren vom linken Flügel der freideutschen Jugend.

Digitized by Google

Schriftsteller handelte, der nicht anerkannter Dichter war, — den konnte nicht Geist und Witz, den konnte nicht der geniale Umblick und die tiefste Einsicht ins Weltgeschehen retten. Er mußte — so oder so — untergehen. Sein Bild kam bis zur Unkenntlichkeit entstellt auf uns, wenn es nicht vollständig verstaubt und beschmutzt wurde und — vergessen. Selbst ein Friedrich Schlegel muß nach hundert Jahren erst befreit werden vom Wust der irren Meinungen und von tausend Anwürfen, durch die er für die Zukunft beseitigt werden sollte. Dem konservativen Schrifttum, wie es am Anfange des vorigen Jahrhunderts in Deutschland, Oesterreich und auch im Auslande aufblühte, ist die Wirkung auf unser Kulturgeschehen, wie jeder Einsichtige weiß, beinahe vollkommen unterbunden worden. —

Es soll hier darum die Rede sein von Adam H. Müller, dem genialen Freunde Heinrichs von Kleist und dem Vertrauten Friedrichs von Gentz. Insbesondere von seinen Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur aus dem Jahre 1806.

I.

Adam Müller[1]) wurde am 30. Juni 1779 zu Berlin von evangelischen Eltern geboren. Mit 19 Jahren ging er zur Universität Göttingen und oblag drei Jahre dem Studium der Rechte. Dann widmete er sich zwei Jahre den naturwissenschaftlichen Studien, die damals von literarischen Geistern bevorzugt wurden. Darauf trat er in den preußischen Staatsdienst. Bald jedoch gab er seine Stellung wieder auf und zog sich ganz zurück auf die Güter seines Freundes, des Generals Kurnatowsky, die in der Provinz Südpreußen lagen.

Die Entwicklung der literarischen Revolution in Jena, die gewaltige Apologie des Konservativismus von dem Engländer Eduard Burke, insbesondere aber die Freundschaft mit Friedrich Gentz hatten das Werden des jungen Mannes bisher entscheidend beeinflußt. Jedoch kamen die natürlichen Anlagen seines Geistes dem Konservativismus offenbar entgegen. In der polnischen Einsamkeit wurden jetzt seine Gedanken immer von neuem durchdacht, gekräftigt und dann zum System gebildet. Gar bald zog er aus seinem Denken die erste ernsteste Folgerung für sein Leben.

Im Jahre 1805 trat Adam Müller in Wien zum Katholizismus über. Mußte er doch jetzt bekennen, daß „die

[1]) Zur Einführung in den Gedankenkreis Adam Müllers dient das Buch von J. von Tokarzy-Tokarzewski-Karaszewicz: Adam Heinrich Müller, Ritter von Rittersdorf als Ökonom, Literat, Philosoph und Kunstkritiker. Wien 1913.

Digitized by Google

vielgerühmte lutheranische Denkfreiheit jedes Einzelnen es nie zu der Denkhöhe einer anderthalbtausendjährigen Kirche bringen könne." (Kralik, Österreichische Geschichte S. 307.)

Mit der Erziehung eines Prinzen von Sachsen-Weimar betraut, lebte Adam Müller in den Jahren 1806—1809 in Dresden und hielt hier viel besprochene Vorlesungen für vornehme Kreise. Auch sein wichtigstes Werk „Die Elemente der Staatskunst" (3 Bände, Berlin 1810) besteht aus 36 solcher Vorlesungen, die er im Winter 1808/09 in Dresden gehalten hat.

Eine Anstellung in Berlin vereitelte Adam Müller durch sein Auftreten gegen die Hardenbergische Reformpolitik an der Seite Heinrichs von Kleist. So ging er nach Wien, wo er in den österreichischen Staatsdienst trat wie Gentz, ohne dessen Einfluß bei Metternich zu erreichen. Im Jahre 1826 wurde er in den erblichen Adelsstand erhoben als Ritter von Nittersdorf. Nicht recht zufrieden mit dem Erfolg seines Wirkens starb er bald nach dem Tode Friedrich Schlegels und des Fürsten Metternich am 17. Januar 1829, nachdem er noch hatte erleben müssen, daß der Geist der Revolution von neuem sein Haupt erhob.

II.

Die „Vorlesungen über deutsche Wissenschaft und Literatur" hat Adam Müller im Winter 1806 vor einem ausgewählten Publikum gehalten.[1]) Er hat darin sich selber und seinen Zuhörern Rechenschaft gegeben über die Richtung der Bewegung des deutschen Geistes, die er in geistreichen und oft paradoxen Ausführungen klar zu legen versucht.

Diese Ausführungen aus einer Zeit, in der die deutsche Nation um ihre politische Existenz fürchten mußte, sind auch heute noch inmitten des neuen Kampfes um Sein oder Nichtsein der Nation zu einem guten Teil lebendig und wirkungsvoll. Und sie haben ihre besondere Bedeutung, insofern sie zeigen, wie sich aus den wechselvollen Stimmen der Zeit der Geist der Dauer emporhebt und zur Geltung kommt, der aber seinerseits gar nicht gewillt ist, den Anschluß an das Neue zu verlieren.

Mit vielem Aufwand an Geist und Witz hatte die Romantik zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Auf-

[1]) Die erste Auflage der „Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur, gehalten zu Dresden, im Winter 1806, von Adam H. Müller" erschien in Dresden im Verlage von Carl Gottlob Gärtner ohne weitere Angabe einer Jahreszahl, also wohl sogleich nach Beendigung der Vorlesungen Eine zweite vermehrte und verbesserte Auflage erfolgte Dresden 1807. Uns lag nur die erste Auflage vor.

Digitized by Google

klärung bekämpft und sich bemüht, den Zeitgeist zu überwinden. Ihr gesellte sich Adam Müller bei. Aber er war ein Kämpfer eigener Art.

Mit seinem Spotte trifft er das liberale Bürgertum mit seiner Seichtheit und Halbheit, mit seiner schlaffen Sehnsucht nach Zufriedenheit und Aufklärung. „Was ist", so sagt er, „aus den Träumen von einem ruhigen, angenehmen und zufriedenen Leben geworden, mit denen wir alle mehr oder weniger geschmeichelt wurden." Was war insbesondere geworden aus jenem Traum vom ewigen Frieden, den der Liberalismus als sein geistiges Eigentum bis auf unsere Tage gehegt und aus dem er dann so oft schon jäh erwachen sollte.

Das treffendste Kennzeichen aber der Aufklärung und damit der Zeit war die zunehmende Isolierung und Trennung. Das erkennt Adam Müller recht deutlich, und er verfolgt mit der Romantik die Wurzeln des Übels bis in die Zeiten des Humanismus und der Renaissance. Mit dem allmählichen Wiederaufleben der alten Welt griff „ein skeptisches, demokratisches Prinzip um sich." In den Wissenschaften begann es. Sie wollten sich fernerhin nicht mehr einordnen lassen in das Ganze des Lebens, sondern suchten tyrannisch zu herrschen. „Das wirkliche Isolieren der einzelnen Bürger, Korporationen, Stände, Arbeiten, das die Staaten allmählich in ihre Elemente zerlegte, war nichts Anderes als die allmähliche Trennung der Kenntnisse, der Prinzipien, der Ansichten, der Ideen." Bald war dann eine allgemeine Spaltung in dem bürgerlichen Leben allenthalben sichtbar, „nichts wollte mehr im Ganzen und wie aus einem Stück gedeihen."

Immer neue Gegensätze traten hervor, es trennte sich Kunst und Wissenschaft, Bildung und Reichtum, Leben und Bildung, Volk und Volk. Dem allgemeinen Zerfall aber mußte der Niedergang auch der sittlichen Werte zur Seite gehen. Wie die Prinzipiensucht, die, wie Müller meint, „in den Begebenheiten der Reformation noch in so würdiger, geweihter Form auftrat", der Geist der Wissenschaft wurde, so wurde die Geldmacherei die Seele der bürgerlichen Welt. Und mit Wehmut nur erinnert Adam Müller an jene Zeiten des verachteten Mittelalters, wo noch „der Glaube, das Wort und die Treue unbedingt gegolten", während „jetzt der ganze Zustand der Dinge, alles Wahre und Geachtete" zweifelhaft wurde.

Die hohe Bedeutung der Vergangenheit, der Geschichte für eine konservativ bestimmte Persönlichkeit ist gegeben. Ihr Zweck liegt begründet eben in ihrer Bedeutung für die Gegenwart. Sie ist Künderin der Wahrheit, denn

Digitized by Google

alle Verhältnisse wiederholen sich in gewisser Beziehung, und das Schicksal nimmt so häufig einen ähnlichen, wenn nicht gleichen Gang.

Was ist die Weltgeschichte? Adam Müller antwortet: „Die Weltgeschichte ist uns weder bloße Bühne des Lasters, des Untergangs und des Todes, noch bloßer Schauplatz der Tugend, des sorglosen Fortschreitens und unvermeidlicher, unendlicher Perfektibilität. Sondern die Biographie der Menschheit studieren, beschreiben, durchleben wir, um im Geiste der Menschheit zu handeln." Durch die Wirksamkeit des Vergangenen im Gegenwärtigen wird die Stabilität der Menschheit und der menschlichen Kulturarbeit, wird jener Geist der Dauer gewährleistet, der die Voraussetzung einer wünschenswerten Fortentwicklung ist.

Aber wie kann das Alte neu werden, die Vergangenheit in der Gegenwart neu geboren und wirksam werden? Das kommt eben daher, weil wir alle denselben Weg nehmen. „Die Alten wie die Modernen gehn einen großen gemeinschaftlichen Gang." Darum ist jeder Gewinn des Einzelnen eine Erweiterung des Gesamtreichtums der Menschheit, mag der einzelne Gewinn mit noch so eigentümlichen Waffen errungen sein. Insofern ist kein Zeitalter untergegangen. „Ist denn Rom untergegangen?" fragt er. „Ist es denn nicht noch heute in jedem Herzen? . . . Man betrachte Shakespeares Julius Cäsar und frage sich, ob im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, da jener Dichter lebte, Rom wirklich schon untergegangen war?" In den Herzen der Menschheit wird das Vergangene wieder auferstehen, wenn es wert war, darin einen Platz zu finden, und es wird weiter wirksam sein, als wenn es nie gestorben wäre.

Mit gewaltiger Wucht hatte sich die Romantik gegen die lauten Verächter der Vergangenheit des deutschen Volkes gewandt und die Aufklärung als Grundübel der Zeit gekennzeichnet, die sich stellte, als ob sie, wie es Kralik einmal ausdrückt, „vater- und ahnenlos" zur Welt gekommen sei. In ihrem Bestreben, dem deutschen Mittelalter die ihm gebührende Achtung und, wenn möglich, einen Einfluß auf die Gegenwart zurückzugewinnen, hatten es die Romantiker mit leuchtenden Farben einem herabgekommenen Geschlecht zum Ansporn und zur Nacheiferung vorgehalten. Wie viele Zeitgenossen glaubt offenbar — wenigstens in diesen Vorlesungen — Adam Müller, daß die Romantiker darin zu weit gegangen seien. Er glaubt, daß sie mehr zur Nachahmung und Restauration des Mittelalters als zur Erneuerung der Gegenwart in seinem Geiste aufforderten. Er setzt deshalb, für sich genommen, ganz richtig auseinander,

Digitized by Google

wann ein Beispiel segensreich wirke, wann es aber schädlich sei. „Eine wahre Autorität, ein echtes Muster wirkt", so sagt er, „segensreich auf die Bildung des einzelnen Menschen, wenn dieser im Glauben an jene, im Verständnis ihres Lebens und ihres Wirkungskreises, nun auch ihren Geist zu ergreifen, mit der Seele ihres Strebens in seiner eigentümlichen Sphäre fortzuleben und fortzubilden weiß. Hingegen entsteht eine Hemmung des eigenen Bildungsganges unvermeidlich, wenn man sich von dem Vorurteile beherrschen läßt, daß man erst durchaus auf ihren Standpunkt, in ihre Fußstapfen zurückkehren, daß man erst durch sie gleichsam hindurch müßte, um selbst eine hohe Stufe der Bildung zu erreichen."

Das war ja der Verderb der Renaissance, daß sie in der Antike ein unbedingtes Vorbild sah und die Brücken zur nächsten Vergangenheit abbrach. Es war eine wirkliche Tyrannis geworden, daß man im Zusammenhang mit den kirchlichen Wirren das christliche Mittelalter als barbarisch und als das dunkle Zeitalter hingestellt hatte. Das war die Tyrannei der liberalen Aufklärung. Daß sich in der Verurteilung eines solches Standpunktes Adam Müller eins weiß mit der Romantik, ist selbstverständlich. Die unhistorische Aufklärung trifft er, wenn er sagt: „Zustände der Menschheit, von denen wir durch Räume und Zeiten getrennt sind, und die wir nicht begreifen können, barbarisch zu nennen, das ist wahre Barbarei."

Er will aber nicht in denselben Fehler verfallen und nun die Jahrhunderte der Beeinflussung der Antike auslöschen. Vielmehr glaubt er an die Auferstehung des Altertums wie des Mittelalters zugleich. Nunmehr sollen sie beide vereinigt werden. „Die griechische und germanische Kunst in der höchstmöglichen Individualität ihrer Erzeugnisse werden von dem deutschen Künstler restauriert und erweckt, nicht, damit jede in ihrer Einzelheit für sich gelte, sondern damit alle untereinander sich vertragen, sich gegenseitig in höhere Beziehung erheben können."

Alle Zeiten, insbesondere die Vorzeiten der Nation lassen sich einbürgern in die Gegenwart. So wird ein deutscher Familienzusammenhang und ein deutscher Familiensinn wieder entstehen, der die unbedingte Voraussetzung jeder Kulturhandlung ist. Das eben ist die Bedeutung der Geschichte für die Gegenwart, die nur durch den Zusammenhang mit dem Altertum einen einheitlichen Geist erhält. „Die Vorfahren, wie sie die Geschichte herbeiruft, sind nicht kalte Zeugen; sie antworten, lebenswarm wirken sie fort, weil der Zauber des Herzens sie erweckt hat: in ihrer

Digitized by Google

Gegenwart wirkt es sich freier, erhabener und gegenwärtiger fort. Sie scheinen zurückzunehmen, was wir ihnen gaben; sie scheinen Nachkommen zu werden, indem wir das altertümliche Gefühl früherer Zeiten erneuern."

Auch die Politik kann nur durch die Geschichte erneuert werden. Das Gesetz der Politik findet sich „in der Natur der Weltereignisse, die die Geschichte aufstellt."

Was verlangt bei einer solch hohen Aufgabe der Geschichte Adam Müller vom Geschichtsschreiber? Er verlangt vor allen Dingen eine organische Auffassung der Geschichte. Der Geschichtsschreiber muß sie „als Ganzes, als Lebendiges" zu sehen vermögen. So hatte Friedrich Schlegel in seinen griechischen Studien das Altertum organisch gefaßt. Falsch ist es, „die Herrscher der Vergangenheit an sich, wie die echten Münzen mit ihren Brustbildern zu sammeln und chronologisch mit räsonnierenden Anmerkungen zu ordnen." Das gibt nur „ein solches Raritätenkabinett, wie der große Hause unserer Geschichtsbücher bildet." Adam Müller verdammt geradezu die objektive, wissenschaftliche Geschichtsschreibung. Er hält sie für unsinnig und für unmöglich zugleich. Auferwecken wird die Geschichte nur der Geschichtsschreiber, „der sie in das Ganze seines Lebens, seiner Zeit, seiner Genossenschaft aufstellt." So verlebendigte Hans Sachs das Altertum, indem er es in das Milieu seiner Stadt und seiner Tage hineinstellte.

„Zwei Werkzeuge liegen vor uns", sagt Adam Müller, wenn wir die Geschichte einer Zeit erforschen wollen, zwei Werkzeuge, „deren geschickte sinnreiche Anwendung alles Entfernte in unsre Nähe bringt: der Buchstabe und die Tradition." Unter „Buchstabe" versteht er bei einem Herrscher etwa, „seine Worte, seine Werke, seine äußere Erscheinung, seine Gesichtszüge — kurz die ganze Eigentümlichkeit, mit der er mich unmittelbar anspricht." Unter „Tradition" aber versteht er den „Reflex dieses Menschen auf sein Zeitalter, die Gestalt, unter der ich ihn mittelbar aus den Händen oder in dem Urteile der übrigen empfange, und die durch die Individualitäten dieser Vermittler zwischen mir und ihm bedingt ist." Eine geschichtliche Persönlichkeit ist nicht nur nach dem Buchstaben, sondern vor allem auch nach ihrer Tradition zu behandeln d. h. „in den unzähligen Variationen, die sein ehemaliger Geist, sein Sinn erlitten, bis er auf unsere Tage herabgekommen ist." Wir erinnern uns der Geschichtswerke Richard von Kraliks. Da können wir erkennen, wie ein Geschichtsschreiber der Forderung der Berücksichtigung der Tradition gerecht werden kann.

Digitized by Google

Adam Müller führt weiter aus: „Abgesehen von der religiösen Geschichte, wird jeder andere Held, den wir noch so buchstäblich und unmittelbar aus dem historischen Ganzen herausreißen, entweder ein gebrechlicher Mensch unsersgleichen, oder er bleibt ewig fremd und unteilnehmend unter unsern übrigen Umgebungen stehen, wofern nicht innere Kongenialität unsrer Natur mit der seinigen uns die Tiefe des Buchstabens, den er hinterlassen, prophetisch ergründen läßt; wofern wir also nicht in unserm Gemüte gleichsam die Tradition tragen, durch die jener Buchstabe zu einem Worte des Lebens wird." Ein rechter Geschichtsschreiber kann gar nicht kalt und nüchtern einer Tatsache der Geschichte gegenüber stehen. Er kann nicht „ein müßiger, sich selbst aus den Gliedern der Geschichte herausnehmender absoluter Beschauer sein." Unser eigener Charakter, auch unser religiöser wird sich in der Auffassung von unserm Helden ausprägen.

Der erste Geschichtsschreiber ist der Vermittler der Vergangenheit, der aufbauend und verklärend unter Schmerzen die neue Welt schafft, er ist „Prophet und Historiker zugleich." Er ist ein „gehorsames Kind der Vergangenheit, weil er die Zukunft väterlich beherrschen will." Nur in der Tradition lebt der Buchstabe, und der Buchstabe befestigt die Tradition.

Wenn es für den Geschichtsschreiber so wichtig ist, die Geschichte der Menschheit als einen großen Organismus zu fassen, so ist es notwendig, daß er sie von einem Mittelpunkt aus begreife. Für Adam Müller ist dieser Mittelpunkt Christus. Ohne Christus, so erklärt er, ist die Geschichte nichts weiter als ein „wüster, herzzerreißender Streit, als tausendfache Gestalt menschlicher Hoheit, die den gedankenlosen Schlägen eines kalten tyrannischen Schicksals unterliegt." Christus ist der Mittelpunkt der Weltgeschichte, „alles verklärend, erfüllend, belebend," von ihm geht die Nachwelt aus, zu ihm strebte bereits die Vorwelt hin. Wer Christus als Mittelpunkt nicht begriffen hat, wird den Sinn der Geschichte nicht ergreifen können. „Haltungsloser Wechsel von Steigen und Fallen, eine Reihe von einzelnen Phänomenen und Meteoren, die höchstens dazu dient, das Irrlicht vor uns mit einer Feuerkugel, die vor tausend Jahren gesehen worden, in historischen Parallelen zu vergleichen — ist die Geschichte für den, der sie nicht als Ganzes, als Lebendiges zu sehen vermag. Bewegung, Zusammenhang, Fortschreiten wird er hier und da erblicken, aber den Totalsinn des Lebens nicht eher fassen, als bis er das Herz ergriffen hat, den wirklichen, den ewigen Mittler, ohne den die alte Welt selbst den höheren Geist entbehrt." So kann nur eine christliche

Digitized by Google

Geschichtsschreibung Künderin der Weltgeschehnisse sein, weil sie den Schlüssel besitzt zu aller Geschichte: Christus, den Mittelpunkt des Weltgeschehens.

Merkwürdig erscheint in diesen Vorlesungen auf den ersten Blick Adam Müllers Stellungnahme zum Protestantismus. Vielleicht war die Rücksichtnahme auf die Zuhörerschaft von einigem Einfluß wenigstens auf die Formulierung der Gedanken. Adam Müller begreift den Protestantismus, wie es übrigens die Romantik auch tat, nicht als eine neue Religion, sondern als protestierendes Prinzip, und er will darin dann „in seiner ersten, ursprünglichen Form" „ein wesentliches Element aller Religion" sehen. „Und wenn in der Geschichte der christlichen Kirche des Mittelalters die katholische Treue an die Idee des Mittlertums alle Glieder in eine große Gemeinschaft bringt, so versöhnt der echte in dem Katholizismus selbst gegründete, von ihm unzertrennliche Protestantismus jede neue Erscheinung mit dem alten Körper der Kirche." Er meinte, ein reger und empfindlicher Skeptizismus könne die Innerlichkeit der Religion und damit den Triumph der Kirche nur erhöhen. Er geht da von dem bei den Romantikern so beliebten Gedanken aus, daß der Streit der Vater aller Dinge sei.

Die Isolierung, die Trennung von der alten Gemeinschaft war es, gegen die Novalis in seinem „Christentum oder Europa" so energisch sich auflehnte. Ihre verderblichen Folgen muß auch Adam Müller hervorheben und als gewichtigsten Punkt in der neuzeitlichen Entwicklung darlegen. „Wie sich aber in der Reformation Dogmatismus und Skeptizismus von einander losrissen, so trennten sich zugleich Körper und Geist des ganzen modernen Lebens. Handeln und Wissen, Tätigkeit und Ruhe, Erwerb und Genuß, Waffen und Frieden isolierten sich in der widersprechenden Gestalt." Auch er weiß recht gut, daß mit der sogenannten Reformation der Zeitgeist geworden, dem er nun mit der Romantik den stärksten Widerstand entgegen setzte, — der Zeitgeist, der im Leben des Einzelnen wie im Leben der menschlichen Gesellschaft und des Staates herrschend war.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Es waren Königskinder.

Eine Westerwaldgeschichte von Johannes Laurenburger.

(Fortsetzung.)

Vom Pfarrgarten.

Fräulein Marianne hatte ihren Pfarrgarten ebenso tadellos in Ordnung wie das Haus. „Der Garten ist meine Begründung und meine Bekrönung" pflegte sie zu sagen, wobei es nicht ganz klar war, wie sie das meinte. Ihr Dienstmädchen hörte das Wort nie ohne einen kalten Schauder, indem sich ihm die Vorstellung damit verband, das Fräulein wolle dermaleinst im Garten zur letzten Ruhe bestattet und aus dem Pfarrgarten zur ewigen Glorie erweckt werden. Zwar hatte der Küster, dem es seine Meinung unter vier Augen anvertraute, dieser Auslegung entschieden widersprochen. Wenn ein alter Freimaurer, wie der Oberförster Schmidt, der nur an Kaisers Geburtstag zur Kirche gehe, sich in seinem Garten begraben lassen wolle, ja; aber Fräulein Marianne sei doch eine ehrenhafte Person, die er achten müsse, wenn er sie auch fürchte. Das Wort blieb also dunkel. Aber soviel war ihm doch immerhin zu entnehmen, daß Fräulein Marianne ihren Garten lieb hatte. Sie besorgte ihn auch selber mit Hilfe des Mädchens. Nur bei den rauhen Arbeiten wurde der Klosterpeter zugezogen, der Schatzgräber. Heute war er schon vom frühen Morgen an im Garten tätig. Als er ankam, hatte er die Neuigkeit erzählt, es gebe Krieg. Die Franzosen kämen und brächten fünfundachtzigtausend abgerichtete Dackel mit. Die sollten ihnen helfen nach vergrabenen Reichtümern suchen. Irgend ein Spaßvogel hatte ihm's aufgebunden, und nun war der Ärmste in hellen Sorgen, wie man sich des Wettbewerbes der Dackel erwehren könne. Während er sich am unteren Gartenende mit seiner Arbeit abmühte, quälten ihn unausgesetzt die Gedanken, den leidigen, schatzgierigen Franzosen zuvorzukommen. Er verzweifelte an einem Erfolg und hielt deshalb von vornherein den Krieg für verloren. Und zeitweilig wiederholte er sich kopfschüttelnd: fünfundachtzigtausend Dackel! fünfundachtzigtausend Dackel! fünfundachtzigtausend —! Er seufzte. . .

Von der Gartenlaube her hörte man Stimmen. Es waren die beiden geistlichen Herren:

„. . . . . .

„Also, mein lieber junger Freund. Nur den Kopf hoch und den Mut nicht sinken lassen! Ihre Sorgen ehren Sie

Digitized by Google

und zeugen von einem echten Priesterherzen. Wird kaum einen guten Geistlichen geben, der in seinem Leben nicht auch die Stunden des Kleinmutes kennen gelernt hätte, wo sich bange Zweifel auf die Seele legen und die Größe der Aufgabe den Zagenden erdrücken will. Nur Gottvertrauen! Es geht! es geht! Und wenn Ihnen an dem Urteil Ihres Pastors gelegen ist, dann arbeiten Sie ruhig so weiter wie bisher. Sehen Sie den Birnbaum da, ich hab ihn gepflanzt. Ist auch nicht in einem Jahr geworden. Und nun sehen Sie nur, wie er doch heute unter der Last seiner Früchte fast zusammenbricht. . . ." Der alte Herr war aufgestanden, trat aus der Gartenlaube und schob eine Stütze unter dem Baum zurecht, die ungünstig stand. Dabei ließ er die lange Pfeife nicht aus dem Mund, die schon längst keinen Rauch mehr gab.

Der Kaplan lehnte gedankenvoll mit gekreuzten Armen am Eingang des Gartenhauses. In den schon herbstlich getönten Blättern des wilden Weines, der die Laube deckte, schwirrten die Wespen, summten die Bienen. Ein grasgrünes Räupchen hatte sich irgendwoher an unsichtbarem Faden herabgelassen und tanzte vor ihm einen Drehwirbel in der Luft. . . .

„Nein, nein, Herr Kaplan," der Pfarrer war mit seiner Stützelarbeit fertig, klopfte den Pfeifenkopf am Weichselrohre aus und stopfte ihn gemächlich wieder aus einem geknäuelten Päckchen, das neben seinem Brevier auf dem Gartentisch lag, . . . „nein, danken Sie Gott nur sehr für den guten Willen, den er Ihnen ins Herz gelegt, und bedenken Sie aber, daß nicht nur das Wollen, sondern auch das Vollbringen von ihm kommen muß. Er verlangt nicht, was über unsere Kräfte geht. Freilich, als das Vertrauen des Petrus schwach wurde, da begann er zu sinken. Und er wäre hoffnungslos mit seinem gutgemeinten Eifer ertrunken, wenn er nicht rechtzeitig das Vertrauen wiedergefunden hätte. . ." Der Pfarrer schwieg einen Augenblick, setzte ein Stückchen Zunder mit Stahl und Stein in Brand, legte es umständlich in dem Pfeifenkopf zurecht, und bald war sein schönes Gesicht von langen Wellenlinien grauen Rauches umzogen. Sinnend blickte er dem Rauchschleier nach, wie er langsam in der Luft verflüchtete.

„Nun aber die andere Sache. Da muß ich gestehen, ich kann Ihren Wunsch nachfühlen. Ich bin schon alt, und meine Kräfte sind verbraucht. Aber . . ." hier blitzten seine Augen in jugendlichem Feuer und hastig schob er sein Samtkäppchen . . . „aber, wenn ich noch einmal jung wäre, jetzt, in diesen Tagen, wo man nach eines großen Mannes

Digitized by Google

Worten wieder einmal die Schritte Gottes durch die Ereignisse hallen hört, — mich hielte ebenfalls nichts in der Stille des Westerwaldes. Ich müßte wieder mit hinaus, in Gottes Namen helfen bei der großen Saat, von der Himmel und Hölle, das Vaterland und seine Feinde, die Ernte erhoffen. Und das sage ich Ihnen ganz offen, wenn ich auch nicht weiß, wie wir ohne Ihre rüstige Kraft die Arbeit hier bewältigen sollen. . . ."

Bei den Worten erhob sich der Wolfsspitz, der bis dahin gemächlich vor der Laube im Gartenpfad gelegen hatte, streckte sich vorn und hinten und gähnte laut, als wollte er andeuten, daß er nun gerade genug habe und solchen Gedankengängen nicht länger folgen könne. Und er schüttelte den Kopf, als wollte er sagen, daß ihm diese Worte seines Herrn höchst unüberlegt und sehr übereilt schienen, daß er sie jedenfalls entschieden mißbillige und jede Verantwortung für die Folgen solch unkluger Aeußerungen bereits heute ablehne. Stand noch einen Augenblick und trottete dann in tiefen Bedenken gemessen ab. . .

Der Kaplan blickte bewundernd und dankbar zugleich auf zu dem prächtigen Mann mit dem leuchtenden Greisenkopf, der vor ihm stand. Aus den feingeschnittenen durchgeistigten Zügen des edlen jugendlichen Gesichtes hatte ein loderndes Feuer gesprochen, das die weißen Haare Lügen strafte, die ihm noch voll den Scheitel deckten. Welch große und echte, von den lautersten Beweggründen getragene Vaterlandsliebe hatte in den wenigen Worten gelegen! Und der Kaplan mußte plötzlich an den Schreibtisch des alten Herrn denken. Da hing unter Glas im Eichenholzrahmen das schlichte Zeichen seiner vor dem Feind bewiesenen Tapferkeit, das Eiserne Kreuz. Es war ihm im deutsch-französischen Krieg auf dem Schlachtfeld verliehen worden. Und unter dem Kreuzlein trug derselbe Rahmen den amtlichen Ausweisungsbefehl, dessen sich der Westersteiner Pfarrer als einer weiteren Anerkennung bewiesener Tapferkeit rühmen konnte. Diese Anerkennung war ihm geworden, als er nach dem Kriege mit den Siegern heimkehrte. Es war heute schon lange her, und der gute Pfarrer dachte ohne jeden Groll daran zurück.

Seine letzten Worte hatte der Pfarrer mit gehobener Stimme gesprochen, ganz begeistert von den eigenen Gedanken. Sie hallten durch die Reihe der Gartenbeete und über den Hof weg bis in die Küche, wo sie Fräulein Marianne nicht wenig erschreckten, die den gesprächigen Küster stehen ließ und höchst besorgt den Kopf zum Fenster hinausstreckte, was ihrem guten Herrn widerfahren sei. Als

Digitized by Google

sie aber den Wolfsspitz trauselig von der Laube kommen sah, wie er sich breit streckte und gähnte, fand auch sie ihre Ruhe wieder.

„Liebste Zeit, nein, wie einen der gute Herr doch immer in Aufregung bringen kann. Jetzt, wo er alt wird, da hat er manchmal so sonderbare Einfälle. Na, es ist weiter nicht schlimm mit ihm . . . .“ hier wandte sie sich wieder zu dem Küster, der vor ihr stand, in der einen Hand einen silbernen Leuchter, in der anderen die goldgestickte Fahne des Jungfrauenvereins und über dem Arm den Chormantel in Seidenbrokat. Fräulein Marianne mußte unwillkürlich an ein Bild in ihrem Gebetbuch denken, das St. Georg mit Schwert und Fahne darstellte. Nur, daß dem Küster die stärkste Einbildung keine kriegerischen Züge andichten konnte, und daß sich kein Lindwurm um seine Beine wand. Sie ärgerte sich über ihre eigenen lästerlichen Gedanken.

„. . . . . Nein, es ist weiter noch nicht schlimm mit ihm, Gott sei Dank,“ . . fuhr sie fort, . . „jedenfalls nicht den zehnten Teil so schlimm, wie mit Ihnen. Jetzt habe ich's Ihnen schon ein dutzendmal gesagt. Der Herr will nichts gerettet haben. Und wenn die Russen kommen, dann mögen sie sich holen, was sie wollen. . . . . Überhaupt, der Herr hat gesagt, die Russen kämen gar nicht herein ins Land. Woher denn auch? Wir haben ihnen ja doch gestern schon Lüttich abgenommen. . .!“

Hier wagte der Küster den Einwurf, Lüttich wäre aber doch eine Stadt in Belgien. . .

„Ja, und was soll das auch. Das stimmt ganz genau.“

„Aber die Russen kommen doch aus Rußland. . . .“

„Das stimmt all, genau wie Sie sagen. Und die Franzosen kommen aus Frankreich, und die Engländer aus England, und die Belgier aus Belgien, . . und Sie kommen jetzt gefälligst aus meiner Küche. . . .“

Das freundliche Gesicht der guten Marianne war ganz rot vor Aerger und Aufregung. Und damit ja kein Zweifel sei, welchen Weg er zu nehmen habe, wies sie nach der Küchentür.

„. . . . Und schleppen Sie mir nur die Geschichten nicht mehr da herl . .“ hörte der Küster sie noch. Und er mochte ja aus Erfahrung wissen, daß die Entscheidungen von Fräulein Marianne, was ihre Küche anging, ebenso unabänderlich wie bestimmt waren. Die Küche nämlich war ihr eigenstes Reich. In diesem Reich blitzte die Sauberkeit von den Wänden und lachte die Ordnung aus jeder Ecke. Und das obschon sie

Digitized by Google

eine Kontrolle nie zu fürchten brauchte. Denn der Pfarrer betrat die Küche grundsätzlich nie, und auch dem Kaplan galt sie als Klausur.

Die beiden Geistlichen hatten ihre Unterredung beendet. Mit herzlichem Dank hatte der Kaplan sich verabschiedet. Er wollte eine kranke Frau im Filialdorf Buchenrod besuchen. Wenn der Mann auch heute erst da war und um einen gelegentlichen Besuch gebeten hatte. Der Spaziergang kam ihm erwünscht, und sein Brevier hatte er erledigt.

Der Pfarrer ging an den Bienenstand. Mit Eifer und Geschick betrieb er die Imkerei. Davon legten seine zwölf starken Völker Zeugnis ab. Und wie ihn auch die Sorgen für seine ausgedehnte Pfarrei in Anspruch nahmen, für seine Bienen wußte er doch täglich einen Augenblick abzubringen.

So ein Bienenstaat kam ihm immer vor wie die Kirche Gottes. Diese Ordnung in festgefügter Einheit unter einem gemeinsamen Haupt! Alle Angehörigen des Reiches sammeln unaufhörlich in der Zeit, als wäre es für die Ewigkeit, sind Lastträger, beladen mit süßen Bürden, die zu Honig werden sollen. Und arbeiten solang es Sommertag ist, denn nachher kommt die Winternacht, wo niemand mehr wirken kann. Das ganze Bild stimmte bis auf die Entnahme des Honigs, wo der Pfarrer den Vergleich gewöhnlich einstellte und sich mit der Wirklichkeit und der erfreulichen Ernte begnügte. Auch heute hatte er eine prachtvolle, dicke Wabe dem oberen Stand entnommen und trug sie vorsichtig heim. Eine Wolke von Honigduft umgab ihn und lockte die Bienen in einem breiten Schwarm hinter ihm drein. „Marianne, sehen Sie einmal da, seit vierzehn Tagen das fünfte Rähmchen aus demselben Stock."

Fräulein Marianne schien nicht da zu sein. Statt ihrer kam ihm der Küster entgegengetrippelt mit Leuchter, Fahne und Chormantel.

Der Pfarrer blieb erstaunt stehen.

„Aber Küster . . ! um alles, wo wollen Sie denn hin? . ." Und er ging schnurstracks auf den Mann zu. „Was haben Sie denn vor? . ." Er hatte ganz die Nöte des Küsters vergessen. Und so stotterte der ihm denn jetzt etwas von Russen, . . . Kirchensachen, die Wert hätten, . . . retten . . . und wieder Russen und Russen. . . .

Da entsann sich der Pfarrer, und sein Gesicht sah diesmal gar nicht mehr so gütig drein, wie sonst:

„Lieber Herr, jetzt lassen Sie das künftig einmal ganz allein meine Sorge sein. . ."

Der Küster hatte auch schon viel dringlichere Sorgen bekommen, als er gewahrte, welch ungemütliche Gesellschaft

Digitized by Google

den Pfarrer begleitete. „. . . Ich habe Ihnen wiederholt gesagt, . .“ der Ärmste wich verzweifelt bald rechts, bald links vor den wütenden Bienen aus, . . „die Verantwortung für die Kirche trage ich und nicht Sie. Und für die Zukunft verbitte ich mir jeden — Rettungsversuch! . . .“ schloß der alte Herr seine Rede.

Dabei lachte er nun doch wieder, es ist unaufgeklärt, ob über diesen kraftvollen Redeschluß oder über den Küster, der denselben gar nicht abwartete und mit eingezogenem Kopf vor den Bienen das Feld räumte.

Der Pfarrer trug die Honigwabe ins Haus, und der Küster die Wertsachen wieder in die Kirche. In der Sakristei warf er die Sachen durcheinander, schimpfte auf den Pastor, Fräulein Marianne, die Bienen, . . . und daß all seine Arbeit keine Anerkennung finde, daß sein Sparen ganz zwecklos sei, daß sein angeborener Ordnungssinn gegen soviel gedankenlosen Leichtsinn nicht aufkomme, und „Üb' immer Treu und Redlichkeit“ mache sich schlecht bezahlt, ihn bringe seine Redlichkeit noch in's größte Unglück. . . Aber Undank sei der Welt Lohn, zumal bei den Geistlichen.

Mit dieser Erkenntnis schlossen gewohnheitsmäßig immer all seine Betrachtungen. Und er brachte die Jungfrauenfahne auf ihren Platz zurück und befestigte sie an der Bank. Das Schimpfen ließ er, wie er überhaupt in der Kirche nicht schwätzte.

Darin war er nun wirklich ein musterhafter Küster.

(Forts. folgt.)

Dein Bild.

Von Ilse Franke.

Ich bin ein Mensch, und das heißt Elend sein.
Ich werde wieder in das Dunkle treiben.
Mein Gott, mein Gott, laß mich dann nicht allein.
Gib mir die Hand, laß mich nicht liegen bleiben.

Und immer neu befehle ich mich dir
Und falle wieder und mein Wort wird Lüge.
Du ewige Wahrheit, neige dich zu mir,
Denn meine Seele trägt ja deine Züge.

Laß nicht dein Bild im Staub verloren gehn.
Rührt es dein Finger an, so wird es leben.
Laß deinen Odem sanft darüber wehn,
So darf ichs rein dir einmal wiedergeben.

Digitized by Google

Dem toten Kaiſer.

Von Franz Eichert.

Nicht laute Klagen an der teuren Bahre!
Nicht tatenloſer Trauer düſt'ren Flor —
Den Lorbeerkranz ſchlingt in die weißen Haare,
Als Sieger laßt ihn ſchreiten durch das Tor!

Der Kaiſer ſtarb — doch Öſterreich muß leben
Und weil es lebt in dieſer Schreckensnacht,
Laßt uns in Stahl und Wehr Geleite geben
Dem Kaiſer — ſchweigend ſei der Scheidegruß gebracht.

Die Teuerſten, mein Öſt'reich, mußt du zollen
Dem großen Ratſchluß in der ſchwerſten Zeit . . .
Auf wieviel Särge rollen noch die Schollen,
Bis, ach, das größte Opfer dich befreit?

Vielleicht, daß dieſes Schwerſte jetzt genügte,
Die alte Schuld zu löſen voll und ganz,
Und daß ums Haupt des toten Kaiſers fügte
Zum Kranz der Liebe ſich des Friedens Kranz.

Doch währt der Streit, muß Öſterreich noch bluten,
Dann war Dein ſtiller Tod ein Weltgericht,
Dann ſchöpfen wir aus Deines Herzens Gluten
Die Siegerkraft, Du ſtarker Held der Pflicht!

Dann laßt am Heldengrab die Waffen ſchlagen —
Doch an des heißgeliebten Vaters Sarg
Laßt uns der Kindesliebe Flammen tragen —
Es brach ein Herz, das lautre Liebe barg.

Es ſtarb ein Held, kein Held der blut'gen Schlachten,
Ein Held der Pflicht, der täglich harten Pflicht.
Die Sorgen, die Dir täglich neu erwachten,
Sie raubten Dir des Herzens Güte nicht.

Wars nicht ein Schimmer ſchwerer Leidensſtunde,
Die ſcharfe Runen Dir ins Antlitz ſchnitt,
Wars nicht der Widerſchein der Herzenswunde,
Der noch im Tod um Deine Züge glitt?

Digitized by Google

Wars nicht das harte, leidgeſtählte Wollen
Der ſchweren Pflicht, die täglich ſich erneut,
So oft des Schickſals erz'ne Zeiger rollen,
Das Dich zum ſtillen Heldentum geweiht?

O Vater, laß die Kinder nicht verwaiſen!
Gott führte Dich auf Nebos Bergesrand
Und zeigte Dir das Reich, das uns verheißen,
Wenn einſt verloht der heiße Weltenbrand:

Das neue Öſterreich — Du haſt's geſehen
Und mit dem letzten Freudenblick umſpannt —
O möge uns Dein hoher Geiſt umwehen,
Wenn wir betreten einſt dies heil'ge Land.

Ein kleines, ſtilles Bergkirchlein nur war's. — — — / Von Anna Adam.

Ein kleines, ſtilles Bergkirchlein nur war's.
Ich trat nach langer Wanderung dort ein.
Wollt' ich mir nur die heiße Stirne kühlen?
Lockt mich ein ferner Klang aus Kindheitstagen?
Ich weiß es nicht.
Die altersgrauen Mauern nehmen ſtill mich auf,
Ich ſchau' den armen, bunten Schmuck,
Die ſteifen Blumen und die ſchlichten Bilder.
In einer Ecke lehnt ein blutrot Herz,
Daneben eine Tafel: Maria hat geholfen!
Und überall das Fleh'n: Maria, hilf!
Da bin ich hingeſunken auf die Stufen,
Die Stirne an das morſche Gitter preſſend.
Ein heißes Schluchzen hat mich jäh durchſchüttert:
Maria, hilf!

Digitized by Google

Zwiſchen Himmel und Erde.

(Sonettenkranz)

von Leo van Heemſtede, Oberlahnſtein.

1.

An Weges Scheide bin ich jüngſt geſtanden,
Wo Zeit und Ewigkeit ſich nah berühren.
Es ſchloſſen krachend ſich der Erde Türen,
Luft ſah und Meer ich toſend mich umbranden.
Der höchſten Berge letzte Gipfel ſchwanden,
Nicht Richtung ließ noch Fährte ſich erſpüren ...
Wer wird nun den im All Verlornen führen
Zum fernen Ziel, dort wo er möchte landen?!
Sinds Wolkenberge, die mich rings umgeben,
Woraus die eiſig kalten Schauer fahren,
Die des Bewußtſeins letzten Reſt durchbeben?
Die Sinne, die des Körpers Führer waren,
Sind hin. Mir iſt, als ſollt die Seele ſchweben
Einſam im Kreis von ungezählten Jahren!

2.

„Sind Aug und Ohr abhanden auch gekommen",
So grübelt' ich, vom Sturme fortgetrieben,
„Doch ſeh ich Funken rings im Dunkel ſtieben
Und dumpfer Töne Schwall hab ich vernommen."
Hinhorcht' ich ſcharf und harrte ſchwer beklommen,
Bis mir ein Wort erklang: „Ins Buch geſchrieben
Des Lebens ſind, die glauben und die lieben!"
Gar tröſtlich klangs, doch weit, weit ab, verſchwommen ...
Gleich Einem, der, ins weite Meer verſchlagen,
Sich eiligſt klammert an der Rettung Planken,
Und neuen Mut ſchöpft, als er wollt verzagen,
So fühlt' ich mich im Wirbel der Gedanken
Von milder Hoffnung Flügelſchlag getragen,
Der Halt mir gab im wilden Wogenſchwanken.

3.

Emporgeſchnellt und wieder hingeſunken,
Hinabgeſchleudert plötzlich zu den Flammen,
Die aus verborgnen Kratern mochten ſtammen,
Schwirrt um mich her ein kreiſend Heer von Funken.
Wie wenn am Grund des Meeres phosphortrunken
Der Lebeweſen Milliarden ſchwammen,
So ſcharten ſich die Funken rings zuſammen
In ſeltſam leuchtendem, erborgtem Prunken.

Digitized by Google

Irrlichter ſchienens, die, dem Sumpf entronnen,
Die aufwärts Strebenden zu haſchen trachten
Auf ihrem Flug zur höchſten aller Sonnen.
O Tag, wann brichſt du an, der aus dem Nachten
Die Irren führt zu aller Klarheit Bronnen,
Daß ſie im glühen Brodem nicht verſchmachten?!

4.

Unendlichkeit! In deinen Regionen
Mühn ſich die Geiſter in der Ohnmacht Qualen,
Erdrückt von dem Gewicht der Rieſenzahlen,
Im Lichtgedräng der Sternenmillionen.
Gewaltge Wege zu der Erde Zonen
Durchmiſſeſt, Sonne, du mit deinen Strahlen!
Und um dich ſchlingen ſich zu tauſendmalen
Der höheren Geſtirne Legionen.
Von undurchdringlichem Gewölk umfangen
Seh alle Funken jählings ich erbleichen,
Erliſchen und in Aſchenſtaub zergangen.
Die Kraft, emporzuſtreben, fühl ich weichen —
Umſonſt, umſonſt mein glühendes Verlangen!
Zu hoch das Ziel, es jemals zu erreichen!

5.

Hernieder, wo im Schatten der Zypreſſen
Die Toten ſchlummern und zu Staub zerfallen,
Hieß mich der Täuſchung herber Kummer wallen,
Was war und werden mochte zu vergeſſen.
Ich ſchlief in einer Lilie Kelch, indeſſen
Der Dämmer ſchlich durch der Kapelle Hallen,
Und in den leiſen Sang der Nachtigallen
Das „Requiescat“ klang der Seelenmeſſen.
„Et lux perpetua!“ Vom kühlen Grunde
Bin ich auf Falterſchwingen hingefahren
Ins volle Sonnenlicht bei dieſer Kunde.
Vieltauſend jubelten, die traurig waren,
Und himmelan erſchwangen ſich zur Stunde,
Von Hoffnung neubelebt, die Geiſterſcharen.

6.

Das, was in mir jetzt Luſt und Leid empfindet,
Was „Herz“ die Wandelnden auf Erden nennen,
Will ruhig werden; Lichter ſeh ich brennen,
Die freundlich leuchten, und das Dunkel ſchwindet.
Wie lang ſich die Gedanken auch beſännen,
Die Straße bleibt mir fremd, die ſteil ſich windet
Zur Sonnenhöhe, weil ſich Keiner findet,

Digitized by Google

Der lehrend mich die Fährte läßt erkennen.
Nur Eins kann in der heißen Gluten Zehren,
Die mich umlodern, meine Seele faſſen:
Daß alle Schlacken, die den Flug beſchweren,
Erſt ſchmelzen müſſen in den Flammengaſſen,
Die weiter vorzudringen dem verwehren,
Der noch nicht hat gelernt, ſich ſelbſt zu haſſen.

7.

Im Dämmer ſchwebte der Geſtalten Menge,
Die mich umgab, vom bleichen Licht umfloſſen,
Vom ſanften Mondesſilber übergoſſen,
Ein langer Zug, doch ohne Dranges Enge.
Nicht Einer, der zurück den Andern zwänge,
Erſter im Rang zu ſein der Leidgenoſſen,
Nein friedlich zogen aneinandergeſchloſſen,
Die Pilger hin und hauchten leiſe Sänge.
Nur jene, die den Stolz noch nicht bezwangen,
Die nicht als „arme Seelen" gelten wollten,
Blieben zurück, von trübem Dunſt umfangen.
Daß ſie mit Mönch und Bettler ziehen ſollten
Und nicht in reichen Kleidern durften prangen,
War ihnen leid. Fern ſchweiften ſie und grollten.

8.

Am Weg, daher wir zogen, ſah ich Einen,
Der, wie ein Marmorſtandbild, ſich nicht regte
Im Wetterſturm, der dieſe Welt durchfegte —
Als wär er angefroren mocht es ſcheinen.
Verwachſen gleichſam mit den Felsgeſteinen
Des Urgebirges ſchien er. Mich bewegte
Mit dem, was das Geſchick ihm auferlegte
Zur Sühne ſeiner Schuld, ein innig Weinen.
Da traf ein Laut mein Ohr mit dumpfer Stimme:
„Verbüßen muß bis zu den letzten Tagen
„Die Tat ich, die ich einſt verübt im Grimme.
„Stumm duld ich wie ein Stein und ohne Klagen.
„Verſchont, dem Docht gleich, daß er nicht verglimme
„Hat Gott mich, nicht im Zorne mich erſchlagen!"

9.

Es dehnten ſich im Raume weite Strecken,
Wo heiße Dämpfe ſich zu Wolken ballten
Und, Schatten ähnlich, fliehende Geſtalten
Sich ſtürzten in ein ſiedend Flammenbecken.
Vom Feuer, das emporſchlug, ſie zu ſchrecken,
Ließ Keiner ſich zurück im Eifer halten;

Digitized by Google

Sie ſtöhnten ſchwer, doch alle Mühen galten
Dem Ziel allein, zu tilgen ihre Flecken.
Erſchöpft entſtiegen ſie dem heißen Bade
Und bargen zitternd ſich im Dunſt und flehten:
„Unrein! Noch unrein! Meidet unſre Pfade!
„Und dürft ihr durch das goldne Tor betreten
„Die hehre Gottesſtadt, ſo laſſet Gnade,
„Laßt Kühlung niedertaun durch euer Beten!“

10.

Im ſteten Flug die Seelen höher ſchwebten,
Von hoffnungsvoller Zuverſicht getragen,
Es möchten hell're Sterne ſtrahlend tagen
Im Raum, den blaſſe Lichter nur belebten.
Doch jene, die noch feig am Staube klebten,
Unluſtig ſtets zum Wirken und zum Wagen,
Begannen leis zu murren und zu klagen,
Als raſchen Flugs die Starken aufwärts ſtrebten.
Schon waren zögernd ſie zurückgeblieben,
Als Stürme brauſend aus den Schluchten drangen
Und mit der Hagelſchloſſen Geißelhieben
Die Säumigen zum jähen Aufbruch zwangen.
Den Kühnen, weit, im Flug ſchon vorgetrieben,
Sahn ſie nun nach mit ſchmerzlichem Verlangen.

11.

Ein neues Bild: Gleichwie auf dunklen Booten
Sah ich vorüberziehn der Geiſter Reigen,
Sah mit dem Rauch den Dampf zuſammen ſteigen
In blau'n und ſchwarzen Wolken aus den Schloten.
Es ſchien der Rauch, in dem die Flammen lohten,
Zum Niedergang ſchwerfällig ſich zu neigen,
Indes der Dampf, dem keine Laſt zu eigen,
Der Winde ſpottete, die ihn bedrohten.
Im Rauch gab ſich der Geiz mir zu erkennen,
Der mit den Dürftigen nicht wollte teilen —
Wie wards ihm ſchwer, vom Mammon ſich zu trennen!
Bei ſeinen Wucherſchätzen muß er weilen,
Bis aller Habſucht Faſern reſtlos brennen —
Den Bettler ſieht er leicht im Dampf enteilen.

12.

O Jammeranblick! Eine Schar von bleichen
Geſellen, die nur mühſam weiter kamen!
Auf Krücken humpelnd ſchleppten ſich die Lahmen
Und ſahn das ferne Ziel beharrlich weichen.
Gleichwie von Ufer ſtets zu Ufer ſchleichen

Digitized by Google

Im trägen Gang die ſegelloſen Prahmen,
So Jene, die ſo oft ſie Anlauf nahmen,
Kaum einen Fuß breit wußten zu erreichen.
Die trüben Augen, neidgerötet, ſchielten
Mit ſchnöder Gier noch nach des Staubes Schätzen,
Die ihrer Not die Gatten vorenthielten.
Sie ſchlichen hin, tiefſchaudernd vor Entſetzen,
Daß ihre Seligkeit ſie faſt verſpielten,
Und Reue griff ins Herz mit ſcharfem Ätzen.

13.

Die Hunger nicht und niemals Durſt gelitten,
Die ihrem Götzenpaar, dem Gaum und Magen,
Nie lernten ein Gelüſte zu verſagen,
Sie ſchmachten jetzt wie in der Wüſte Mitten.
Die Wolke gibt kein Labſal ihren Bitten —
An fernen Küſten ſehn ſie Palmen ragen,
Die lockend ſüßer Früchte Fülle tragen,
Doch ſchwinden, wenn ſie nahn mit raſchen Schritten.
Der Trieb, der tauſend Mittel ausgeklügelt,
Zu ſchwelgen in unbändigem Genießen,
Durch ſtrenges Faſten wird er hier gezügelt.
Die Geiſter, die dem Leib die Herrſchaft ließen,
Wohl lange währts, eh ihnen, leichtbeflügelt,
Des Paradieſes Tore ſich erſchließen!

14.

Des Paradieſes Pforten! Hoch in Lüften
Geſpannt der ſiebenfarbne Friedensbogen,
Ein Meer von goldnen und kriſtallnen Wogen,
Ströme von Licht, von Wohlklang und von Düften!
Was ſie geſchaut, die aus den dunklen Grüften
Durch Nacht und Graus des langen Weges zogen,
Und hoch und höher ſtets zum Gipfel flogen,
Der ſonnentrunken ragt ob allen Klüften —
Vergeſſen wars, als ihnen Lilien ſchwingend
Die Himmliſchen im Flug entgegen kamen,
Und durch der Sphären Kreiſe jubelklingend
Von Engelszungen des Drei-Einen Namen
Geprieſen ward. — Im Traume leiſe ſingend
Stimmt ich mit ein: „Hoſanna! Amen! Amen!“

Digitized by Google

Bettina von Ringseis.

† 3. Oktober 1916.

Von M. Herbert, Regensburg.

Mit Bettina von Ringseis, der Dreiundachtzigjährigen, der letzten ihrer berühmten Familie, ist ein Stück ehrwürdiger Vergangenheit ins Grab gesunken. Sie, das Patenkind von Bettina von Arnim, hat in ihrer ersten Jugend noch Clemens Brentano ins geistvoll capriziöse Antlitz geschaut. Emilie Ringseis erzählt nach beweglichen Klagen über Brentanos Spottlust: „Die Kinder aber, welche er sehr lieb hatte, stunden unter seinem Zauber."

Bettina umfaßte mit liebendem Gedächtnis fast alle literarischen und künstlerischen Kreise Münchens im neunzehnten Jahrhundert. Sie war eine Frau des ancien régime, zurückgezogen ohne ungesellig zu sein, häuslich und doch für jeden Eindruck von außen empfänglich, kindlich liebevoll, bei fester Entschiedenheit. Sie war dem Kult der Familie bis zur Selbstverleugnung ergeben, fromm und wohltätig, stets bereit, das Gute zu üben. Eine jener schlichten Vestalinnen, an denen das Frauentum unserer Zeit mit seinem Drang zur breiten Öffentlichkeit nicht allzu reich ist.

In diesen Tagen, da Malwida von Meysenburg, die Vertreterin vergangenen internationalen Geistes, die ausgesprochene Weltbürgerin, die Freundin Nietzsches u. Wagners, die an sich so sympathische Künderin der „schönen Menschlichkeit", in deren Büchern doch manche haltlose Verschwommenheit, mancher kirchenfeindliche Satz steht, welche Buddha und Christus in einem Atem nennt und dem christlichen Empfinden durch Oberflächlichkeit der Anschauung mehr als einmal ins Gesicht schlägt — — in diesen Tagen, da die Presse mit lauten Akklamationen Malwidas hundertjährigen Geburtstag begeht, ist das leise Totenglöcklein der Benediktinerinnen zu Tutzing, das für die Entschlafene geläutet ward, im deutschen Blätterwalde fast ungehört verhallt. Bettina von Ringseis gehörte eben zu denen, die in den alten, strengen, katholischen Idealen ihr Heil und ihres Lebens Seligkeit fanden. Heute müssen wir gestehen, hätte die Welt mehr Menschen, die ihr Leben so treu und unverrückt nach der ewigen Sonnenuhr stellten, die Menschheit wäre besser daran, und der Satz, den Malwida von Meysenburg in ihren Band: „Lebensabend einer Idealistin"

Digitized by Google

Bettina, Marie und Emilie Ringseis in der Jugend.

(Freiburg, Herder.)

Digitized by Google

Digitized by Google

schrieb: „daß die Welt einer neuen Religion bedarf, ist ohne Zweifel", wäre ad absurdum geführt. Alle Grundsätze, welche zu Glück, Frieden und Erlösung führen, sind ja in den Lehren des Weltheilandes enthalten, dessen getreue Jüngerin Bettina von Ringseis gewesen ist. Der Herdersche Verlag in Freiburg i. B., der die Bücher, Reise- und Memoirenwerke und Briefe der Schwestern edierte, hat zwei Bilder von Bettina von Ringseis veröffentlicht. Das eine, ein Kinderbild nach einem Gemälde, findet sich in dem schönen Buche von E. M. Hamann über Emilie von Ringseis, das andere, eine späte Photographie der Greisin, ist der zweiten Auflage des Briefwechsels mit Alban Stolz beigegeben. Das Kinderbild ist reizend. Es zeigt ein lebensvolles, dunkeles Lockenköpfchen mit keckem Stumpfnäschen und mutwilligen Augen. Dieser Strahl von Mutwillen und frischem Leben blitzt auch noch in den Augen der Achtzigjährigen.

Er bricht in köstlicher Weise aus Bettinas Briefen an Alban Stolz hervor.[1]) Da plänkelt sie aufs drolligste mit dem großen Weiberhasser, gerät ordentlich in den Harnisch und nimmt wahrhaftig kein Blatt vor den Mund, wenn sie ihr Frauentum gegen seine Angriffe verteidigt. Sie fürchtet den grimmen Kämpen nicht, der ja doch großen und herzlichen Anteil an ihr nimmt und ihr schreibt:

„Wollen Sie mir eine Freude machen, so teilen Sie mir auch wie Emilie etwas aus Ihrem Leben mit. Habe ich in meiner Jugend die größte Freude daran gehabt, Raupen zu suchen und ihre Entwicklung zu Schmetterlingen zu betrachten, so sind meine Raupen und Schmetterlinge jetzt Menschenseelen, zumal wenn ich eine neue finde."

Wir besitzen von Emilie ein Gedicht (Erinnerungs-Blätter S. 80), in welcher sie das Äußere und das Wesen Bettinas in antiken Strophen feiert:

Nicht ob zierlichem Bau, schimmerndem Weiß und Rot
Kann die Welt, ich gestehs, rühmen mein Schwesterlein!
Heißt Negretta sie doch, mancherlei Namen sinds,
Womit Liebe sie neckend ruft.

Aber meinst du hienach, daß ihrs gebricht an Zier?
Naseweischen, gefehlt! Ei, sie belehrte dich,
Wenn mit Lachen sie hell weise die Perlenschnur
Hinter rotem Corallentor.

Mancher preiset das schwarz glänzende Wellenhaar,
Schön zu Scheitel und Nest schlingt es sich kühn im Schwung.

[1]) Alban Stolz und die Schwestern Ringseis, ein freundschaftlicher Federkrieg. Herausgegeben von Alois Stockmann, J. S. J., Herder, Freiburg.

Digitized by Google

Wie sich prächtig das Rot samtener Schleife hebt!
Kennt das Hexelchen Eitelkeit?

Nase, kräftig geformt, nimmer der Anmut bar,
Dann zur Lippe herab, welche sich ernsthaft kraust,
Drauf ein Bärtlein sich auch, aber nicht übel malt,
Geht ein zierlicher Schelmenzug.

Drum, ich sag' es dir streng, daß von Profil beileib
Du sie sehest! Es scheint seltsam gewinnend mir, —
Fest und klug! Mich erfreuts, seis auch nicht regelrecht
Schön? Ei — ja nicht schön nannt' ich sie.

Schön ist aber ihr Aug! Funkelnd! Ich meld' es kühn.
Feuchten Glanzes, ja wohl wies in Gedichten steht!
Schlägt sie es himmelempor, weil ein Leid sie bedrängt.
Malt kein Maler mir süß'ren Schmerz.

Lacht sie, lachst du mit ihr! Dem widerstehst du nicht.
Weint sie, wandelts dich an, ihr wie verweintem Kind
Leis zu legen das Haupt tröstend an deine Brust,
Sie zu lullen in milden Schlaf.

Doch nun schweig ich! Es lief längst mit dem Kopf
das Herz
Albern fort und du lachst. Gilt doch als Eigenlob
Lob der Schwester mit Recht. Wisse, Bettinchen ist
Seit vier Tagen von hier verreist.

Ja, da wuchert mir stets riesig die Zärtlichkeit,
Kehrt sie wieder, nun dann legt das Gefühl sich wohl
Etwas, aber nicht ganz! Seht, die Besungene ist
Streng und herrischen Sinnes manchmal.

Das Schönste und Beste aber, das von Bettina von Ringseis gesagt werden kann, schrieben die Benediktinerinnen von Tutzing in ihrer schlichten Todesanzeige:

„Die Seele der edlen Entschlafenen, deren Leben den Werken der Frömmigkeit und Wohltätigkeit geweiht war, wird dem priesterlichen Gedenken beim hl. Meßopfer und dem frommen Fürbittgebet der Bekannten empfohlen."

Den richtigsten Einblick in das hochinteressante Leben und Erleben der Familie Ringseis gewährt uns die große vierbändige Biographie von Johann Nepomuk Ringseis,[1]) welche Emilie zum Teil nach Diktaten ihres Vaters schrieb. Es sind lebendige Erinnerungen an die Zeiten des großen Mäcens Ludwig I., mit der soviele große und bedeutende

[1]) Habbel, Regensburg.

Digitized by Google

Namen wie die von Cornelius und Schwind, von Emilie Linder und Apollonia Diepenbrock, von Bettina von Arnim und Liszt, Görres, Pocci, Ernst von Lasaulx und vieler anderer sich verknüpfen. Alle diese Männer und Frauen verkehrten im Hause Ringseis und gaben ihm seinen feingeistigen Glanz. Bettina von Ringseis hat später eine Volksausgabe dieses wertvollen Quellenwerks veranstaltet, die in gedrängter Übersicht das Ganze noch einmal bietet. Den ärztlichen Erfahrungen des alten Geheimrats ist breiter Raum gewährt, viel Kampf und Leid ist hineinverwebt.

Dieses Buch führt uns in das Milieu ein, dem Bettina entsproß. Über allem, das die Familie Ringseis betrifft, liegt ein köstlicher, patriarchalischer Hauch, der kräftigend aufsteigt aus echt deutscher Gesinnung und gediegenster Geistes- und Herzensbildung.

Bei den Ringseis verbindet sich Schlichtheit mit wahrer Würde, Selbstbehauptung mit Hilfsbereitschaft, Bescheidenheit mit edlem Stolz. Diese bedeutenden Leute, die Könige, Philosophen, Gelehrte und Künstler bewirteten und halb Europa bereisten — Bettina schrieb ein schönes Reisewerk: Herder, Freiburg, „Drei Monate in Spanien" — bewahrten sich die Einfachheit des echten Müncheners vom alten, guten Schlag. Sie waren von rührender Liebe zu einander beseelt.

Die Familienliebe hat Bettina von Ringseis, welche die Ihren um zwei Jahrzehnte überlebte (Marie von Ringseis, die zweitletzte der Familie, starb 1897), ganz besonders betätigt.

Der Rest ihres gesegneten Lebens war zum großen Teil der Verwaltung und Sichtung der schriftlichen Hinterlassenschaft ihrer Schwester Emi geweiht.

Es ist wundervoll zu lesen — ihre diesbezüglichen Briefe an den Herderschen Verlag lagen mir zur Einsicht vor — wie Bettina eifersüchtig über die schriftstellerischen Rechte der Verstorbenen wacht, wie sie sich all der Gedichte und Aufzeichnungen annimmt — gewissenhafter fast, als seien es ihre eigenen.

Am vierten November 1898, also 18 Jahre vor ihrem Tode schrieb Bettina an die Verlagshandlung: „Seit dem Tode meiner Schwester ist mir die Aufgabe zugefallen, alles zu bestellen, was die Verstorbene nicht mehr besorgen konnte. Ich habe sehr viel erledigt, doch bleibt mir noch viel übrig, wovor mir bangt. Eine Menge Briefe habe ich hergegeben, einen Teil dem historischen Verein, einen anderen dem H. P. Alexander Baumgarten, aber es bleiben mir noch immer manche Korrespondenzen und Schriften übrig, die ich durch-

Digitized by Google

lesen sollte, wovon einiges zu vernichten und anderes zu verwerten wäre. Kann ich wohl noch alles bewältigen?"

Nun, sie hat es in bewundernswerter Weise bewältigt, hat Pater Stockmann zu der Herausgabe des bekannten Briefwechsels inspiriert, hat Emilies nachgelassene Gedichte herausgegeben und die „Erinnerungsblätter" der Schwester vervollständigt und vollendet. Ihr Bericht über den Tod Emi's ist ein herrliches Dokument ihrer Treue. Daneben hat sie eine erstaunlich umfangreiche Korrespondenz geführt, bis ihre letzten Briefe von fremder Hand geschrieben nur noch in zitternden Zügen die einst so kraftvolle Handschrift zeigen. Requiescat in pace.

Die Vaterstadt.

Von Hans Eschelbach,
:: Bonn. ::

Ich hab' dir nie die Treu' gebrochen;
Mein Herz war dein, o Vaterstadt,
Auch, wenn mich über tausend Wochen
Die Fremde festgehalten hat.
Dir galt mein Sehnen und mein Singen,
Nach dir war oft das Herz mir schwer;
Nachtwandelnd meine Träume gingen
Zu dir stets über manches Meer.

Nun hat mein Schiff das Meer durchschwommen.
Ich weiß es heut mit müdem Sinn,
Zurück-, doch niemals heimgekommen,
Wie tief ich hier vereinsamt bin.
Komm, Sturm, und greif ins Haar, das krause,
Dem Fremdling, der gebeugt hier geht;
Von seinem lieben Vaterhause
Kein Stein mehr auf dem andern steht.

Der Mann, der hier vom Kampfe rastet,
Fand nichts von seinem Jugendglück;
Die Hand, die nach dem Freund getastet,
Sie zog sich zuckend leis zurück.
Du Heimwehstadt, geliebt von Herzen,
Es fand dein müdgewordnes Kind
Nichts, als in heißen Trennungsschmerzen
Die Gräber, die ihm teuer sind. —

Digitized by Google

Die Botschaft.

Eine kleine Erzählung aus der Großkriegszeit von Franz Friedrich Oberhauser.

Eines Tages, als es gegen Weihnachten ging, trat der alte Meßner vor das Kirchentor und schaute sich das Dörfel und die Landschaft an. Die Kirche hieß: St. Marain am Berge. Der Meßner hieß Jakob Adamsfreiheit. Allgemein aber Jakobus. Jakobus und seine Kirche am Berge waren untrennbar. In die weißen Haare des Jakobus, der, wie gesagt, vor dem Kirchlein unterm entlaubten Kastanienbaum stand, griff recht kalt und wild der Dezemberwind, derselbe, der schon einige Wochen den Schnee trieb wie ein lustiges Wölkleinvolk.

Jakob übersah also sein Dörfel und sein Land und sagte: „Es ist Zeit, daß ich nun mein Krippel zu bauen anfang. Du lieber Gott, es ist höchste Zeit. Jakobus, Jakobus, willst du nachlässig werden? Wo nimmst du in der kurzen Zeit all die Liebe her, die du zu einer guten Arbeit brauchst?"

Und Jakobus schüttelte leise sein Haupt und war sehr unzufrieden mit sich selbst. Und allsogleich zog er ein kleines Käppi aus seiner blauhaarenen Schürze, setzte es auf sein weißes fliegendes Haar, und machte sich auf den Weg zu dem rauschenden Tannen- und Fichtenbestand, dort drüben, wo er Reisig und Moos holte. Jakobus und seine Kirche! Die ganze Liebe seines stillen Lebens legte er in die Ordnung und Reinlichkeit, den Schmuck des Kirchleins, darin alles, was erreichbar, glänzte und schimmerte, daß die Funken sprangen in den Sonnenspielen des Tages. Sein großer Vorwurf in seinem einfachen Leben war der, daß er nicht mehr tun konnte, als sein Kirchlein putzen. Und er putzte so lange, daß er in diesem Putzen alt und weiß wurde. Er trug alle Liebe hinzu und alle die Liebe sprang als heller Schein zurück, in das Herz des alten Jakobus.

* * *

Als Jakobus, die Hände im Schürzenlatz, eben über den Wiesenhang hinüberging, unter den rauschenden Tannen hinauf, hörte er seinen Namen rufen. Er blieb stehen, schaute nach allen Seiten aus; indes seine Augen sind schwach geworden und so mußte er warten. Auf dem Wege vom Dörfel herauf war ein Soldat gekommen. Als er näher war, rief er nochmals dem Jakobus nach, den er eben über den Wiesenrain gehen sah.

„Lieber Bruder Jakobus!" rief er. Und diesmal wußte der suchende Jakobus allsogleich, wer ihn rufe, und konnte sich in Freude überspringend, nicht enthalten, laut und zitternd „Peter!" zu rufen. — Peter war sein Bruder.

„Peterle, Du, und . . .?"

„Ich, ja, Jakobus, ich mitsamt meiner verwundeten Hand!"

„Und wie . . . wie?"

„Urlaub, Weihnachtsurlaub, weißt Du!"

Digitized by Google

„Ach ja, Peterle. Und ich muß Moos und Reisig suchen, es ist schon spät diesmal und das Weihnachtskrippel hab ich noch nicht mal angefangen — denk Dir! Peter . . ."

„Hast ja noch zwei Wochen Zeit, und da Du ohnehin so geschickt bist . . ."

„Ach geh, Peterle! Du bist boshaft geworden. Aber sag mal was anderes, wie es Dir ging, ich will indes mein Reisig schneiden und mein Moos auflesen. Sieh da, wie groß und schön es heuer ist . . . und recht gut so, denn ich muß heuer alles doppelt so schön machen in diesem Jahre, hab ich doch oft an Dich und den Bruder des Pfarrers denken müssen, der auch im Felde ist!"

Peter sah jetzt gerade über die Wiesen hinunter in das weiße Land. Des Pfarrers Bruder! Und da wendete er sich wieder an Jakobus.

„Des Herrn Pfarrers Bruder . . . ja . . ."

„Weißt Du was?" fuhr Jakobus plötzlich auf und hielt inne in seiner Arbeit.

„Es ist — so — eine — Geschichte damit. Sag einmal Jakobus, hat der junge Herr Pfarrer seinen Bruder lieb?" —

„Mein Gott im Himmel, Peter, was ist geschehen?" Und Jakobus drang in seinen Bruder mit großer Gewalt, ihm zu sagen, was geschehen sei, denn seines Herrn Gut und Wohl war das Seine. Und die Liebe des Mitleids flammte in seiner Frage auf, die so groß war, daß er Moos und Reisig ließ und lauschte.

Und Peter erzählte von seiner Botschaft, die er auszurichten hatte.

Für Jakobus, der ganz still und versunken da stand, Moos und Reisig in den Händen, war nun die Welt weh und schwer geworden.

Und Jakobus wandte sich leise an ihn: „Gehe zu ihm, lieber Bruder Peter, denn Du warst draußen, Du bist stark, und sag es Du, — ich bin zu schwach dazu."

Schweigend gingen sie heim.

* * *

Am selben Tage, als es gegen den Abend ging, kam Jakobus' Bruder zum jungen Pfarrer. Mild und leise lächelnd reichte ihm der Pfarrer die Hand, stotternd hatte Peter vom Krieg zu erzählen begonnen. Der Pfarrer schaute manchmal hinüber zu einem kleinen Stoß rosaroter Feldpostkarten, die auf dem Schreibtische lagen.

Und wenn Peter schwieg, hörte man draußen im Schneeabend eine Amsel singen im Pfarrhausgarten.

Tiefer sank die Dämmerung. Im Zimmer dunkelte es leise. Da hatte Peter plötzlich vom großen Weh und Leid erzählt, das einen Kameraden getroffen:

„Und als er die weiße Binde um die Augen spürte und als es um ihn Nacht zu jeder Stunde war, da hatte er hart und laut gefragt, was mit ihm geschehen sei . . . Aber der Arzt und die Schwester waren still. Und als der Kranke bat — flehend bat — und immer bittender wurde, den Schleier vor der Wahrheit wegzureißen bat — der Arzt war still und auch die Schwester — da riß er

Digitized by Google

die Binde von den Augen und sah . . . und fühlte mit zitternden Fingern und klopfender Stirne, daß er blind war . . ."

Er hielt inne.

Der Pfarrer sah starr in den sinkenden Abend, die Amsel sang.

„Es ist schwer," begann der junge Pfarrer langsam, und es war als rede er zu sich selbst.

Und sprach dann weiter:

„In mancher Nacht, als ich nicht ruhen konnte, da die große Welt draußen klirrte und kämpfte, da mußte ich an alle jene denken, die später heimkommen werden, und nun einsam sind und verlassen, die arbeiten möchten und nicht können. Und ich habe da an das Volk, an unser braves Volk gedacht, das so still ist im großen Leid. Jenen aber, jenen habe ich am meisten in Gedanken nachgehangen, denen es Nacht ist vor Augen, die Vater und Mutter nicht mehr sehen — jener habe ich gedacht . . ."

Er hielt an, da sich in seine Stimme etwas drängte, da sich vor seine Augen ein schimmernder Schein legte.

Draußen sang noch die Amsel, und ihr Lied erfüllte das Zimmer mit ferneren Träumen.

Es war nun so dunkel, daß man kaum den Schnee auf den Bäumen sah. Der junge Pfarrer begann wieder:

„Und im Gedanken an jene, die so schwer zu tragen haben, habe ich mit aller Liebe an den Heiland gedacht. Ich konnte nichts dafür, es kam über Nacht, daß ich an all die Leiden Jesu Christi denken mußte, sie zu fühlen glaubte, ihr Wesen zu erkennen glaubte, das darin besteht, die tausendfache Schuld und das tausendfache Leid der Menschheit zu sühnen und zu trösten . . .

Und so möchte ich jenen sagen — Ihr seid blind geworden . . . Nacht, weltliche Nacht ist vor Euren Augen aufgestiegen, vor jenen Augen, die vielleicht ganz voll Liebe waren und Menschen glücklich machten . . .

„Nacht, weltliche Nacht!" wiederholte Peter, als der Pfarrer wieder einen Augenblick schwieg. Und seine Worte verklangen in der Dunkelheit wie schwerausgeflügelte Vögel. Es war wieder ruhig geworden.

Und des Pfarrers Stimme erklang wieder wie eine feine Glocke:

„Dieses Glück aber kam aus der Brust, aus dem guten Herzen. Dieses Glück behaltet Ihr. Seid getrost also — wenn Deine Seele sieht und glänzt, dann glänzt auch Dein Wort, Dein Auge und Deine Güte und Milde ist in ihm . . ."

So kurz abgebrochen hatte der Pfarrer noch nie gesprochen. So still war Peter noch nie gesessen.

Sie empfanden beide.

„Die Welt aber ist Dir verloren gegangen. All die große schöne Welt mit ihrem Blühen, Reifen und Geben!"

„Die Welt ist Dir verloren gegangen, — nein, nur ihr Schein ist dir verloren gegangen. Was dann, wenn Du unglücklich bist? Freut dich die Blume, wenn Sorge, Krankheit und Schmerz Dich drückt? . . ."

Peter schwieg auf die Frage.

Digitized by Google

Er war ja gekommen, Trost zu spenden. Er, der selbst leid's war, und liebe Worte brauchte, den Schmerz zu dämmen, den er trug.

Aber noch einmal warf er ein:

„Und doch hat Gott die Blumen erschaffen!"

„Gewiß, aber gibt es nicht solche, die ihrer bedürfen, die keinen hellen Schein im dunklen Herzen tragen, denen die Sonne fehlt? Für jene sollen sie gebaut und gepflegt werden!"

Darauf schwieg Peter abermals.

„Wie lieb ich Dich, mein Heiland mit aller Deiner Liebe in jeder Lage und Weise. Das größte und tiefste war mir Dein Leiden und Dein Trost, die hast Du mir geschenkt . . ."

Nun sprach der junge Pfarrer nicht mehr.

In die Dunkelheit des Zimmers waren auch diese Worte gegangen. Nur in Peter waren sie eine Weile singen geblieben. Es war nun ganz still geworden. Ein rotes Licht sprang leise in der Ecke, draußen glaubte man den Wind klopfen zu hören. Die Amsel schwieg. Peter glaubte es sei Zeit, dem Pfarrer die Botschaft zu geben, die ihm so schwer wurde, wie die Nacht draußen, die mondlos war.

„Herr Pfarrer", begann er also, und seine Stimme zitterte trotz allem, „Herr Pfarrer, was aber — wenn — es Ihr — Ihr — eigener Bruder wäre?"

Der Pfarrer schwieg.

Der Augenblick war so bang und weh.

Und Peter sagte noch das andere, das dazu gehörte, als er sah, daß der Pfarrer ganz still war:

„Und — es — ist Ihr Bruder! Und zu Weihnachten kommt er —!"

Es war genau so still wie vorhin.

Alles schien den Atem angehalten zu haben. Und alles war öd und leer! Wenn wenigstens das ewige Lichtlein flackerte oder der Wind seufzte, klopfte, rauschte, die Bäume knarrten, die Amsel sänge. Sing doch Amsel, sing! Jetzt soll dein Lied im dunklen Zimmer sein!

Nacht war da. Im Erzählen hatten sie auchs Licht vergessen, da sie von jenem Lichte sprachen, das da ist, trotz Finsternis und Dunkelheit.

Peter war unsicher geworden. Er horchte hin, und schaute, und sah, daß des Pfarrers Gesicht blaß war, und er seine Hand vor die Augen drückte.

Als ein leises Weinen durchs Zimmer ging, war Peter leise fortgegangen. Der junge Pfarrer saß allein in der Nacht und weinte.

Draußen sang wieder die Amsel.

* * *

Sonst war es still. Drüben in der Bergkirche stellte der Meßner, bis tief in die Nacht arbeitend sein Krippel auf. Die Holzfiguren klapperten laut durch den stillen Raum.

Jakobus' Finger zitterten diesmal so sehr . . .

Digitized by Google

Hau- u. Bausteine

Nationale Kunst — katholische Kunst.

Das vom Maler Hans Fechner „aus starkem persönlichen Erleben" geschaffene Buch „Kommende Kunst" bietet dem in mancher Hinsicht uns gesinnungsverwandten Türmer-Schriftleiter K. Stork erwünschten Anlaß, zu dem alten Streit der verschiedenen Auffassungen von den Wurzelgründen und den Lebensbedingungen wahrer Kunst entschieden Stellung zu nehmen. Er weist darauf hin („Türmer" XIX, 3), daß die in der Hoffnung auf gründliche Wandlung unseres Kunstlebens durch den Krieg sich offenbarende Auffassung von den Lebensbedingungen der Kunst von den „Intellektuellen" als „rückständig" und als deutschtümelnder Dilletantismus beargwöhnt wurde, denn: „Es gibt keine nationalen Künste, sondern nur eine wahre, große, allen Völkern gemeinsame Kunst." Die Weisen, die so sprechen, vergessen nur die Kleinigkeit, daß ein notwendiger Zusammenhang zwischen einem Kunstwerk und seinem Schöpfer besteht, daß jedes Kunstwerk aus persönlichem Erlebnis entspringt, und daß darum der Standpunkt jener „Heimatliebenden", die eine nationale Kunst anstreben und das vorhandene Gute und echt Deutsche in der Kunstübung entwickelt sehen wollen, die als das Höchste Verinnerlichung und Seele im Kunstwerk suchen, zweifellos der höhere sein müsse. Denn: „Noch ist im Tiefsten der deutschen Ethik die Auffassung verankert, daß durchs ganze Leben der Mensch und sein Tun, Reden und Handeln eine Einheit bilden müsse. Diese Einheit zwischen Schöpfer und Werk müsse zu allererst für die Kunst, für das Kunstwerk, in dem wir doch den Ausdruck innerstes Lebens sehen, verlangt werden. Die hier zum Ausdruck kommende Auffassung von der „heiligen Not", die das Kunstwerk gebiert, sei aber im Grunde eine deutsche Auffassung im Gegensatze von der klug bewußten Künstlerschaft der Romanen, die z. B. bewußt Theater spielen und es bewußt als Theater genießen, während den Germanen sein Drama im tiefsten erschüttert und aufwühlt. Aber es muß uns klar werden, daß der ersehnte Wandel in der Kunst nur als Folgeerscheinung, als Folge der eindringlichen Bestimmung auf unsere nationale Eigenart und hingebender, rücksichtsloser Ausbildung dieser Art. Der wahre Künstler

Digitized by Google

wird freilich nie mit Absicht, national zu schaffen, an die Kunst herantreten, wie Fechner richtig bemerkt; „er ist national durch die Echtheit seiner Natur. So haben alle großen Taten der Geschichte im Wesen der Rasse und alle erhabenen Werke der Kunst in dem der Nation ihren Wurzeltrieb und sogen. Kraft und Stärke aus ihm."

Man braucht in diesen Ausführungen nur die Worte „deutsch" und „national" durch das Wort „katholisch" zu ersetzen, um sofort klar einzusehen, daß auch der im Gral stets vertretene Standpunkt im Vergleich mit dem Standpunkt derjenigen Katholiken, die eine „katholische Kunst" entweder gar nicht oder neben der National- oder Weltkunst nur als Aschenbrödel gelten lassen wollen, zweifellos der höhere ist. Auch bei uns gibt es ja Leute, die sagen: „Ach was, katholische Kunst! Es gibt keine katholische, es gibt nur eine Kunst überhaupt, und die ist weder katholisch, noch protestantisch, noch überhaupt konfessionell." Diese allerdings jetzt schon ranzig gewordene Majoritätswahrheit läßt sich nun prächtig abtrumpfen mit dem, was Storck und Fechner über das echt und natürlich Nationale in der Künstlerpersönlichkeit als Quellboden echt nationaler Kunst gesagt haben. Und nachdem in jedem gläubigen Katholiken das Religiöse, das Katholische den tiefsten Zug im Wesen der Persönlichkeit bildet und viel stärker als das Nationale diese Persönlichkeit bedingt, folgt daraus, daß es naturnotwendig eine katholische Kunst geben muß, solange es Künstler gibt, die als Menschen überzeugte, aus ihrem Glauben lebende Katholiken sind. Und darum läßt sich katholische Kunst auch nicht äußerlich anzüchten, sondern sie kommt von selbst, allen Um-jeden-Preis-Versöhnungsphantasten zum Trotz, wenn im katholischen Volke die eindringliche Besinnung auf seine katholische Eigenart wieder durch die dazu berufenen Kräfte ausgebildet werden wird Auch darum ist letzten Endes das Gralprogramm ein Kulturprogramm, es kann und darf nicht ein bloßes Kunstprogramm sein, denn nicht mit schönen klugen Sprüchen über Kunst, sondern nur durch hingebendste Wieder-Katholisierungsarbeit auf allen Gebieten kann der Boden für eine neue katholische Kunstblüte bereitet werden. F. E.

Digitized by Google

Stimmen der Zeit

Die Kunst des Unglaubens.

Wenn wir im „Gral" seit einem Jahrzehnt unerschütterlich die Kampf- und Abwehrstellung festgehalten haben gegenüber allen Bestrebungen, die Katholiken mit der sogenannten modernen Kunstentwicklung zu versöhnen oder wohl gar mit fliegenden Fahnen zu den Fleischtöpfen Ägyptens zu führen, so haben wir den Mut zum scheinbar aussichtslosen Kampfe aus der festen Überzeugung geschöpft, daß das innerste Wesen jener Kunst dem Christentum fremd, ja feindlich gegenüberstehe und naturnotwendig aus einer Weltanschauung erwachsen sei, die mit dem Christentum sowenig versöhnt werden kann, wie sich Christus und Belial, Feuer und Wasser jemals versöhnen können. Diese Überzeugung wird nun von einer Seite bestätigt, die gewiß nicht dem Verdacht des „klerikalen Fanatismus" verfällt, sich von Erwägungen, die innerhalb des katholischen Glaubenslebens liegen, überhaupt nicht beeinflussen läßt.

Der hervorstechendste Charakterzug in der Kunstentwicklung des letzten Jahrzehnt war jedenfalls der „Impressionismus" — das Wort im weiteren Sinne genommen, als in jenem, der eine bestimmte Richtung innerhalb dieser Entwicklung kennzeichnet. Mit diesem „Impressionismus" als Entwicklungsprinzip der modernen Kunst befaßt sich nun das sehr lesenswerte Buch: „Das Ende des Impressionismus." Von Max Picard (München, R. Piper). Picard sieht im Impressionismus „ein Mittel, die zahllos gewordenen und darum unkontrollierbaren Objekte der Außenwelt wenigstens mit einem Blicke, oberflächlich, zu übersehen." Nicht übel. Man erkennt sofort den Gegensatz: Oberflächenkunst, Auflösung der Einheit in die Vielheit, Zerstreuung — im Gegensatz zur Kunst der Innerlichkeit, Konzentration, Vertiefung. Hören wir weiter: „Warum wollte man denn nur impressionistisch sehen? Der Impressionismus ist die Ausdrucksform einer Zeit, die nichts glaubt. Die ihrem eigenen Unglauben mißtraut. Die nicht einmal glaubt, daß sie nichts glaubt. Eine Zeit, die nichts glaubt, hat Angst vor allem Kommenden: es möchte am Ende doch den Glauben rechtfertigen. (Sie könnte vielleicht überhaupt nicht existieren ohne diesen Zweifel. Die

Digitized by Google

Schändlichkeit dieser Zeit ist: daß sie zwar nichts glaubt, aber wegen ihres Mißtrauens gegen den Unglauben Nachsicht, Vergebung hofft.) Eine solche Zeit will immer in Bereitschaft, auf dem Sprunge sein. Das Gegenwärtige muß rasch verlassen werden können. Sinn und Zweck einer Erscheinung verknüpfen zu stark. Von der Oberfläche aber löst man sich rasch los. Eine solche Zeit muß impressionistisch sein."

Und weiter:

„Der Impressionismus tritt überall da auf, wo der Glaube verloren gegangen ist .... Er kann bei dem einzelnen Menschen mitten in eine Entwicklung hinein plötzlich auftreten, sobald diesem Menschen der Glaube verloren gegangen ist. Diesen Zustand der Glaubenslosigkeit zeigt der Impressionismus an. Für diese Zeiten der Glaubenslosigkeit ist er einfach Existenzform: er verdeckt den Defekt: die Glaubenslosigkeit."

Allen Gedankengängen Picards werden wir nicht folgen können. Aber es muß zugegeben werden, daß er mit seinen unerbittlich hämmernden Sätzen meist den Nagel auf den Kopf trifft. So auch mit der Bemerkung, die wie eine Leuchtrakete gewisse heimlich gehütete Verborgenheiten unseres Literaturlebens erhellt:

„Am besten schlug der Impressionismus dem Juden an. Der Jude hatte der fremden Umwelt durch die einfache Anschauung nicht näher kommen können. Der Verstand sollte die einfache Anschauung sprengen und die Teile in soviele Beziehungen setzen, daß auch der fremde Jude Verwandtes finden konnte. (Daher mußte es kommen, daß der Jude den Verstand sosehr überschätzte.) Was aber bis jetzt nur Ersatz gewesen war und Not in der Fremde, das galt im Impressionismus als eigentliches Wesen. ... Die Bewegtheit der impressionistischen Welt nahm den Juden mit sich, so wie er war. Ahasver, der die Ruhe von seiner Schwelle gewiesen hatte, wurde wieder selig, da es auf der ganzen Welt (?) keine Ruhe mehr gab."

Kein übler Schlüssel zur Lösung des Rätsels: Verjudung der deutschen Literatur. Impressionismus: Verjudung = Ursache: Wirkung. Eine einfache Regeldetri.

• • •

„Giftmischer, Tempelschänder, Afterkünstler, Feinde und Verderber der echten Kunst."

Ernst Wachler, der getreue Eckart deutschen Wesens in der Kunst, findet im „Heiligen Feuer" (III, 10, S. 460) das rechte Wort zur Brandmarkung jener „bis ins innerste Mark faulen und kranken" Schmarotzerkunst, die sich wie

Digitized by Google

eine Schmeißfliege in lebende Werke großer Kunst einnistet und hier Fäulnis und Verwesung verbreitet. Wachler spricht davon, daß der Brauch, alte Stoffe in Kunst und Dichtung zu bearbeiten, eher als Zeichen der Gesundung als des Verfalls angesehen werden könnte, aber durch das neuerdings Mode gewordene „Einwühlen" dekadenter Dichter in fremde Meisterwerke zu einem Zeichen erschreckenden Verfalls geworden sei:

„Stellen wir uns vor: ein großer Künstler hat ein vollendetes Werk geschaffen, gleichviel ob eine Sophokleische Tragödie oder eine Molière'sche Komödie. Durch Jahrhunderte hat diese Schöpfung als ein Meisterwerk gegolten. Während sich sonst neue Bearbeiter an Stoffen versuchten, die ihrer Meinung nach noch nicht zu künstlerischer Vollendung gediehen waren, wie etwa Goethe am Stoff der Iphigenie, bemächtigen sich plötzlich Neuerer solcher Erzeugnisse, die durch ihre Erhabenheit und Schönheit ganzen Geschlechtern gleichsam als geweiht erschienen waren. Sie reißen, Tempelschänder in des Wortes innerster Bedeutung, das Gefüge des Wunderbaues auseinander, daß kein Stein auf dem andern bleibt; sie verändern die Gestalten, deren Namen sie beibehalten, die Maße, den Sinn der Schöpfung; statt der von den Meistern gewählten Triebfedern menschlicher Leidenschaften setzen sie andere ein, die ihrem Geiste mehr zusagen; statt der auf Würde und Reinheit gerichteten Absicht der Meister bringen sie das Triebhafte, Tierhafte, Unreine herbei; sie zersetzen, ohne Spur von Ehrerbietung und Ehrfurcht vor den großen Kunstwerken, an denen sie sich vergreifen, sie von innen heraus, daß sie, unterm Schein des Gleichen oder Ähnlichen, unkenntlich werden und völlig verwandelt. Was aber ist das Endergebnis dieser Umwandlung? Statt eines Erzeugnisses von Größe und Hoheit, stehen wir einem Erzeugnis gegenüber, das Fäulnis und Verwesung verbreitet."

Als lehrreiches Beispiel dieses „verderblichen Raubbaus", dessen Opfer neben Sophokles vorzugsweise die altenglischen Dramatiker und die edlen deutschen Sagenstoffe geworden sind, nennt Wachler die Umschändung des Molièreschen Stückes „Der Bürger als Edelmann" in die Oper „Ariadne auf Naxos", sowie den „Rosenkavalier". Er hätte ebensogut und mit mehr Recht auf Hofmannsthals „Elektra" und „Ödipus", wie auf eine lange Reihe von Werken dieser Art hinweisen können. Wachler weist auch auf die gewöhnlichen Beweggründe dieses Verfahrens hin: die Erzielung schlüpfriger und zersetzender Wirkungen, wie sie der ganzen geistigen Veranlagung dieser Dichter — deren Wirken Wachler mit den Worten der Überschrift dieses Kapitels kennzeichnet — entsprechen: „Ihr innerster Geist treibt sie dazu, die Schönheit und Reinheit der großen Kunstwerke zu vernichten und zu besudeln." Und wieder die Erklärung dieser Tatsache: Aus diesen Umdichtungen spricht zumeist der Geist einer fremden Rasse — „es ist der Orient und nicht einmal in starken Erscheinungen geistigen Aufstiegs, sondern in müden Erscheinungen der Überfeinerung und des Verfalls." Es ist

Digitized by Google

freilich ein Troſt, daß ſich, wie Wachler feſtſtellt, nur die Oberſchicht unſerer Gebildeten dieſer Afterkunſt hingibt; das Volk mit ſeinem feinen Gefühl für das Echte, das immer ſchlicht und einfach iſt, bleibt dieſer von Prunk überladenen Kunſt fern.

• • •

Über Franz Schuberts Erniedrigung

zum „ſentimentalen Bühnenhanswurſt" in der zugkräftigſten Operette unſerer Tage: „Das Dreimäderlhaus" erzürnt ſich mit Recht Paul Marſop im 2. Oktoberheft des „Kunſtwart". (Wir bleiben beim alten Namen, denn der neue „Deutſcher Wille" ſcheint ſich nicht einbürgern zu können.) Der Inhalt dieſes neueſten „Schlagers" wird von Marſop treffend charakteriſiert: „Inhalt des Buches: Franz Schubert, einer der herrlichſten Volksbeglücker der Deutſchen, wird zum ſentimentalen Bühnenhanswurſt erniedrigt. Inhalt der Partitur: köſtliche Weiſen des Meiſters, aus tiefſtem Erdenleid des Genius geboren, in wunderſam erträumtem Glücksempfinden geſungen, zeigen ſich von roher Hand aus dem Organismus zart und liebevoll gefügter Kunſtwerke herausgeriſſen, albernen Texten unterlegt, zu einem eklen Potpourri verrührt, durch handfeſt freche Tambourmajorsinſtrumentierung geſchändet. Die Zuhörerſchaft wiehert vor Lachen, heult ſchier vor Ergriffenheit . . . Nichts kennzeichnet den geiſtig-ſeeliſchen Tiefſtand des heute für die Füllung der Theaterkaſſen in Betracht kommenden Publikums beſſer als ſein gierigſtumpfes Einſchlucken des Operettenſchleims des Tages."

Doch derlei iſt man ja gewöhnt — Maſorp ſagt ſelbſt: „Das darf nicht wundernehmen." (Wie aber, wenn einer zu fragen ſich getraute: Wo ſteckt denn da der gerühmte Fortſchritt, die es ſo herrlich weit gebracht habende Bildung, wie verträgt ſich die wohl mit ſolcher Verſimpelung des Publikums, die im finſterſten Winkel des finſteren Mittelalters ganz undenkbar geweſen wäre?) Aber er wundert ſich doch über einige Begleitumſtände. Vor allem darüber, daß ein Rudolf Bartſch, aus deſſen Roman „Schwammerl" die Operettenfetzen zuſammengeflickt wurden, ein Mann, der auf den Ehrennamen „Künſtler" Anſpruch erhebt, ſich zur Auslieferung ſeiner Romanſzenen an die Operetten-Fleiſchhackerei überreden ließ. Denn der Verdacht, daß ein Mann von literariſchem Anſehen ſich für Geld zum Mitſchuldigen an Schuberts Herabwürdigung machte, glaubt Maſorp zurückweiſen zu müſſen.

Digitized by Google

Zum zweiten wundert er sich — wie naiv! — darüber, daß die „maßgebende Kritik" der (gewesenen!) Mozart- und Beethoven Metropole ihre Pflicht versäumt und die Schubert-Verstimpelung nicht sofort zu den Toten geworfen hat. Er sieht sich nach allerlei Gründen für diese Unterlassungssünde um, versucht den schuldigen Musikkritikern ins Gewissen zu reden und um Antwort zu bitten. Es wird ihm keine andere entgegenschallen als das bekannte Zitat aus Heine, denn die „hochthronenden Kunstrichter Wiens" haben ganz andere Dinge zu tun, vor allem den Ring der jüdischfreisinnigen Klique fest gegen alle Dichter zu schießen, die im Verdacht stehen könnten, einen Hauch christlicher Gesinnung in die koschere Atmosphäre des Wiener Literaturlebens zu tragen.

• • •

Der Fremdherrschaft verfallen. —

Der Weltkrieg, ein Krieg um Sein und Nichtsein unseres Volkes, hat so manchem Deutschen die Augen geöffnet über die Verächtlichkeit und Verderblichkeit der deutschen Unsitte, hündisch-schweifwedelnd alles Fremde, besonders aber verlottertes Franzosentum als Offenbarung einer höheren Kultur anzustaunen. Nur auf unsere Bühne hat der Kriegsbesen als großer Reinemacher noch nicht den Weg gefunden, hier blüht der alles Große und Edle — nicht zuletzt das wahrhaft Deutsche — zersetzende und zerfressende Fremdgeist in höchster Reinkultur und machtlos sind bisher an den frechen Stirnen der Macher und nicht zuletzt an der faulen Gleichgültigkeit des theaterbesuchenden Publikums alle Versuche abgeprallt, unserer Bühne wenigstens mit einem Schimmer vom großen Geist dieser Zeit aus ihrem Sumpfe zu locken. Arthur Dinter, als ehemaliger Regisseur und Schriftführer des Verbandes deutscher Bühnenschriftsteller mit unseren Bühnenverhältnissen vertraut wie wenige, hat es jüngst in einer bei J. Lehmann in München erschienenen Schrift „Weltkrieg und Schaubühne" aller Welt zugerufen, daß inmitten der herrlichen Erhebung deutschen Geistes in diesem Kriege unsere Schaubühne noch immer einen Schandfleck der freiwilligen Beugung dieses Geistes unter das Joch einer unerträglichen Fremdherrschaft darstellt. Ja, ein ganz undeutscher Fremdgeist beherrscht heute unsere Bühne, jene „moralische Anstalt", die einem Gutteil unseres Volkes sittliche Werte vermitteln soll und ihm dafür das Gift ihres eigenen moralischen Niedergangs einflößt. „Heute ist der Krieg da", schreibt Dinter, der Krieg nämlich, von dem der

Digitized by Google

Dichter Wildenbruch hoffte, daß er unsere trostlosen Bühnenzustände bessern werde. „Und welche Dichter werden heute gespielt? Die Schnitzler, Sternheim, Wedekind, Blumenthal, Kadelburg, Fulda, Rappaport, von dem ein Seitenzweig unter dem fulminanten Namen Gabriele d'Annunzio herrlich in Italien blüht, und wie diese Chaosdichter, die keinen Tropfen deutschen Blutes in ihren Adern haben, alle heißen; sie und unsere, ihrer Sippe und ihrem Geiste verfallenen Blutsgenossen, sie sind es, die im heutigen Weltkriege, den wir um Sein oder Nichtsein deutscher Eigenart führen, unsere Theater beherrschen! Bezeichnend ist es, daß jene führenden Theater von Dichtern arischen Ursprungs gerade Strindberg heute auf den Schild erheben. Diesem unglücklichen Dichter, der ehrlich mit sich und der Welt gerungen hat, blieb es versagt, sich zur Klarheit und Bejahung durchzuringen. Pathologisch ist er durch und durch. Das ist natürlich just der Mann, den jene aller seelischen Bestimmtheit und zielbewußten Klarheit abholden Mächte gebrauchen können."

Und welche dunklen Mächte sind es, die den deutschen Spießbürger blind und blöd machen, daß er sich im Theater willig dieser Fremdherrschaft beugt und umso weiter vorn an der Spitze der Kultur zu marschieren glaubt, je blöderes, ekelhafteres und giftigeres Zeug er aus dem goldenen Becher der „deutschen" Bühne in sich hineinschlingt? Natürlich jene Mächte, die den größten Teil unserer Presse — Dinter schätzt diesen Teil auf 92 Prozent — teilweise aus ihrem eigenen Geiste hervorgebracht, teilweise mit diesem Geiste erfüllt haben. Doch über dieses traurigste aller Kapitel wird ein andermal zu reden sein.

Digitized by Google

Kritische Warte

Versdichtung.

Kiesekamp, Hedwig: Die deutschen Deiche stehn! Kriegsgedichte. Sekretariat sozialer Studentenarbeit. 16 Seiten, 15 Pfg.

Im Zeichen des Schwertes. Neue Kriegsgedichte. Im gleichen Verlag. 20 Seiten, 20 Pfg.

Die zwei Büchlein, ... die will ich gelten lassen! Sind von heißer, zuckender, schöner Heimatliebe durchloht. Kein Gedicht darin, das weggestrichen werden müßte aus irgend einem Grund. Alles ist stark klangschönes, wuchtiges und frauliches Lied, das die verzerrte Gebärde, wie die allzuweiche Sentimentalität verabscheut. Nirgends freilich eine ganz große und unvergängliche Besonderheit. Wer aber das Lied: „Unser Kaiser" (1 Bändchen, Seite 15) schrieb, der verdient nicht nur seiner eigensten Heimat Dank. Auch wir Stammesdeutsche außer des Reiches Grenze und Gesetz horchen da freudig mit. Otto Walter.

Jakubczyk, Karl: Die heilige Wehr. Deutsche Kriegslyrik der Gegenwart. Herdersche Verlagshandlung, Freiburg 1917.

Das Büchlein unseres so verehrten Breslauer Kaplans, der emsig und in beschaulicher Heiterkeit nach köstlichen Schätzen gräbt in der stillen großen Stadt, liegt mir erst in Aushängebogen vor. Ich weiß nicht einmal, ob mir das Werklein ganz abgeschlossen zugekommen ist. Vorläufig sinds 96 Seiten, nur 96 Seiten! Diesem millionengewaltigen Ansturm neuer und neuester deutscher Kriegslieder gegenüber! Man glaubts dem lieben Herrn Kaplan aufs Wort, daß er rat- und hilflos diesem „Pflaummusberg" gegenüber stand. Gings andern doch auch so, die nur dann und wann kurze Überblicke über die neue Lyrik zu geben haben. Aber die Unsumme wurde gemeistert, der überbunte Stoff gesichtet. Das Büchlein steigt gleichsam wie ein Taucher aus den samtblauen Wassern der Meere. Und bringt Perlen herauf. Fast nur Perlen! Karl Jakubczyk ist ein strenger Richter. In einer . . . übrigens hochblickenden und mit sorgfältig abgewogenen kritischen Gründen geschriebenen Einführung macht er sich die peinlichste Härte gegen alles auch nur in einer Zeile unbedeutende zur Gewissenspflicht. Er dürstet vor allem nach der reinen Musik der Verse Er will das Lied, das neue deutsche Lied. Vielleicht sage ich es am besten so: was ihm dem reinen Volkslied am nächsten zu kommen dünkt, das gilt ihm als das vollendetste. Man mag im Einzelnen seinen ästhetischen Standpunkt etwas zu eng finden und nicht vollkommen auf deren Isolierschemel steigen: Tatsache ist, daß das Büchlein jedenfalls den Willen des Autors restlos erfüllt. Und das ist das beste Lob. Das Werklein war eine Notwendigkeit und ich habe es in einer wundersam gehobenen und gerührten Stimmung durchgelesen. Das rührt an die Seele! Vielleicht ists möglich, darüber noch mehr zu sagen. Es wäre Pflicht. Otto Walter.

Romane, Novellen, Erzählungen.

Strobl, Karl Hans, die Kristallkugel. Neue Novellen. 352 S. Leipzig, L. Staackmann. Preis Mk. 4 —, geb. Mk 5.—.

Fast in allen diesen Novellen taucht in der Tiefe der Handlungen oder der Seelen der Menschen etwas Geheimnisvolles, Mystisches, Un-

Digitized by Google

bekanntes, Unaussprechliches auf, das seltsame Lichter auf alles wirft und das Gefühl erzeugt, daß dieses Verborgene, Undarstellbare, das überall durchschimmert, fast mehr Gegenstand der dichterischen Darstellung sein will als die sinnlichen Dinge, die Menschen und die Ereignisse. Daß nur ein begabter Dichter, der die Fähigkeit besitzt, tief in das Innere der Dinge zu sehen und das Gesehene zu gestalten, sich eine solche Aufgabe stellen kann, braucht kaum gesagt zu werden. Die meisten dieser Novellen können darum auch ein mehr als gewöhnliches Interesse beanspruchen, sie rühren an Tiefen, die der Alltagsmensch gern verdeckt, weil sie sein Oberflächenleben stören. Der katholische Leser muß freilich seine Zustimmung oft versagen und starke Vorbehalte machen, doch muß man dem Dichter zubilligen, daß gewollte Verletzungen des katholischen Gefühls ihm wohl fernliegen. Er schreibt eben aus seiner Ideenwelt heraus, die nicht die unsere ist, aber manchmal ist doch eine Berührung da, eine Spiegelung ewiger Wahrheiten in den Nebeln menschlicher Träume.

Berg, L.: Schlupps der Handwerksbursch. Mären und Schnurren. 122 S. Frankfurt a. M. Englert und Schlosser. Preis 1 Mk.

Ein neuer Eulenspiegel! Aber ein anderer als der alte. Der alte hat doch hauptsächlich nur den derben deutschen Humor verkörpert, der neue fügt dazu das deutsche Herz, das deutsche Gemüt. Dieser Schlupps ist zwar ein Schalk voll der derbsten Streiche und Schwänke, aber im Grunde spricht sein Schalkshumor aus einem goldnen Gemüt, aus einem warmen, hilfsbereiten Herzen. Fast unvermerkt lenkt die Dichtung aus dem derben Leben ins traumselige Märchen- und Sagenland hinüber. Das ist ein eigener Reiz, den wir auch in Paul Kellers letzten Roman „Ferien vom Ich" fanden. Vom strengmoralischen Standtpunkte könnte man am Ende einwenden, daß dieser Schlupps sein Ziel, den alten Streit zwischen Recht und Unrecht mit der Waffe des Humors zu schlichten, den Menschen auch wider ihren Willen wohlzutun, mit den Mitteln der Täuschung und Lüge erreicht — aber dann müßte man folgerichtig einen Großteil unserer alten Volks- und Märchenliteratur auf die Verbotstafel setzen. Bis dahin wollen wir also dem guten Schlupps nicht gram sein.

Ein dankeswerter Beitrag zur Ermittlung der Wahrheit über das Verhältnis Belgiens beim Ausbruch des Krieges zur „Entente" wird von einem offenbar Eingeweihten, der sich unter dem Decknamen Diplomaticus verbirgt, in einer Broschüre, betitelt „Aus Brüsseler kritischen Tagen" niedergelegt. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, Preis geb. Mk. 1.25). Der Verfasser erzählt im Plauderton Dinge, die, wenn sie wahr sind, ganz neue überraschende Lichter auf die deutschfeindliche Politik der leitenden Kreise Belgiens werfen. Die Schilderung der Stimmungen in der leichterregbaren Bevölkerung Brüssels und Belgiens überhaupt macht den Eindruck der Unmittelbarkeit und Wahrheit und läßt manches begreiflich erscheinen, was Nichtkennern dieser Stimmungen bisher ein Rätsel war.

Verantwortliche Schriftleitung: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11, und Otto Walter, Olten (Schweiz). — Fachredakteure: Dr. Lorenz Krapp, im Felde, und Dr. Wilhelm Oehl, Universitäts-Professor, Freiburg (Schweiz). — Verlag: Paulus-Verlag, G. m. b. H. — Druck: in der eigenen Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft, G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google

Die Legende von den heiligen drei Königen.

Von Franz Freiherr von Lobkowitz.

In den Grenzen des Landes India — so erzählen die alten Legenden — war ein hoher Berg, Vaus geheißen. Er erhob sich mitten aus einer weiten Ebene und denen, die an seinem Fuße wohnten, schien er gar hoch und gewaltig. Viele krystallklare Quellen sprudelten aus seinen Abhängen und sandten ihre Wasser als muntere Bächlein im raschem Laufe zu Tale. Wunderkräftige Kräutlein und seltenes Gesträuch wuchsen auf diesem Berggipfel. Die ersten Strahlen der Sonne trafen ihn und die letzten verglühten auf seinem Felsenhaupt, während tief unten das Land bereits der Schatten der Nacht bedeckte. Höhlen und Klüfte gab es viele in diesem Berge, und dort wohnten Männer, die von der Welt zurückgezogen der Weisheit lebten. Balaam hieß einer von ihnen; er wußte viel verborgene Dinge und sein Blick konnte in die Zukunft sehen So kam es, daß er den Menschen wie ein Prophet erschien. Von weither kamen die Leute und stiegen empor zu seiner stillen Grotte, die nahe am Gipfel des Berges sich befand. Bald sammelte sich auch eine Schar von Jüngern um ihn. Diese wohnten in den Höhlen im Umkreise, lebten den Tag über der stillen Betrachtung und am Abend stiegen sie hinauf zu ihrem Meister, der sie dann Worte tiefster Weisheit lehrte. Einmal kamen sie zu ihm, da die Sonne bereits zur Neige ging. Er winkte ihnen und stieg den Gipfel hinan; sie aber folgten ihm langsam. Balaam war schon alt, aber er schritt ungebeugt aufwärts, der untergehenden Sonne entgegen; und wie der Körper des Schreitenden von der steilen Kante des Berges in die Luft hineinragte, da schien es den Jüngern, als wüchse er von der dunklen Erde in das klare Licht des ruhigen Abendhimmels hinein. Balaam setzte sich auf einen Stein, der dort oben eine Art Ruhebank bildete und sah lange hinaus, der untergehenden Sonne entgegen, während die Jünger in ehrfurchtsvollem Schweigen verharrten. Da erhob er sich, breitete seine Arme aus und rief: „Ich sehe das Gesicht der Gesichte! Ich sehe einen Stern aufgehen in der Dunkelheit und ein Mann wird geboren, der soll herrschen über alle Menschen. Friedensfürst wird er sein und Völkerhirt. Und der Stern wird seiner Ankunft vorhergehen

Digitized by Google

und seinen Pfad bescheinen!" So sprach mit lauter Stimme Balaam, hoch aufgerichtet und mit ausgebreiteten Armen. Als die Sonne ganz verschwand und ihr letzter Strahl sein verklärtes Gesicht beschien, fiel er um und war tot. Seine Jünger beweinten ihn und begruben ihn in seiner Höhle. Dann aber taten sie dem Volke Balaam's Weissagung kund: „Es wird ein Stern aufgehen". Das Volk aber glaubte daran und freute sich, denn auch im Volke war eine Sehnsucht nach einem Mächtigen und Gewaltigen, der da kommen sollte. Die Jünger, die das Grab des Meisters nicht mehr verlassen wollten, einigten sich nun, daß jede Nacht einer von ihnen auf dem Gipfel des Berges wachen und Umschau halten sollte nach dem Wunderstern, dessen Ankunft Balaam vorhergesagt hatte. Sie waren überzeugt, daß sich die Worte des Meisters bald erfüllen müßten. Und so geschah es, daß, nachdem sie schon mehrere Monate vergeblich gewartet, einer der Lieblingsschüler des Meisters die Wache hatte. Er saß oben auf demselben Steine, darauf Balaam an jenem Abende gesessen, und dachte an seinen verstorbenen Meister und meinte, wie glücklich er wäre, wenn er zuerst den Stern erblicken könnte. Es war eine ruhige stille Nacht. Die Sterne funkelten und blitzten und da war es ihm auf einmal, als ob diese Nacht so ganz verschieden sei von all den Nächten, die er hier schon durchwachte. Er wußte selbst nicht recht warum. Nur schien ihm alles stiller, ruhiger, feierlicher. Es war kein Laut, der aus der dunklen Tiefe zu ihm hinaufdrang, selbst das Brausen der großen Ströme der Ebene war verstummt und eine Quelle, die nicht weit unter dem Gipfel aus dem Gestein hervorbrach, schien lautlos zu strömen und zu fluten. Eine große Sehnsucht ergriff den Wartenden auf der einsamen Höhe, eine große Sehnsucht nach dem Großen, der da kommen sollte. Und wie er aufstand und den Blick nach dem Himmel wandte, da mußte er geblendet seine Augen schließen. Ein Stern war aufgegangen, groß und gewaltig wie eine Sonne stand er da und sein weißes Licht flutete über alle die Lande, die im Schatten der Nacht gelegen. — Groß war die Freude bei den Talbewohnern, als die Kunde sie erreichte, daß Balaam's Stern aufgegangen sei. Viele stiegen auf den Berg, wo sie den Stern am Besten zu sehen vermeinten und die einen riefen aus: „Ja, dort steht er, wie eine Sonne so groß und leuchtend" und die anderen sagten: „Ja, dort sehen wir einen Stern, den wir noch nicht gesehen". Wieder andere meinten: „Ja, wenn wir recht genau hinsehen, so flimmert es manchmal dort auf, wo ihr sagt. Es könnte vielleicht ein Stern sein". Viele dagegen behaupteten: „Wir

Digitized by Google

sehen nichts, gar nichts sehen wir" und diese gingen mißvergnügt nach Hause. —

Es traf sich aber, daß in dieser Zeit über Indien drei Könige herrschten. Große Reiche waren ihnen untertan, durch Ströme, Gebirge und Wüsten von einander so geschieden, daß keiner von dem anderen etwas wußte. Das eine dieser Reiche war das Land Nubien und dort herrschte ein König, Melchior geheißen; über das zweite, das Land Godolia, gebot König Balthasar und im dritten Reiche, Tharsis genannt, war Kaspar König. Gerecht und weise herrschten diese Könige über Volk und Land. — Auch zu diesen war die Kunde von Balaam's Weissagung gedrungen und wie der Lieblingsjünger hatten auch sie in jener Nacht den Stern gesehen. Ihnen schien er größer und leuchtender als eine Sonne und es war ihnen, als ob von dem Sterne eine Stimme ausginge: „heute ist geboren ein König der Juden, die Erwartung der Völker und einst ihr Beherrscher!" Das Herz dieser Könige aber war voll heißer Sehnsucht, die wie eine heilige Flamme lohte und brannte und nie erlosch. Deshalb zeigte sich ihnen der Wunderstern auch größer als eine Sonne und deshalb hörten sie auch die himmlische Stimme. Schon am anderen Tage machten sie sich auf, beluden Kamele und Lasttiere mit kostbaren Schätzen, nahmen Diener und Gefolge mit, um den zu suchen, der der Völker Erwartung war. Der Stern zog vor ihnen her bei Tag und Nacht. Sie reisten durch große wasserlose Wüsten, überquerten hohe schneebedeckte Gebirge und setzten über tiefe, wasserreiche Ströme. Viele Länder durchzogen sie und kamen in große Städte mit hochragenden Königsburgen. Und oft, wenn vom helleren Abendhimmel die dunklen Umrisse einer hohen Burg sich abhoben, und eine mächtige Stadt sich zeigte, mit Tempeln und Palästen, da dachten sie: „Hier wird es wohl sein, wo der künftige König der Welt geboren wurde." Aber der Stern zog vorbei, der Strahl seines Lichtes floß nicht auf jene Stadt, ruhte nicht auf den Türmen der Tempel, und spiegelte nicht im Flusse, der die Stadt durchströmte. Und die Könige zogen hinter dem Sterne her und hielten nicht an und fragten nicht, wessen ist die Stadt und das Land und wie heißt der König, der hier gebietet. Sie zogen fort ohne zu essen, zu trinken und zu schlafen, Tag und Nacht, geführt von dem Sterne und getrieben von der großen Hoffnung und der großen Sehnsucht, die in ihrem Herzen brannte und lohte, wie ein heiliges Feuer auf gottgeweihten Altare. So zogen sie zwölf Tage und zwölf Nächte. In der zwölften Nacht aber kamen sie in die Nähe der Stadt, die Jerusalem heißt; da plötzlich ein dichter un-

Digitized by Google

durchdringlicher Nebel einfiel, lagerten sie um einen Berg, und schlugen dort ihre Zelte auf. Von drei verschiedenen Seiten waren die Könige gekommen und zu der Zeit, wo sie ihre Zelte aufgeschlagen hatten, wußten sie noch nichts von einander. Es begab sich aber, daß der Nebel immer dichter und dichter wurde und es ward eine finstere, schaurige Nacht. Die Könige saßen stumm und traurig in ihren Zelten; denn der Stern, der bisher ihr Führer gewesen, war plötzlich verschwunden. Die dichte Finsternis, die sie umgab, lastete auf ihren Seelen. Es war die Stille des Grabes und das Schweigen des Todes um sie herum. Da erhob sich plötzlich eine Stimme, die aus weiter Ferne zu kommen schien. Wie die Stimme eines Menschen klang sie, der über ein breites Wasser herruft: „Gott mein Gott," rief es, „warum hast du mich verlassen? Ich bin ein Wurm und kein Mensch, der Leute Spott und des Volkes Verachtung. Sie haben meine Hände und Füße durchbohrt und alle mein Gebeine gezählt. Meine Kleider haben sie unter sich verteilt und über mein Gewand das Loos geworfen."

Die Stimme schwieg wie vom Nebel verschlungen. Die Könige wurden zu Tränen gerührt und traten von ihren Zelten heraus; da war es ihnen, als ob sich nach der Höhe des Berges der Nebel ein wenig gelichtet habe, und sie schritten langsam zum Gipfel hinan. Der Nebel löste sich in dicke Tropfen von den Ästen und Zweigen der Bäume und floß Tränen gleich zur Erde nieder. Langsam und mit leisem Rauschen hoben sich die von der feuchten Last befreiten Zweige wieder in die Höhe. Und wie die Könige den Gipfel erreicht hatten, da war es ihnen, als ob aus dem Berge langsam ein gewaltiges Kreuz emporwüchse, das mit seinem Scheitel den Himmel berührte. Der Himmel spaltete sich wie von einem Schlüssel berührt und die Könige sahen hinein in unendlichen Höhen von Licht und Glanz, in unendliche Tiefen, darinnen erdferne Sterne und Sonnen kreisten. Sie stürzten zur Erde nieder und da sie sich wieder erhoben, waren sie allein. Die Erscheinung war verschwunden. Wie ein wallendes weißes Leichentuch lag der Nebel über der Stadt Jerusalem. Sonst aber erfüllte Sternenklarheit die Gefilde im Umkreise. Im Süden von Jerusalem jedoch stand in ruhiger Pracht der Wunderstern des Balaam, von dem die Könige sich in Ehrfurcht neigten. Da bemerkte nun auch jeder die beiden anderen Gefährten auf der Höhe und sah das Gefolge, das an den Seiten des Berges in Zelten gelagert war. Groß war die Freude, als sie erkannten, daß derselbe Stern, dieselbe Sehnsucht und dieselbe Erwartung sie aus fernen Landen hierher zusammengeführt hatte. Sie

Digitized by Google

umarmten sich und beschlossen, am nächsten Tage nach Jerusalem zu gehen und Herodes, den König des Landes, zu fragen, wo der neugeborene König der Juden zu finden sei. Also geschah es. Aber Herodes wußte nichts von einen neugeborenen König der Juden. Die Schriftgelehrten jedoch, die er befragte, gaben an, er müsse in Bethlehem im Lande Juda geboren sein. Die Könige freuten sich ob dieser Kunde und noch am Spätnachmittage desselben Tages brachen sie mit ihrem ganzem Gefolge nach Bethlehem auf. Es ging schon gegen Abend, als sie Bethlehem sahen, und sie suchten in dem armseligen Städtchen vergebens nach dem ragenden Königspalast, darin der König der Juden und künftige Herrscher der Welt geboren sein sollte. Sie meinten schon, sie seien getäuscht worden; aber ihr Führer schwebte ihnen voran und es war, als ob das Licht des Sternes sich verdoppelte, je mehr er sich dem Städtchen näherte. Und da sie daraus schlossen, daß sie an das Ziel ihrer Reise gekommen seien, hielten sie stille und legten ihre königlichen Gewänder an, die von Gold und kostbaren Edelsteinen strahlten. Auch das Gefolge mußte sich auf das beste schmücken und die Diener mußten Kisten mit kostbaren Geschenken, Perlen, Diamanten, Gold und seltenen Gewürzen bereit stellen, die sie dem Kinde überreichen wollten. Dann zogen sie fröhlich weiter. Da hielt der Stern über einem halb verfallenen Gemäuer draußen vor dem Städtchen und ein breiter Lichtstrom flutete von ihm ausgehend auf die Ruine nieder. Aber auch aus dieser drang himmlischer Glanz hervor. Dort also mußte der Herr der Welt geboren sein. Die Könige sprangen von ihren Reittieren und nur von wenigen Dienern begleitet, die kostbare Geschenke zu tragen hatten, nahten sie in stummer Andacht. Armselige Hirten, notdürftig in Felle gekleidet, die am Eingang sich drängten, machten ehrfurchtsvoll Platz. War das das Hofgesinde und der Hofstaat des neugeborenen Königs? Die Könige traten ein. Sternenlichterglanz erfüllte den kleinen Raum. Einen Augenblick standen sie stumm vor Staunen. In einer armseligen Krippe lag das Kindlein, das zu sehen sie aus weiten Landen herbeigekommen waren. Zu Häupten des Kindes in einen alten blauen Mantel gehüllt, saß Maria, die reine Magd, und voll seligen Mutterglückes bewachte sie den Schlaf des Kindes. Josef, der Vater, auf einen knotigen Stab gestützt, stand dahinter und blickte auf Mutter und Kind. An der feuchten Felswand, die den Hintergrund des Raumes bildete, sickerte das Wasser in dichten Tropfen ab und floß langsam zu Boden. Der himmlische Lichtschein aber ließ die Tropfen und Wasserstreifen an der Felswand wie flüssiges Gold erstrahlen und webte aus

Digitized by Google

Schimmer und Glanz den Königsbaldachin zu diesem Königssaal. — Da sanken die Könige in tiefster Ehrfurcht auf die Kniee nieder, breiteten ihre Arme aus und beteten in stummer Andacht. Nichts regte sich, lautlos strahlte und floß das Licht. Mochten die Ströme des Lebens tosen, branden, das Geräusch ihres Wogenschwalles störte nicht die Stille der Gottesnähe. Haß, Neid und Zwietracht strichen wilden Tieren gleich draußen umher, aber der Engel des Friedens bewachte die heilige Schwelle. — Die Gebete, von kaum bewegten Lippen geflüstert, stiegen zu Gott empor und ein breiter Strom des Segens strömte zur Erde nieder, des Kindes halber, das in der Krippe lag.

Und als nun die Könige ihre Augen hoben und dem Kinde das Opfer ihrer Gaben bringen wollten, da schämten sie sich fast ihrer königlichen Gewänder und ihrer königlichen Pracht. Ihre Diener mit den Kisten kostbarer Gaben standen hinter ihnen. Aber was sollten sie schenken? Der Majestät der Armut gegenüber fühlten sie sich arm, bettelarm. Was hatten sie alles mitgeführt aus fernen Landen, König Salomos Reichtum, den sie von ihren Voreltern ererbt, König Alexander's Schätze aus drei Weltteilen zusammengetragen und nun standen sie da, mit vollen Kisten und Kasten und wußten nicht, was sie schenken sollten. Wie geistesabwesend griffen sie zu und Melchior, der König von Nubien, opfert dem Kinde dreißig goldene Pfennige und einen goldenen Apfel, den einst Alexander der Große hatte anfertigen lassen, um zu zeigen, daß er die ganze Welt wie den Apfel in seiner Hand zu halten vermöge, Balthasar opferte Weihrauch und Kaspar Myrrhen. Wie er der Mutter das Päckchen mit Myrrhen reichte, da war es, als ob eine plötzliche Traurigkeit ihr Gesicht beschattete. Hatte sie eine Vorahnung von dem bitteren Leiden und Sterben und dem herben aus Myrrhen gemischten Trank, der ihrem Kinde einst gereicht werden sollte? Als aber Maria dem inzwischen erwachten Knäblein den goldenen Apfel zeigte, da ward er zu Asche vor dem Blicke des Kindleins, das einst sagen sollte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!"

Die Könige wußten nicht, wie ihnen geschehen war, da sie von der armen Hütte wieder zu ihrem Gefolge zurückkehrten. Die Nacht über lagerten sie da, wo sie Halt gemacht. Während des Schlafes aber forderte sie ein Engel auf, nicht mehr zu Herodes zurückzukehren, wie sie versprochen hatten. In aller Frühe brachen sie auf und suchten auf anderen Wege, als auf dem sie gekommen waren, ihre Heimat wieder zu erreichen. Es war eine lange beschwerliche Reise. Unter der Führung des Wundersternes hatten sie den Weg

Digitized by Google

in dreizehn Tagen zurückgelegt ohne zu essen, zu trinken und zu schlafen. Jetzt, da der himmlische Führer fehlte, brauchten sie allein zwei Jahre zum Berge Vaus, den sie sich als nächstes gemeinschaftliches Ziel gewählt hatten. Dort wollten sie sich dann trennen. Als sie nach langer Wanderung dieses nächste Ziel ihrer Reise erreicht hatten, hielten sie sich längere Zeit in der Stadt Stulla auf, die am Fuße des Berges Vaus gelegen ist. Zur Erinnerung an die wunderbare Erscheinung des Sternes und an den Lehrer Balaam ließen sie auf der Spitze des Berges einen wundervollen Tempel bauen. Götterbilder wurden dort nicht aufgestellt und nur ein hoher Obelisk mit einem goldnen Stern zierte die säulengeschmückte Rotunde. Geheimnisvolles Halbdunkel herrschte dort und erfüllte die Seele des Besuchers mit ehrfurchtsvollem Schauern. Nachdem der Bau vollendet war und die Könige am Grabe Balaam's geopfert hatten, kehrten sie wieder in ihre Königreiche zurück.

Jahre vergingen. Das Heiligtum auf der stillen Höhe des Berges Vaus hielt die Erinnerung an die wunderbare Begebenheit vom Sterne des Balaam wach und die Reise der Könige zur Krippe von Bethlehem lebte in aller Munde. Was aber war aus dem Kinde geworden, das unter so seltsamen Umständen das Licht der Welt erblickte? Man wartete von Jahr zu Jahr, daß es kommen sollte, ein König in goldener Rüstung und von einem gewaltigen Kriegsheere begleitet, um Besitz zu nehmen von dem Reiche, das auf seine Ankunft harrte. Die Sonne ging auf und nieder, die Ströme rauschten und brausten in ewigem Einerlei ihres Wogenschalles und die Leute starben und nahmen ihre Hoffnung mit ins Grab. Es waren viele, die da fragten und keiner gab Antwort.

Aber als die Leute, die damals Kinder waren, nunmehr selbst die Geschichte von Balaams Wunderstern ihren hoch aufhorchenden Kindern erzählten, da schreckte die Menschen plötzlich ein gewaltiges Unwetter, das mit Donnerschlägen und unterirdischem Rollen hereinbrach. Manche Häuser kamen ins Wanken und als man nach einigen Tagen beim Heiligtum sich umsah, waren die ehernen Tempeltore aus den Angeln gerissen und ein gutes Stück den Berg hinabgeschleudert worden. Die Säule mit dem Sterne war aber umgestürzt und lag in drei Trümmer geborsten auf dem Marmorboden. Da meinten nun viele, der König, der da kommen sollte, sei im Kampfe umgekommen und sie begannen an seiner Ankunft zu zweifeln. Die Säule blieb liegen wie sie gefallen war und niemand wollte mehr die Tempeltore in ihre Angeln heben.

Digitized by Google

Da kam — es waren einige Jahre nach dem Ereignisse verstrichen — ein seltsamer Mann aus den Landen des Niederganges nach den Landen des Aufganges gewandert. Eine der Höhlen im Berge Vaus machte er zu seinem Aufenthalt und täglich stieg er von dort zur Stadt Stulla nieder, um dem Volke zu predigen. Ohne Geld und Waffen war er gekommen, ein Hanfstrick hielt das Gewand um seine Lenden zusammen. Aber seine Rede sammelte glühende Kohlen auf den Häuptern seiner Zuhörer und seinen Händen entströmte eine wunderbare Kraft, so daß Kranke gesund wurden, denen er sie auflegte. Wenn er sah, daß viele Leute ihm gefolgt waren, stieg er auf eine Treppe oder sonstige Erhöhung und von da aus predigte er dem Volke. Er nannte sich Thomas und bezeichnete sich als Diener Jesu Christi des Gekreuzigten, der in Bethlehem in einem Stalle zur Welt gekommen, den bitteren Tod am Kreuze erlitten, nach drei Tagen aber von den Toten auferstanden und in den Himmel aufgefahren sei, wo er in göttlicher Macht und Glorie zur Rechten seines himmlischen Vaters sitze. Und wie er auch erzählte, daß drei Könige aus dem Morgenlande gekommen seien, von einem Wunderstern geführt, um das Kind anzubeten, da wurden alle von Staunen und Freude erfüllt und ließen sich im Namen des dreieinigen Gottes taufen. —

Die frohe Botschaft ging von Mund zu Mund, von Lippe zu Lippe. Mit den Händlern reiste sie von Stadt zu Stadt. Ja es war, als ob sie mit den Wandervögeln über weite Meere geflogen und mit den Winden und den Wolken über hohe Gebirge gesegelt wäre. So kam es, daß auch die drei Könige gar bald von der Ankunft des heiligen Zwölfboten Thomas in Stulla und von seiner wundersamen Predigt Kunde bekamen. Zu gleicher Zeit wie vor Jahren brachen sie von ihren Königssitzen auf und nach einer wunderbar kurzen Reise traten sie zur gleichen Zeit in Stulla ein, wo sie zu ihrer großen Freude den Verkünder des Evangeliums fanden. Da standen nun sie, die als erste von den Heidenleuten vor dem Herrn der Welt das Knie gebeugt, dem Manne gegenüber, der Zeuge seines bitteren Leidens und Sterbens war und in die heiligen Wunden seine Finger legen durfte. Thomas taufte sie und weihte sie auf ihren Wunsch zu Priestern des Herrn. Das Gefolge schickten die Könige in ihre Reiche zurück und gaben ihnen Briefe und Vollmachten mit, darin geschrieben stand, wer ihre Nachfolger werden sollten. Sie blieben in Stulla und wohnten in einer der Höhlen des Berges Vaus. Der Tempel, den sie dort gebaut, wurde wieder in Stand gesetzt

Digitized by Google

und vom heiligen Thomas zur Kirche Gottes geweiht. Drei Altäre standen in der Kirche, an denen jeden Morgen die Priesterkönige dem Herrn das heilige Opfer darbrachten. Unter der Kirche aber ließen sie eine Gruft bauen, in der sie im Leben wie im Tode vereint gemeinsam ruhen wollten.

So vergingen wieder manche Jahre und die heilige Weihnachtszeit nahte. In dieser Zeit pflegten die Priesterkönige mit besonderer Innigkeit der Ankunft des Herrn zu gedenken und des wunderbaren Sternes, der sie bis an seine Krippe geführt hatte. Und wie sie an einem späten Abend in heiligen Gesprächen vor ihre Höhle heraustraten, da sahen sie den Stern Balaam's hoch über dem Tempel stehen und ein breiter Lichtstrom floß von ihm hernieder. Ihr Herz wurde von heiliger Freude erfüllt. Weinend vor Glück fielen sie sich in die Arme, denn sie wußten, daß der Himmelsbote, der sie einst zur Krippe geführt, nun auch gekommen sei, um ihre befreiten Seelen zur ewigen Klarheit zu geleiten. Sie durchwachten die Nacht in heiligen Gesprächen und stiegen am frühen Morgen des anderen Tages — es war das Fest der Erscheinung des Herrn — zur Kirche empor, um dort das heilige Opfer darzubringen. Und als Melchior sich in tiefster Ehrfurcht vor dem heiligsten Geheimnisse geneigt und von dem Brote gegessen und aus dem Kelche getrunken hatte, da breitete er seine Arme aus und sank langsam und mit seligem Lächeln tot an den Stufen des Altares nieder, während heller Lichtglanz die Kirche füllte und himmlische Gesänge ertönten. Melchior war 116 Jahre alt geworden und wurde nach seinem Wunsche in priesterlichen Gewändern in der Gruft begraben. Der Stern war verschwunden, aber drei Tage nach Melchiors Tode stand er wieder am Himmel und überstrahlte den Tempel mit hellem Glanze. Und als Balthasar und Kaspar dort das Opfer darbrachten, sank Balthasar vom himmlischen Lichte verklärt tot am Altare nieder. Er hatte ein Alter von 112 Jahren erreicht und wurde unter großem Zulauf des Volkes an der Seite Melchiors in der Gruft begraben. Nun war nur mehr Kaspar übrig und drei Tage nach Balthasar's Tode erschien auch ihm der Stern als göttlicher Bote. Und als Kaspar mit den schönsten kirchlichen Gewändern geschmückt zum Altare trat, da geschah es, daß auch die beiden anderen in überirdischem Lichte strahlend an ihren Altären sich einfanden und von Engeln bedient mit Kaspar das heilige Opfer feierten. Und je mehr die heilige Handlung vorschritt, desto hellerer Glanz erfüllte die Kirche und als der Glanz sich verzogen und wieder das mystische Dunkel sich verbreitet hatte und nur die ewige Lampe in

Digitized by Google

gedämpftem Lichte glühte, da fand man auch Kaſpar, den König, entſeelt an den Stufen des Altares liegen. Der Stern aber teilte ſich bei Kaſpars Tod in drei Sterne und drei Sterne waren es, die in azurblauem Lichte leuchtend in gerader Flugbahn emporflogen, Meteoren gleich, die von der Erde ſtammend der Himmel zu ſich angezogen hatte.

Kaſpar war 109 Jahre alt geworden und als man ſeinen Sarg in die Gruft ſtellen wollte, da rückten die zwei anderen Särge die ſchon unten waren, von ſelbſt auseinander, um zu zeigen, daß ſie den Sarg ihres getreuen Gefährten in ihrer Mitte haben wollten. So wurden die Könige auf jenem myſtiſchen Berge Vaus begraben und ruhten noch im Tode vereint in der Gruft, die ſie ſich ſelbſt gebaut hatten, bis ihre heiligen Leiber im Dome zu Köln im kunſtvollen Schreine ihre Ruheſtätte fanden, in dem ſie von dem Glorienſchein der Heiligkeit umſtrahlt dem Tage ihrer fröhlichen Auferſtehung ſelig entgegenſchlummern.

Wenn aber dort im hohen Dome wie in der kleinſten Kapelle am 6. Januar die Kirche das Feſt der Erſcheinung des Herrn feiert, erinnert ſie ſich der heiligen drei Könige aus dem Morgenlande und betet durch ihre Prieſter beim Offertorium:

„Reges Tharsis et insulae munera offerent. Reges Arabum et Saba dona adducent; et adorabunt eum omnes reges terrae; omnes gentes servient ei.“

„Die Könige von Tharſis und die Inſeln werden Geſchenke opfern, der Araber und Sabas Könige werden Gaben bringen. Es werden ihn anbeten alle Könige der Erde, ihm werden dienen alle Völker. —“

Was bin ich . . . / Von Ilſe Franke, Freiburg.

Was bin ich, Gott? Ich bin des Todes Schatten
Und armer Knecht, ein Nichts vor deinem Licht.
Errette mich, ſonſt trifft mich dein Gericht.
O weide mich auf deinen grünen Matten.

Erquicke mich und ſtille mein Verlangen.
Du haſt es ſelber mir ins Herz gelegt.
Du biſt es ſelbſt, was mich zu dir bewegt.
Zu lange, lange bin ich irr gegangen.

O du lebendiger Gott, ich will nicht ſterben.
Wer Leben hat, der lebt durch dich allein,
Durch deiner Hände Kraft. So ſchließ mich ein
Und ſchlage, was mich von dir trennt, in Scherben.

Gib heitren Starkmut, daß ich mich verlaſſe,
Und gib mir Liebe für die ganze Welt,
Und wandle Sünde, die mein Herz befällt,
In lauter Segen, daß ich nichts mehr haſſe.

Digitized by Google

Adam Müller

und seine Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur.

Von Dr. Richard Volpers.

(Schluß.)

Einen weiten Ausblick eröffnet Adam Müller, wenn er dann vom Niedergang des Familiengedankens spricht, und über den Zerfall der großen Familie, die jede Einzelpersönlichkeit emportrug. In der Familie sieht er die Formel der Weltgeschichte, darum auch die Formel eines jeden Staatswesens.

Mit bitterer Ironie sprach die Romantik vom bestehenden Staate. Dem Willkürstaat der Aufklärung stellte sie die neue organische Staatsform gegenüber. Jeder Staat, so hatte Novalis betont, sei etwas Umfassendes, Individuelles. „Gesellschaftstrieb ist Organisationstrieb." Darum muß der rechte Staat ein organisches Gebilde, ein Organismus, ein Individuum sein. „Der Staat ist eine Person wie das Individuum," hatte wiederum Novalis gesagt.

An Novalis knüpft Adam Müller an, wenn er mit dem Hinweis auf die französische Revolution ausführt: „Die Reihe der politischen Experimente, die mit einem benachbarten Lande vorgenommen sind, erinnert uns empfindlich daran, daß die gewöhnliche Beengung des Begriffs vom Staate nicht länger stattfinden kann. Der Staat ist mehr als Bequemlichkeitsanstalt, als Polster der Trägheit, wie ihn Novalis in edlem Unwillen nannte; mehr als die neutrale armierte Handels-, Gewerbs- und Sicherheits-Kompagnie, die der gemeine Bürger oder vielmehr Aktionär im Auge hat, wenn er seine bürgerlichen und moralischen Abgaben, Zölle und Prästationen überschlägt." Und er fährt mit eindringlichen Worten fort: „Die innern Güter, die Gedanken und Gefühle der Einzelnen müssen dem Staate vindiziert werden: die Pachtzeit ist zu Ende, wir werden wieder Eigentum des Staates."

Recht bezeichnend ist, daß Adam Müller noch besonders mit offenbarem Hinblick auf Napoleon meint, der Staat sei auch mehr als ein „leeres Waffengerüst", das auch die fremdartigsten Menschen zusammenfassen könne, er sei mehr als „eine eiserne Kette, die den Boden umziehe"; die stolzesten Waffen „zerflattern" „und alle Wirkungen, die von ihnen allein ausgegangen." Der echte Staat ist eben mehr, „als die Summe der Einzelnen."

Digitized by Google

Es kennzeichnet Novalis, daß er zunächst in der königlichen Familie das Organisationsprinzip des Staates sieht. In seinem Gruß an das junge preußische Königspaar „Glauben und Liebe oder der König und die Königin" zeigte er, wie es angefangen werden müsse, damit allen Untertanen die lebhaftesten Gefühle für den König und die Königin eingeflößt würden. Von der Persönlichkeit und dem Wesen des Königs soll der ganze Staat gleichsam durchtränkt sein. In Bildern und Abzeichen insbesondere soll er den Untertanen allzeit nahe sein. So dachte er sich eine recht menschliche Belebung und Erneuerung des preußischen Staates. Verwandt mit solchen Ausführungen ist die Darlegung Adam Müllers.

Alle Umgebung erscheint Adam Müller nicht nur lebendig, sondern auch menschlich. Mit menschlichen Augen blickt sie ihn an. „Ich will an dem", sagt er, „was ich betrachte, vor allen Dingen eine Verwandtschaft mit ihm empfinden .... Und wenn ich die Pflanze wie ein Kind in meine Hand nehme, so will ich, daß der Geist des großen Hauses, in welchem ich lebe und den du Staat oder Menschheit nennen magst, als ein sehr erfahrener Vater und Mensch auch mir, dem Hilflosen, seinem Kinde die Hand reiche und mich leite." So soll der Staat ein recht menschliches, gefühlsverständiges Gebilde sein. Daher soll auch der König nicht abseits stehen von seinem Volke, sondern recht in der Mitte des Staates. „Der wahre Souverain steht nicht auf einer einsamen Höhe über den blind Gehorchenden, sondern im Zentrum des freien Getümmels stolzer Diener, gehorsam dem billigen, liebevollen Gesetz der Vergangenheit, lenkend die mutigen Begierden der Jugend und der Zukunft, steht der bescheidene Herrscher. Er ist lenksames Kind dessen, was gewesen; schützender, sorgender, schaffender Gemahl dessen, was ist; Vater des noch Ungeborenen selbst, was sein wird."

Der rechte Staat wird für den rechten Staatsbürger eine dringendste, ernsteste Angelegenheit seines Lebens sein. Im rechten Staat, so führt er gar aus, geht die Bestimmung des Bürgers im Staatsganzen auf. „Für den, der seine Pennaten unter die Nationalgötter aufstellt, dessen Herz unablässig in den häuslichsten wie in den öffentlichsten Angelegenheiten innerhalb des Staats schlägt, gibt es nur eine Handlung, ein Gesetz und eine Pflicht, womit er das Ganze und sein eigenes Interesse zu beraten weiß: betrachtet diese Handlung in ihren äußeren, gesellschaftlichen, universellen Beziehungen, so scheint der Staat, wie in den innern persönlichen, individuellen der Bürger ihr Endzweck zu sein."

Digitized by Google

Es fragt sich nun, wo Adam Müller den rechten Staat zu finden hoffte, den Staat, der es wert war und der es wollte, daß des Einzelmenschen Leben und sein Dasein ineinanderfloß und ein unzertrennliches Ganze bildete.

Mit der Romantik stand Adam Müller zu Beginn des vorigen Jahrhunderts an der Schwelle einer neuen Zeit. Seitdem die deutschen Fürsten im 16. und 17. Jahrhundert die Kaiserkrone der Habsburger entrechtet hatten, verharrte das Reich in vollkommener Ohnmacht. Nun war es unter Napoleons Händen zusammengebrochen.

Wie heute in den schweren Tagen der Entscheidung, galt es damals, Stellung zu nehmen zu dem kommenden Deutschland, auf das alle guten Patrioten ihre Hoffnung setzten. Und es ist dem deutschen Wesen und dem deutschen Volke eigen, daß ihm die Sorge um seinen künftigen geistigen Habitus, um seine Seele mehr am Herzen liegt und lag als die zukünftige politische Gestaltung und die Grenzpfähle des neuen Staates.

Auch Adam Müller bemüht sich insbesondere um das geistige Deutschland. Er will die Charakterzüge des deutschen Volkes aufzeigen. Da erkennt er zunächst den Drang nach Universalierung, der ihm als Naturanlage des deutschen Geistes und als ein Vorzug erscheint. Jede Sprache, jede Literatur, so führt er aus, suche sich ins Unendliche zu universalieren, wenn ihr nicht unnatürliche Schranken in den Weg gelegt würden. Das habe man in Frankreich getan, in dem man unter Ludwig XIV. die Antike als allein nachahmenswertes Muster hinstellte.

Mit dem Drang nach Universalierung ist verbunden der Drang, nun auch sein eigenes Wesen mitzuteilen. „Jede Nation will ihren eigenen Charakter, ihre eigene Ansicht von allen Dingen den übrigen mitteilen". Um das jedoch zu können, muß sie Respekt haben vor fremder Individualität, denn „sie kann sich nur in dem Maße verständigen, als sie den, der sie begreifen soll, selbst versteht". So ist jede Geistesherrschaft in Geistesgehorsam begründet. „Die liebe- und würdevolle Ergebung in den Geist des Strebens anderer Nationen, das gehorsame und fromme Auffassen alles Fremden und jeder von unserer Nationalität noch so sehr abweichenden Form", ist aber, „ein Vorzug, die der deutsche Geist vor den übrigen Nationen sich zuzuschreiben gezwungen ist".

Adam Müller verkennt nicht, daß dieser „Vorzug" des deutschen Volkes oft genug in „Mißtrauen gegen sich selbst, in Selbstverachtung, in Götzendienst ausländischer Sitten und Menschen ausgeartet ist", und er nennt das eine „Tor-

Digitized by Google

heit" und „weichliche Nachgiebigkeit". Ob er nicht heute oder doch vor dem Kriege noch schärfere Worte gefunden hätte für die würdelose Nachahmung alles Fremden, für die Nachäffung ausländischer Sitten und Gebräuche, für die Einführung der schlechten französischen Bühnenstücke, die unser Theater in der Großstadt beherrschen? Es ist aber wahr, nur in Deutschland ist noch heute, selbst im schwersten Kriege gegen fast alle Großstaaten Europas, ein Grad der Universalität in den Ansichten vom Ganzen der Menschheit möglich, „wie er nie in die nationelle Bildung der übrigen europäischen Völker eingehen konnte".

Der Krieg zeigt am besten, wie die Völker ringsum trotz aller großen Phrasen immer nur ihr Eigeninteresse wahrnehmen, während das deutsche Wesen doch in weit höherem Grade der Seele der Menschheit treu blieb inmitten aller Not. Das ist der tiefere Sinn des „Deutschland über alles" in dem Munde des Romantikers, so wie es auch Adam Müller in unseren Vorlesungen mit hohen Worten ausführt: „Männlich gesinnt und Beute suchend schweifen die übrigen Völker von Europa unruhig auf der Fläche der Erde umher; berauscht von dem Freiheitsprinzip der alten Welt glaubt jede auf sich selbst, auf ihrer eigenen Kraft zu ruhen: Deutschland steht weiblich treu, leidend und duldend, unerkannt von den Berauschten in ihrer Mitte, und bewahrt das Gesetz des Ursprungs und der Dauer aller germanischen Völker, wie die alten gotischen Charaktere ihrer Schrift, in einem steten, auf freudige Zukunft bauenden Herzen. Wie, wenn das, wohin aller Auswärtiger Streben zielt, endlich ein deutsches Wesen wäre. Deutschland ist da, „um die Herrschaft nicht eigensüchtig zu besitzen und zu genießen, sondern um sie auf die Zeitgenossen und die zukünftigen fortzupflanzen, um als wahre Frau dienend zu herrschen. Alles, was die andern haben, ist nur etwas und bleibend das Ihre, insofern es sich vereinigt mit dem, was Deutschland war, ist und sein wird."

Deutschland hat auch nach Adam Müller — er erinnert in diesen Gedankengängen und auch sonst an den Philosophen Fichte — einen Mittlerberuf. Es hat den Beruf, „die alte Welt mit der neuen zu versöhnen, und die Bildung der Menschheit über die Erde vermittelnd zu verbreiten". Und Adam Müller meint, daß der deutsche Geist nunmehr zu diesem Mittlerberuf zurückgekehrt sei. Darin sieht er den Fortschritt seiner Zeit; das bietet ihm aber auch inmitten der politischen Ohnmacht die Gewißheit für die Zukunft der Nation, denn „Waffen können in unglücklichen Augenblicken versagen; die Waffen des Geistes, sonderlich unsere teure

Digitized by Google

unzerstörbare Sprache in ihrer biegsamen Kraft, verbleiben uns, und mit ihnen in aller Not die lebendigste Hoffnung".

Adam Müller war aber ein zu praktischer Kopf, als daß er auch nur einen Augenblick sich mit einem rein geistigen Deutschland begnügt hätte, mit dem sich die Frühromantik eine Zeitlang zufrieden gab. Gerade ihr gegenüber betont er scharf: „Kann ich denn unbeschränkt und ewig lieben, was mich dem Vaterlande, gleichviel, wie erniedrigt es auch sei; was mich den Banden der Familie, die im peinlichsten Drucke mir noch heilig sind; was mich meiner Zeit und ihren, wie mein Herz mir sagt, keineswegs unheilbaren Gebrechen entführt; was mich buhlerisch in eine hoffnungslose Ferne lockt?" Er verlangt den energischen Anschluß an die Wirklichkeit und an das Leben. Er verlangt für Denker und Dichter praktische Aufgaben im Dienste des Vaterlandes. Ein jeder hat die Pflicht, auf seine Weise die Waffen zu tragen.

Die Zeit, in der er lebte, nennt er das große Interregnum. Nachdem die geistige Auferstehung, wie er meint, ins Werk gesetzt ist, könne und müsse die politische folgen. „Hemmen, verzögern, werden noch manche von den niederschlagenden Begebenheiten der Zeit die Entwicklung der Keime, die in dieser großen Nation verborgen liegen; unterdrücken wird sie keine irdische Willkür, kein noch so eisernes Gesetz".

Selbst Napoleon, davon war er überzeugt auch in den Jahren, da dieser auf der Höhe seiner Macht stand und die Fürsten im Reiche des Geistes sich ihm beugten, werde die Entwicklung nicht verhindern können. Längst hatte sich die Romantik von ihm abgekehrt. Und Adam Müller spricht nun mit ihr recht unehrerbietig von der einzigen kleinen Stelle der Welt, von der die Zerrüttung Europas ausgehe. Er behauptet kühn, der freche Versuch, die Mission der Mittelländer zu durchkreuzen, werde mißlingen.

Mit einem prophetischen Ausblick in die Zukunft ruft er dem deutschen Volke zu: „Bilde dein angewiesenes Werk nur ruhig fort, du vielfach verwundetes und unterdrücktes, aber auch jetzt schon mit Gütern, die die spätesten Enkel deiner Unterdrücker noch segnen werden, vielfach entschädigtes Volk! Deine Ströme fließen noch, wenn sie auch eine Weile nur die Beute getragen haben, die deinen Fürsten abgenommen worden, die alten Grenzen werden, so lange deine Berge stehen, nicht vergessen!" Die rechte Geisteserneuerung des deutschen Volkes wird, davon ist der glühende Patriot überzeugt, ganz von selbst „zur Kraft und zur Handlung" werden, sie wird „zu seiner Zeit alle die Felsen sprengen, die über uns hergewälzt sind."

Digitized by Google

Vorlesungen über deutsche Wissenschaft und Literatur hatte Adam Müller seinen Zuhörern versprochen, aber er führte sie, wie wir sahen, ins volle Leben hinein und zog das Ganze alles Kulturlebens in den Bereich seiner Betrachtungen. Immer wieder sucht er den Zusammenhang mit dem Leben.

Die Kunst ist ihm nur eine besondere Äußerung des Lebens; sie wird sofort unecht, wenn sie den Zusammenhang mit dem Leben aufgibt. Darum geht er eingehend auf den Nürnberger Hans Sachs ein, „um von neuem darzutun, wie die politische oder die ökonomische und die poetische Existenz einander beständig bedingen, um zu zeigen, wie unziemlich die Gleichgültigkeit der Dichter und Freunde der Poesie gegen den gesellschaftlichen Zustand von Deutschland erscheinen muß." Und er fährt fort: „Die Kunst werdet ihr nicht eher im Fortschreiten erblicken, ehe ihr euch nicht um das Fortschreiten des politischen Lebens des Landes, in dessen Sprache ihr dichtet, bekümmert, ehe euch sein Gedeihen nicht am Herzen liegt, wie dem Hans Sachs das Gedeihen von Nürnberg und den griechischen Tragikern das Wohl des atheniſchen Gemeinwesens." „Erinnert euch", ruft er den Dichtern zu, „daß der große Tragiker der Griechen bei Salamis, der Dichter des Don Quixote bei Lepanto zu fechten gewußt hat."

Die Ausführungen wandten sich ganz offenkundig gegen die Romantiker, von denen Novalis nicht getroffen werden sollte, Friedrich Schlegel aber bereits den Weg zur Wirklichkeit und zur Tat im Dienste des Vaterlandes gefunden hatte. Aber die Ausführungen haben an sich noch heute ihre volle Bedeutung, insofern sie Front machen gegen ein blasses, farbloses Ästhetentum.

Novalis, das gereifte Kind mit dem weiten Gesichte, feiert Adam Müller als den großen Dichter, gerade deswegen, weil in ihm Leben, Wissenschaft und Kunst wie in einem Brennpunkte vereinigt war. „Indes hat sich sein rastloses Leben zu frühe verzehrt, um selbst vollständig aussprechen zu können, was es gewollt hat. Fragmente, heilige, unerschöpflich sinnreiche Zeichen seiner großen Absichten hat er uns hinterlassen, in jedem Fragment, außer seiner abgesonderten Bedeutung, noch eine — ich möchte sagen — organische Sehnsucht mit den andern zusammenzufließen."

In seinem kurzen literarischen Überblick geht Adam Müller aus von dem Wiederbelebungsversuche der Antike in Frankreich; er spricht von den deutschen Restaurationsversuchen und erhofft eine neue Blüte der Kunst von der Vereinigung der Antike mit dem romantischen Mittelalter.

Digitized by Google

Wie ganz anders als in Frankreich hat Friedrich Schlegel in seinen griechischen Studien, insbesondere aber Goethe in seinen Dichtungen die Antike erneuert. Goethe fehlt einzig das Christentum, um seine Dichtung ihm als Höhe einer Entwicklung erscheinen zu lassen, weil in seinen besten Werken „das Leben des Einzelnen emporgetragen erscheint durch das Leben der Gesamtheit." Goethe gegenüber, den er Haupt und Hand unserer Poesie nennt, bezeichnet er Schiller als das Herz der deutschen Dichtung; seine Werke streben nach der Höhe, die Goethes nach der Mitte.

Wenn Adam Müller weiterhin über den rechten Schriftsteller spricht und über die Kritik, so zeugen auch diese Darlegungen von dem hohen Standpunkte, den er einnimmt. Doch werden wir gerade hier manches vermissen und in vielem ihm nicht beistimmen können. Wie muß ein Buch beschaffen sein? „Die gemeine Seele", antwortet er, „fordert Bilder, Gedanken, oder, wenns hoch kommt, Ideen von dem Buche." „Wofern ein Buch solchen Forderungen schmeichelt, sich zum Tyrannen eines sklavischen Lesers aufwirft oder vielmehr herabwürdigt, wofern ein Buch etwas anders soll, als den innern Krieg seines Autors, und die aus diesem Kriege und seiner Vollständigkeit hervorgehende Beruhigung darstellen, und so den Leser zu gleicher Bewegung und Befriedigung fortreißen — sobald ein Buch mehr zu geben vermeint, als darin erworben wird, so steht es im Widerspruch mit sich selbst." „Eine Wahrheit", meint er, „läßt sich nur geben, indem die Geschichte erzählt wird, wie sie erworben worden, wie jeder Friede nur begreiflich wird durch die Beschreibung des Krieges, in dem er erobert worden."

Von Absichten und Zwecken in einem Dichtwerk, sagt er, solle man nicht reden. „Wozu überhaupt diese Annahme von Absichten und einzelnen Zwecken beim großen Dichter?" fragt er. „Die eine Absicht, sich selbst, das heißt die Welt darstellen zu wollen, ist eine unendliche: sie wird nach Jahrtausenden in dem entferntesten Leser selbst immer noch und doch nie vollständig erreicht." „Das Leben und die Erzeugung des Lebens" nur kann „die ewige, einzige Absicht des Dichters sein." Die Vermittlung des Einzelmenschen mit der Gesamtheit, der Menschheit, die in der Dichterpersönlichkeit erscheint, ist ihm der Dichtung einziger Zweck.

Die hohe Kritik muß seiner Ansicht nach vor allem der vermittelnden Aufgabe der Poesie gerecht werden. Sie hat die Aufgabe, den Leser zu einem freien Untertanen des Werkes und seines Meisters zu machen. Darum ist die wahre Rezension eine vermittelnde, sie gibt die Geschichte unseres Kampfes mit einem Buche, deren Resultate aber

Digitized by Google

notwendig die Aufnahme dieses neuen Bürgers in den Staat unserer Literatur sein muß. Die Kritik soll also ganz im Gegensatz zu der von der Romantik so oft geübten einen versöhnenden Charakter haben. Adam Müller hat hier letzte Gesichtspunkte einer Kritik im Auge, die aber gewiß nicht die einzigen sein können, und nicht einem Jeden dürfte der Zugang zu dem großen Staate der Literatur zweckmäßig und förderlich sein. Er verlangt eine rein historische Betrachtungsweise; jedes Kunstwerk soll seiner eigenen Natur entsprechend, nicht nach fremdem Maßstabe gemessen werden.

Herrliche Worte sagt Adam Müller noch über die Bühne: „Sowohl die griechische als die germanische Zeit stellen uns die Bühne mit der Religion im Bunde dar". „Das Theater ist echter Vermittler zwischen der Kirche und dem wirklichen Leben; die enge Sorge des Lebens, die Rücksicht auf den Tag und die Stunde trägt es hinauf in das freie Gefühl des unendlichen Daseins, zu der Aussicht auf ganze Jahrhunderte: und welche Schauer sich oben im Heiligtum, durch die zu anhaltende Betrachtung des Großen, Weiten und Ewigen erzeugt haben möchten, denen gibt die Bühne wieder Farbe und Ton, leitet die zu hoch gestimmten Gemüter, mit Sanftmut und Spielen befriedigt, in ihre Wohnungen, zu ihren Geschäften zurück."

III.

In den Heidelbergischen Jahrbüchern der Literatur*) gab Friedrich Schlegel eine eingehende Besprechung der Vorlesungen, die im Wesentlichen nur anerkennend ausfallen konnte. Der Führer der deutschen Romantik mußte es begrüßen, daß die großen Ideen, für die er bislang gekämpft hatte, nun auch durch Adam Müller vertreten und in Dresden einem weiteren Publikum zugänglich gemacht wurden. Freilich waren die Darlegungen Adam Müllers, worauf wir schon hinwiesen, nicht ohne Mißverständnisse, und über den weiteren Verlauf der Entwicklung der romantischen Doktrin bei Friedrich Schlegel wenigstens war er offenbar nicht genügend unterrichtet.

Berichtigend nahm Friedrich Schlegel Stellung zu dem, was Adam Müller über die Kritik gesagt hatte. Und es ist für uns besonders beachtenswert in seinen Worten eine wertvolle Ergänzung Adam Müllers zu finden, dessen Ausführungen über diesen Punkt auch uns nicht befriedigen konnten.

*) Heidelberg Jahrbücher der Literatur (1. Jahrg. 1808. S. 226 ff.)

Digitized by Google

Zunächst bemerkt Friedrich Schlegel, daß jede Kritik eine vermittelnde ist, „da sie ihrem Wesen nach nichts anders sein kann, als eine gemeinschaftliche oder mittlere, sei es nun Kunst oder Wissenschaft, zwischen so vielen andern oder fast allen andern Teilen der Erkenntnis." Die Kritik muß nach ihm einen entscheidenden Einfluß haben inmitten der Wissenschaften und Künste, um die wissenschaftlichen und „die philosophischen Ansichten und die Empirien in Uebereinstimmung oder in ein Gleichgewicht zu setzen."

Dann sei aber auch, so führt er aus, die Kritik noch in anderer Beziehung vermittelnd. Es bedürfe eines Mittelgliedes, um die Kreise der Literatur und der Wissenschaft dem wirklichen Leben nahe zu bringen. „Es bedarf eines neuen Mittelgliedes, um diese in ihrer einsamen Idealität verschwebende literarische Welt mit der tätigen des bürgerlichen und vaterländischen Lebens in wirksame Berührung zu setzen, und dadurch sie selbst erst in einem höheren Sinne zu realisieren." Freilich möchte er eine solche Kritik lieber eine philosophische nennen, da das Beiwort „vermittelnde" sich für jede Kritik von selbst verstehe. Die philosophische Kritik „ist eben darum das verbindende Mittelglied zwischen dem Leben und der literarischen Welt, weil sie der gemeinschaftliche, zwar nicht das Ganze beherrschende, aber doch mehrere Glieder zugleich belebende, hie und da lenkende Geist der Bildung in derselben ist." Es ist also die Forderung nach einem kulturellen Journalismus, die Friedrich Schlegel hier erhebt, deren erster und vorzüglichster Vertreter er selbst gewesen ist, in seiner Frühzeit durch seinen Geist und Witz, in seinen reiferen Jahren durch die Klarheit seiner Gedankengänge.

„Auf die wesentlichsten Mißverständnisse" stößt Friedrich Schlegel, wenn Adam Müller die vermittelnde Kritik auch eine versöhnende nennt. Harmonie und Versöhnung, so meint er, könne nicht die eigentümlichste Bestimmung „der von Sondern und Unterscheiden ursprünglich benannten Kritik sein", sonst schwinde der Begriff, und die Kritik eines Kunstwerkes werde selbst zur Poesie. Dengegenüber betont er: „Die philosophische Kritik ist an sich weder polemisch noch irenisch, sondern sie ist beides zugleich, das eine oder das andere, so wie das Bedürfnis der Kunst und der Zeit es fordert, und die Beschaffenheit der Gegenstände es mit sich bringt". „Der Versuch, aus lauter Friede und Einigkeit eine Kritik zusammenzusetzen, dürfte wohl ebenso vergeblich sein, als durch vernünftige Diskurse etwas produzieren zu wollen". Freilich hat Friedrich Schlegel bei diesen Ausführungen die Art der Kritik Adam Müller außer acht gelassen,

Digitized by Google

die auch die Romantik zu Zeiten empfohlen hatte. Adam Müller verlangt eine historische Kritik, wie wir es bereits darlegten. „Die historische Kritik ist allerdings milder", wie Friedrich Schlegel zugeben muß. „Aber", so fährt er fort, „das moralische Urteil bleibt dennoch und ist unabhängig von jener: und auch die kritische Ansicht darf nicht so ganz in die historische verfließen, als Herr A. Müller es zu wollen scheint." Wir „fahren also fort zu glauben, daß es schlechte Bücher gebe in Menge, eine ganz falsche und unechte Poesie, die sich nur zu leicht an die wahre ansetzt, und durchaus verwerfliche philosophische Systeme, in denen ein böses Prinzip sich äußert und wirkt, allem Guten und Göttlichen gerade entgegen strebend".

Daß Friedrich auch über den Gegenstand der Kritik hinaus Bedenken und Wünsche zu äußern hat, ist selbstverständlich, zumal Adam Müller seine Ausführungen trotz der wesentlichen Übereinstimmung gar oft in einem gewissen Gegensatz zur Romantik und besonders zu Friedrich Schlegel zu machen scheint.

Am Schluß der Besprechung gibt Friedrich Schlegel nun seinerseits einen kurzen Überblick über die neueste Epoche der Philosophie und Literatur, die in ihren Wechselbeziehungen nicht zu trennen sind. Dann stellt er nach einer Umschau über das, was nun erreicht ist, seine Forderungen auf für die Zukunft. Und er bekennt sich zu dem Programm, das Adam Müller in seinen Vorlesungen den deutschen Dichtern vorgezeigt, wenn er lebendige Anteilnahme an den Leben von ihnen verlangt. Friedrich Schlegel bekennt sich vor allen Dingen zu festen Grundsätzen und zur alten Kraft ewiger Wahrheiten. Er sagt: „Es ist ein Anblick, der zum Teil mit Staunen, zum Teil mit Wehmut erfüllt, wenn man die von drohenden Anzeichen schwangre, ruinenvolle Geschichte des letzten Jahrhunderts gegenwärtig hat, und nun die ersten Geister der Deutschen, fast ohne Ausnahme, seit mehr als fünfzig Jahren einzig und allein in eine bloß ästhetische Ansicht der Dinge so ganz verloren, fast alle nur damit beschäftigt sieht, bis endlich jeder ernste Gedanke an Gott und Vaterland, jede Erinnerung des alten Ruhms und mit ihnen der Geist der Stärke und Treue meist bis auf die letzte Spur erloschen war." „Diese ästhetische Träumerei, dieser unmännliche, pantheistische Schwindel, diese Formenspielerei müssen aufhören, sie sind der großen Zeit unwürdig und nicht mehr angemessen. Die Erkenntnis der Kunst und das Gefühl der Natur werden uns wohl bleiben, so lange wir Deutsche sind; aber die

Digitized by Google

Kraft und der Ernst der Wahrheit, die feste Rücksicht auf Gott und auf unsern Beruf muß die erste Stelle behaupten, und wieder in seine alten Rechte eintreten, wie es dem deutschen Charakter gemäß ist." — Solche Worte bilden in der Tat ein dauerndes, ein ewiges Programm.

* * *

Vom Jahre 1808 an nahm Friedrich Schlegel seinen Aufenthalt in Wien. Hier wirkte er nun im Verein mit Adam Müller, und beide hatten einen wesentlichen Einfluß auf die österreichische Erhebung des folgenden Jahres, der dann bald die Erhebung des ganzen deutschen Volkes folgen sollte. Und die Ideen taten ihre Wirkung, die die Geister der Romantik unter den Gebildeten der Nation ausgebreitet hatten.

Der Ruf aus der Ferne *)

Von Hanns Rosenberg, Bonn.

Oft, wenn wir frühlingsselig schreiten
Den zart begrünten Wald entlang,
Dann schlägt aus ungeheuren Weiten
An unser Ohr ein tiefer Klang,
Als grüb' sich stürzend einem Blocke
Ein Riesenhammer ein von Stahl,
Als singe düster eine Glocke
Vom großen Sterben den Choral.

Und in den Nächten voller Sterne,
Wenn alle Sinne wacher sind,
Tut auf sich die verschloss'ne Ferne,
Zu der sich Deutschlands Sehnsucht spinnt.
Zu ungeseh'nen Horizonten
Schwingt Lieb' und Hoffnung sich mit Macht
Und hört im Donnerklang der Fronten
Den Herzschlag der Entscheidungsschlacht. —

Schlaft wohl, ihr Dörfer in den Tälern,
Ihr Städte am bekränzten Rhein:
Ein Wall von Leibern, fest und stählern,
Schließt besser euch wie Mauern ein.
Und klingt in euren Traum das Dröhnen
Aus jener kriegerischen Welt,
So wißt ihr, daß von Deutschlands Söhnen
Die Blüte für euch Wache hält. —

*) Man hört oft am Rhein den Geschützdonner der Westfront.

Digitized by Google

Es waren Königskinder.

Eine Westerwaldgeschichte von Johannes Laurenburger.

(Fortsetzung.)

Ein Dies.

In Westerstein war heute großer „Dies." Das war eine wichtige Sache. Aus der Küche kam das Klirren von Tellern, das Rasseln von Eßbestecken. Da wurde schon wieder aufgewaschen.

Die Pfarrer von Feuerbach und Breitenburg hatten ihre Schwestern zur Hilfeleistung mitgebracht.

Bei Fräulein Marianne legte sich allgemach die geschäftige Aufregung. Sie gönnte sich einen Augenblick der Ruhe, saß an dem weißgescheuerten Küchentisch und wischte sich mit dem Zipfel ihrer Schürze über die gerötete Stirn. Der Verlauf des Tages befriedigte sie. Ihrem wohlbegründeten Ruf als tüchtige Köchin waren weitere gediegene Stützen gegeben: Sie verstand sich auch auf die Kriegsküche! Und in schweigendem Staunen hatten die Pastorsschwestern von Breitenburg und Feuerbach ihren klugen und tiefgründigen Erklärungen gelauscht. Die Breitenburger gar saß mit gespitztem Bleistift schriftbereit und wartete auf das Rezept der Sellerieſuppe, während ihre Freundin den Kaffe vorbereitete. Zuweilen öffnete sich die Türe des Wohnzimmers. Dann drang jedesmal eine blaue Wolke von Tabakrauch heraus. Und das lebhafte Stimmengewirr der geistlichen Herren, nicht selten unterbrochen von einem volltönenden Lachen.

„Man nehme die Sellerie . . . nein, nehmen sie ganz ruhig Bohnen allein, und sparen Sie nicht an Kaffe, Fräulein, wenn auch Krieg ist. Die Herren trinken ihn gern gut, und wir bringen das alles wieder ein. Die ganze Woche kochen wir halb und halb, da darf man auch mal eine Ausnahme machen." Das kleine Fräulein von Feuerbach kannte die Regel samt der Ausnahme.

„. . . Also, noch einmal von vorn . . . Man nehme die Sellerie, . . . haben Sie? . . . befreie die Knolle von den Blättern, ... von — den — Blättern, . . . haben Sie? . . . reinige sie, . . . haben Sie das alles? . . . ." und so ging das nun weiter. Das Fräulein von Breitenburg schrieb sehr langsam und hartnäckig Zelleri . . .

Die Herren der Definition waren diesmal nicht ganz vollzählig. Mit dem Kriegsausbruch hatten zwei jüngere

Digitized by Google

Geistliche sofort den Dienst in der Feldseelsorge angetreten. Ihre Pfarreien wurden von den Konfratres mitverwaltet.

Mit Rücksicht auf die außerordentlich reichhaltige Tagesordnung war von dem herkömmlichen theologisch wissenschaftlichen Vortrag abgesehen worden, und man hatte sich mit der Besprechung von Angelegenheiten der Seelsorge, insbesondere der Kriegsseelsorge begnügt.

Der Pfarrer von Maienscheid hatte als Schriftführer den Sitzungsbericht anzufertigen. Wir sind nicht unbescheiden, wenn wir den Gang der Verhandlung nach seinen Aufzeichnungen getreulich schildern.

Wie üblich ward die Tagung mit einem Veni Creator Spiritus eröffnet. Den Vorsitz führte der Pfarrer von Westerstein.

Allseitig wurde die außerordentlich starke Zunahme religiösen Eifers infolge des Krieges festgestellt. Der Sakramentenempfang sei in's Ungeahnte gestiegen, der Meßbesuch an Wochentagen lasse kaum zu wünschen, die tägliche Kommunion sei vielfach zur Regel geworden. Man einigte sich über die Mittel, diese Vertiefung kirchlichen Lebens zu festigen und auszubauen.

Hiernach empfahl der Pfarrer von Hainrod die Pflege eines unmittelbaren Verkehres der Seelsorger mit ihren Pfarrkindern im Feld. Mit jedem einzelnen müsse ein ständiger Briefwechsel unterhalten werden. Und das sei für die Landpfarrer durchaus möglich. Wenn der Brief des Pfarrers nur seinerseits die persönliche Note trage, hinsichtlich des Empfängers aber ganz allgemein gehalten sei, doch echt heimatliches Leben atme, dann werde er schon überall eine dankbare Aufnahme finden, und wäre er auch auf dem Wege der Vervielfältigung hergestellt. Die Arbeit sei verschwindend, der Segen unermeßlich.

Nach kurzer Besprechung wurde der Vorschlag einstimmig gutgeheißen.

Der zweite Punkt der Tagesordnung galt den Schwierigkeiten und Gefahren, die der geordneten Seelsorge aus dem Kriege erwüchsen. Hierbei kam auch die Verwendung abergläubischer Schutzmittel und der Mißbrauch kirchlich geweihter Gegenstände zur Sprache. Als ein trauriges Zeugnis religiöser Verirrung und beklagenswerten Unfuges gab der Pfarrer von Westerstein einen Schutzbrief bekannt, der ihm von seinem Kaplan ausgehändigt worden sei. Man begrüßte es, daß der „Schutzbrief" unschädlich gemacht war und beschloß, mit allen Mitteln derartige Auswüchse, wo sie sich zeigen sollten, scharf zu bekämpfen, besonders aber in Predigt, Christenlehre und Schule die Sache in geeigneter Weise zur Sprache zu

Digitized by Google

bringen. Glücklicherweise habe das gesunde religiöse Urteil der Bevölkerung den Humbug schon selber durchschaut und seiner Verbreitung von vornherein den kräftigsten Riegel vorgeschoben. —

Der Pfarrer von Ueberwald stand auf:

„Meine Herren. Es scheint mir angezeigt, auch ein in meiner Pfarrei aufgetauchtes Kriegsgebet zur Sprache zu bringen, das den Stempel des Irrtums viel versteckter, aber immerhin deutlich genug an sich trägt. Das Ding hat die Ueberschrift:

›Gebet für die Soldaten.‹

Es beginnt:

›Allmächtiger, ewiger Gott, Herr des Himmels und der Erde, Herr der Kriegsscharen und der Welt . . .‹

Nebenbei: wir pflegen zu beten: Herr der Heerscharen! und denken dabei meist nicht an Kriegsscharen . . .
Es heißt dann:

›Segne durch das unschuldige, kostbare Blut Jesu Christi die Massen unserer Heere . . .‹

Es würde besser heißen: Segne um des unschuldigen, kostbaren Blutes Jesu Christi willen unsere Soldaten . . .
Dann heißt es ferner:

›. . . . laß ihnen dies in Vereinigung mit dem bitteren Leiden Christi verdienstlich sein! . . .‹

Wir sagen klarer: . . . Laß sie dies in Vereinigung mit dem bitteren Leiden Christi geduldig ertragen, damit es umso verdienstlicher werde.

Alle diese Stellen kranken an einer Unsicherheit des Ausdrucks, die den kirchlich anerkannten Gebeten nicht eigen ist.

Und nun folgt ein besonderer Segen. Es ist nicht Brauch, in ein Gebet, das nach seinem Inhalt doch ein Segen sein soll, noch einen Segen einzuflechten. Das kennen wir höchstens in bestimmten liturgischen Übungen. Dieser Segen nun lautet:

›Segen.

Unser Herr Jesus Christus sei immer und überall bei unserem Kriegsheere, daß er es beschütze.

Jesus sei in demselben, daß er es erhalte,
Jesus sei vor demselben, daß er es führe,
Jesus sei nach demselben, daß er es bewahre,
Jesus sei über demselben, daß er es segne,

Digitized by Google

der mit dem Vater und dem hl. Geiste als gleicher Gott lebt und regiert von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen‹ . . ."

Polternd fiel ihm hier der Breitenburger Pfarrer in's Wort, daß es durch das Zimmer dröhnte:

„Jst nicht katholisch, ist Häresie!" . . .

„Expertum audite Albertum! Es ging ein Mann im Syrerland, . . .! Wo kämen wir hin, wenn wir den Breitenburger nicht in der Definition hätten?!" Das war die feine Stimme vom Feuerbacher Herrn, der gern seinen Spott hatte. Der Breitenburger verehrte den großen Scholastiker als Taufheiligen.

„Und wenn wir deine Korrekturen entbehren müßten,—" gab er unbeholfen zurück. Und begnügte sich in Gedanken beizufügen: Was will man rechter machen, wenn einer nun mal den Schulmeister vom Vater her im Blut hat.

„Sssst! Silentium!"

„Gut Breitenburger, wirklich ganz nett repliciert. Na, mit der Zeit macht es sich!"

„Sssst! Still doch! Ruhe! Favete linquis! Natürlich die beiden wieder. Dann laßt das doch! Der Ueberwalder! . . ."

Vom unteren Tischende wurde das Wort erbeten.

„Meine Herren, gestatten Sie. Meiner schlichten Meinung nach spiegelt jedenfalls dieses Gebet, über dessen Rechtmäßigkeit man, wie ich gern zugeben will, zweierlei Meinung sein kann, die gewaltige Erregung der Volksseele. Und, meine Herren, Sie werden mir beipflichten, daher ist es nicht nur von geschichtlichem, sondern auch von einem gewissen religiösen Wert, insofern es nämlich zu einer Verinnerlichung des Menschen anleiten kann. Denn letzten Endes ist ja doch lediglich unser persönliches Verhältnis zu Gott entscheidend. Und wenn nun das vorliegende Gebet, aus dem doch die Not schreit, durch eigenes inneres Gotterleben in diesem Krieg entstanden ist, dann ist es zugleich ein beredtes Zeugnis für die religiöse Ertüchtigung des Menschen, zu welcher dieser Krieg gedrängt hat. Das Gebet hat den Geist der Christusliebe, das ist die Hauptsache". . . .

Die Worte schnitten durch das Zimmer. Wie wenn die Schneiderin das Leinen vom Stück reißt. Und einen Augenblick war eisiges Schweigen.

Der Breitenburger machte ein Gesicht, als habe er den selbstgebrauten Cognak vom Feuerbacher versuchen müssen, schlug breit die stämmigen Arme übereinander, lehnte sich auf seinem Sitz zurück und dachte an den heiligen Athanasius. Der bildete gerade seine tägliche Lesung. Und gestern hatte er bei ihm den Satz gefunden: ›. . . Wie deutlich verrät

Digitized by Google

er nicht, daß er vom Apostel abweicht, wenn er in einnehmenden Worten menschlicher Weisheit sich überhebt und mit diesen betrügen zu können wähnt, ohne selbst zu verstehen, was er sagt, noch worüber er Behauptungen aufstellt!« . . .

Da kam es eifernd von der anderen Ecke des unteren Tischendes:

„Es ist ja wahrhaftig schon weit gekommen. Jetzt will man uns wohl gar noch auf innerreligiösem Gebiet zur Entscheidung nötigen, ob christlich oder . . ."

„Aha!! Aha!" Von mehreren Seiten flog das gleichzeitig in den Raum.

„Herr Confrater! . ." Der Pfarrer von Westerstein war plötzlich mit einer Lebhaftigkeit aufgesprungen, die man seinem Alter kaum zutrauen mochte . . .

„Der Unterschied unserer Jahre berechtigt mich, Sie auf die Ungehörigkeit Ihres Einwurfes aufmerksam zu machen. Nicht »man will«, sondern Sie tun. Und ich weise diesen Versuch mit Entschiedenheit zurück! Rom und die Bischöfe haben gesprochen, die Sache ist damit Gott sei Dank erledigt...

Den Herrn Vorredner aber darf ich darauf aufmerksam machen, daß seine Worte eine völlige sachliche Entgleisung bedeuten. Nicht der Subjektivismus steht zur Verhandlung, der sich einen Herrgott aufbaut, wie er ihm gefällt und in tausend verschiedenen Köpfen auf tausenderlei Weise spukt, sondern die einfache Frage: Ist das vorliegende Kriegsgebet vom Standpunkte der Kirche aus zulässig oder nicht? Mit anderen Worten: Es ist lediglich die von Ihnen selbst bezweifelte Rechtmäßigkeit des beanstandeten Gebetes zu prüfen. Das wissen wir alle, ohne daß es gekünstelter Worte bedarf: Die Kirche läßt jedem Menschen die Freiheit, nach dem Maße seiner Erkenntnis mit Gott zu verkehren und schreibt auch einem irreligiösen Gebet Heilswirkung zu, wenn es in aufrichtiger Gesinnung verrichtet wird, die eben für jedes Gebet Voraussetzung ist.

Aber etwas anderes ist es, unter den Gläubigen die Verbreitung eines Gebetes zuzulassen, das den Heilswahrheiten nicht ganz genau und klar entspricht. Wollte die Kirche das gestatten, dann gäbe sie zu, daß sie über die heilige Lehre Christi selber keine volle Klarheit besitze, oder aber sie versäumte die Pflichten ihrer göttlichen Sendung. Und das, lieber Herr Doktor, das wird wohl beides von Ihnen nicht behauptet?!" —

Mit einem freundlichen Lächeln war diese letzte Frage gestellt worden. Das nahm der Schärfe der übrigen Worte viel.

Die beiden jugendlichen Herren am unteren Tischende schwiegen in einiger Verlegenheit. Und jeder von ihnen freute

Digitized by Google

sich, daß er einen gefunden hatte, mit dem er sich in die Abfuhr teilen konnte.

Der alte Herr aber war nicht nur ein wackerer Pastor, sondern auch ein schneidiger Kämpe der Rede. Und die es am unteren Tischende etwa bisher noch nicht gewußt hatten, waren sich nach dieser kleinen Probe klar, daß der weißhaarige Pfarrer eine scharfe Klinge noch meisterlich schlug . . .

Der Ueberwälder erhielt wieder das Wort zur Sache, und er fuhr fort:

„Meine Herren. Was ich zu dem Segen ausführen kann, ist ja weiter nichts Neues, ist die uralte, unwandelbar feststehende Lehre unserer heiligen Kirche: Gott ist allgegenwärtig und seine Allgegenwart ist unfaßbar. Jesus, der Gottmensch, ist nur seiner göttlichen Natur nach allgegenwärtig. Als Gott und Mensch aber lebt er im Himmel als der verklärte, und auf unseren Altären als der sich opfernde Christus.

Die Worte: Jesus sei immer und überall . . . bei, in, vor, nach, über unserem Kriegsheere sind also begriffentstellend. Sie sind allenfalls gutgemeint, aber darum nicht besser . . ."

Das gab eine längere Besprechung.

Man hätte gern gewußt, woher das Machwerk stamme. Daß es nicht kirchlichen Ursprunges, ja nicht einmal von einem Geistlichen verfaßt sein könne, darüber war man sich klar. Aber es wußte niemand Aufschluß zu geben. Die dunkle Abkunft war jedenfalls bezeichnend.

Einhellig wurde beschlossen, das sonderbare Gebet von den Kanzeln aus zu verurteilen und ausschließlich das vom Bischof als Fürbitte für die deutsche Kriegsmacht verordnete Kirchengebet zu pflegen und zu verbreiten . . .

Zum Schlusse gab man allgemein der Freude Ausdruck, daß die Papstwahl nach nur vierwöchiger Sedisvakanz bereits im Gange seien, und daß selbst der Weltkrieg die monumentale Einheit der Kirche nicht berührte.

Es ward die Hoffnung daran geknüpft, daß der selige, unvergeßliche Vorkämpfer für die Reinheit der kirchlichen Lehre einen Nachfolger erhalte, der das Schifflein Petri mit sicherer Hand durch die tosenden Stürme und brandenden Wogen des Weltkrieges zu leiten vermöge.

In der herkömmlichen Weise wurde die Versammlung mit dem Angelus nuntiavit Mariae geendigt. Sie hatte weit über die sonstige Dauer in Anspruch genommen. —

Der Hausherr lud zu Tisch, und man begab sich in das Erdgeschoß, wo in zwei Zimmern gedeckt war, die der Kloster-

Digitized by Google

peter durch Ausheben einer Türe zu einem einzigen Raum vereinigt hatte. Der Breitenburger und der Feuerbacher wünschten Tischnachbarschaft. „Zur Abtötung!“ sagte der Breitenburger. „Aus Genußsucht!“ erklärte der Herr von Feuerbach und zwinkerte durch die goldgefaßte Brille. Dann lachten sie beide.

Ein kurzes Tischgebet, und die Herren Parochi bewiesen, daß sie nicht gesonnen seien, über den Sorgen um das Seelenleben die berechtigten Ansprüche des Leibes zu vernachlässigen. Und Fräulein Marianne in der Küche bemerkte das mit Genugtuung und Freude.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Herren hatten sich verabschiedet. Zuerst die von den entlegeneren Pfarreien. Der von Ueberwald hatte bis zuletzt ausgehalten. Nun ging auch er. Der silberhaarige Pfarrer von Westerstein begleitete ihn noch auf den Weg, und sein Wolfspitz sprang in weiten Sätzen voraus. Ihre Blicke folgten dem Tier.

„Was meinst du, Ueberwalder,“ an des Hausherrn Lippen kräuselte das gütig behagliche Lächeln, „neulich liegt das Hundevieh da vor dem Haus auf der Treppe und sonnt sich. Plötzlich springt der Kerl auf, wedelt mit dem Schweife und starrt den Weg hinab. Das macht er so, wenn Besuch im Anzug ist. Na, ich werde aufmerksam und sehe nach, was er hat. Junge, sag ich, diesmal bist du fein irr. Der kommt mich nicht besuchen, der denkt nicht daran. Der Spitz läßt sich aber nicht abbringen, guckt mich an, guckt wieder die Straße hinab, nickt schließlich ordentlich, als ob er sagen wollte: Nur ruhig, alter Herr, ich kenne mich aus. Und rennt heidi! Was gibst du, was hast du, fort, die Straße hinunter. Mit lautem Gekläff! Na, konnte sein, daß ich mich versehen hatte. Auf meine Augen ist ja schon lang kein rechter Verlaß mehr. Ich ließ ihn also gewähren. Da mit einmal, so halbwegs, stutzt der Hund, läßt das Wedeln, geht vorsichtig um den Herrn herum nnd schnubbert an der Spur. Aber dann! . . . Grad, als ob er sich eines Reinfalles zu schämen hätte, kommt er zurückgeschlichen, läßt Kopf und Schwanz hängen und legt sich wieder auf seinen Platz vor der Haustüre. Sieht ganz traurig aus. Unterdessen ist der Herr näher gekommen und ich erkenne ihn endlich. Was meinst du, wer es war? . . . Mein guter Freund, der Oberförster! Na, Ueberwalder, da ging mir denn ein Licht auf. Der hatte nämlich gerade einige Tage vorher in der alten Post erzählt, die zwei einzigen, die er in Westerstein nicht ausstehen könnte, das seien der Pastor

Digitized by Google

und sein Hund. Weil sie alle beide nicht rassenrein seien. Der Pfaff sei ein finsterer Römling, und sein Hund ein ekelhafter Scherenschleifer. Da war nun freilich alles klar, und ich hatte volles Verständnis für das Verhalten von meinem ehrlichen Wolfspitz. Na, sag ich, Spitz, laß nur gut sein. Brauchst dich deshalb nicht zu grämen. Irren ist sogar menschlich. Bist ihm ja nicht nachgelaufen und hast also deiner Ehre garnichts vergeben. Das bloße Riechen an der Spur war nur ein Akt der Aufmerksamkeit. Nimmst nächstens keine Notiz mehr von ihm! . . ."

Sie waren jenseits der Kirche angekommen, wo der Wegweiser die Richtungen nach Ueberwald und Breitenburg zeigte. Der Spitz ist stehen geblieben, legt seinen Kopf zur Seite und blinkert seinen Herrn an, als wollte er sagen: „Na, — fürs Samtkäppchen, dächt' ich, wär's weit genug?!"

Und der Ueberwalder lacht:

„Geh nur, bring deinen Herrn hübsch heim. Nächstens kommst du wieder mit nach Ueberwald. Der Ajax hebt dir einen Knochen auf." . . .

Der Zeitungsjunge biegt den Weg herauf. Er bringt den neuesten Kriegsbericht.

„Gelobt sei Jesus Christ! —"

„In Ewigkeit. Amen . . . So, mein Junge, recht so. Hier hast du auch deinen Groschen. Ueberwalder, sie du mal, was unsere lieben Burschen draußen machen."

Der Ueberwalder liest vor. Und da er weiterliest, beginnt seine Stimme vor Erregung zu zittern:

„. . . .

Amtlicher Drahtbericht.

28. Aug. Die engliche Armee, der sich drei französische Territorial-Divisionen angeschlossen hatten, ist nördlich von St. Quentin vollständig geschlagen und befindet sich im Rückzug. Mehrere tausend Gefangene, 7 Feldbatterien und eine schwere Batterie sind in unsere Hände gefallen."

„Gott sei Dank. Diese Brut von Frömmlern und Pharisäern!" wirft der Westersteiner dazwischen, und der Pfarrer von Ueberwald fährt fort:

„29. Aug. Generaloberst von Hindenburg hat die vom Narew vorgezogenen russischen 5 Armeekorps und 3 Kavalleriedivisionen in dreitägiger Schlacht in der Gegend von Gilgenburg — Ortelsburg — Tannenburg — Neidenburg geschlagen und verfolgt sie jetzt über die Grenze. 90,000 Russen gefangen in offener Feldschlacht, darunter 4 Generäle, 516 Geschütze und Feldzeichen erobert. Drei russische Armeekorps, sowie die gesamte Artillerie vernichtet."

Digitized by Google

Da glänzt dem Priesterjubilar eine Träne im Auge und auch dem Ueberwalder Herrn ist wunderrührsam ums Herz . . .

„. . . Wir wollen Gott danken, der uns in dieser schweren Zeit so sichtbar beisteht, der uns Männer wie diesen Hindenburg gegeben hat."

„Und einen so herrlichen, prächtigen Kaiser."

„Und ein so kraftvoll stolzes, so einzig edles Volk." . . .

Sie gaben sich die Hand. „Auf Wiedersehen nächstens in Ueberwald!" —

Damit schieden sie.

Der gute Pfarrer von Westerstein machte seine Absicht gleich wahr und ging in die Kirche. Und es war ein gar rührendes Bild, wie er, sein Samtkäppchen in der Hand, an den Stufen des Altars dem Herrgott auf den Knieen dankte. Über seinen schneeigen Haaren glühte das Ewige Licht. Rot wie die Liebe. Und sein milder Glanz stand in stillem Brand über dem Raum und wuchs am Hochaltare hinauf wie mit ruhiger Zuversicht . . .

Jenseits des Waldes schritt der Ueberwalder Herr seinem Pfarrdorf zu. Und da er auf die Höhe kam, hallten ihm die Glocken von Ueberwald entgegen. Er blieb stehen. Das helle Geläute von Feuerbach schlug spitz darein. Aus der Ferne, behäbig schwer, kam es von Breitenburg daher. Jetzt setzten auch die Westersteiner Glocken ein. Und jubelnd, frohlockend stürmte es über die Höhen des Westerwaldes.

Da betete auch der Ueberwalder aus ganzem Herzen. Und weil er nun einmal dabei war, nahm er sein Brevier. Wenn es auch kleinen Druck hatte. Denn der Ueberwalder konnte sich auf seine Augen noch verlassen.

Aber sein Geläute, das stand fest, war das schönste im Westerwald. (Forts. folgt.)

Digitized by Google

Einem Toten.

Von M. Herbert, Regensburg.

I.

Du gabst dein Leben so willig hin
Für das heilige Vaterland,
Du starbst wie auf dem Hochaltar
Vor Gott ein Opferbrand.
Dein Tod war lachend, stolz und kühn,
Deine Seele den Preis erstritt.
Du fragtest nicht nach des Körpers Not
Und den Qualen, die er litt.
Nun stehst du mit dem flammenden Schwert
Und deiner hellstrahlenden Kron!
Ein ew'ger Ritter stolz bewehrt,
Zur Wacht an Gottes Tron.

II.

Nun trösten dich Gottes Engelein
Mit Musizieren und Singen,
Ob aller Trübsal und bittern Pein,
Ob allen irdischen Dingen.
Sie spielen dir deinen Mozart vor —
Die Liebeslieder, die süßen.
Sie stimmen an den mächtigen Chor
Vom heiligen Leben und Büßen,
Da stehst du still und ganz entrückt
Auf den hohen Himmelsemporen,
Da ist dein Antlitz ganz entzückt
In seliges Lauschen verloren.
Es hört von Ferne die Melodein.
Meine Seele, die sehnsuchtskranke,
Zu eng wird ihr des Körpers Schrein
Und die Fessel der Erdenschranke.

III.

Ich war im Leben so herzlich dein
Und wärs nun nicht im Tod?
Ich hebe auf den kalten Stein,
Der deckt all deine Not,
Ich hebe auf den kalten Stein,
Der dein heißes Herz beschwert.
Ich mußte im Leben ein Tröster sein
Für alles, das dich versehrt.

Digitized by Google

Ich habe immer um dich gewußt
Um dein Glück und um deine Qual,
Dein Leben war in meiner Bruſt
Verdoppelt tauſendmal.
Dein Leben iſt in meiner Bruſt,
Du kannſt nicht geſtorben ſein;
Ich habe immer zu heben gewußt
Deiner Stummheit laſtenden Stein.

IV.

Du ſtellteſt nieder deinen Tränenkrug,
Dein Kreuz blieb hier. Es ragt ob deiner Gruft.
Du gabſt dein Leid der reinen, weiten Luft;
Ganz leicht und frei trug dich zu Gott der Flug.
Ich aber ſchleppe deine Bürden noch,
Ich fühle auf den Schultern deine Laſt,
Dein hartes Los läßt nicht mein Herz zu Raſt,
Ich wand're unter deines Schickſals Joch.

V.

Sechs Schuh tief iſt dein Bett gemacht,
Kein Ruf des Lebens kann dich wecken.
Dich bergen dunkler Erde Decken
Und endlos lang iſt deine Nacht.
Dir flocht die ernſte Ewigkeit
Die Krone für den blonden Scheitel,
Wenn meine Sehnſucht nach dir ſchreit,
Schweigſt du, denn dir iſt alles eitel.
Du haſt nur noch mit Gott zu tun.
Mein Lieben ſank dir aus den Händen,
Du wirſt die Augen immer wenden
Auf deinem Weg nach Avalun.

VI.

Du biſt nicht tot! Noch ruft mein Herz dir nach
Und ſchreibt mit glühndem Stifte deinen Namen
In alle Stunden, die da gehn und kamen,
Du biſt lebendig, du biſt ſtark und wach.
Du ſprichſt: der letzte Abſchied kam noch nicht,
Ich konnte ſterbend nicht Lebwohl dir ſagen,
Drum ſchreit' ich noch in deinen Lebenstagen
Ein Unbegrabner. Doch kein Spukgeſicht.
Ich ſtrecke immer ſehnend noch die Hand
Der deinen hin und will ſie nimmer laſſen.
Ich kann ſie aus der Ewigkeit erfaſſen,
Du hälſt mich feſt in deiner Liebe Land.

Digitized by Google

VII.

Nun ist des Lebens Irrtum längst gebüßt,
Gelöst sind alle schneidenden Akkorde.
Ein Palmenzweig liegt vor des Todes Pforte
Und tiefes Schweigen ist dein letzter Gruß.
O Schweigen, Schweigen! Das war unser Los!
Wir wollten nicht die frommen Schleier reißen
Vom Heiligtum. Und starr und schwer wie Eisen
Verschloß Befehl des Schicksals unser Herz.
Nun — da dein Boot vor unsrem Strande stieß,
Da wollen all die lang gestauten Fluten
Den Damm zerbrechen. All die toten Gluten
Die ungesagten Worte wehn dir nach!

VIII.

Nun preßt dein mutig flammend Herz
Ein kalter, schwerer Stein,
Der junge, lichte Frühlingstag
Kann nicht zu dir hinein,
Kein Rasenschimmer deckt dich zu,
Kein Röslein zwingt ganz sacht
Die starke Wurzel in dein Blut
Und blüht in roter Pracht.
Kein Lerchenlied erreicht dein Ohr,
So starr ist deine Gruft,
Kein Sonnenstrahl zu trösten kommt,
Kein leiser Veilchenduft.
Und dennoch bist du nicht allein
Im Steingehäuse hier,
Mein armes Seelchen fand den Spalt,
Schlüpft ein und weint bei dir.

IX.

So ganz lebendig war kein Mensch wie Du!
Die großen Feuer deiner Seele lohten
Zum Himmel wie ein wundersamer Brand —
Und stehst doch fern und einsam bei den Toten.
O dies Erlöschen! Herz kannst du's verstehn?
Dies Stillewerden kannst du es begreifen?
Es tastet meine Seele wirr und krank
Zum Ausgang in dem festgeschlossenen Reifen.

X.

Es wußt' es Keiner, als du allein —
Wer hätte nicht schweigend gezagt

Digitized by Google

Zu leuchten in meinen dunkelſten Schrein
Und die Frage der Fragen gewagt?
Du aber trugſt in der tiefen Bruſt
Den Schlüſſel zu meinem Sein.
Er ward dir gegeben zur Urweltzeit,
Als Gottes allmächtiger Ruf
Scholl über die Gründe und Meere weit
Und die fernen Geſchlechter ſchuf.

Das Sakramentshäuschen des Adam Krafft.*)

Von Leo Sternberg,
Rüdesheim.

Mit der Schmerzenslaſt des Werkes auf dem Rücken,
kauerſt du am Boden, machſt dich ſelbſt zum Sockel
des gewaltigen Turmes, daß dein Werk,
ſich auf dir erhebend, nicht den Erdenſtaub berührt.

Doch der Stein erdrückt dich nicht. Der Berg des Menſchenleides,
die Paſſion des Gottes türmt ſich himmelhoch auf deinen Schultern
— und zermalmt dich nicht! Du haſt die Felſennadel,
die ans hemmende Gewölbe ſtößt,
aufgelöſt in Laub und Licht und eine Engelswendelſtiege;
und die bunte Edelſteineglut der Kirchenfenſter
funkelt durch das luftige Gehäuſe;
und wenn draußen vor dem Chor die Schwalben jagen,
fliegt ihr Schatten in dem Bögen- und Fialenwalde aus und ein —
In Spiralen ſchwebt die Schöpfung auf zur Himmelsburg,
heiligenbeſetzte Wolkenpfade . . . .

Und du brichſt nicht unter deinem Werke,
wie ein Dämon unter aufgewälztem Berg, zuſammen —
Leicht ſteht dir und licht die Pyramide
deines Lebens,
deren Mitte Gott bewohnt,
als ein Flügel auf den ſeligen Schultern.

*) Lorenzkirche in Nürnberg.

Digitized by Google

Deutsche Kriegslyrik der Vergangenheit.

Ein literarhistorischer Überblick.

Von Karl Jakubczyk, Breslau.

III.

Erst in den Befreiungskriegen und auf dem Boden der Romantik erwacht nach längerer Pause mit dem nationalen Empfinden auch wieder der Geist kriegerisch-nationaler Poesie in der deutschen Literatur. Die zweite große Blütezeit der deutschen Literaturgeschichte, die Zeit des Weimarer Klassizismus, war in dieser Hinsicht naturgemäß, schon wegen der friedlichen politischen Verhältnisse des sanft in die Ewigkeit hinüberschlummernden hl. römischen Reiches deutscher Nation, fast unfruchtbar geblieben. Man müßte denn höchstens Schillers „Wallenstein" oder sein „Reiterlied" und sein poetisches Gemälde „Die Schlacht", diese einsamen Findlinge von Kriegspoesie unter Schillers Dichtungen, oder Goethes Tagebuchberichte über seine friedliche und harmlose Teilnahme an der „Kampagne in Frankreich" und an der „Belagerung von Mainz" oder sein vieldeutiges Festspiel „Des Epimenides Erwachen" als Kriegsdichtung bezeichnen. Über den patriotischen Charakter des „Epimenides" ist man im übrigen so wenig einig, daß die einen darin einen Ausfluß von Goethes Patriotismus, die anderen ein Bekenntnis seines Kosmopolitismus zu erkennen glauben. Goethe ist nun zweifellos von der alles aufrüttelnden nationalen Bewegung der Befreiungskriege innerlich ergriffen worden, aber er folgt ihr „noch immer mit einiger Reserve. Er stellt die Begeisterung der anderen dar, nicht seine eigene." [1])

Was aber an nationaler Kraft und an Liebe zum Vaterlande in jener politisch so zerfahrenen, national so gleichgiltigen Zeit des ohnmächtigen, zerrissenen Deutschland noch schlummerte, das weckten die Kriege von 1806 bis 1815 mit ihren Siegen und Niederlagen, mit ihren Freuden und Leiden zu neuem, frischem Leben. Es war wie so oft im Leben: Der „tiefe Schmerz gab der Dichtung der Freiheitskriege ihre Größe." [2]) Und treffend kennzeichnet Rudolf von Gottschall [3]) die ganze Bedeutung dieser Kriege für die deutsche Literatur, wenn er schreibt: „Die deutsche Poesie tat den ersten Schritt ins Leben." Krieger und Dichter, Sänger und Helden, Leier und Schwert gehen jetzt Hand in Hand in der Erneuerung und Erhöhung der nationalen Gesinnung und Begeisterung.

Eine glänzende Reihe von Namen haben jene blutigen Kriegsjahre für immer an den Sternenhimmel der deutschen Literatur geschrieben. Da singt der ritterliche Romantiker und Mitkämpfer

[1]) Robert Riemann, Goethes Werke. Vollst. Ausgabe (Gold. Klass. Bibl.), 12. Teil, Einleitung, S. XX.

[2]) Rich. M. Meyer, die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts. Volksausgabe, 1912, S. 36.

[3]) Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts, 1891, 1. Band, S. 219.

Digitized by Google

von 1813, Friederich de la Motte Fouque (1777—1843) seine Kriegslieder („Gedichte vor und während des Feldzugs 1813"), bestrebt, durch seine dramatische Trilogie „Der Held des Nordens" und seine „Vaterländischen Schauspiele" mit dem uralten deutschen Heldenlied auch das Sehnen nach neuen befreienden kriegerischen Taten im Volke wachzurufen.[1]) Die schon 1809 beginnenden österreichischen Befreiungskämpfe gegen Napoleon begleitet Heinr. Jos. von Collin mit seinen „Wehrmannsliedern" (1812). Freilich fehlt bei Collin noch die deutliche, namentliche Beziehung auf einen bestimmten Feind, wie denn auch der Dichter selbst bemerkt, daß seine Lieder, weil noch vor Ausbruch des Krieges gedichtet, „der Kraft entbehren mußten, welche durch ihre Richtung gegen einen bestimmten Feind von selbst entstanden wäre." Einer der größten Romantiker, Heinrich von Kleist, (1777—1811) schreibt sich besonders in den Jahren 1808/9 in der „wilden Hasspoesie" seiner „Hermannsschlacht", in der es ihm trefflich gelungen ist, „die ganze, volle Gegenwart in einer mehr als tausendjährigen Vergangenheit abzuspiegeln" und die Forderungen der Gegenwart dem deutschen Volke und seinen Fürsten lebendig vor die Seele zu führen, seinen Schmerz und seine ohnmächtige Wut über die napoleonische Fremdherrschaft vom Herzen. Flammende Gedichte voll maßlosen Zornes richtet er gegen den Tyrannen der Völker, den „bösen Geist der Welt", „das wilde Tier" (Napoleon) und ebenso flammende Verse der Liebe und Begeisterung an deutsche Fürsten und an seine Volksgenossen (An den Erzherzog Karl, An die Königin von Preußen, Germania an ihre Kinder). Im „Prinzen von Homburg" aber feiert der Dichter einen preußischen Reitergeneral des großen Kurfürsten und wird durch dieses „lebensvolle Drama aus der vaterländischen Geschichte"[2]) ein würdiger Vorläufer der eigentlichen Kampfespoesie der deutschen Befreiungskriege.

Und als dann endlich nach den sieben bangen Jahren der Schmach und Erniedrigung der Sturm der erwachenden und bald siegreich vorwärts dringenden Freiheit durch die deutschen Lande braust, da werden in Wahrheit die Sänger zu Helden und eilen als die ersten und begeistertsten zu den Waffen. Ein E. M. Arndt, ein Theodor Körner, ein Max von Schenkendorf werden die literarischen Führer und Sprecher des Geistes jener großen Zeit, deren Gedächtnis wir 1931 ehrfurchtsvoll gefeiert und deren glorreiche Wiederkehr wir in diesem gegenwärtigen Weltkriege neu erlebt haben. Und wie immer führten auch damals die großen, Deutschland innerlich und äußerlich umgestaltenden Ereignisse der Zeit auf literarischem Gebiete einen heilsamen Umschwung herbei, führten dem Lebensbaum der Poesie neue Kräfte und Säfte zu, brachten neue Ideen und Gesichtspunkte, neue Stimmungen und Motive, neuen frischen Schwung in das Dichten und künstlerische Schaffen der Zeit hinein. Treue zum angestammten Herscherhause, Liebe zum heimatlichen Boden, seinen Helden und seiner geschicht-

[1]) Vogt und Koch, Geschichte der deutschen Literatur. 1910. 2. Band, S. 370.

[2]) Vogt und Koch, Geschichte der deutschen Literatur, 1910, 2. Bd., S. 375.

Digitized by Google

lichen Vergangenheit, Sinn für deutsche Stammesart und -tugend, das Verständnis für die Zusammengehörigkeit aller Stämme des gemeinsamen deutschen Vaterlandes, Gottesfurcht und Gottvertrauen, Abscheu und Haß gegen die verheerenden Mächte fremder, ausländischer Sitten- und Gottlosigkeit, das sind die edlen Anregungen und Kräfte, die im deutschen Volksleben und in der Poesie nun wieder lebendig werden und als eine der schönsten Früchte jener ernsten Zeit in den edelsten Herzen das heiße Bestreben nach der vollen Einigung, nach dem Ausbau und der Größe des deutschen Vaterlandes zurücklassen. In dem geistigen und sittlichen Leben der Nation war seit der Zeit des Tilsiter Friedens ein gewaltiger Umschwung eingetreten. An die Stelle des religiösen Indifferentismus war ein ernster, evangelischer Glaube getreten, und dieser religiöse Sinn durchweht die Lieder aller jener Männer, in denen die gewaltig ringende Zeit ihren poetischen Ausdruck gefunden hat. Darum hat auch die ganze Bewegung, so hoch auch die Herzen klopfen, doch vorwiegend „etwas Ruhiges, Maßvolles." [1]) Und wenn auch die Poesie der Freiheitskriege nicht durchweg zu dem künstlerisch Bedeutendsten in der deutschen Literatur gehört, so war sie doch erhaben in ihrer Idee und Absicht, groß und edel in ihren Wirkungen.

Als im Frühjahr 1813 der Krieg gegen Napoleon zum Ausbruch kam, war von den bekannteren und am häufigsten genannten Dichtern der Befreiungskriege E. M. Arndt der älteste. Im Jahre 1769 auf der Insel Rügen geboren, hatte Arndt sich in seinen Studentenjahren auf den Universitäten zu Greifswald und Jena fleißig theologischen und historischen Studien gewidmet, ehe er nach langen Reisen und Wanderungen, auf denen er fast den ganzen europäischen Kontinent durchquert hatte, im Jahre 1805 Professor der Geschichte in Greifswald wurde. Durch seine Schrift vom „Geist der Zeit" politisch verdächtig geworden, floh er vor Napoleons Nachstellungen zunächst nach Schweden und begab sich später (1812) nach St. Petersburg zum Freiherrn von Stein, als dessen Privatsekretär. In Poesie und Prosa, in den Liedern und Flugschriften seines „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann" (1812), in seinen „Liedern für Deutsche" (1813), seinen „Deutschen Wehrliedern" (1814), seinen „Kriegsliedern für Deutsche", in den zwei Bänden seiner „Gedichte" (1818), in der berühmt gewordenen Schrift „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze" (1814), hat er unermüdlich sein Volk zum Kampfe um die Befreiung von der französischen Fremdherrschaft angefeuert. Nach dem Kriege wurde Arndt im Jahre 1818 Professor der Geschichte in Bonn, aber schon 1820 „wegen Teilnahme an burschenschaftlichen Umtrieben" abgesetzt und erst 1840 von Friedrich Wilhelm IV. rehabilitiert. 1848 wurde er Abgeordneter in der deutschen Nationalversammlung. Er starb 1860 in Bonn.

„Arndts Lyrik trägt denselben männlichen und derben Charakter, durch den sich seine polemischen und patriotischen Schriften

[1]) Karl Janicke, Das deutsche Kriegslied. Berlin 1871. S. 52.

Digitized by Google

auszeichnen. . . Bei ihm verdichtete sich die Gesinnung zum Talent, ein Phänomen, das ebenso häufig ist, wie das umgekehrte, die gänzliche Abschwächung des Talents durch die Gesinnungslosigkeit" [1]). Die heiligsten Güter des deutschen Volkes, seine berechtigte, gesunde nationale Eigenart und vor allem die alten deutschen Stammestugenden bilden den Grundton und das Grundmotiv der Kriegspoesie Arndts. Ihnen gilt seine ganze Liebe und Sorge, sein Sinnen und Trachten. Diese geistigen, ideellen Güter gilt es ja in diesen Kriegen zu schützen und zu erhalten, um ihretwillen wird so viel Heldenblut vergossen, ihre dichterische Verherrlichung ist darum für die Kämpfer der mächtigste Antrieb zu heldenhafter Ausdauer und Tapferkeit, ist für sie die wirksamste, begeisterndste Kriegspoesie. Von diesen nationalen Gütern, von diesen idealen Zielen des Krieges zu singen, wird darum Arndt nicht müde, während die poetische Darstellung des wilden Kriegstanzes selbst mehr in seinen Gedichten auf einzelne Persönlichkeiten und Ereignisse zu ihrem Rechte kommt.

Mit welch packender Wucht vermag Arndt doch das kriegerische Empfinden seiner Zeit zum Ausdruck zu bringen! Wie weiß er uns doch für deutsche Art, für deutsche Freiheit, deutsche Ehre und deutsche Frömmigkeit mächtig zu begeistern! Das ist etwas ganz anderes als Schenkendorfs weichere Art, auch viel tiefer, lebendiger, unmittelbarer als Körners jugendlich pathetischer Ueberschwang. Arndt ist eben so ganz der gereifte, echte deutsche Mann, der ganz aufgeht in der Liebe zu seinem deutschen Volkstum und seiner großen nationalen Vergangenheit, im Mitgefühl für seine bitter schmerzliche Gegenwart. Wie herrlich groß und schön ist ihm „Des Deutschen Vaterland", für das nun so schwer, aber freudig gekämpft wird! Deutschlands Tugenden sind ihm in so gefahrvoller Zeit der beste „Deutsche Trost". Und wenn man ihn fragt; „Wer ist ein Mann?", so antwortet er: nur der, der beten, glauben, lieben kann, ist auch der Mann, der streiten und für ideale Güter sterben kann. Auch die tröstenden, mahnenden, begeisternden Lieder im „Katechismus" sind von tiefgläubiger Frömmigkeit durchdrungen. Wie ein Volkslied, so anschaulich und schön ist Arndts Lied von der „Leipziger Schlacht". Mit derselben Innigkeit, mit der er die Helden der Befreiungskriege zu feiern und zu lieben weiß, mit der „der tapfere König von Preußen", „Scharnhorst der Ehrenbote", Feldmarschall Blücher, Freiherr von Stein von ihm verherrlicht und noch im Jahre 1816 alle zusammenfassend in dem Gedichte „Meine Helden" noch einmal besungen werden, mit derselben trotzigen Wildheit weiß er den Zorn gegen die Feinde des Vaterlandes wachzurufen und wendet er sich noch 1837 mit scharfem Tadel „An die Napoleonsverehrer". Freilich wird der Mangel an wirklich witziger Satire bisweilen durch grobe Schimpfwörter ersetzt, und die Reinheit der deutschen Sache erhält bei Arndt „bereits eine bedenkliche Trübung durch das Aufrühren jener teutonischen Urelemente, die

[1]) Rudolf von Gottschall, die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts, 1891, 1. Band, S. 229.

Digitized by Google

für eine Zeit des Kampfes eine wohltätige Gärung hervorrufen konnten, aber später als unklarer Niederschlag zurückblieben".[1]) Trotzdem glaubt Max Koch[2]) das Urteil fällen zu können: „Das Beste in der massenhaften Lyrik der Befreiungskriege hat doch Arndt geschaffen". Und wenn wir Lieder wie das vom „Gott, der Eisen wachsen ließ" oder „Sind wir vereint zur guten Stunde" singen, so klingt solch brausender Männersang noch heute wie ein Nachhall aus jener großen Zeit zu uns herüber.

Mit E. M. Arndt berührt sich in mancher Hinsicht ein anderer deutscher Dichter jener Zeit, der gleich ihm mit hingebender Liebe sich vor allem in die große geschichtliche Vergangenheit und die völkische Eigenart des deutschen Vaterlandes versenkte: Max von Schenkendorf. In der Ostecke des Reiches, in Tilsit im Jahre 1784 geboren, studierte er auf der Universität Königsberg Staatswissenschaften, war dann als Referendar bei der Regierung in Königsberg tätig, vermählte sich 1812 in Karlsruhe mit einer edlen Dame und verzichtete, als im folgenden Jahre der Krieg ausbrach, freudig auf sein junges eheliches Glück, um, weil infolge einer Lähmung des rechten Armes kampfunfähig, wenigstens als Nichtkombattant im Stabe des Generals von Röder an den Gefahren und Mühseligkeiten des Feldzuges teilzunehmen. Und „dieser großen und heiligen Zeit", schreibt ein Freund des Dichters, „die ihn mit allem in Berührung brachte, was damals durch Geist, Mut und jede ritterliche Tugend den Glanz der siegreichen preußischen Waffen erhöhte, sind seine schönsten Lieder entsprossen".[3]) Nach dem Kriege als Rat bei der Regierung in Koblenz angestellt, wurde der fromme Dichter bereits im Jahre 1817 durch den Tod dem Vaterlande und der deutschen Literatur entrissen. Ein schönes Zeugnis für den edlen Charakter dieses Dichters sind die Worte seines ungenannten Freundes, die in der Einleitung zu seinen sämtlichen Gedichten stehen: „Wie herrlich er auch in seinen Gesängen erscheinen mag, sein ganzes reines und reiches Wesen ist darin nicht ausgeprägt".

Max von Schenkendorfs vaterländische Kriegsdichtung ist von etwas anderer Art als die der übrigen Sänger der Freiheitskriege. Gewiß, auch er ruft zum blutigen, aber heiligen Kampfe gegen den fremden Tyrannen auf, und jubelnd folgt er mit glückstrahlender Freude dem Siegeszuge der deutschen Heere nach Frankreich hinein, aber mehr als laute, lärmende Kampfes- und Siegesfreude, mehr als der wilde Franzosenhaß eines Kleist und Arndt reizt ihn und gelingt ihm bei seiner weichen, sinnigen, fast frauenhaften, zart religiösen Natur die poetische Verherrlichung mehr allgemeiner nationaler Güter und Ideale, deutscher Art und deutschen Wesens, und vor allem der Liebe zur deutschen Heimat

[1]) Rud. von Gottschall, die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts, 1891, 1. Band, S. 228.

[2]) Vogt und Koch, Geschichte der deutschen Literatur, 1910, 2. Band, S. 379.

[3]) Einleitung zu „Max von Schenkendorfs sämtliche Gedichte. Erste vollständige Ausgabe". Berlin, Gustav Eichler, 1837.

Digitized by Google

und zum Vaterlande, um dessentwillen ja allein der Krieg geführt wird. „Mit hohem sittlichen Ernst faßt er zunächst Grund und Zweck des Krieges in ihrer welthistorischen Bedeutung auf. Es gilt nicht eitlen Ruhm, nicht Land und Gut, es gilt nichts Geringeres als das alte, fromme, tapfere, ehrenhafte Deutschland, wie er es treu im Herzen trägt, als eine feste Burg der Christenheit wieder aufzurichten“ [1]). So hat Schenkendorf sicherlich in manchem Herzen die Kriegsbegeisterung erst seelisch motiviert, oder doch veredelt und vertieft, und in die rauhen, wilden Klänge der Zeit einen warmen, innigen Ton hineinverwebt. Mit welch seliger Inbrunst richtet er nach der Heimkehr aus dem Kriege wieder seinen „Frühlingsgruß an das Vaterland“, meint, gleichsam zu versinken in der Heimat lang entbehrter Herrlichkeit. Und wie verhaltener Jubel, der ihm längst das Herz zersprengen wollte, dringt es aus dem Innersten seiner Seele empor, als er nun endlich wieder die Schönheiten der Heimat vor sich schaut:

„Alles das ist deutsches Land!“

Und der Heimat „Muttersprache“ hat wohl nicht bald jemand so liebevoll wie er besungen. Darum bleibt ihm, auch „Wenn alle untreu werden“, seine Auffassung vom Vaterlande ein ewig junger, beglückender Traum, von dem er niemals lassen will. Heilig aber ist ihm vor allem sein Ideal vom deutschen Kaisertum und deutschen Reich, dem er manch schönen Vers gewidmet und dessen glorreicher Wiedererweckung er in Wort und Lied die Wege zu bahnen sucht. So wie das herrliche Straßburger Münster,

„Aus dem ein heller, schlanker Strahl
Der Turm gen Himmel strebt,
So war auch einst das deutsche Reich,
So war der deutsche Mann,
Auf starkem Grund, im Herzen reich,
Das Haupt zu Gott hinan“.

Ob er nun „Die Deutschen an ihren Kaiser“ sich wenden läßt, ob er „Am 28. Januar 1814“ des Jahrtausends gedenkt, das seit Karls des Großen Tode verflossen, ob er am „Stuhl Karls des Großen“ oder im „Dom zu Speyer“ steht, immer und immer ist er der deutsche „Kaiserherold“, der Sprecher der Nation, der als schönste Frucht der so glorreich verlaufenen Befreiungskriege die Auferstehung der alten deutschen Kaiserherrlichkeit fordert, wie er vor dem Frieden, als er im April 1813 „Bei Wittelsbachs Stammschloß“ stand, Bayerns König und Volk bittend beschwor, es möchte doch auch dieses

„Baierland, o Land der Stärke,
Alles Schönen heilger Herd“,

erwachen aus dem Schlafe der französischen Fremdherrschaft und mitkämpfen in der großen deutschen Völkerschlacht. Deutschlands Heil, seine innere, geistige Umgestaltung und Erneuerung als der schönste Lohn für die Opfer dieses Krieges, — das ist sein heißer Wunsch, sein flehendes „Gebet“. Eine geradezu schwärmerische

[1]) Eichendorff, Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands. Herausgegeben von Wilh. Kosch. Sammlung Kösel, S. 432.

Digitized by Google

Verehrung hegt der Dichter auch für Preußens König und seine edle Königin Luise.

Aber nicht nur für diese mehr ideelle, abstrakt vaterländische Dichtung, auch für frische Kampf- und Soldatenpoesie findet Schenkendorf doch bisweilen den rechten Ton, wie z. B. in seinem hübschen „Jägerlied", in seinen Gedichten zur Verherrlichung einzelner Kriegshelden und kriegerischer Begebenheiten. Allbekannt ist sein Lob der „Freiheit", voll schlichter Schönheit und Weihe sein „Soldaten-Morgenlied", voll packender, eiserner Kraft sein Hymnus auf „Das eiserne Kreuz". All sein patriotisches Dichten und Denken aber ist von einer herzlichen Religiosität tief durchdrungen. Schenkendorf ist „der Dichter, in dem das religiöse Element, das die ganze Bewegung durchzog, am reinsten und innigsten zur Erscheinung gekommen ist". [1]) Als einen Sturm von Gott gesandt, empfindet Schenkendorf in seinem „Landsturm" diesen Kriegessturm, der nun das Land durchbraust. Und wenn man ihn fragt, „Warum er ins Feld zog", dann antwortet er mit dem Hinweise auf Deutschlands Ehre, auf seinen Adel, auf die ehrenvolle Kameradschaft des Bürger- und Bauernstandes, vor allem aber mit dem Hinweis auf den Glauben, das ewige Leben und die Himmelsgüter. Glaubt er doch im Geiste den Heiland zu sehen, wie er den Kämpfern voranzieht, glaubt er doch im Zeichen seines Kreuzes Schutz und Kraft zu wahrer Ritterschaft zu finden, ist er doch überzeugt:

„Mit uns ist Gott in diesem Krieg,
Er sendet Segen, sendet Sieg".

Ja, „es weht durch seine Kriegslieder eine herzliche Soldatenfrömmigkeit. Seine politischen Anschauungen erhalten durch die Erneuerung des religiösen Gefühls ihre eigentliche Weihe".

Bemerkenswert ist Eichendorffs [2]) Äußerung über Schenkendorfs Kriegsdichtung: „Es ist die Romantik, auf eine einzige große Tatsache: den Befreiungskrieg, angewendet. Als der eigentliche Sänger dieses Kampfes, tiefer und wahrer als Körner, ließ er alle romantischen Schlaglichter verklärend auf das eine Ereignis fallen; und als es dann wieder stille ward, wurde auch er bald abgerufen". Freilich, ein moderner Kritiker wie Rich. M. Meyer, den nur der rührende „Zauber seiner herzlichen Frömmigkeit, seiner Sehnsucht nach dem alten Reich, das er sich ganz romantisch ausmalt", sympathisch berührt, fällt das harte Urteil: „Seine Reime sind oft trivial, seine Verse haben zumeist einen blechernen Klang, sein poetischer Atem ist nicht stark". Ganz anders wieder Schenkendorfs Biograph A. Hagen: „Schenkendorfs Kriegslieder oder vielmehr patriotischen Gesänge sind es, die ihm Unsterblichkeit verbürgen. Bedeutungsvoll gestaltet sich seine Poesie, als zur mutigen Tat herausbricht, was ihm schon in Jugendträumen vorschwebte". (Schluß folgt.)

[1]) Karl Janicke, das deutsche Kriegslied, Berlin 1871. S. 57.
[2]) Eichendorff, Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands, herausgegeben von Wilh. Kosch, Sammlung Kösel, S. 432.

Digitized by Google

Hau- u. Bausteine

Nationale Kunst – katholische Kunst.

Wir haben schon einmal die außerordentlich klare, lichtvolle und überzeugende Beweisführung des Türmer-Schriftleiters K. Storck für die Notwendigkeit nationaler Kunstpflege angeführt, um mit denselben Gründen die Existenzberechtigung, ja Existenznotwendigkeit einer katholischen Kunst darzutun. Nun setzt sich Storck in einem der letzten Türmerhefte (XIX. Jahrg. Heft 4) mit Richard Strauß und anderen Befürwortern des Grundsatzes auseinander, daß zwar die Werke jener ausländischen Tonkünstler, die deutsche Kultur verachten und schmähen, von deutschen Bühnen- und Konzertleitungen derzeit nicht aufgeführt werden sollen, daß aber im übrigen die ausländische Herkunft eines ideal wertvollen Werkes kein Grund sein dürfe, ein solches Werk weniger zu schätzen als die Werke deutscher Herkunft, oder gar von der Aufführung auszuschließen. Es geht also in diesem Streite hauptsächlich darum, ob sich das deutsche Volk auch in dieser Zeit der Hochspannung seiner nationalen Kräfte auf den Standpunkt stellen soll, daß die ausländische oder nationale Herkunft eines Werkes zu den nebensächlichen, gleichgültigen Dingen gehört oder doch hinter der, für unsere Kunstpflege einzig entscheidenden Frage nach dem Kunstwert gänzlich zurückzutreten hat.

Jeder Tiefblickende sieht, daß in dieser Auseinandersetzung zwischen den „Nationalen" und den „Internationalen" alle wesentlichen Streit- und Kontroverspunkte unseres katholischen „Literaturstreites" aufs neue auftauchen, nur mit dem das Wesen der Sache gar nicht berührenden Unterschiede, daß es sich in dem einen Fall um den nationalen, in dem anderen Fall um den katholischen Charakter der Kunstwerke handelt. Ganz genau, wie es uns widerfuhr, wird den Vorkämpfern für die ausschließliche oder doch vorwiegende Pflege nationaler Kunst verhängnisvolle Einseitigkeit, Abschluß von der befruchtenden Fülle des Stromes der Weltkultur und Weltkunst, die Aufrichtung chinesischer Mauern vorgeworfen. Und schließlich dreht sich wieder der ganze Streit um die Frage, ob Tendenzlosigkeit ein notwendiges Kennzeichen wahrer Kunst sein müsse, Tendenzlosigkeit in dem Sinne, daß ein echtes Kunstwerk not-

Digitized by Google

wendigerweise die verschiedenstgearteten, auch die auf feindlichen geistigen Welten stehenden Kunstgenießer gleicherweise befriedigen oder doch in sich etwas haben müsse, das über allen andern geistigen Interessen der Menschheit steht, deren Widerstreit also durch diesen geheimnisvollen Zauber wahrer Kunst zum Schweigen oder gar zur Versöhnung gebracht werden könne. Von dieser letzteren Auffassung des Wesens der Kunst, wie sie auch in den polemischen Auslassungen der katholischen „Fortschrittler" und Tendenzgegner anläßlich des Literaturstreites hervorgetreten ist, bis zur reinsten l'art pour l'art - Theorie, die der Kunst eine völlig selbstherrschende Stellung außerhalb des Bereiches göttlicher und menschlicher Gesetze zuschreibt, ist selbstverständlich nur ein kleiner Schritt. Das sei zum Verständnis des Wesens der ganzen Streitfrage neuerdings und nachdrücklichst hervorgehoben.

Vernehmen wir nun nach dieser Einführung, was K. Storck, einer der entschiedensten Vorkämpfer für die Pflege nationaler Kunst, den „Internationalen" zu sagen hat. Zunächst jenen, die von der Wage der nationalen Empörung bedrängt, den beliebten Unterschied machen zwischen ausländischen Werken solcher Autoren, die deutsche Kultur und deutsches Wesen geschmäht, sich offen auf die Seite unserer Feinde gestellt, und Werken anderer fremdländischer Dichter, die das nicht, oder doch nicht öffentlich getan haben. Diesen Standpunkt kennzeichnet Storck geradezu als — Feigheit:

„Warum haben die Herren nicht den Mut, wirklich folgerichtig vorzugehn? Entweder bekenne ich mich zu dem Grundsatze: „die Person des Verfassers scheidet ganz aus, und es gilt nur das Werk (ganz denselben Grundsatz haben unsere „Fortschrittler" befolgt, wenn sie Werke offenbar kirchen- und glaubensfeindlicher, sittengefährlicher Autoren im Hinblick auf den hohen Künstlerwert empfahlen), oder aber ich trenne die beiden nicht und erkenne damit an, daß auch unsere Stellung zur Kunst im Leben von außerkünstlerischen Gesichtspunkten bestimmt werden kann. Im ersteren Falle können sich die Herrschaften die mühselige und zeitraubende, übrigens die stete Gefahr nachheriger Enttäuschung in sich bergende Nachforschung ersparen, ob Herr Z. uns ebenso beschimpt hat, wie X. und Y. Da wir bereits vor dem Kriege fremden Künstlern die Beschimpfung deutschen Wesens ‚großmütig' nachgesehen, Herrn Camille Saint-Saëns z. B. sogar die höchsten persönlichen Ehren erwiesen haben, die wir an Künstler zu vergeben haben, so ist nicht recht einzusehen, weshalb jene nun härter behandelt werden sollen, die sich durch die begreifliche Leidenschaft des Krieges haben hinreißen lassen."

„Also diese Stellungnahme ist unhaltbar und im Grunde — feige. Denn die Einschränkung ist aus dem — sagen wir instinktiven Gefühl heraus erfolgt, daß auch für unser Verhältnis zu Kunstwerken Lebenswerte bestimmend sein können, die mit der Kunst nichts zu tun haben. Und ich erkläre es für feige, aus einem großtuerischen, aber trotzdem spottbilligen

Digitized by Google

artistischen Standpunkte heraus nicht das offene Bekenntnis zu dieser Erkenntnis zu wagen."

„Kunst ist nur dann wahrhafter Kulturbesitz, wenn sie durchaus mit dem Leben verwächst, nicht als ein Fremdkörper — und sei es der hochgeschätzteste — in dieses Leben hineingestellt ist. Wie der Kunstschöpfer seinen ganzen Menschen der Kunst hingibt, ihn im Kunstwerke mitteilt, so empfängt auch der Kunstgenießer als Ganzheit, als Vollmensch die Kunst (Also der katholische Genießer als Katholik, denn nur als solcher ist er Vollmensch.) Und wenn ich wahrhaft in hohem Grade kunstempfänglich bin, so wird mein ganzes Wesen sich mit dem ganzen Wesen des Kunstwerkes zu vereinigen streben." (Diese Vereinigung ist aber einem gläubigen Katholiken nur möglich, wenn das Wesen des Kunstwerkes ebenso katholisch ist, wie sein eigenes Wesen.)

„Ist nun ein Kunstwerk wahrhafter Ausdruck eines Vollmenschen, so wird es auch die nationale Eigenart seines Schöpfers wiederspiegeln. (Selbstverständlich ebenso und noch stärker die katholische Eigenart seines katholischen Schöpfers.) Ausländische Werke werden demnach ein vollkommener Ausdruck des ausländischen Wesens sein." (Ebenso wie Werke freisinniger, glaubensfeindlicher Autoren ein umso stärkerer Ausdruck nichtkatholischen Wesens sein werden, je größer das Künstlertum des Autors, d. h. je völliger er sein Tiefstes in seinem Werk ausschöpft.)

Storck gibt zu, daß man den in einem Kunstwerk ausgeprägten Ausdruck fremdländischen Wesens als „besondern Reiz", als „köstliche Ergänzung" des eigenen Volkstums empfinden könne. Das sei jedenfalls der einzige wertvolle Grund, der allein die Bemühungen um Auslandskunst rechtfertigt. Storck unterscheidet dann auch zwischen „Auslandskunst" und Weltkunst, in welch letzterem Begriff er jene Kunstwerke zusammenfaßt, die über das Nationale hinaus ins Universale aufragen.

Der Fall, daß ein eifriger Katholik den Ausdruck eines seiner katholischen Gesinnung fremden Wesens in einem Kunstwerke als Reiz, als Ergänzung oder Bereicherung seines eigenen Wesens empfinden könnte, ist wohl kaum denkbar und im Sinne der obzitierten Ausführungen Storcks müßte eigentlich gesagt werden, daß die Bemühungen der Katholiken um eine aus feindlicher Weltanschauung entsprossene Kunst überhaupt nicht gerechtfertigt werden könnten. Aber man müßte bei der sinngemäßen Anwendung der Storckschen Grundsätze auf die Beziehungen zwischen uns Katholiken und der aus nichtkatholischer Weltanschauung erwachsenen Kunst auch den Unterschied zwischen „Auslandkunst" und „Weltkunst" gelten lassen, d. h. man müsse zugeben, daß Werke großer Künstler aus der engen Sphäre ihrer Weltanschauung in Höhen aufwachsen können, die nach dem Augustinischen Grundsatze ihrer Natur gemäß christlich, d. h. katholisch oder doch dem katholischen Empfinden zugänglich sind. Das ist ja im Großen und Ganzen bei den

Digitized by Google

Meisterwerken der Weltliteratur mit wenigen Ausnahmen der Fall. Wir brauchen also durchaus nicht künstlerisch zu verarmen, wenn wir uns auch im Kunstleben auf den strengkatholischen Standpunkt stellen. Denn ein Kunstwerk wird für mich, den Genießer, erst zum Kunstwerk, wenn ich imstande bin, mein Wesen mit dem Wesen des Kunstwerkes so zu vereinigen, daß ich das Werk des Künstlers in meinem Geiste nachzuschaffen, nachzufühlen, mir anzueignen vermag. Diese Vereinigung kann aber, wie auch Storck richtig anerkannt hat, nur zustande kommen, wenn das ganze Wesen, die Idee des Kunstwerks meinem Wesen verwandt ist — sie kann aber niemals stattfinden, wenn diese beiden Wesenheiten sich feindlich gegenüberstehen. In letzterem Fall existiert das mein ganzes Wesen abstoßende, verletzende Kunstwerk einfach nicht für mich — meine diesem Kunstwerk gespendete Anerkennung ist ein leeres Nachplappern fremder Urteile. Von künstlerischer Bereicherung meines Ichs kann in diesem Fall nicht die Rede sein, ein solcher angelernter Formendienst führt im Gegenteil notwendigerweise zur künstlerischen Verarmung und Oberflächlichkeit. Ganz so wie wahlloses, nur die Oberfläche meiner Seele berührendes Vielleſen nicht bildet, sondern *verbildet*, weil wahre Bildung durch Lektüre nur durch intensivste Mitarbeit meiner Seelenkräfte zustande kommt.

Daraus folgt mit innerer Notwendigkeit, daß der Katholik, der Kunstgenuß nur in solchen Werken sucht, die er sich geistig aneignen kann, deren Wesen dem seinen verwandt ist und nicht etwa feindlich gegenübersteht, künstlerisch mehr und stärker gefördert wird, als ein anderer, der sich unter dem Zwange falscher, einseitiger Theorien abmüht, das Unmögliche zu vollbringen und seinen Kunstsinn auch an solchen Werken zu befriedigen, die sein Innerstes, seinen religiösen und sittlichen Menschen *abstoßen*, *beleidigen*, ja gleichsam — soviel an ihnen liegt — *zu vernichten streben*. Mag sein, daß er sich einredet, er könne ein solches Werk trotzdem genießen — das ist aber nur Selbsttäuschung und jede solche Selbsttäuschung führt, wenn sie starrsinnig fortgesetzt wird, zu einem geistigen Defekt, zu geistiger Verarmung. Ist aber der Kunstgenuß in diesem Fall *keine* Täuschung, ist er echt und wirklich vorhanden, so ist das ein sicheres Zeichen, daß der innerste Kern eines solchen Menschen *nicht mehr katholisch*, daß sein religiöses Gefühl schon viel zu schwach und abgestorben ist, um gegen feindliche Eindrücke sich wehren zu können. *Entweder — oder!* Ein drittes gibt es in diesem Falle nicht.

Digitized by Google

Man darf diesen Standpunkt noch so sehr als „schroff," „fanatisch" usw. beklagen — darüber kommt man doch mit keiner Phrase hinweg, daß er *streng folgerichtig* ist und daß er die „Schroffheit" mit allen Grundlehren des Evangeliums teilt, die ihr göttlicher Verkünder selbst zwischen das schrecklich schroffste, weil über ewige Seligkeit und ewige Verdammnis entscheidende *Entweder — Oder* hineingestellt hat.

Auch das wäre zu beherzigen, was K. Storck sagt über die ungeheure Schädigung deutscher Kultur, die durch Verkümmerung deutschen Schaffens infolge Bevorzugung ausländischer Werke notwendigerweise eintreten muß. Hören wir seine bittere, aber berechtigte Anklage:

„Es wäre zum Lachen, wenn es nicht so himmelschreiend traurig wäre, jetzt im Dritten Kriegsjahre Theaterintendanten sich darüber Gewissensbisse machen zu sehen, weil sie nicht für ausländische Kunst sich einsetzen können, wo sie doch seit soundsoviel Jahren für inländische, für deutsche Kunst nichts tun, nichts wagen, sondern sich hier von den kleinlichsten Nützlichkeitserwägungen leiten lassen."

Wer denkt bei dieser Anklage nicht an gewisse „führende" katholische Organe, an gewisse, mit unfehlbarer Machtvollkommenheit der Literaturgeschichte ihre Urteile diktierende Kritiker, die für katholische Kunst nicht nur nichts tun, noch vielweniger wagen — im Gegenteil nur mit einer drakonischen Härte verurteilen, bekritteln, totschweigen oder mitleidig tausendfach verklausulierte Anerkennungen als Bettleralmosen austeilen. Und — was doch auch sehr zum Lachen wäre, wenn es nicht etwas von „himmelschreiender Traurigkeit" an sich hätte — bei alledem nicht genug die entsetzliche Inferiorität der katholischen Dichtung beklagen können! — Als ob nicht sie selbst es wären, die diese Inferiorität, soweit sie *tatsächlich vorhanden* ist, hauptsächlich verschulden und soweit sie nur aufgrund parteiischer Urteile *vorgetäuscht* ist, die Welt davon wie von einer feststehenden Tatsache überzeugen! Hoffen wir, daß das nun nach dem Kriege endlich anders wird und daß auch diese Kritiker, wie Storck es von den deutschen Bühnenleitern wünscht, „das Gute anerkennen, woher es auch kommen mag," selbst dann, wenn es aus — katholischer Glaubenstiefe kommt!

Digitized by Google

Stimmen der Zeit

Mehr Verantwortungsgefühl

verlangt Hermann Popert in seiner Zeitschrift „Vortrupp" (V, 20) von unserer Kritik, als deren Grundfehler er die Verkennung ihres wahren Wesens sieht: die Kritik wird in den meisten Fällen nicht, wie es sein sollte, als Dienst aufgefaßt, sondern der Kritiker sucht in ihr die passende Gelegenheit „sich in Herrenstellung zu zeigen und ‚Geist' zu entwickeln". Noch schlimmer sei es, wenn die Kritik ohne sachliches Interesse, zumeist ohne Kenntnis des Buches und des Gegenstandes als journalistischer Erwerb ausgeübt werde. Popert fordert deshalb mit Recht, daß vom Kritiker wie vom Richter bestimmte Bürgschaften verlangt werden. Der letztere muß durch Examen, Probezeit usw. seine Befähigung zur Fällung richterlicher Urteile nachweisen. Wenn es auch derzeit unausführbar ist, den Kreis derjenigen Personen, die sich mit Buchkritik befassen, durch ähnliche Bürgschaften einzuschränken, so sollten doch andere Versicherungen gegen kritische Fehlurteile angestrebt werden. Denn jede Buchkritik, so meint Popert, habe die Natur eines richterlichen Urteils, teils eines strafgerichtlichen, teils eines zivilrechtlichen — letzteres wegen des Einflusses jeder Kritik auf Vermögenswerte. Darum sei zu fordern, daß jede Kritik mit Verantwortungsgefühl, mit Gründlichkeit, mit unparteiischer Gerechtigkeit und mit Schlichtheit ausgeübt werde. Um das wenigstens teilweise zu erreichen, solle jeder Kritiker durch eine allgemeine Forderung der Leserschaft der Zeitungen und Zeitschriften gezwungen werden, — wie es beim Richter der Fall ist — vor Fällung des kritischen Urteils die Tatsachen festzustellen, auf die er sein Urteil gründet, und auf diese Weise jedem Leser eine Nachprüfung dieses Urteils zu ermöglichen. Diese Tatsachenfeststellung soll nach Popert in der Form einer vollendet sachlichen und schlicht geformten Inhaltsangabe erfolgen. Wie der Richter die Gesetzesstellen, müsse der Kritiker außerdem noch die Grundsätze seiner Beurteilung bekannt geben.

Die hier angedeutete Reform unserer Buchkritik hat gewiß viel für sich und entspricht einem „tiefgefühlten Bedürfnisse", leider dürften sich, wie u. a. auch W. Schumann

Digitized by Google

im „Kunstwart" in einer Besprechung dieser Vorschläge feststellt, ihrer Ausführung unübersteigliche Hindernisse entgegenstellen. Ein solches Hindernis sieht W. Schumann vor allem in der Raumfrage, denn die Forderungen, die Popert an jede Buchkritik stellt, würden das Raumausmaß des kritischen Teils derart steigern, daß unter 300 Zeitschriften kaum eine, unter 10 Fachzeitschriften wieder nur eine solche Kritiken bringen könnte. Popert meint freilich, es sei nicht schade, wenn die Zahl der Kritiken in unseren Tagesblättern zugunsten des Umfanges eingeschränkt würde, aber Schumann meint im Gegenteil, daß schon jetzt viele ausgezeichnete, für die Volksbildung wichtige Bücher in der Tagespresse mit Stillschweigen übergangen werden und daß bei einer noch größeren Ausdehnung dieses Todschweigeverfahrens eine unabsehbare Riesensumme wertvoller geistiger Arbeit Jahr für Jahr ins leere Nichts hinausgeworfen werde oder oft erst zu spät zu halber Wirkung kommt. Schumann kann somit nicht in Beschränkungen, die jede Kritik bis auf einen kleinen Vomhundertteil überhaupt unmöglich machen, sondern in der Schaffung von Organisationen, die den Umbau unserer Kritik von Grund aus zu besorgen hätten, die einzig mögliche Hilfe erblicken. Wie er sich diese Organisationen denkt, das erfahren wir nicht; aber der Gedanke an sich dürfte nicht ohneweiteres abzuweisen sein. „Schwarzseher" werden allerdings sagen: Zuerst müßte unser ganzer, rein auf kapitalistischen Grundsätzen aufgebauter Zeitungsbetrieb vom Grund aus umgestaltet werden — dann würde sich eine Gesundung unserer Kritik von selbst ergeben, denn eine Zeitschrift, die ihren Beruf nicht im Geldverdienen, sondern in selbstloser Arbeit an der Erziehung des Volkes zum Streben nach dem Höchsten erblickt, wird auch ihr kritisches Amt mit dem Gefühl einer hohen Verantwortung versehen.

Verantwortliche Schriftleitung: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11, und Otto Walter, Olten (Schweiz). — Fachredakteure: Dr. Lorenz Krapp, im Felde, und Dr. Wilhelm Oehl, Universitäts-Professor, Freiburg (Schweiz). — Verlag: Petrus-Verlag, G. m. b. H. — Druck: in der eigenen Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft, G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google

Kaiser Franz Josef †
Kaiser Karl.

Von Richard von Kralik, Wien.

Nicht gestorben ist der Kaiser
Seinem Land, dem Volk, dem Reich,
Nein, er lebt im Kreise weiser
Ahnen, den Heroen gleich.
Der das Schwerste hat erlitten,
Pflichtgetreu im Weltenlauf,
Hohen Ruhm sich hat erstritten,
Steigt vom Schlachtfeld himmelauf.

Dort empfängt ihn Östreichs Gründer,
Karl der Große hoheitsvoll,
Rudolf, neuen Ruhms Entzünder,
Freund und Feind auch ohne Groll,
Maximilian, Hort des Rechtes,
Tritt dem Ritterlichen nah
Und die Ahnin des Geschlechtes:
Maria Thereſia.

Und er tritt in Himmelshallen
Zu des Rechtes hohem Sitz,
Tief zu seinen Füßen wallen
Dampfeswolken, Schlachtenblitz.
So im Schutz von Gottes Throne
Segnet er sein Volk, zugleich
Auch den Erben seiner Krone:
Heil dir, Karl! Heil Österreich!

Digitized by Google

Kolonialpolitik.

Die Wahrheit haben genügt nicht. Man muß sie auch sagen. Auch das ist nicht genug. Man muß sie zu verkaufen verstehen. Hier sind wir tatsächlich inferior. Wir kennen die Kunst so wenig, Ideen auf den Markt zu bringen, auch auf den Groß- und Weltmarkt.

Wir haben vielleicht eine großartige Exportindustrie. Aber wir vergessen gar leicht, daß Christen nicht nur Eisen, Kohle, Lebensmittel und Luxusartikel exportieren sondern vorab die Wahrheit. Wir schaffen uns neue Absatzgebiete in allen überseeischen Ländern, ohne zu bedenken, daß es eine viel wichtigere geistige Kolonialpolitik gibt, die im In- und Ausland erobernd vorwärts schreitet. Hat auch die innere und die äußere Mission in letzter Zeit bedeutende Fortschritte gemacht, wir sind kaufmännisch noch lange nicht auf der Höhe.

Christus hat das Saatkorn seines Reiches nicht einem Museum übergeben. Es darf nicht in den Archiven und Bibliotheken vermodern. Es gehört in die Ackererde. Was wir schreiben und sagen, darf nicht vom rein wissenschaftlichen und literarischen Standpunkt aus erledigt werden. Geist will in Kraft und Arbeit umgewandelt werden. Das kann der Schriftsteller und Redaktor allein nicht. Sie sind Produzenten. Sie bedürfen noch des Kaufmanns. Und Kaufmann sollte jeder Leser sein. Nirgendswo ist der Geiz und selbstgenügsames Besitzen ungerechter als wo es sich um geistige Güter handelt. Hier sollte das Privateigentum dem Kommunismus Platz machen. Je mehr die Wahrheit Andern mitgeteilt wird, desto mehr freut man sich ihres Besitzes. Stille stolze Schweigsamkeit, wenn man irgend einen schönen Gedanken gefunden, ist eine Sünde an der Wahrheit wie an der Menschheit. Das Wahre und das Gute soll seine Reise um die Welt machen, nicht nur die Lüge.

Jeder Engländer ist eine Insel, meinte einmal Novalis. Die m isten Katholiken sind es leider noch mehr. Wie Wenigeeunter uns, die, weil sie wahnsinnig und leidenschaftlich an das Alleinseligmachende ihrer Religion glauben, als hervorragendsten Charakterzug das besitzen, was de Maistre den Hang, das Bedürfnis, die Wut auf Andere zu wirken nennt! Wie Wenige, auch unter denjenigen, die als Lehrer den

Digitized by Google

Beruf dazu hätten, welche Fernstehende beeinflussen, gewinnen, erobern wollen. Das Prinzip der Nicht-Intervention, durch den Weltkrieg überall umgestürzt, macht sich auf geistigem Gebiet noch fast durchwegs geltend. Wir bedenken viel zu wenig, daß schließlich alle großen geistigen Bewegungen nicht Werke des Zufalls sondern auf Inspiration und Beeinflussung durch Agitatoren und Proselytenmacher zurückgehen.

In protestantischen Kreisen Amerikas ist vor Jahren das Losungswort ausgegeben worden: Die Verbreitung des Evangeliums über die ganze Welt muß in dreißig Jahren vollendet sein. Es darf kein Land sein auf Erden, in das die Kirche keinen Botschafter Christi aussendet. Tut sie das nicht, so beweist das, daß etwas in der Kirche nicht in Ordnung ist. Professor Förster hat uns Katholiken den Vorwurf gemacht, daß wir gegenüber der modernen Welt keine wirksame Propaganda mehr entfalten. Gewiß, wenn wir von einigen schönen Ansätzen zur Weltmissionierung absehen, in unserm europäischen Katholizismus ist viel philisterhafte Gemütlichkeit. Wir leben vom Reservefond unserer katholischen Voreltern und meinen Großartiges geleistet zu haben, wenn wir den sogenannten status quo, den bisherigen Besitzstand, wahren können.

Im Meer des Lebens, wo Flut und Ebbe, Strom und Gegenstrom in einander fließen, werden alle Marksteine des historischen Besitzstandes der Parteien verschlungen. Einen bleibenden status quo gibt es und kann es nur in der Ewigkeit geben. In einer Zeit, wo nicht nur die politische sondern auch die Religionskarte einer Totalrevision unterzogen wird, wäre es lächerlich, wenn wir Katholiken uns mit der Wahrung des bisherigen Besitzstandes trösten und begnügen wollten. Es scheint überhaupt, als ob jetzt alle Grenzsteine wanken. Es geht nicht mehr an, darauf zu sitzen. Sonst fallen wir mit ihnen in den Abgrund.

Wir sind Angehörige der Weltkirche. Lesen wir einmal die Psalmen, entstanden in einer Zeit, wo sonst noch nationale Genügsamkeit herrschte. Wie großartig entwickelt der königliche Sänger auf Psalter und Harfe den Gedanken von Gottes Weltherrschaft, von des Messias Imperialismus, von geistigem Weltkaisertum bis an die Grenzen der Erde! Gottes Wahrheit ist Wahrheit für Alle. Gottes Gesetze sind Weltgesetze. Hinaus aus dem stillen Kämmerlein! Katholiken! Mehr Großmachtgeist! Mehr Weltmachtgedanken! Mehr Imperialismus! Gott ist allgegenwärtig. Seine Sache soll es auch sein.

Digitized by Google

Wir jammern oft über die Interesselosigkeit unserer Jugend. Sie wird begeisterungsunfähig, materialistisch, langweilig. Sind wir nicht selber Schuld daran? Warum verlangen wir von ihnen immer nur langweiliges Wachtpostenstehen, um das Alte zu hüten! Warum predigen wir ihnen so wenig die **Pflicht und Schönheit katholischer Weltkolonialpolitik**? Warum machen wir sie nicht zu starken Trägern eines großzügigen, eroberungsfreudigen, weitherzigen, weltumspannenden katholischen Imperialismus? Kleinarbeit ist schon recht. Der Verfasser des schönsten aller Gebete hat uns aber auch gezeigt, daß der richtige Katholizismus an weltweite Pläne denken soll: Zukomme uns dein Reich! **Das Vaterunser das Gebet des katholischen Imperialismus und der katholischen Kolonialpolitik!**

Ruville hat sehr schön betont: Die Andern haben ein Recht darauf, zuverlässige Kunde von der vollen katholischen Wahrheit zu erhalten. Es muß festgehalten werden, daß der katholische Glaube der ganzen Welt gehört. Das ist nie wahrer gewesen als heute. Das Prinzip des sozialen Übels ist nach Nicolas geistvollen Ausführungen der Irrtum: Das Gegenteil des Irrtums ist die Wahrheit. Das Hauptmittel, um die Gesellschaft zu retten, ist die Rettung der Wahrheit. Der rettet ihr Leben, der die Wahrheit rettet. Ich sage: Die Wahrheit. In der Tat, nicht die Wahrheiten sind es, an denen es unserer Zeit gebricht. Auf sie stößt man an allen Orten, wie auf die Trümmer eines großen Schiffbruchs, hin- und hergeworfen durch den Sturm am Strande des Ozeans. Sie mischen sich. Sie kreuzen sich. Sie stoßen sich. Sie sind gleich gestrandeten Gütern einem Jeden preisgegeben. Jeder macht damit, was ihm beliebt und paßt sie seinem Systeme an. Es ist eine wahre Anarchie von Wahrheiten. **Aber die vollständige und souveräne Wahrheit, die Urwahrheit, welcher naturgemäß alle Wahrheiten sich anschließen und unterordnen müssen, die Wahrheit mit einem Worte, sie fehlt uns oder vielmehr wir fehlen ihr und doch ist keine Rettung außer ihr.**

Die Wahrheit, das ist der Katholizismus! Die Arche in der hereingebrochenen Sündflut! Wir kennen keine Lehre, die mehr religiöse, sittliche, politische, soziale, wirtschaftliche Notwendigkeit wird wie die Lehre von der alleinseligmachenden Kirche. Die Kirche ist das von Gott gelegte Fundament der ganzen Gesellschaftsordnung. Außerhalb ist Abgrund. Man kann keine andern Fundamente legen als jene, die

Digitized by Google

gelegt sind. Alle Weltgesetze, physische wie geistige, sind unfehlbar und alleinseligmachend. Wer auf diese Steine fällt, der wird zerschmettert werden. Auf wen sie fallen, die werden sie zermalmen. Math. 21, 44.

Wir wissen deswegen kein tieferes und dringenderes Thema für die katholische Literaturarbeit als Anfang- und Schlußvers des athanasianischen Glaubensbekenntnisses, nach allen Beziehungen und Richtungen. **Man kann der katholischen Wissenschaft den Vorwurf nicht ersparen, daß sie sehr viel Ueberflüssiges und Unnützes geschrieben und das Eine Notwenige, um dessentwillen wir eine katholische Wissenschaft und Literatur brauchen, aus lauter Opportunitätshascherei vielfach vergessen hat, um nicht mehr inferior zu sein.** — — —

Stehen wir nicht am Vorabend einer Zeitepoche, die jener nach der großen Völkerwanderung ähnlich ist? Zeit der geistigen Urbarmachung und Neubesiedelung, Zeit des Reutens und Pflügens, des Säens und des Bauens! Möge die katholische Literatur auf der Höhe ihres Berufes sein wie die großen Kolonisatoren der katholischen Vorzeit. Wenn Paulus käme. . .

Das Heilandskreuz.

Von Ferdinand Mayer, Wien.

Vor einem Betgestühl mit Blumenhecken
Hängt an das Kreuz des Heilands Leib gehämmert,
In dessen Wunden, bis der Abend dämmert,
Die Sonnenstrahlen tief wie Lanzen stecken.

Als fühlte er des Tags geheime Qualen,
So schüttelt schauernd seine Brust ein Brennen
Und Blut, lebendig Gralsblut, will sich trennen
Aus seiner Stirne schweren Schmerzensmalen.

Doch hängt das Tuch der Dunkelheit sich fein
Um des Erlösers bebendes Gebein
Und hallt der Tritt des Schlummers durch den Raum,

Da klemmt der Mond die Finger seiner Hand
Durch den aus Stein gehaunen Dornenrand
Und wischt dem Herrn das Blut vom Schläfensaum.

Digitized by Google

Die politische Unabhängigkeit des Papsttums.

Von Richard v. Kralik, Wien.

Es handelt sich hier nicht darum, über Friedensvorschläge zu kannegießern; das Richtige zu finden, ist Sache der Regierungen, die wir nicht besser, als durch unser unbedingtes Vertrauen unterstützen können. Mir gilt es hier nur, einige geschichtliche Tatsachen festzustellen, als Material zur Beurteilung der Lage.

1. Die erste geschichtliche Tatsache ist die, daß kein Papst seit 1870 die faktische Enteignung des Kirchenstaates und der Stadt Rom als zu Recht bestehend anerkannt hat. Auch der jetzt regierende Papst hat bei seinem Regierungsantritt ausdrücklich sich dagegen verwahrt, daß er den bestehenden Zustand als dauernd und rechtskräftig ansehe. Wir wissen, daß jede katholische Versammlung, wo sie auch immer tagt, eine gleiche Resolution nicht vergißt. Das geschieht nicht als eine Formsache, sondern es ist die durch die Geschichte gestützte Überzeugung, daß eine normale Tätigkeit der katholischen Kirche nur möglich ist unter einem politisch unabhängigen Papst. Diese politische Unabhängigkeit gehört zu den Konsequenzen der göttlichen Einsetzung der Kirche, der evangelisch bezeugten Gründung einer vollkommenen Gesellschaft, die den staatlichen Gesellschaften zur Seite zu treten bestimmt ist, mit eigener, geistiger Sphäre neben der weltlichen, staatlichen Sphäre.

2. Das Papsttum und der Kirchenstaat sind tausendjährige geschichtliche Tatsachen. Der Kirchenstaat ist bis zum 20. September 1870 von allen Staaten und Nationen als der Gipfel der politischen Organisation der italienischen Halbinsel angesehen worden. Bis zum 20. September 1870 hat kein europäischer Staatsmann daran gedacht, diese Tatsache der Geschichte aufheben zu können. Das Königreich Italien wurde allgemein als ein durch französische Gnade großgezogenes und protegiertes Staatswesen von untergeordneter Bedeutung angesehen, das nicht von selbst existieren könne,

Digitized by Google

wie es ja auch trotz seiner wiederholten Niederlagen nur durch auswärtige Macht entstanden war. Es hat vor 1859 niemals ein nationales Königreich Italien, ein „Italien der Italiener" gegeben, weder im Altertum noch später. „Italien" ist das politische Kunstprodukt des doktrinären Nationalismus napoleonischer Mache. Es ist ein unechtes, dem edlen italienischen Volkswesen widersprechendes, ihm von außen aufgezwungenes Wesen, das auch nach 1859 niemals etwas durch sich selber vorstellen und leisten konnte.

3. Es ist ferner eine historische Tatsache, daß die Vernichtung des Kirchenstaates im Jahre 1870 gegen den Willen aller andern Staaten geschah, gegen den Willen der beiden damals sich bekriegenden Mächte, gegen den Willen Frankreichs und Preußens. Napoleon wollte nie dulden, daß Italien sich auch des Kirchenstaates bemächtige, und auch nach Sedan empfand es das republikanische Frankreich als eine schwere Schädigung seines politischen Ansehens, daß Viktor Emanuel Frankreichs Verlegenheiten benutzt hatte, um das bisher von französischen Truppen bewachte Gebiet wegzunehmen. Wir wissen aber auch aus Bismarcks Gedanken und Erinnerungen, daß ihn nur seine Situation vor Paris hinderte, gegen Italiens Machtstreich energisch einzuschreiten. Er selber wie alle andern Regierungen, die katholische Untertanen hatten, betrachteten es als untunlich, daß das Oberhaupt dieser Katholiken nicht politisch unabhängig, sondern in der Gewalt einer andern politischen Macht sei.

4. Es ist eine geschichtliche Tatsache, daß Italien sich allzeit dessen bewußt war, daß sein Verhältnis zum Papsttum international unhaltbar sei. Darum beeilte es sich so sehr mit einem scheinbar großmütigen Garantiegesetz. Das Papsttum ist das Damoklesschwert, das Italien über seinem Haupte schweben weiß. Darum hat es den heuchlerischen Beitritt zum Zweibund gesucht. Darum hat es, als es treulos von diesem Bund abfiel, von seinen neuen Freunden als Hauptbedingung verlangt, seine Stellung zum Papsttum dürfe beim Frieden nicht unter internationale Garantie gestellt werden. Es offenbarte damit seine schwächste Seite. Hier ist das Königreich Italien tötlich, oder hier vielmehr liegt

Digitized by Google

bereits von Anfang sein Todeskeim. Immer hält dem Verbrecher das wache Gewissen sein unausweichliches Schicksal vor: die Sühne für den Raub des Kirchenstaates, ausgeführt durch internationale Garantie der politischen Unabhängigkeit des Papsttums, sei es, daß Italien dadurch unter die diplomatische Kontrolle der andern Mächte kommt, sei es, daß die Kontrolle durch ein Protektorat ausgeübt wird, wie es einst durch französische und österreichische Besatzungen ausgeübt wurde.

5. Eine fünfte geschichtliche Tatsache, die ich ebenso wie die früheren nur referiere, ist es, daß das Friedensangebot der vier Mächte des innern Bundes an den Außenverband sonst nur einer einzigen neutralen Autorität mitgeteilt wurde, nämlich dem Papst, niemand anderm.

6. Endlich ist es eine sechste Tatsache aller Geschichte, daß ein Staat nur durch die Mittel erhalten werden kann, durch die er entstanden ist. Das Königreich Italien ist, abgesehen von allen moralischen Wertungen, entstanden durch äußere Hilfe, oder durch äußere Verwicklungen. Es ist daher bestimmt, immer abhängig zu bleiben, abhängiger als Portugal oder Persien. Diese Staaten sind echt und können sich wieder einmal zu vollerer Selbstständigkeit erheben. Auch das italienische Volk, berühmt durch Heilige und Künstler, wird sich einmal erheben nnd erkennen, daß sein höchster Ruhmestitel das Papsttum, nicht ein nachgemachter Nationalstaat ist.

Arbeit. / Von Peter Bauer.

Auch ich muß hinunter in's dröhnende Bergwerk der Stadt,
wo in der Straßen Stollen die Menschen sich mühen
des beschiedenen Tags. Hart heischt das Antlitz der Arbeit.
Aber wenn mit freudetönenden Klängen
von den Glockenstühlen der Abend steigt —
fährt die Seele sehnsuchtsbeschwingt hinauf,
wo über blauen Zinnen Gottes Sterne stehen.

Digitized by Google

Die alte Kirche.

Von Dr. Richard Volpers.

Es ist uns ein ehrwürdiges Wort, mit einem gar traulichen Klang, dieses Wort: die alte Kirche.

Fast zwei Jahrtausende gingen vorüber, seit sie der göttliche Stifter ins Sein gerufen und den Menschen hinterlassen hat wie ein schützendes Dach, wie einen Brunnen des Lebens, eine segenspendende Kraft, daß sie der Menschheit Geschlechter durchdringe.

Völker kamen, Völker vergingen; die Kirche blieb bestehen.

Völker kamen in wildem Naturdrange und überfluteten die Lande gesitteter Nationen. Dann hat die milde Lehre Jesu, welche die Kirche ihnen verkündete, ihre unbändigen Seelen wie ein Sauerteig durchdrungen und sie verwandelt.

Kriege kamen, Krieg um Krieg, und sie verzehrten die Völker. Pest und Hungersnot kamen; und die Menschengeschlechter vergingen wie Wachs vor der Sonne. Die Kirche hat sie segnend zur Ruhe gebettet und ist selber nicht gestorben. Sie lebt und will nicht einmal alt werden und ist doch die „alte Kirche".

Die alte Kirche lebt noch heute wie vor vielen hundert Jahren, als sie unserer Voreltern Herzen so ganz einnahm und uneingeschränkt beherrschte; als sie das deutsche Volk zu unerhörtem Glück emporgezogen hatte.

* * *

Die alte Kirche! Was sie uns, ihren Söhnen in deutschen Landen, noch heute ist oder sein sollte, was sie aber allen Deutschen sein könnte, davon kündeten in letzter Zeit auch abseitsstehende moderne Menschen. . . .

Wir haben schon längst gelernt aufzuhorchen, wenn der Berliner Kulturhistoriker Kurt Breysig ein Problem von seinem Gesichtspunkt aus beleuchtet. Es ist ein bei aller Modernität eigenartig konservativ gerichteter Geist, von dem man ein gesundes und vor allem — inmitten der liberalen Tagesmeinungen — selbständiges Urteil erwarten darf. Das zeigte wieder einmal sein Aufsatz „Der alte Glaube", den er kurz vor Ausbruch des Krieges veröffentlichte.[1])

[1]) Kurt Breysig: Der alte Glaube (der Tag 6. Juni 1914).

Digitized by Google

„Wir sind ermüdet," so gesteht er zunächst, „von dem zur Schablone gewordenen Schelten und Eifern der protestantischen Theologen, wir sind erzürnt über die Redensarten, die das liberale Freidenkertum niederer Observanz dem Katholizismus zu widmen pflegt, die seit ihrer Entstehung noch verwaschener und platter geworden sind, als sie es von Anbeginn waren, und die immer als ein Schulfall dafür gelten müssen, daß niemand im Geiste je unduldsamer war als diese Verfechter der unumschränkten Toleranz. Und wenn es etwas gibt, was uns eigens zur Würdigung, ja Verehrung dieses, wenn nicht ältesten, so doch heiligsten Gutes deutscher Ueberlieferung bewegen könnte, so ist es die fade Selbstverständlichkeit, mit der die Populärphilosophie einiger berühmter Naturforscher, die nicht den Entwicklungsgedanken, aber den Darwinismus nach außen und in die Weite hin berühmt gemacht und verbreitet, im inneren Kreise der Wissenden aber um viel Ansehen gebracht und aufs tiefste geschädigt haben, über das, was sie Mystik nennen, aburteilen."

Er fährt fort:

„Dies wird als unantastbar bestehen bleiben, daß ein Volk nie allein in seiner Gegenwart, sondern recht und voll nur mit all seinen Vergangenheiten leben kann. Aus dem unwiderleglichen Grunde, weil es selbst ein ganz geschichtliches Gebilde ist, das in vielen seiner Teile und Glieder nicht nur in irgend einem oft sehr entlegenen Zeitalter noch wurzelt, sondern dieses Zeitalter noch ist. Unsere besten Bauern sind noch Urzeit; nicht unsere schlechtesten — wie man uns glauben machen will, — sondern unsere besten Edelleute, Handwerker und, zuweilen auch noch Handelsherren sind noch Mittelalter. Wie sollten wir also wohl verkennen können, verkennen dürfen, was in unser aller bester geistiger Habe, ja in unserm Sein selbst, die Vergangenheit bis zum großen Glaubenszwist — will sagen die alte Kirche, bedeutet! Wie könnten zwei oder drei arme Sätze umschreiben, was im deutschen Geist — nicht nur im deutschen Glauben — Eigentum der tiefsten und königlichen Glaubensformer ist, die unser Volk besessen hat, des Meister Eckehart und Taulers. . . Kein Sterblicher, der deutschen Namen trägt, hat so ahndungsvoll zu seinem Volke gesprochen wie Meister Eckehart, kein Gläubiger des germanischen Weltalters so ichstolz und so menschheitsstark Gott und Welt und Seele zu einer in ihren Teilen ebenbürtigen Dreieinheit gezwungen wie er."

Unvergänglicher Zauber, zu denken, was der Meister der deutschen Mystik von der Kanzel des Münsters zu Straßburg zu einer lauschenden Gemeinde sprach: das Juwel deutscher Glaubensweisheit, ja mehr, deutscher Weltahnung aufleuchtend in dem rotdunklen Dämmer von Meister Erwins Pfeilerhain. Mag das Wissen um die tiefe Einwurzelung noch heutigen Glaubensdenkens, Glaubens-

Digitized by Google

ahnens in die Gründe der mittelalterisch-deutschen Mystik nur ein Besitz der wenigsten sein: was die Kunst des deutschen Mittelalters uns, und zwar auch noch den Heutigsten von uns bedeutet, ist zum wenigsten in den Domen, Münstern, Kirchen vor aller Augen gestellt. Wo hätten wir auch heute noch im buchstäblichen Sinn des Wortes erhobene, will sagen erhabene Bauwerke vor uns, wenn nie romanische Meister breite Hallen, starke Kuppeln, edle Chöre gewölbt, wenn nie ihre gotischen Nachfahren sie zur steilsten Höhe gezogen hätten? Der Eiffelturm und die Wolkenkratzer in Newyork, das wären dann die Gipfel menschlicher Baukunst . . ."

„Wem die Dürftigkeit und die übermäßige Nüchternheit der Zeit noch nicht ganz die Sinne und den Geist verblendet haben, der wird vor der schlichtesten Dorfkirche noch ahnen, daß in ihr nicht der Glaube allein, nein, auch Kraft und Geist des Menschentums selbst einen Aufschwung zur Höhe nehmen, den aus eigenem Vermögen nicht unsere Gegenwart — die in so vielem Betracht den tiefsten Talpunkt der Kurve in der geistigen, insonderheit der künstlerischen Linie unseres Volkes darstellt — sondern schon manche Jahrhunderte vorher nicht aufzubringen im Stande gewesen wäre. Manches Jahrhundert vorher — seit der Kirchenspaltung."

„Seit der Kirchenspaltung: damit ist alles gesagt. Alle höchste und alle herbste, alle stärkste und alle starrste, alle wahrhaft heilige Kunstentfaltung in dem Leben unseres Volkes liegt vor der Reformation. Damit wird nie behauptet werden dürfen, daß der Protestantismus den Geist unseres Volkes gelähmt habe, aber wohl dies: daß das katholische Lebensalter unseres Volkes die Zeit seiner ungebrochenen, noch nicht rationalen und eben darum stärkeren Jugend darstellt. Die lebendige katholische Kirche aber ist der lebendige Zeuge dieser Jugend, und so sollten wir, die das ganze Rund unseres Volkstums liebend umfassen wollen, sie nicht mit fremden oder gar feindseligen Blicken mustern, sondern trachten, sie zu verstehen: als das Erbe, das Heiligtum unserer Väter, als die Mutter auch aller späteren Formen deutschen Glaubens, ja selbst deutschen Weltahnens, Weltbegreifens, als die Alte Kirche".

Man sieht: Nach einer neuen Kulturhöhe verlangte das wieder so sehnsuchtsvolle Herz des deutschen Menschen schon vor dem Kriege. Er schauderte schließlich zurück vor der Unkultur der Zeit, wenn er den Maßstab vergangener Größe daran legte.

* * *

Die Stadt Naumburg an der Saale besitzt einen vielbesuchten alten Dom, der im Übergangsstil nach Art des Bamberger Domes gebaut ist.

Vielgerühmt sind die Statuen der zwölf Stifter und Stifterinnen des Domes an den Chorwänden. Sie ge-

Digitized by Google

hören in ihrer charakteristischen Gestaltung und ihrer lebensvollen Bewegung zu dem schönsten, was die Plastik des deutschen Mittelalters geschaffen hat. Das Standbild einer fürstlichen Witwe ist besonders ausgezeichnet, deren Züge Anmut und Sorge und eine unendliche Vornehmheit zugleich ausdrücken . . .

Es war zu Pfingsten in diesem dritten Kriegsjahre, daß die Wandervögel in Naumburg ihre Tagung hielten. Und sie hatten auch ihren Gottesdienst im alten Dom. Daran erinnert sie Eugen Diederichs in seiner Monatsschrift „Die Tat". [1]) Und er führt dann aus:

„Wieviele von ihnen waren sich dort bewußt, daß in dem geweihten Raum des Westchores vor nahezu siebenhundert Jahren ein Künstler dem den tiefsten Ausdruck gegeben hatte, was das innerste Wesen ihrer Sehnsucht ist, nämlich dem adeligen Menschen. Man muß schon Reife haben, um vor den berühmten und doch so mangelhaft bekannten Stifter-Figuren des Doms ein Mehr zu empfinden als kunstgeschichtliche Erörterungen geben können, um zu wissen: der unbekannte Meister in Naumburg träumte den Traum vom höchsten deutschen Menschenideal in solcher Vollendung des Schauens und künstlerischen Gestaltens, daß alle deutsche Bildhauerkunst der späteren Zeit, ja, daß die gleichzeitige italienische Frührenaissance nicht bestehen kann vor diesen ritterlichen Männern und Frauen. Jene schuf ein unbekannter Künstler, wahrscheinlich burgundischer Herkunft, um die Jahre 1260—80. Es wissen nur wenige, und diese wenigen ahnen es vielmehr: das, was Deutschland im Mittelalter geistig-gedanklich und künstlerisch-phantasievoll geleistet hat, verdankt es der Anregung Burgunds, der keltisch-deutschen Schwester des romanisch-deutschen Florenz".

Er fährt fort:

„Von Cluny in Burgund ging die Erneuerung des Klosterwesens in Deutschland aus, die Cisterzienser gaben dem Diesseitsbewußtsein religiöse Verinnerlichung, verbunden mit praktischer Kulturarbeit. Im Naumburger Dom wurde dieser vergeistigte Erdenmensch künstlerisches Ereignis. Keine frommen Heiligenfiguren stehen unter den Baldachinen des Westchores, nein, wirkliche, zeitgenössische Menschen, von denen wir die Namen sogar wissen. Aber was täte es, wenn wir sie nicht kennen würden. Steht da nicht „Parcival" als Graf von Camburg, ein wenig ins Mönchische versetzt, steht da nicht der „grimme Hagen" als Timo von Kistritz, steht da nicht die „heilige Elisabeth" als Gräfin Gerda aus Ballenstedt. Waren es Menschen seiner Zeit, die der Künstler abbildete, wie sehr ist dann die Menschheit seitdem

[1]) Eugen Diederichs: Vom Adel deutscher Seele. Die Tat. VIII. Jahrgang. (1916/17 Oktoberheft).

Digitized by Google

verkommen! Oder steht hier der Traum eines Künstlers an den Säulen, der Traum vom adeligen Zukunftsmenschentypus?

Der Westchor des Naumburger Doms ist heilig Land, nur Pilger zum aufwärts führenden Leben sollten es betreten. Schüttle den Staub von deinen Schuhen! Versinke im Schauen! Aufsteigt ein Menschengeschlecht, das nicht das Geistige als unerfüllbare Sehnsucht erlebt, sondern den Geist in sich verwirklicht hat. Rembra Goethe, mit ihren schauenden Augen des Alters, scheinen nur Nachgeborene. Jene Ritter und Frauen lebten in Gott, davon zeugt jede Geste ihrer Hände und ihrer körperlichen Haltung, seelische Verfeinerung paart sich mit Kraft, religiöse Innigkeit mit selbstbewußtem Stolz. Verhülle Dein Haupt, Wanderer, Du wareſt im Zukunftsland, dem dritten Reich, von dem Ibsen ahnend spricht, dem Land des Übermenschen Friedrich Nietzsches, dem Land der zukünftigen Menschheit".

Es ist wahr: In des Mittelalters hohen Zeiten gab es Ritter und Frauen, die in jenem geweihten Lande lebten, das moderne Menschen sich nur erst wieder zu erträumen vermögen. Ihr schönster Traum war damals eine Wirklichkeit, damals als noch in deutschen Adelsseelen herrschte: die alte Kirche.

Das deutsche Mittelalter! — Sei es ein Zukunftsland!

Das stille Leuchten.

Von Hanns Heinrich Bormann.

Immer klarer wird das Ziel.
Luft strömt aus dem tiefsten Leid.
Ist der Weg auch schwer und weit,
Birgt er doch auch Wunder viel.

Keine Stunde tötet ganz,
Selbst die allerschwerste nicht,
Jenes stille, feine Licht.
O wir kennen diesen Glanz!

Reich mir deine liebe Hand,
Daß die Flamme heller brennt,
Wenn mein Mund dich leise nennt,
Fährt ein heller Schein ins Land.

Digitized by Google

Heinrich Federer.

Skizze von E. M. Hamann, Scheinfeld in Mittelfranken.

War das ein Studium! — Seit lange hatte die Gralredaktion einen „Federer"-Aufsatz bei mir bestellt. Nun sollte er endlich werden. Selbstverständlich kannte ich Federer, und zwar genau so lange wie man ihn, als Dichter, überhaupt „kannte". Ich hatte auch ungefähr über jedes seiner erschienenen Werke geschrieben, mich aber nie an eine zusammenfassende Zeichnung seines Künstlerprofils gewagt.

Eine Stelle im zweiten Faust erfüllte mich immer, beim Versuch nur, sie zu ergründen, mit Schauer: Der Gang zu den Müttern. Ähnliches empfand ich stets beim Entschluß, den innerlich verborgenen Spuren eines Dichtergeistes nachzugehen, dessen Bedeutung ich erkannte, der sich mir auch kraft seiner Begabung nahe gebracht hatte, dem ich selber aber noch nicht restlos mit dem letzten Kern des Verstehens nahe gekommen war.

So bei Federer.

Aber nun, hoffte ich, sollte es sich vollziehen. Nun galt es, ihn nochmals, in seiner Ganzheit, neu zu erfassen und auf mich wirken zu lassen. Tagelang schloß ich mich ab gegen jede Störung. Sah nur auf das, was er geschaffen hatte, und auf den, der hinter diesem allem stand, stehen mußte mit seiner vollen Persönlichkeit: in einfacher oder komplizierter Einheitlichkeit.

Und während ich las, als dürfe mir kein einziger Zug entgehen, wuchs mählich in mir eine Ehrfurcht vor etwas Besonderem groß — wie etwas, das noch den Glanz trug aus der ersten Schöpfungsstunde. Als ich dann jedoch das letzte Bändchen schloß und das Ganze rückhaltlos überdachte, wußte meine Seele endlich um das „Wo" der Scheidewand, die mich bisher vom unmittelbarsten Verstehen getrennt hatte.

Der Eindrücke aber, die ich empfangen hatte, waren so viele, daß sie mir wie eine Alpenflora entgegen zu blühen schienen. Und für diese Fülle ein paar Druckseiten? Man wird Nachsicht üben müssen . . .

Die zur Federer-Beurteilung maßgebendste Schöpfung des Dichters ist und bleibt für mich der Roman „Berge und Menschen". Wie innig Kenner die besten seiner Novellen bewundern mögen: gegen jenes großartige Kompositionswerk des Dichters kommen diese nicht auf. Man sagt, Federer habe bis zur Herausgabe seines ersten Erzählbandes

Digitized by Google

so ziemlich alles „in die Schublade" hinein gedichtet. Wenn auch „Berge und Menschen", dann muß man staunen über die tyrannische Macht seiner damaligen Scheu vor der Öffentlichkeit — oder über seine heroische Selbstüberwindung. Denn eine Dichtung wie diese will ans Licht, kraft der ihr eingeborenen Forderung zur ethischen und ästhetischen Missionserfüllung.

Noch kurz vor Buchdrucklegung des Romans war die der „Lachweiler Geschichten" erfolgt. Eine der zwei darin enthaltenen Erzählungen hatte 1908 gelegentlich einer großen Preisausschreibung für Novellen glänzend gesiegt, und der Verfasser war von den angesehenen Preisrichtern als ein neues großes Talent gekennzeichnet worden. Aber der Ruhmesaufstieg gestaltete sich zunächst noch zögernd. Federers wunderschöner, hochdichterischer Text „Franz von Assisi" zu Fritz Kunz' Franziskusbildern gelangte nicht rasch zur Zweitauflage, und als 1910 Dr. Otto Denk's „Aar" beim königlichen Aufstieg (möge er sich bald erneuen!) Federers obengenannten großen Roman in den Fängen hielt, als ungefähr gleichzeitig der Gral „Jungfer Therese" brachte, da lagen die Dinge noch so, daß der Autor seinem sieghaften Werk „eine kurze, ehrliche Einführung" zur Verhinderung einer „befangenen, schiefen" oder gar böswilligen Urteilsbildung voranstellen mußte, und daß der Gralredaktion tatsächlich ein ungerechter Anwurf erwuchs. Heute weisen die Buchausgaben der Federer-Werke sich dahin aus: „Franz von Assisi" (1908) im 6., „Lachweiler Geschichten" (1911) im 7., „Berge und Menschen" (1911) im 21., „Pilatus" (1912) im 8., „Jungfer Therese" (1913) im 12., „Sisto e Sesto" (1913) im 40., „Das letzte Stündlein des Papstes" (1914) im 30. Tausend.

Schon aus den „Lachweiler Geschichten" ragte die Klaue des Löwen. Die Wesenheit des Dichters, die reiche Eigenart seines inneren Menschen und deren charakteristische Äußerungsweise kündigen sich bereits wie in vorleuchtenden Kleinbildern an. Dieser sehnsüchtige innere Mensch steckte in einem schwächlichen Körper und heftete seine tiefdringende Anteilnahme, die bei ihm immer wie eine Verkörperung in Fleisch und Blut erscheint, zunächst vor allem an die geliebte Kinder-, Jugendwelt. Als Federer die Novellenreihe in Buchform herausgab, zählte er rund 44 Jahre; als er sie teilweise wenigstens ersann, war er bedeutend jünger und verlebte sieben „glückselige Jahre" als Kaplan in dem weltfernen Dörfchen, dem seine Phantasie jenen lockenden Namen gab. Eine innige Frömmigkeit war ihm für immer eingeflößt durch die willenskräftige edle Mutter, deren kluge, liebende Zucht seine früh durch Kränklichkeit

Digitized by Google

getrübte Jugend leitete. Am düsteren Brienzersee, wo er geboren war, nahm er die schweigende Größe der Bergwelt zuerst in sich auf, belauschte er zuerst die mächtigen Geheimnisse der Natur, die ihm, nach eigenem Wort, auch mächtig in die Seele gingen. Allerlei Unruhiges mochte sich innerlich einmischen durch des Künstlerblut des frühverstorbenen Vaters und durch das infolge seiner Schwächlichkeit so oft ungestillte Verlangen nach unmittelbarem Eintauchen in die ihn umgebende gewaltige Schönheit. So mußte er auch dem ihn beglückenden Seelsorgeramt entsagen, um von da ab als freier Schriftsteller in Zürich seinem gottverliehenen zweiten Beruf: dem des Dichters, zu leben. „Lachweiler" aber konnte er nie mehr vergessen: es wurde ihm bestimmend für die ganze Zukunft. Dort hatte er wohl zuerst gelernt, empfangene Eindrücke vollbewußt in sich aufzunehmen und schöpferisch zu eigenstem Eigentum zu verarbeiten, umzuformen. Dort auch übte er im Kreise der aufhorchenden Jugend das homerische Vorrecht des mündlichen Erzählers. Kein Wunder, daß die „Lachweiler Geschichten" wurden was sie sind: ziel- und bahnweisender Erstlingswurf, der schon die Verheißung des Meisterwurfs in sich trägt.

Nun kurz zu den Lachweiler Geschichten (Grote-Berlin) selbst. Wie sie schon die Dichterpersönlichkeit Federers andeuten, wurde bereits bemerkt. Man weiß alsbald: Hier ist ein Eigenständiger, der für sich beurteilt zu werden verdient — andere zum Vergleich heran zu ziehen, hat wenig Zweck. Freilich hat auch er „gelernt", aber das eine Unabhängige, das sich beim echten Künstler nicht unterkriegen läßt, war immer stark in ihm: mit seinen Licht- und Schattenseiten. Der Leser tut gut, sich gleich am Anfang klar zu machen, daß dieser Eigenartige und Eigenwillige ursprünglich nur für sich, nicht für andere, schrieb. Sein höchstes Ideal war nach eigenem Bekenntnis immer, wie die alten Erzähler des Orients in einer Gasse zu sitzen, den Kindern und naiven Menschen seine Geschichten auskramend. Was er daher für sich selbst da auf dem Papier ausspann, bedurfte keiner ängstlichen Beschränkung; er brauchte keine Schleier vor sein eigenes Ich zu ziehen: daher wohl die mitunter wirklich verblüffend offenen Einblicke in sein unverhülltes Inneres. Immer lag er sehnsuchtdürstend nahe am Herzen der Natur, — so fiel für ihn die überempfindliche Scheu des bis in die Fingerspitzen seelisch vibrierenden Kulturmenschen von vornherein weg. Merkwürdigerweise zeigte sich dieser Urwüchsige gleich als eigengeprägter glänzender Stilist: wenn kein Widerspruch, so ist's doch ein absoluter Beweis für eine bedeutsame eingeborene Begabung. Eine andere hochwichtige Lebensmit-

Digitized by Google

gift besaß er in der durch Übung dann reich ausgewerteten menschenkennerischen Intuition, die bei ihm wohl mal auffällig versagen, hingegen aber auch Wunderwerke schaffen kann, vor denen wir staunend stehen. Das alles bekundet, wiewohl vorerst mehr in Andeutungen, Federers erster Erzählband mit den an Wert ungleichen fünf Geschichten, die dennoch sämtlich, sogar die schwächste, „Der Erzengel Michael" inbegriffen, die von Carl Busse für die Preisnovelle „Vater und Sohn im Examen" gegebene Kennzeichnung tragen: Mangel an novellistischer Strenge d. i. Straffheit; wundervolle erzählerische Fülle. Das beziehungsreichste Stück ist das erste: „Unser Nachtwächter Promotheus"; das in seiner ausladenden Breite vielleicht „amüsanteste": „Die Manöver", eine von geradezu verblüffender militärischer Kenntnis strotzende „schweizerische Soldatengeschichte", wie sie der Untertitel benennt; das für mich weitaus schönste: „Der gestohlene König von Belgien", eine Offenbarung kinderliebender Psychologie, wie sie sich in so hingebungsvollem Verstehen vielleicht nie mehr findet. In dem kleinen Haupthelden der berühmt gewordenen Schlußgeschichte hat der Dichter ersichtlich sich selbst aus zum Teil ergriffener Erinnerung gezeichnet, und wer ihn darin versteht, den hat er gewonnen für alle Zeiten. In dem Abbilde des zweiten Helden steckt eine Unklarheit. Man lese S. 118/9, 183, 319 und 376 genau nach, und man wird finden können, daß dieser Lehrer Philipp Korn nie ein eigentlicher Buchstabenmensch gewesen ist.

Das in der Veröffentlichung chronologisch folgende Werk: „Berge und Menschen" (Grote), verhält sich zu seinem Vorgänger wie der Meisterwurf zum vorausgeschickten gut gezielten Prüfungswurf. Ein großartiger Meisterwurf von einem schwungmächtigen Ausholen, das direkt auf Federers Neigung zum unbekümmerten, schier selbstherrlichen Begehen eigengebahnter Haupt- und (zahlreicher!) Nebenwege im Bereiche seines Erzählgebietes weist. Führte der Novellenband in die Idylle, so spielt sich der Roman im Menschen- und — nach mehr als einer Richtung — Menschheitdrama in lyrisch und tragisch durchwobener epischer Form ab. Ein Buch nur für wirklich reife Menschen, ein Buch des Problems unehelicher Kinder, das bei echt künstlerischem Anpacken, ohne Predigergeste, die im Gewissen streng bindende elterliche Pflicht mit hellem, scharf eindringendem Licht übergießt — eine Pflicht, deren Mißachtung „eine ungeschriebene Weltgeschichte von Kinderweh und sozialen Todsünden darstellt"; so Federer selbst in jener erwähnten „Aar"-Einführung. Ein ungemein reiches Buch, so reich, daß einer, der es Zug um Zug erforschte, erlebte, jeden einzelnen der Charaktere

Digitized by Google

im Zusammenhang heraushöbe, mit Leichtigkeit ein zweites — und wiederum kein armes — darüber schreiben könnte. Hier sei gleich bemerkt, daß der Dichter seine Hauptgestalten aus langer Hand her vorbereitend zu motivieren pflegt, weshalb gerade sie eines sehr sorgfältigen Studiums, eines nachschaffenden Durcharbeitens seitens des Kritikers bedürfen. Bei den Nebenpersonen ist's oft anders; da genügt wohl das Auffangen eines Schlaglichts, um sie bis auf den Grund zu durchschauen. Ähnlich bei den Naturszenen und -bildern. Als ein künstlerischer Wolken- und Kulissenschieber erscheint hier nicht selten der Dichter: ein Ruck, und die Herrlichkeit der Alpenwelt, die milde wie die grausame, liegt vor uns, — die ganze Natur wird lebendig und steht, wie mit einem Schlag, vor uns, ein leben-, kraft- und schönheiterfüllter oder wilder, zerstörungssüchtiger Riese. Federer gab den „leidenschaftlich geliebten" Bergen in seinem Titel vor den Menschen den Vortritt; er erhob sie, wie er selber sagt, (s. a. a. O.) gleich dem Chor in der alten Tragödie „zum lauten Gewissen, zu Zeugen und Richtern der Handelnden", ja, er „vermenschlichte sie fast, um ihren läuternden Einfluß auf jeden innerlichen Geist darzutun". Ob nicht Federer, in seiner heißen Bewunderung, trotz aller psychologischen Herzuziehungen, der Gefahr der Überschätzung in etwa unterlag? Mehr als einmal war ich daran, die Frage hinsichtlich des Hauptträgers der Handlung zu bejahen. Dieser Emil Manuß ist ein genialer Ingenieur und — Selbstling, als solcher von gletscherkühlem, mitunter an Rohlingstyrannei streifendem, gebieterischem Auftreten. Anstatt eines schwer erkrankten Kollegen übernimmt er den überaus schwierigen Gipfelbahnbau am Absomer, führt ihn in geistesherkulischer Weise fast zu Ende, um dann doch der Übergewalt einer wilden Gebirgsnatur besiegt, aber keineswegs vernichtet, weichen zu müssen. Der Läuterungsprozeß für ihn ist zum Teil in diesen Vorgängen beschlossen. Doch das entscheidende Hauptgewicht fällt da auf ein anderes, rein seelisches Gebiet, und eben dieser Grund veranlaßte mich zur endgiltigen Verneinung der oben aufgestellten Frage. Der geniale Egoist Manuß, durch eine allzu nachgiebige Erziehung aufs Autokratische hin verwöhnt und durch eine reichlich rasch geschlossene Ehe mit einem nach außen gehaltenen, nach innen glut- und energievollen Frauchen zutiefst fast unberührt geblieben, hat in seinem stahlhart zusammengeschlossenen Charakter eine weiche Stelle, aus der ihm dann der Läuterungsquell entspringt und sich zu reich befruchtender Strombreite erschließt: unter Einfluß der großartigen Natur, die er vergeblich zu bezwingen versuchte, unter Ein-

Digitized by Google

wirkung einer bestimmend zusammenstrahlenden Menschenumgebung, vor allem unter liebender Beihilfe seiner klugen, guten, tapferen kleinen Frau. Er hat nämlich Vatergefühl, dieser Emil Manuß, und verrät es gleich im Verhältnis zum Stieftöchterchen; er hat diese Veranlagung sogar bis zur Möglichkeit und Verwirklichung einer glühenden, alles absorbierenden Vaterliebe. Als Jüngling hat er leichtsinnig ein unverdorbenes, naives junges Geschöpf verführt und gewissenlos verlassen. Als reifer, bis zur äußersten Verantwortlichkeit stark beschäftigter Mann entdeckt er in den Bergen seinen Sohn, einen armen, reinen und stolzen Knaben, dessen Mutter das Leben einer bäurischen Halbdirne lebt. Mit der Liebe zum Kinde wacht das Gewissen in Manuß auf; er bereut und sühnt, was noch zu sühnen ist, und eröffnet dem hochbegabten Sohne ein Elternheim und eine neue, schönverheißende Welt. — Das sind ein paar Umrisse, die von der gewaltigen Reichtums- und Schönheitsfülle des Ganzen keine Ahnung geben können. Neben und hinter den Hauptpersonen, die aus ungezählten feinen Zügen und Andeutungen sowie aus großen zusammenfassenden Beleuchtungen vor uns emporwachsen, steht eine Fülle von blutwarmen, überzeugenden Gestalten, Charakteren und Typen, steht dieses von Federer mit seinen Fehlern, Mängeln, Überschüssen und Tugenden unsagbar geliebte Volk auf seinem Lebensgrunde: dieser wunderherrlichen Alpenwelt, die in der Weise, so vertraut und überwältigend zugleich, uns wohl noch kein Erzähler je erschloß. Federer selbst hat auf sein Werk die Stempelung gedrückt: „Leben und Volk wie es ist, redet und tut . . . Der Kampf zwischen Licht und Schatten psychologisch durchgeführt . . . Ein Stück dieses wirren, menschlichen Mitstehens und Mitstreitens, ein Stück möglichst unversehrt aus der Realität des Lebens in die Diktion der Kunst hinübergerettet . . . Es gab Gelegenheit, Städter und Bergler, Kultur und Natur, Geschäftsprosa und urweltliches Hirtentum einander gegenüber zu stellen und alles in einem äußerlichen Ereignis, das zur Zeit in den schönsten Bergländern die Natur beschimpft und unter verkehrstechnischem Vorgeben mit den unausstehlichen Bergbahnen und ihrem Bädekertroß unsere letzten Alpenherrlichkeiten bedroht." Bühne ist ein „scharf paritätisches Grenzgebiet", und es ist ein Genuß, Federer in seinem feinsinnig-überbrückenden Verstehen zu folgen — für uns Katholiken doppelt so, weil bei ihm Herz und Seele unverkennbar auf die katholische Wahrheit weisen.

Nicht immer, besonders zu Anfang, umgeht unser Dichter bei Charakterzeichnungen das verpönte „Schildern," trotzdem bleibt uns stets als Einzel- und Gesamteindruck der des

Digitized by Google

persönlichen Erlebens. Nicht immer auch macht er sich frei von Übersteigerung, von Wiederholungen in der Aufführung gewisser, oft abstoßender Merkmale sogar an seinen Helden; ich erinnere nur an die beliebten „gelben Schaufelzähne" und an das selbstwillige Aufblähen des Haupthaares. Bisweilen erhält man den Eindruck seiner eigenen Verliebtheit in Einzelgestalten seiner Schöpfung. Im allgemeinen aber fragt man sich freudig, welche ihm am besten und leichtesten gelingen: die Männer, die Frauen, die Jünglinge, die Mädchen, die Knaben, die kleinen Kinder, Jung oder Alt? Er liebt Mensch und Menschheit. Am unmittelbarsten aber fühlt er sich hingezogen zu den Herrennaturen, (die er dann freilich sich wandeln läßt), zum Starken überhaupt, wie er das selber ausgesprochen hat: „Ich bewunderte, was ich nicht besaß, große Kraft, Gesundheit, Vogelschnelle, Regententum. Immer war ich bei den Starken und forschte ihr Innerstes aus." Seine Menschen, die er jenen nachbildete, ähneln in vielem den Bergen, an und auf denen sie leben; sie können wetterwendisch, „grausam" sein wie sie. Die erwähnte begreifliche Vorliebe des Dichters verleitet ihn gelegentlich zu einer für mein Gefühl fast brutal wirkenden Unmittelbarkeit der Porträtierung, mir um so peinlicher, als er selbst das Karikaturartige des Eindrucks nicht zu sehen scheint. Vollständig unästhetisch, geradezu widerwärtig gestaltet sich für mich z. B. oft die Zeichnung des Verhältnisses von Tyrann und Sklave zwischen dem Ingenieur und dessen „Diener" bzw. Faktotum, Heinz Emil Manuß' einstigem Erzieher und Mentor, nachmaligem pekuniär unabhängigen Gefährten und Freunde, der sich vor lauter Lust und Liebe zum Geschuhriegeltwerden einen jugendlichen ländlichen Herrenmenschen zum Nachfolger in der Tyrannei an Stelle des jetzt gebesserten früheren Zöglings und „Gebieters" erkürt. Das Tollste vielleicht leistet er dadurch, daß er sich von dem ob noch so anziehend schwerenöterischen Bengel duzen läßt, während er selbst ihn mit devotem „Sie" streichelt. Der wiederholt laut gewordenen Ansicht, in diesem dichterisch, intellektuell und auch nach der Richtung des Gemütslebens gut ausgestatteten, sonst aber außergewöhnlich schlappen Heinz vereinige sich eine Reihe autobiographischer Züge, vermag ich mich nicht anzuschließen, schon aus Rücksicht auf den Autor nicht. Gegen solche Theorie spricht meines Erachtens zudem die in der Darstellung des Romans klar zutage tretende autokratische Neigung des schöpferischen Geistes zu völlig unabhängigem Sichgehenlassen in Auszweigung und Ausbreitung der Erzählweise, die übrigens an sich durchweg unter dem Zeichen des Künstlerischen, zumeist sogar des Hochkünstlerischen, steht.

Digitized by Google

Mit einer Selbstverständlichkeit kommt sie da an Verborgenheiten in Natur und Menschen, die naiv, bisweilen fast kindlich, bei genauem Zuschauen aber als vollkommen durchdacht erscheint. Für mich kein Zweifel: Wer „Berge und Menschen" wirklich kennen lernen will, muß zugleich den studieren, der es schuf und hinter ihm steht; je persönlicher man ihn nimmt, je näher wird man seinem Werke kommen. Das ist sicher nicht des Autors Wunsch, er wird es aber dem Verständigen nicht wehren können.

Die Hauptzüge Federer'scher Dichtung glaube ich in obigem berührt zu haben. Nur wenig Raum bleibt mir zum streifenden Überblick für die übrigen Schöpfungen dieses Auserwählten. Die an ihm oft gerühmte geniale Macht der Phantasie, mit unvergleichlicher Empfänglichkeit, alles Geschaute und Erlebte selbständig in sich aufzunehmen; der Intuition, hinter Äußerlichkeiten tief liegendes Seelisches zu suchen und zu finden; der dichterischen Gestaltung, das alles lebenstreu und -warm aus sich heraus zu bilden, offenbart sich auch in „Pilatus. Eine Erzählung aus den Bergen" (Grote). Die Vergleichsziehung, die Bloßlegung des Zusammenhangs zwischen Berg und Mensch, Natur und Seele wächst sich hier zu einer Wiedergabe erschütternder Tragik aus. Der Mittelpunkt, um den alles aufgerufene Leben kreist, ist der Gebirgsbauer, -Hirte, Jäger und spätere Bergführer Marx Omlis, den die glühend ausschließliche Liebe zu seinem Heimberge Pilatus, nach dem er sich dann nennt, zu einem in knorriger Schönheit fast blendenden Gewaltmenschen macht, der Weib und Kind, Freund- und Nachbarschaft dieser seiner Leidenschaft opfert; der dann, gebannt, in anderer Alpenherrlichkeit zur inneren Einkehr kommt, sich vertiefen und die Menschen lieben, Freundschaft halten lernt, bis ihn das heiße Sehnen nach der Heimat seiner Seele zurück und in geächtete Einsamkeit treibt, in der er sein dennoch stolzes, wildes, königliches Leben verliert. Treffend hat man auf die überstarke Liebeskraft in ihm hingewiesen, die nur deshalb sich nicht befreiend entwickeln konnte, weil ihr das auslösende Gegengewicht fehlte. Gegenüber der grandiosen Zeichnung dieses festgeschlossenen Hauptcharakterbildes nimmt man die unverkennbaren kompositionellen Fehler des Werkes ruhig in den Kauf. Eine gewisse unharmonische Zweiteiligkeit des Aufbaus scheint auf eine nachträgliche Redaktion: die durch den Anfang eingeleitete, im Laufe der Darstellung aber fast drolligerweise wieder verschwindende Kennzeichnung des Buches als Rahmenerzählung, hinzuweisen.

In der den Grallesern wohlbekannten Erzählung aus Lachweiler: „Jungfer Therese" (Grote), kommt meines Erachtens

Digitized by Google

das Allerbeste aus Federers Herzen, das Allerreichste und -weichste aus seinem Gemütsleben, das Allergoldenste aus seinem gottgesegneten Humor, das Allerfeinste aus seiner Natur-, Kindheits-, Standes- und Volksanschauung zur Geltung. Es ist wohl ein (so denke ich mir) in Dankbarkeit gegen die titelgebende Hauptperson und verschiedene andere „erlebte" Prachtmenschen geschriebener Priesterroman mit ersichtlich vielen autobiographischen Zügen. Wie da ein junges gesundheitszartes, reformsüchtiges Kaplänchen durch seine pfarramtliche Umgebung, vor allem durch sein gehobenes Prachtexemplar von Haushälterin zu Vernunft und lebenslänglicher Einsicht gelangt: das ist einfach herzbezwingend unnachahmlich erzählt. Hermann Herz hatte recht mit seiner in Fraktur gehaltenen Erklärung: „Noch eine gründliche Durcharbeitung, und Federer macht sich gerade mit dieser Schöpfung zum deutschen Sheehan." Das deutet allerdings auf begründete Einwendungsmöglichkeiten; die aber möge sich der geschulte Leser selber herausheben. Für diesen Fall soll mir der beklagte Raumzwang als willkommene Entschuldigung dienen.

In Eugen Salzers vorzüglicher Eine Mark-Bücherei hat Federer zwei inhaltlich kostbare Bändchen herausgegeben, die beide uns nach Italien tragen: die abruzzische Räuber- und Papstgeschichte mit dem wundervoll durchgeführten Motiv der Heimatliebe: „Sisto e Sesto," die Carl Busse mit Fug und Recht ein holdes Wunderwerk von Novelle nannte, und: die „Umbrischen Reisegeschichtlein" „Das letzte Stündlein des Papstes," „Der gehörnte Reisekamerad," „Frau Agnes," „Was der Hausierer Marcote im Analphabeten-Dörflein erzählt" und „Sibilla Pagni und Taddeo Amente." Die erste, dritte und letzte der kleinen Erzählungen überwiegen weit an Wert, zumal die das Bändchen benennende mit dem kostbaren Hereinbeziehen des Sonnenbruders Franziskus, Federers heißest geliebtem Heiligen. Nie zeigte sich der Dichter liebenswürdiger und tiefer zugleich als in diesen beiden Büchelchen, die nicht mißverstanden werden können, es sei denn, daß man aller Einsicht und Gerechtigkeit ins Gesicht schlüge. Überraschend wirkt des Autors völliges Vertrautsein mit dem — ob verwandten — fremdländischen Boden. Da zeigt sich eben das Genie des Einfühlens, Einlebens.[1]) Möge er es noch oft betätigen,

[1]) Daß er auch deutschem Wesen gerecht werden könnte, bezweifle ich keinen Augenblick, trotz seines das deutsche Gemüt in etwa verletzenden neuerlichen Neutralitätsschriftchens: „Unser Herrgott und die Schweizer. Ein stolzbescheidenes Geschichtlein," dessen bei mancher

Digitized by Google

am willkommenſten und ſicher auch tatkräftigſten aber auf dem ihm von Mutter Natur ſelbſt unmittelbar zugewieſenen: dem ſeines über alles teuren und für ſein Künſtlertum ausgiebigſten Vaterlandes, der Schweiz.

* * *

Während obiges, wohl durch Kriegslage verurſacht, ſeit Ende März 1916 ſeinen Weg von Redaktion und Verlag nicht eher als eben jetzt, Ende des Jahres, zu mir zurückfand, hat Heinrich Federer, unter dem Aufhorchen der deutſchen Kritik und Leſerwelt, mitten im Weltenkriegsgetümmel ſeinen 50. Geburtstag gefeiert (7. Oktober 1916), zu dem der Schweizer Hermann Aellen ein ſehr gewinnendes biographiſches Büchlein herausgab: „Heinrich Federer, zu ſeinem 50. Geburtstag". Mit dem Bildnis des Dichters. Verlag von Eugen Salzer in Heilbronn kl. 8° 52 S. br. 40 Pfg. Was Aellen vom Lebensgang ſeines Helden in deſſen Frühjugend zu ſchildern wußte, finden wir ſachlich und künſtleriſch aufs intereſſanteſte beſtätigt in Heinrich Federers ſeitdem erſchienenen umfangreichen Erzählwerk „Das Mätteliſeppi." (Grote). Der Autor nennt dieſes in königlicher Unabhängigkeit, unter Umgehung ſo ziemlich aller Kompoſitionsgeſetze geſchaffene Werk ſchlichtweg „eine Erzählung" und hat ſich damit vorweg die Freiheitskrone auf die Stirn gedrückt. Er ſelbſt hat immer betont, daß ihm das mündliche Erzählen weitaus mehr gilt als die epiſche Niederſchrift. Nun wohl, ein Erzähler wie er, von derartig ragender Eigengröße, darf ſich erlauben, was Kleineren ſchwer verübelt werden müßte, da ſie über die klaffende Lücke der Geſetzloſigkeit nicht den überbrückenden Ausgleichungsbogen des den Stoff herrſchgewaltig meiſternden Genies zu ſpannen haben. Was Federer in ſeinem „Mätteliſeppi" gibt, iſt — wie bereits angedeutet — die eigene, im Elternhauſe ſich abwickelnde Kindheitsgeſchichte. Vater und Mutter, er ſelbſt: der kleine lebensdurſtige und lebengehemmte „Alois" mit der aſthmakranken Bruſt und dem liebegroßen Herzen, dem nur das früh ſich regende ſtarke Erzähltalent die Wage zu halten vermag, Jugend- und Heimatgenoſſen, große und kleine, mächtige und geringe, ſind die Träger der überaus figuren- und epiſodenreichen Handlung. Saldern (Sareln), das Heimatdorf und der Heimatkanton bilden die Bühne mit den als ſtumme Mit-

Feinheit urwüchſiger, zum Teil reichlich grobkörniger Humor uns nicht immer hineinpaſſen will in den — bei aller berechtigten Siegeszuverſicht — auch für uns tieftragiſchen Ernſt der Weltlage.

Digitized by Google

spieler wuchtig eingreifenden gewaltigen Alpen im Vorder-, Mittel- und Hintergrunde. Was dieser erste Lebensabschnitt dem Dichter war und geblieben ist, wie einschneidend er ihn bis in die feinsten Entwicklungszüge und -konsequenzen Charakter und Sein bestimmte, sahen wir bisher nirgend besser als in diesem merkwürdigen Buche, das — wie „Jungfer Therese" — vom Autor abermals der Aegide eines alten Mädchens, eines urwüchsigen und urwuchtigen Kernmenschen, unterstellt wurde. Aber der eigentliche Held ist dieser geborene und künftige Dichter selbst, der uns wundersame Blicke tun läßt in das Woher und Wohin seiner uns alle mehr und mehr fesselnden Persönlichkeit, auf das Wo und Wie der ersten Umwelt seines Werdens. Und das Unmittelbare seiner hier aus lauter Unmittelbarkeit d. i. ureigenstem äußeren, mehr noch inneren Erleben geschöpften Darstellung hat das „Wunder" fertig gebracht, diesem gänzlich von aller künstlichen Spannung ferngehaltenen Buch in kurzer Zeit einen Siegeslauf zu sichern. Das 10. Tausend liegt jetzt schon vor, und noch hat kein Mensch über die allzuvielen Seiten geklagt!

Der früher erschienenen Reihe seiner Miniaturbändchen hat Federer zwei neue selbstverständlich wertvolle Büchelchen beigefügt: „Patria! Eine Erzählung aus der irischen Heldenzeit", und „Eine Nacht in den Abruzzen. Mein Tarcisius-Geschichtlein" (beide im 1.—30 Tausend bei Herder-Freiburg, je geb. Mk. 1.—). Das letztgenannte ist ein Solitär reinsten Wassers, ein „Federer", der wieder einmal einen Ausblick auf weitere Möglichkeiten dieses Hochbegabten vielverheißend eröffnet.

Digitized by Google

Es waren Königskinder.

Eine Westerwaldgeschichte von Johannes Laurenburger.

(Fortsetzung.)

Abgerissen.

Man durfte es keinem Christenmenschen sagen. Es war ganz unerhört! . . . liebste Zeit! . . .

Fräulein Marianne saß in tiefen Gedanken und betrachtete sich die durchgelaufenen Sohlen von ein paar Stiefeln. Es war wirklich nicht zu sagen. Jetzt, wo das Leder so rasend in die Höhe ging. Und der Schuster hatte gesagt, das würde noch viel schlimmer. Dabei heute schon sechs Mark für das Paar Sohlen. Nein, es war einfach gar nicht auszudrücken. Das war sehr unverständig von ihrem Herrn, das war im Grunde Verschwendung. Nun hatte er nur noch dies eine Paar Schuhe, und er hatte gebeten, der Schuster möge sie sofort flicken. Als ob der nur auch gerade auf seinem Schemel sitze und auf das Pfarrhaus lauere! Es war . . . nein! . . . Tadellos neue Schuhe, eben erst angeschafft, dem Handwerksburschen . . .! Ohne sie auch nur um ihre Meinung zu fragen . . .!

Und sie stand auf, machte ein sehr entschlossenes Gesicht und ging, die Schuhe in der Hand, zum Zimmer ihres Herrn. Da klopfte sie an . . .

„Herein . . .!"

Sie machte in der geöffneten Türe Halt. Da stand er nun und machte ein Gesicht, so unschuldig wie ein Lamm, das von nichts nicht weiß. Grad, als ob alles in bester Ordnung wäre. Und hatte wahrhaftig die Pantoffeln an! Die hatte sie ihm vor Jahren zu Weihnachten geschenkt. Damals hatte er sich sehr freundlich bedankt, aber getragen hatte er sie nie. Jetzt kamen auch sie einmal zu Ansehen . . .!

Der Pfarrer hatte sein Brevier unterbrochen und sah sie fragend an.

„Liebste, beste Zeit, Herr, ja ich muß doch wirklich mal hören, haben Sie denn gar nicht an hier die Schuh' gedacht? Die waren doch wahrhaftig auch noch gut genug für einen Handwerksburschen! Nur die Sohlen sind zerrissen, aber sonst sind die Schuh' doch noch ganz tadellos . . .!"

„Marianne", . . . der Pfarrer bemühte sich, in diesem Fall . . . anne zu betonen . . . „mit einem Paar zerrissener Schuhe war dem armen Schlucker nicht geholfen. Zerrissene hatte der selber. Und ganze Sohlen sind für einen Hand-

Digitized by Google

werksburschen doch das Allerwichtigste. Sonst hört bei ihm eben alles auf . . ."

Und er setzte, auf und ab, seinen Gang im Zimmer fort und guckte in sein Buch, als ob es sich um die einfachste Sache der Welt handle und wie wenn alles recht wäre.

Die gute Marianne war so verblüfft, daß sie ihren Herrn einen Augenblick lang wie eine Erscheinung aus dem Jenseits anstarrte. Ueber dreißig Jahre führte sie ihm nun schon die Wirtschaft, und gelegentlich entdeckte sie immer einmal wieder, daß sie ihn doch noch nicht auskannte. Sie zog geräuschlos die Türe zu . . . Genau betrachtet hatte er ja eigentlich recht. Aber eine Verschwendung war es doch!

Draußen gab sie die Stiefel dem Mädchen: „Schnell, zum alten Hussing. Aber er müßte sie sofort, hörst du? sofort, sagst du, müßt' er sie machen. Der alte Herr wäre ganz abgerissen und hätte keine Schuhe mehr an den Füßen."

Kopfschüttelnd zog sie in die Küche. Es waren doch funkelnagelneue Schuhe gewesen . . .!

Drinnen stand der Pfarrer. Er hatte sein Brevier beendet und machte sich auch seine Gedanken. So war nun die Marianne. Bei all ihrer Herzensgüte. Hatte ihren bescheidenen Lohn, soweit sie ihn erübrigen konnte, jahrelang den Armen gegeben, bis er einmal dahinterkam, und es ihr verbot. Wie sie denn im Alter zurechtkommen wolle, wenn er einmal nicht mehr da sei? So hatte er sie damals gefragt. Sie wisse doch, daß er nichts besitze. „Darum laß ich mir den Kopf nicht wehtun. Das ist dem Herrgott sein' Sach'," war ihre ganze Antwort gewesen. Und sie hatte es nicht anders gemacht, bis er ihr ein Sparkassenbuch einrichtete, darauf er nun regelmäßig seit Jahren schon einen Teil ihres Lohnes abgab und festlegte. So gutmütig war sie, daß man sie vor ihrer eigenen Nächstenliebe schützen mußte. Und nun wollte sie für den armen Menschen auf der Landstraße nicht mal das Paar Schuhe hergeben! Da schüttelte der Pfarrer seinen weißhaarigen Kopf, genau, wie es draußen in der Küche die Marianne tat. Die Weibsleute sind einmal ein unpraktisches Volk! . . . Dabei lag sie ihm nun seit Jahr und Tag schon in den Ohren und wollte Zuggardinen vor die Fenster haben, wie sie im Breitenburger und Feuerbacher Pfarrhaus seien. Die in Ueberwald wären ja unter all den Bauern selber ganz verbauert, hatte sie gesagt, nach denen brauche Westerstein sich nicht zu richten. Und die Scheibengardinen waren doch völlig ausreichend, waren bequem, billig und auch ganz nett, und er war von Jugend auf nichts Anderes gewöhnt. Zudem

Digitized by Google

waren für abends die Schlagläden da. Das war wirklich unverständig, war im Grunde Verschwendung von der guten Marianne . . .

Aber na! Hatte sie ihm mit den Schuhen den Willen gelassen, dann konnte er ihr ja nun auch einmal eine kleine Freude machen. Er beschloß, ihren Gardinenabsichten nicht mehr zu widersprechen, vorausgesetzt, daß sie sein Arbeitszimmer mit solchen Plänen verschonte. Und so schloß er seine Gedanken mit einem guten Vorsatz.

Fräulein Marianne aber war, wie man zugeben muß, damit ganz im Recht. In einem Pfarrhaus, wie das Westersteiner, gehören auch Zuggardinen an die Fenster. Wie sich übrigens später herausstellte, konnte auch Ueberwald auf die Dauer gegen den verfeinerten Geschmack der Zeit nicht aufkommen und mußte Zuggardinen anschaffen. Das aber gehört nicht hierher. Was aber wohl verdient erwähnt zu werden: Seit Pfingsten haben die Zuggardinen sogar im pfarrherrlichen Studierzimmer von Westerstein sieghaft ihren Einzug gehalten. . . .

Fräulein Marianne war in der Küche beschäftigt. Da schlug der Wolfspitz an. Schritte auf der Haustreppe. Der Schellenzug schribbte ein-, zweimal, dann tönte die Hausglocke. Das Mädchen öffnete die Türe und führte einen Herrn ins vordere Zimmer. Vorsichtig spähte Fräulein Marianne durchs Schalterfenster. Aber sie sah nichts mehr. Die Zimmertüre schloß sich hinter einem Fremden. Drinnen gabs eine lebhafte Begrüßung, die plötzlich unterbrochen ward durch des Pfarrers Stimme:

„Marianne!"

Sie hört — der Herr ist bei Laune.

„Marianne, eine Bessere!"

Der Pfarrhauskeller birgt vier Weinsorten: eine Flasche, eine Bessere, ein Fläschchen und ein gut' Fläschchen. Das muß schon ein angenehmer Gast sein.

Und sie sagt dem Mädchen: „Schnell, eine Flasche Oppenheimer Schloß, und noch eine zurückstellen!"

Und dann sorgt sie, daß die blitzenden Gläser bald auf dem Tisch stehen und der Gast ihres Herrn keine Not leidet. Denn die Gäste ihres Herrn sind ja auch die ihrigen und immer eine kleine Abwechslung in ihrem einsamen Dasein. Die meisten wissen garnicht, und die es wissen, bedenken es für gewöhnlich kaum, welche Unsumme von Selbstverleugnung und Entsagung, von Opfermut und Treusinn ihnen aus den freundlichen Augen eines alten Fräuleins im Pfarrhaus entgegenblickt. Ohne die klösterlichen Gelübde abgelegt zu

Digitized by Google

haben, sind diese so oft verkannten und leicht geschmähten Personen zur Führung eines Klosterlebens gezwungen, das wohl mitunter eine rechte Leidensschule sein kann, nie aber die Annehmlichkeiten einer geselligen Klausur hat.

Der gütige Pfarrer von Westerstein wußte das, und wenn er auch bei Fräulein Marianne mal auf eine Schrulle stieß, wie nun eben in der Frage der Zuggardinen, er trug es in Geduld und fand sich immer leicht ab: „Menschen sind die Menschenkinder. . . .“

„Marianne, noch ein gut' Fläschchen!“

„Schnell, Gretchen! Vom Besten wollen sie.“

Und das Gretchen brachte die bereitgestellte zweite Bessere wieder in den Keller und holte vom Besten herauf.

Wohl ein Stündchen mochte der Besuch sich aufgehalten haben. Da gab der Pfarrer seinem Gast das Geleit bis an die Haustüre.

Diesmal aber war Fräulein Marianne rechtzeitig am Schalterfenster und drückte leise den Vorhang zur Seite. Was sie sah, gab ihr keinen geringen Schreck. Das war ja, liebste Zeit, wahrhaftig der ander' Pfarrer! Und sie hatte sich doch nicht verhört! Gut Fläschchen hatte der Herr gerufen. Die Sache war ihr so unerklärlich und beschäftigte derart ihre Gedanken, daß sie es kaum bemerkte, wie auch ihr alter Herr jetzt das Haus verließ. Und sie kam erst mit einem tiefen Aufatmen und neuem Kopfschütteln zu sich, als das Gretchen nun schon zum sovielten mal die Frage an sie richtete, was sie jetzt tun solle.

„Ach liebste Zeit, ja, der gute Herr wird alt, . . . er wird immer sonderbarer! . . . Warte Gretchen, also was du jetzt tun sollst? Kind, du mußt nicht immer erst fragen. Liebste Zeit, in einem Pfarrhaus, wie das Westersteiner, da ist immer mehr Arbeit, als sonst was. Und wenn keine da ist, dann macht man sich welche . . . Sieh', nun war der fremde Herr da, . . . o Gott, nein, wie mich unser guter Herr doch wieder in Aufregung gebracht hat. Aber er hat auch wirklich zu sonderbare Einfälle. . . . Gut' Fläschchen! . . . gar zu merkwürdig! . . . Nun also: das Studierzimmer wieder in Ordnung bringen, den Tisch abräumen, die Fenster öffnen, daß der Zigarrenrauch hinauszieht. . . . Steh doch nicht so hilflos da, wie ein lahmes Fragezeichen. Immer zu, zu, zu!“

Fräulein Marianne brach ganz plötzlich ab und stand so heftig von ihrem Stuhle auf, daß der alte Küchenveteran bedenklich in all seinen Beinen knackte. Und wenn das Gretchen nicht schon draußen gewesen wäre, dann hätte

Digitized by Google

es sein liebes Wunder erleben können, wie munter das jetzt mit Fräulein Marianne über die ausgetretenen Sandsteinplatten der Küche ging, hin und her, als gelte es, die mit den Betrachtungen über des Pfarrers alternde Eigentümlichkeiten verlorene Zeit wieder herauszuholen, oder, als spiele sie mit sich selber ein bißchen Nachlaufen und wollte das Kunststück fertigbringen, gleichzeitig an Herd, Schrank, Tisch und Spülstein zu stehen. Alles ging ihr zugleich so sicher von der Hand, fast lautlos, daß es jedem wohltun mußte. Wie die Feder in einem großen Uhrwerk, so war sie im Haus die stille treibende Kraft, die alles in Gang und Schwung hielt. Wenn der Pfarrer gut gelaunt war, dann nannte er sie deshalb auch manchmal ein Perpetuum mobile. Sie wußte nicht recht, was er damit sagen wollte und was sie mit der heiligen Perpetua zu tun hätte. Denn, wenn auch das Pfarrhausleben mancherlei Unannehmlichkeiten mit sich brachte, eine Märtyrin war sie drum doch noch nicht gerade. Mobil, das stimmte. Mobil und munter, das war sie allerdings immer, und insofern mochte der Herr ja denn wohl recht haben. Das Duckmäusern war ihr im Grunde der Seele verhaßt.

Fräulein Marianne hatte jetzt einen Augenblick freie Zeit in der Küche gefunden und ging, um nachzusehen, was das Gretchen ausgerichtet habe. Das Gretchen war ganz gut und alles, aber gar zu langsam. Liebste Zeit, es war eben noch ein halbes Kind. Wenn man da nicht selber überall dabei war . . .!

Das Zimmer war aufgeräumt, die Tischdecke ausgeschüttelt, der Aschenbecher stand wieder blank an seinem Ort neben den Zigarren oben auf dem Büchergestell. Flaschen und Gläser waren beseitigt, die Stühle standen in gewohnter Reihe um den Tisch. Durch die geöffneten Fenster strich ein frischer Luftzug.

Fräulein Marianne guckte in jede Ecke. Aber alles war zu ihrer Zufriedenheit und bestens in Ordnung. Das Gretchen hatte es wirklich gut gemacht. Ein blaues Heftchen nur lag sorglos hingeworfen auf dem Stehpult. Sie nahm es auf, um es wegzulegen. Da fiel ihr der Aufdruck ins Auge:

Westersteiner Diskont-, Spar- und Credit-Verein. Darunter stand in Tinte: Fräulein Anna Maria Rossinger.

Liebste Zeit, das war sie ja selber! . . . Einen Augenblick war sie sehr versucht hineinzusehen, und schon hatte sie den Finger in den Blättern. Aber nein! Rechtzeitig besann sie sich und gab ihrer Seele einen tüchtigen Stoß. Wie, ihrem Mädchen predigte sie täglich: Im Pfarrhaus sehe und

Digitized by Google

höre ich nur das, was ich sehen und hören darf. Und was ich mehr sehe und höre, das sehe und höre ich überhaupt nicht. Das Wenige aber, was ich sehen und hören darf, das sehe und höre ich bloß für mich, und das bleibt bei mir! . . . und nun sollte sie selber nicht einmal der Versuchung widerstehen können?! Und sie rief das Gretchen.

„Sieh einmal, Gretchen, das Büchelchen da", sie legte den Zeigefinger drauf, „das war soeben der Prüfstein meiner Gesinnung. Liebes Kind, du mußt nicht immer den Mund aufstehen lassen, wenn man dir etwas sagt. Das verstehst du noch nicht und brauchst du auch nicht zu verstehen, aber es ist so."

Und das Gretchen beteuerte: Doch, doch, seine Tante Franziska habe auch Prüfsteine, die nenne sie aber Gallensteine. Und sie wären eine wirkliche Prüfung Gottes, habe die Tante neulich gesagt . . .

Das war nun wieder einmal eine Bemerkung, die recht eindringlich zeigte, wie weit das Gretchen in allem noch zurück war. Aber Fräulein Marianne wußte ja auch, wes Geistes Kind das Gretchen war, und deshalb war es eigentlich töricht von ihr gewesen, daß sie dem Gretchen überhaupt etwas gesagt hatte. Und sie beschloß, in Zukunft bei dem gar zu dummen Mädchen lieber keine Bemerkungen mehr über Prüfsteine zu machen, sonst brachte das Gretchen es gar fertig, im ganzen Dorf zu erzählen, Fräulein Marianne habe nun auch Gallensteine. —

Das blaue Büchelchen aber legte sie so seelenruhig weg, als sei es etwa das gelungene Taschenbuch mit der sonderbaren Schrift, die kein vernünftiger Mensch lesen konnte. Wovon der Pfarrer einmal gesagt hatte, das betreffe die Geschicke eines Mannes, der zehn Jahre lang in der Welt herumgeirrt sei. Liebste Zeit, der Herr hatte ein gar zu gutes Herz. Was brauchte er sich nur um die Geschichte eines Reisenden zu sorgen, der ihn doch vor Gott und der Welt nichts anging! Überhaupt, zehn Jahre lang in der Welt herumirren! Ein Vagabund war es! Oder ein Verrückter! Ein Lüderjahn! So dachte Fräulein Marianne.

Aber sie schwieg taktvoll. Denn neulich hatte sie sogar beobachtet, wie der Herr, das Buch in der Hand, mit großen Schritten im Garten auf und ab ging und ganz erregt mit sich selber sprach. Und als sie dann zufällig auch noch sah, daß er völlig mit verstellter Handschrift Bemerkungen in das Büchelchen schrieb, da wußte sie, woran sie war. Die leidige Geschichte mußte ihn wohl doch näher angehen, als er selber eingestehen wollte und — da fiel ihr was ein! — vielleicht, wer weiß es, irgend einen dunklen Punkt in

Digitized by Google

seiner eigenen Familie berühren. Wahrscheinlich einer, der nicht gut getan hatte! Überhaupt diese Pastorsverwandten! Die an dem guten, geistlichen Herrn Oehm hängen und ihn am liebsten mit allem, was er hat, aufäßen. Sie hätte erzählen können! Aber es ging sie ja nichts an. Und der alte, gute Herr wollte darüber nicht gesprochen haben. Liebste Zeit, sie sprach ja auch nie darüber. Das war auch so etwas, was sie sah, und doch nicht sah, hörte, und doch nicht hörte. Aber ein Wunder war es bei der großen Verwandtschaft nicht, wenn der gute Herr zu nichts kam. Na, es war alles vielleicht eine Fügung Gottes. Der Durchgänger hätte womöglich dem alten Herrn doch lediglich Unehre gemacht. Ihr tat es nur leid, daß er sich noch soviel Gedanken um einen Menschen machte, der es sicherlich nicht verdiente.

Sie bedauerte ihn daher aufrichtig und war ganz gerührt, daß er nach Art großer Seelen seinen Kummer still und ohne Klagen trug.

Ihre schweigende Teilnahme tat ihm offenbar wohl, wenigstens war er nie mehr auf die traurige Geschichte seines Angehörigen zurückgekommen.

Übrigens war das nur einer der Fälle, wie sie ihr im Laufe der Jahre häufig begegnet waren, und welche ihr immer die Notwendigkeit klargemacht hatten, sich allzeit nur an ihre Pflichten und Arbeiten zu halten. Was sie wissen mußte und sollte, das erfuhr sie schon ohnehin rechtzeitig. Darüber hinaus ging schließlich weder ihre Neugier, noch des Pfarrers Mitteilsamkeit.

Und deshalb also hatte sie auch das Sparkassenbuch, ihren vorzüglichen Grundsätzen treu, aus der Hand gelegt, ohne mit einem Blick nur hineinzusehen. Und das war gut. Von Prozenten und Zinsen, Diskont und Rabatt verstand sie nichts, und daß der Pfarrer ihre jahrelangen Almosen an die Armen allmählich ersetzte, indem er ihre Einlagen aus seiner Tasche erhöhte, damit sie doch zu leben habe, wenn er einmal nicht mehr dä sei, das brauchte sie nicht zu wissen. So kam es, daß er ganz im Verborgenen ein bißchen Vorsehung spielen konnte und sich beharrlich in etwas einmischte, was streng genommen dem Herrgott sein' Sach' war.

Am Nachmittag aber hatte Fräulein Marianne noch ein Erlebnis, das merkwürdig genug war.

Der Klosterpeter kam wirklich mit einem Schatz an, den er hinter der Sakristei wohl versteckt im alten Totenlichthäuslein gefunden hatte, und schleppte ihn triumphierend

Digitized by Google

ins Pfarrhaus. Und da stand er auf einmal in der Küche, als sei er bei dem Küster in die Schule gegangen. Und fragte das Fräulein, wohin er mit dem silbernen Standleuchter sollte. Von wegen der Franzosen. Ihn ängstigten nur die gierigen Franzosen und ihre leidigen Dackel.

Liebste Zeit! . . .

Im General-Vikariat.

Der Krieg machte im Bischöflichen Generalvikariat nicht geringe Arbeit. Allein schon diese unbändige Zahl von Kriegstrauungen! Wie das noch einmal alles enden sollte! Das siebente Sakrament brachte ohnehin die meisten Sorgen. Jetzt aber sprangen die Pärchen mit einer Leichtigkeit ins Ehejoch, als hätte jeder junge Mann den Ehrgeiz, damit vorab seine Kriegstauglichkeit zu beweisen. Oder auch, als gelte es vor allen Dingen einmal, das Vaterland für die Kriegszeit mit einem ausreichenden Vorrat von Treueschwüren zu versehen, und die neuen Ehemänner brauchten nachher bloß noch nach Frankreich und Rußland zu reisen, um sich von da ein nettes Brautstück für ihr liebes Eheglück zu holen.

So einem jungen Menschenpärchen ist gewiß von Herzen nur alles Gute zu gönnen, was irgend auf Gottes Erde zu finden ist. Aber leider gehen nirgendwo so oft, wie bei dem Abschluß von Herzensbündnissen die Ansichten darüber auseinander, was schön und gut ist. Der Hannpeter von Westerstein gar pflegte zu sagen: In der Ehe ist am ersten Tag alles schön und am letzten Tag alles gut. Sein Urteil ist aber nicht maßgebend, weil er als Junggeselle das gewöhnliche Vorurteil besaß. —

Der Herr Generalvikar legte den Stoß von Eheakten vorläufig zur Seite und ging an den zweiten Stoß. Der trug die Aufschrift „Verschiedenes."

Die zuletzt angekommenen Postsachen lagen obenauf. Er sah die Neueingänge flüchtig durch, setzte den Eingangsstempel darauf und legte zwei Briefe zur Seite. Da lag nun wieder eine ungeheure Arbeit vor ihm, und er überschlug mit einem Stoßseufzer, auf welch unabsehbare Zeiten der Vorrat reichte.

Und ganz im Ernst, wäre es nicht so unbedingt sicher, daß die Kirche alles überdauert, dann hätte man sich besorgt fragen mögen, ob überhaupt die Dinge vor ihm je einmal fertig würden. Denn die Hilfskräfte im Generalvikariat waren wirklich unzureichend und trotz der ange-

Digitized by Google

strengtesten Arbeit von früh bis spät mehrte sich der Packen „Unerledigte Arbeiten" von Tag zu Tag in beängstigender Weise.

Aber die Kirche hat die Zeit zur machtvollen Bundesgenossin, und der Herr Generalvikar besaß unerschütterliche Nerven, mit denen er das ganze Heer der mündlichen Antragsteller sogar ebenfalls noch auf den ohnehin schwer belasteten schriftlichen Weg verwies. Freundlich und klug. . .: . . . . „Ach, nicht wahr, kommen Sie doch bitte schriftlich darum ein!". . Als ob er immer noch nicht genug Schreibarbeit hätte. Und es wäre viel rascher erledigt, wäre wirklich manchmal so viel einfacher, wenn . . . . „Tja, der Generalvikar ist eben Beamter und Bürokrat. Was ist da zu machen!" hatte er sich einmal verteidigt, und beigefügt: „Bürokratius gehört zwar nicht gerade zu den kanonischen Heiligen, aber seine Hilfe ist doch außerordentlich wertvoll."

Und so fanden denn auch die beiden beiseite gelegten Briefe ihre gewissenhafte Erledigung.

Ein kleiner rosafarbiger Bogen. Er las:

„Westerstein, den 6. September.

Christlich geliebter, aller Hochwürdigster Herr" . . . .

Na, das fing gut an!

Wenn ich Dich rufe, sollst Du auf mich hören, wie es in der heiligen Schrift schon heißt, indem Ich das zerknirschte Herz einer Sünderin bin, die Buße tut und sich in der Bedrängnis Ihrer Seele an Sie wendet, um Auffschluß als eine demütige Dienerin des Herrn und nur Gutes will, indem unsere Pfarrei in guten Umständen ist, weshalb Sie ganz ohne Sorgen sein können, indem ich selber darüber wache, jedoch ein Übelstand, indem der Hochwürdigste Herr Kaplan viel zu schnell die geistlichen Gebete verrichtet, besonders noch in der Kriegsandacht, wo doch viel Gefühl verlangt, auch immer graue Handschuh trägt, indem sich dieses bekanntlich garnicht paßt! zumal noch dazu vor diese Zeit und Ärgerniß und öffentlichen Anstoß erregt, auch manchmal im Hochwürdigsten Kleid über die Straß rennt, indem dann jeder stehen bleibt und sich fragt, ob die Kirch einstürzt, der Herr Pastor aber nun als fünf Sonntag immer über dasselbig Christenlehr hält und auch immer gegen die Frauen predigt, indem doch die Männer vielzuviel in das Wirtshaus gehn und neulich sogar auch selber drinwar. (Zur alten Post, wenn Sie's genau wissen wollen, am 10. August, ein Dienstag, nach Kaffe, 6 Uhr vorbei.) Noch einmal

Digitized by Google

schließe ich, wenn ich Dich rufe, sollst du auf mich hören, wie wir gelernt sind, indem ich jederzeit eine sehr achtsame und ehrbare Jungfrau, auch Ihnen Respekt einflößen werde.

Achtungsvoll!

mit der Bitte gegenseitiges Gebet
Anna Maria Wachtel, Wohlgeboren
in
Westerstein.

(Ich muß bitten keinen Gebrauch zu machen, woher Sie Ihre Kenntniß all haben, indem ich auch hätte Anna Nihm schreiben können, solches aber nicht tue, indem ich es für gemein halte und meine Ehre viel zu viel wert ist und mein Name sich überall ehrenvoll sehen lassen kann und von richtigen Eltern stammt, was in Westerstein nicht immer so ist.)

Wie oben
Anna Maria Wachtel."

. . . „Schachtel!" . . . . reimte der Generalvikar, las den streitbaren Brief aber doch noch einmal, schüttelte wiederholt den Kopf und erledigte ihn schließlich kurz, indem er ihn nahm, indem er ihn zerriß, und indem er ihn in den Papierkorb warf.

Der andere Brief hatte die Form einer amtlichen Eingabe. Auch aus Westerstein und unter dem gleichen Datum.

„An das Bischöfliche Generalvikariat.

Nach reiflicher Überlegung bitte ich, mich bei Sr. Bischöflichen Gnaden für den Dienst in der Feldseelsorge in Vorschlag bringen zu wollen.

Ferdinand Behner,
Kaplan."

Der Generalvikar sann einen Augenblick, dann schrieb er eine kleine Bemerkung darunter und legte die Eingabe zu dem für die Schreibstube bestimmten Aktenbündel.

Und mutig griff er in den dicken, ungeheueren Stoß, der vor ihm aufgetürmt stand. Das waren Jahresvoranschläge. Ein saures Stück . . . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

* * *

Der Kaplan von Westerstein saß an seinem Schreibtisch. Er schrieb an seine Mutter:

Digitized by Google

„Westerstein, den 17. Oktober 1914.

Meine teure Mutter.

Auf Dein Krankenbett sende ich Dir eine Nachricht, von der ich weiß, daß sie Dein edles Herz mit Freude erfüllen, wenn auch nicht ohne Sorgen lassen wird. Soeben hat mir das Bischöfliche Generalvikariat mitgeteilt, daß der Hochwürdigste Herr Bischof meine Bewerbung um den Dienst in der Feldseelsorge freundlich aufgenommen habe. Bei meinem letzten Besuch hattest Du die Güte, meinen Plänen Deine Zustimmung nicht zu versagen, und wie schon damals, so danke ich Dir auch hiermit noch einmal aus ganzem Herzen. Wenn etwas mir den Entschluß noch erschwerte, war es Dein Kranksein. Und deshalb habe ich auch so lange gezögert. Schließlich aber sagte ich mir, daß Dein Leben ja durch das Leiden gar nicht gefährdet sei, und daß ich hoffen dürfe, Dich nach glücklich überstandenem Krieg ebenso wiederzusehen, wie ich schon als Knabe gewohnt war, mein gequältes Mütterchen fromm und munter auf seinem Schmerzenslager zu finden, wenn ich von der Schule froh in Ferien nachhause kam. Darüber haben wir uns ja auch ausgesprochen, als ich zuletzt bei Dir war. Ich weiß und habe es Deinen gütigen Augen abgesehen, daß der Entschluß Deiner Mutterliebe nicht leicht wurde und Deinen ganzen Mut verlangte. Aber ich bin auch stolz darauf, daß Dein Herz stark blieb und freue mich, daß auch mein liebes, leidendes Mütterchen zur Schar der starken, deutschen Frauen gehört, die gern bereit sind, dem Vaterland in seiner schweren Stunde ihr Liebstes zu opfern. Es ist ja imgrund nur die Erneuerung eines Opfers, das Du Gott schon vor Jahren angeboten hast, als Du den einzigen Sohn in den heiligen Dienst des Lammes schenktest. Das Opfer war damals nur gering. Denn was Du geben konntest, war verschwindend gegen das, was wir dafür empfingen. Heute aber ist Gott bereit, Dein Opfer in ganzem Umfange anzunehmen. Und da der Ruf an Deutschlands Jugend ergeht, höre ich Gottes Stimme daraus. Freudig antworte ich: ich komme, Herr! und füge glücklich hinzu: mit dem Segen meiner lieben Mutter. Ich schließe mich ein in Deine Gebete, wie ich Deiner am Altare nie vergesse, und mit innigstem Dank für all Deine große Liebe küsse ich Deine Hände und grüße Dich tausendmal,

Dein Sohn,

Ferdinand.

Digitized by Google

Nachtrag.

Als ich an Deinem Bette saß, erzählte ich Dir auch von dem sonderbarem Traum, den ich in der ersten Mobilmachungsnacht hatte. Ich muß immer wieder daran zurückdenken und hoffe wohl, daß ich lebend aus der Arena zurückkehre. Aber ich fürchte den Tod nicht. Et ego Christianus sum.

Meine Einberufung, die von jetzt ab nun mit jedem Tage kommen kann, werde ich Dich sofort wissen lassen. Dieser ausführliche Brief wird Dich für die kurze Mitteilung dann entschädigen müssen. F."

Die mütterliche Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Der Kaplan hätte den Brief schon am Umschlag unter tausenden herausgekannt. Die Schriftzüge waren weich und rund, aber klar und sicher.

„Brücktännerhof, den 17. Okt. 14.

Mein guter Sohn.

Dein lieber Brief hat mich gerade an dem Tage erreicht, da Du mir vor sechsundzwanzig Jahren geschenkt wurdest. Und wenn wir auch sonst gewohnt sind, die Geburtstage unbeachtet zu lassen und mit den Taufnamen die Kindschaft Gottes feiern, in diesem Jahre umfluteten mich doch ganz besonders die Erinnerungen, und ich dankte dem Himmel noch einmal aus tiefstem Herzen für die Freude und das Glück, das er in Dir uns gab.

Manche harte Prüfung hat Gottes Vaterhand in all den Jahren uns auferlegt und wohl die härteste, als er Dir am Tage, da Du Dich zum erstenmal seinem heiligen Tische nahen durftest, den Vater ins bessere Jenseits abberief. Aber wie sich damals das höchste Glück dem größten Unglück verband, so war es später immer, und Gottes Rechte segnete überreich, wenn seine Linke nach heiligen Absichten schlug. Und mir war es oft, als wollte Gott uns damit sichtbare Zeichen seiner väterlichen Führung geben. Wohl ließ er meine Krankheit zu, aber er machte sie erträglich und schenkte uns zugleich reichlich die Mittel, welche auch Dein Studium ermöglichten. Als mich das Leiden dauernd ans Bett fesselte, durftest Du in sein heiliges Priestertum eintreten. Als ich selbst dem Gnadenmahle nicht mehr beiwohnen konnte, durfte mein Sohn, den Engeln vorgezogen, täglich den Brand des heiligen Opfers entfachen. Und so war

Digitized by Google

es immer. Heute nun, da Du mir mitteilst, daß Deine Einberufung ins Feld bevorsteht, frage ich mich, was für ein großes Geschenk mag nun wohl die Liebe Gottes für uns planen? Und ich hoffe, meine Gedanken sind nicht vermessen, und Gott nimmt sie als die dankbare Anerkennung seiner Güte.

Mein liebes Kind. Es ist natürlich, daß ich Dich, den ich einst in Schmerzen gab, auch heute nicht ohne Herzleid von mir lasse. Ach, mit jedem Herzen da draußen im Feld schlägt und duldet ein Mutterherz in der Heimat, und jeder Stahl, der draußen ein treues Soldatenherz trifft, zerreißt zugleich in der Heimat ein armes Mutterherz. Und sollte Gott Dir den Tod für's Vaterland bestimmt haben, dann hoffe ich, mein Kind, er setzt auch meinem elenden Dasein bald ein Ziel, daß ich mich mit Dir und Deinem seligen Vater bei ihm auf ewig vereinigt finde. Ich wüßte mir kein schöneres und besseres Geschenk seiner Rechten.

So ziehe denn mit Gott! Ich befehle Dich dem Schutze seiner heiligen Mutter und aller lieben Engel und Heiligen! Bleib eingedenk auch im Feld des Vermächtnisses, das uns Dein Vater auf seinem Sterbebett gab:

„Und wenn ich einen Glauben hätte, daß ich Berge versetzen könnte, besäße aber die Liebe nicht, dann wäre ich nichts . . .!" Und handle danach.

In herzlichster Liebe, Deine Mutter
Gertrud Behner.

Zweimal, dreimal las der Kaplan den lieben Brief, gerührt und bewegt. Dann legte er ihn, sorgsam zusammengefalten, wie ein kostbares Kleinod wieder in den Umschlag und steckte ihn in die Brusttasche. Da lag er dicht an seinem Herzen.

(Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Einsame Kriegerfrau.

Von Ilse Franke, Freiburg.

Ach, wie ich es nun ertrage,
Dir so lange fern zu sein,
So viel ungelebte Tage!
Früher schlief ich niemals ein,
Eh ich nicht beseligt ruhte
Dir am Herzen, glückberührt,
Und in deinem jungen Blute
Süßen, gleichen Takt verspürt.

Immer denk ich jener Stunden,
Und es wird mir weh und warm,
Und mir ist: von allen Wunden
Würd ich heil in deinem Arm.
Ach, es schweigen tote Räume
Trennend zwischen mir und dir.
Nur auf Flügeln lieber Träume
Kommst du nächtens heim zu mir.

Einmal wirst du wiederkehren,
Wenn dir Gott das Leben läßt,
Ernst, im Kranze blutiger Ehren,
Demutstolz, zum Siegesfest.
Aber braucht dein Blut und Leben
Unser heiliges Vaterland,
Will ich selbst mein Liebstes geben,
Opferstark, mit reiner Hand.

Ach, daß ich es nun ertrage,
Dir so lange fern zu sein,
All die sorgengrauen Tage!
Abends schlaf ich niemals ein,
Eh ich nicht in Gottes Hände
Deine liebe Hand gelegt.
Ich bin still, weil er dein Ende
Seit Beginn im Herzen trägt.

Digitized by Google

Das Mooskäpplein.

Ein Waldmärchen von Heinz v. Wörndle.

Auf einer Hochwaldwiese hat er seine Geschichte erzählt — es war beim Gang in's Moos; für die liebe heilige Familie in der Krippenhöhle mußte doch vorgesorgt werden, ehe der Jochwind das weiße Wintertuch ganz in das Tal herunterstäubte: ein Spätherbsttag voll lindem Sonnenschein, dazu ganz lau der Wind durch die Fichtenwipfel wehte, tiefe Waldstille ringsum — ein verspäteter Schmetterling taumelte neben mir über spärliche Herbstblüten von Schafgarbe und Tausendschön — und im reifversengten Riedgras am Waldrand hörte ich das Märlein. —

Eigentlich sah er aus wie ein wahrhaftiger Kopf, kugelrundgeformt mit Runzeln, Auglein und Mundschnitt, nur war er ganz grau gleich einem Gnomen, der aus der Unterwelt heraufgeschlüpft schien an die sonnige Erdfläche; und das stimmte. In dichter Erdschichte war er auch so lange gelegen, daß er es selber kaum zu denken wußte wie viele Jahre, bis ihn in einer stürmischen Lenznacht der Lawinengeist hoch droben über der Alpenmatte mit zwingender Kraft aus seinem dunklen Grabe losgerissen und zu Tal getragen hatte; auf einer Waldwiese ist er dazumal liegen geblieben, der graue, kugelköpfige Kalkstein. —

Kam ihm anfangs doch etwas bänglich vor in der ganz unbekannten Gegend, aber es tat ihm wohl, wie die Sonnenstrahlen auf seinem kahlen Kopfe wärmend umhertanzten, und wie ward's erst lustig für den fremden Sonderling, da neben ihm unbekannte, braungeringelte Fäden aus dem Erdboden kamen und wuchsen, bis sich eines Morgens im grünen, dreilappigen Modekleide Frau Anemone mit blauem Blumenhäubchen knicksend als Nachbarin bei ihm vorstellte — bei ihm, dem alten, grauen Junggesellen!

Und dazu gab es auch bald Gesellschaft: in gefranster, schmucker Halskrause mit schneeigem Spitzenhäubchen kam Fräulein Windrose zu Besuch und in ihrer Begleitung Herr Himmelsschlüssel in goldenem, grünverbrämtem Frack. Der Frühling ging und der Sommer kam und brachte neue Besucher, die den einsamen Waldwinkel des Sonderlings verschönen halfen; blaue Glockenblumen besorgten das Abegeläute am frühen Morgen wie zur sinkenden Nacht und braune Ameisen krabbelten ihm sachte an den Schläfen, sie und manchen langbeinigen Käfer lernte er kennen und viele bunte Falter brachten ihm Grüße von der fernen Berghöhe.

Bis es ihm einmal um den kahlglatten Schädel fror: da tanzten im Dämmerscheine des sinkenden Mondes Tausende, Millionen silberner Funken aus der Höhe auf ihn nieder; und ehe er es recht verstanden, ward ihm ein weicher, wärmender Pelz aus Krystallschnee aufgesetzt! Am anderen Morgen hatte er eine weißsilberne Haube, aus der er nur blinzelnd mit seinen Steinaugen hinausschauen konnte in den verschneiten Wald, wo Schneegewirbel

Digitized by Google

und Sonnenschein abwechselnd ihr neckendes Spiel miteinander trieben. Seine beiden Nachbarn zur Rechten und Linken hatten ebensolche weiße Hauben auf und machten vergrämte Gesichter dazu; es waren Herr von Fichtenstrunk und Herr von Tannenharz, wie er aus ihrem nächtlichen Gewispel erlauscht — die Letzten ihres Stammes, die des Zerfalles Spuren an ihren schleißigen ledernen Rindenwämsern trugen.

Dann lief auch ihm wohl das Wasser in die Steinäuglein wie ihm die Schneehaube vor dem Sonnenstrahl zerrann und er dachte gar traurig an die Zukunft; bis er wieder ein sonderbar Kribbeln am Kopfe zu spüren vermeinte. Mit Staunen sah er, wie an seiner grauen, runden Stirn allgemach ein grünendes Kränzlein sich wand, das seine zarten Fäden immer weiter spann, immer wohliger seinen kahlen Glatzkopf umhüllte; und als dann seine gewöhnliche Sommerbekanntschaft von Ameisen, Käfern und Faltern Abschied genommen, da fühlte er's kaum, wie ihm über Nacht abermals die weiße Schneehaube auf seinen Scheitel gefallen, denn nun hatte er ein gar zartgeflochtenes grünsamtenes Mooskäpplein auf, dessen welliger Kranz es hinderte, so ihm beim Frostreif die langen Eiszäpfchen in die Steinaugen stechen wollten.

Was da die Eichkätzlein darüber lachten, wenn sie im Fangspiel an seinem schneeumdachten Häuschen vorübertollten, das die Moosbeeren und der Waldheiderich mit ihren dürren Ästlein um sein graues Haupt errichtet, bis Schneesturmwirbel Alles, Alles — auch die grämlichen Baumstrünke — unter weichem, weißen Hermelin vergrub, daß Alles ruhen sollte in stillem Schlafe: nur wie von Fern klang's ab und zu durch dünne Runsen von Glockenklang und Wiederauferstehen! — Und mit dem Auferstehen steckte ihm Frau Heidelbeere, eine der Nachbarinnen, sogar ein Federlein auf die grüne Kappe — ein Reis mit gründunklen, rundlichen Blättlein und ein paar allerliebsten rosenfarbenen Blumentropfen darauf, die im Winde fröhlich bimmelten und daran die Bienlein naschten; als die brummige Tante Hummel zum Nachschauen kam, waren leuchtendrote Korallenbeeren daraus geworden, so daß sie nichts mehr genießen konnte und brummend davonflog. Allein noch etwas Anderes brummte durch den grauen Steinkopf, der auf seinen neumodischen Aufputz fast etwas eitel geworden war.

Hatte da einmal zur Herbstzeit ein eigenartiges Gefühl vorübergehend an sein Käpplein gegriffen: noch zu dünn, über's Jahr wird's besser sein — so hatte er murmeln gehört, aber nichts davon verstanden, und der alte, graue Stein freute sich weiter im Stillen der grünen Zierde seines Hauptes, über die abermals des Winters milde Hülle wie des Sommers feuchtfröhlicher Regenguß niederging, so daß das anfänglich zarte Netz des Mooskäppleins immer wolliger und wärmender um den alten Kugelkopf sich spann.

Darunter duckte er sich recht behaglich, als die Herbstfröste wieder kamen und der blauen Glockenblume neben seiner Klause den so emsig bimmelnden Glockenstrang versengten; ihre liebe Nachbarschaft und andere Waldgesellen hatten ihm allweil hinüber-

Digitized by Google

geholfen über das einst gehörte absonderliche Wort — über's Jahr wird's besser sein: das hatte er in seinem grünumsponnenen Gehirn nie sich zurechtlegen können. Dazu fehlte ihm noch die Erkenntnis, — aber sie kam. Eines Nachts hatte ihm Herr Winter ein leichtes, zum Aufputz dienendes Pelzlein um die grüne Kappe gelegt — er war ja auch nicht gegen den Modeputz unempfänglich geblieben; dann aber wischte warmer Windhauch diese frühzeitige Wintermode wieder weg — sein Mooskäpplein schaute grünschimmernd zu Tal und auf den Waldgrund, und der Sonne liebes Leuchten spielte darauf und ward ihm zum Verhängnis. —

Denn über's Jahr kam wirklich der Tag, da eine fremde Hand schmerzlich in sein Eigen griff: erst betappte sie sein wolliges grünes Käppchen, das unter Regentau und Sonnenstrahl gar schön und üppig geworden war, dann begann es an seinen steinernen Schläfen zu scharren, bis das weiche, wohlige Mooskäppchen von seinem grauen Kopfe losgelöst war und der Herbstwind kalt wieder wie einst um seinen kahlen Scheitel strich. Ach, wie er da seufzte unter der unzarten Behandlung — aber es half eben auch sein Seufzen nichts! — Er sah nur noch aus seinen Steinäuglein, wie diese fremde Hand fast kosend über den grünen Pelz seines ihm entwendeten Hauskäppchens strich, und hörte dazu die ihm fremdklingenden Worte: „Das ist so recht für's Krippchen des lieben Jesuleins — ihm so recht für seine stille Weihnachtskrippe — aus Stein und Rinde gebaut — und dies grünende Moospolsterchen soll zu Füßen des göttlichen Kindleins ruhen als ein weicher Teppich von Waldessammet" — —

Dann sah der graue Steinkopf sein grünes Sammtkäpplein sorgfältig verwahrt in einem Korbe verschwinden: er seufzte darum, allein es tat ihm doch wohl, wenn er's auch nicht so recht verstanden und begriffen das Wort vom göttlichen Kindlein —

Moosbeere und Heiderich deckten vereint mit ihren schwanken Zweiglein wieder schützend gegen des Winters Grobheit seinen bloßen Scheitel, darauf nur ein Restlein von seiner wärmenden Mooszierde verblieben; darunter duckte er sich in seiner kindlichen Einfalt und dachte — und dachte — — so lange des Winters neue Schneehaube auf ihm ruhte, bis daß der Frühling wiederkam und Frau Anemone ihm vom Wiederauferstehen fröhliche Botschaft brachte und Herr Himmelsschlüssel ihm gratulierte dazu, daß neuerdings sein Haupt mit grünen Moosfahnen sich umziehe.

Und auf's Neue begann sein Mooskäpplein sich zu bilden unter des Sommers lindem Dufte, auf daß es wieder dienen könne zum Schmucke in dem Kripplein des neugeborenen Heilands. —

Digitized by Google

Deutsche Kriegslyrik der Vergangenheit.

Ein literarhistorischer Überblick.

Von Karl Jakubczyk, Breslau.

(Schluß).

Unter den Kriegssängern der Befreiungskriege galt wohl zu allen Zeiten als der populärste, zündendste, hinreißendste, wenigstens in den Kreisen der vaterländisch gesinnten akademischen Jugend, Theodor Körner, der seine patriotische Kampfespoesie mit seinem Herzblut gerötet, das schwungvolle Pathos seines idealen Strebens und Dichtens durch das größere Pathos seines blutigen Heldentodes noch überboten hat. Im Jahre 1791 in Dresden als der Sohn eines der intimsten Freunde Schillers geboren, wuchs Körner heran inmitten der reichen Anregungen eines geistig bedeutsamen Kreises gebildeter Männer und Frauen jener Zeit. In Freiberg, Leipzig und Wien verlebte der sich dem Bergfache widmende junge Mann seine Studentenjahre. Zumal Wien wurde für ihn die Wiege seines poetischen Schaffens und die Stätte eines reinen Liebesglückes, dem allerdings der Ausbruch des Krieges 1813 ein jähes Ende bereitete. Unverzüglich eilte der Jüngling auf den Ruf des preußischen Königs hin zu den Fahnen und machte als Jäger in Lützows Freischar, durch das Beispiel persönlicher Tapferkeit und stürmische Lieder seine Kameraden begeisternd, den Feldzug gegen Napoleon mit. Aber noch im gleichen Jahre starb er, 22 Jahre alt, bei Gadebusch den Heldentod, nachdem er schon vorher einmal schwerverwundet worden, aber wieder genesen war. Des Sohnes Kriegsgedichte, ursprünglich als „Zwölf freie deutsche Lieder" im November 1813 von Theodors Freunde Wilhelm Kunze in dessen Auftrage veröffentlicht, hat dann der Vater im Frühjahr 1814 in erweiterter Ausgabe unter dem Titel „Leier und Schwert" bei Nicolai in Berlin herausgegeben.

Wie alle Dichter der Befreiungskriege, bedeutet natürlich Th. Körner erst recht keinen überragenden Höhepunkt in unserer deutschen Literaturentwicklung, und M. Koch steht durchaus nicht etwa vereinzelt da, wenn er die Meinung äußert: „Hervorragende dichterische Begabung würde der Wiener Theaterdichter in reiferen Jahren kaum erreicht haben".[1]) Etwas zurückhaltender spricht sich Findeis[2]) aus, wenn er schreibt: Körner starb „zu jung, als daß er in der Dichtung schon seinen eigenen Ton hätte finden können, zu sehr in der Tradition der Klassiker aufgewachsen, als daß man in seinen Gedichten charakteristische Merkzeichen der neuen Zeit erwarten dürfte". Rich. M. Meyer erkennt zwar „das Packende der gehobenen Stimmung" mancher vor dem Feinde entstandenen Gedichte an, behauptet jedoch, daß bei ihm nur „die Persönlichkeit und das Leben ersetzt, was seine Muse ihm nicht gegeben hatte" und will nicht, daß die Literaturgeschichte sich von

[1]) Geschichte der deutschen Literatur. 1910. 2. Band, S. 377.

[2]) Geschichte der deutschen Lyrik. 1914. Sammlung Göschen. S. 16.

Digitized by Google

dem Glanze seines Heldentodes blenden lasse.[1]) Gewiß, Körners jugendliche Rhetorik, seine pathetische, an Schiller gemahnende, schwungvolle Sprache, seine wenig anschaulichen Bilder und poetischen Figuren, sie mögen auf die akademischen Standes- und Altersgenossen unter den Kameraden mehr Eindruck gemacht haben als auf den schlichten Mann aus dem einfachen Volke. Aber wenn auch manches in Körners Kriegslyrik uns heute tatsächlich unabgeklärt und künstlerisch unausgereift, zu rhetorisch, zu wenig bildhaft, zu wenig unmittelbar innerlich ergreifend erscheint und unser modernes ästhetisches Empfinden nicht mehr vollauf zu befriedigen vermag,[2]) so dürfen wir eben nicht übersehen, daß ja doch die deutsche Dichtung seit Körner ein volles Jahrhundert reichster Entwicklung mit all den Irrgängen und Erkenntnissen, all den positiven und negativen Erfahrungen einer solchen zurückgelegt hat. Jedenfalls ergänzt Körners Kriegsdichtung das literarische Spiegelbild jener großen Zeit um manchen richtigen, trauten Zug, den man nur ungern missen möchte.

Ausgehend von der Not des niedergetretenen, geknechteten, weinenden, aber auf Gott hoffenden Vaterlandes, das er in den packenden Versen des Gedichtes „Mein Vaterland" mit Schenkendorf'scher Inbrunst liebend umfaßt, schildert Körner wie selten ein Dichter mit echt jugendlicher Vorliebe die herzliche Freude des Soldaten an den Gefahren und Ehren des Kampfes. In wildem Ungestüm fegt er jauchzend hoch zu Roß mit „Lützows verwegener Jagd" durch die deutschen Lande, an seiner Seite sein klirrendes, bräutliches Schwert. „Mißmut" ergreift ihn, als man ihm zumutet, in so großer Zeit nichts Besseres zu tun als die Ufer der Elbe zu bewachen, und heftig fordernd ruft er aus:

„Gib die friedlichen Gesänge
Oder gib des Krieges Strenge;
Gib mir Lieder oder Tod!"

Aber der feurige Draufgänger weiß auch mit frommem Ernst und ergreifender Andacht zum Vater und Lenker der Schlachten zu rufen und zu beten, weiß mit der Wucht und Autorität eines gereiften Mannes in seinem „Aufruf" das ganze Volk als betenden und kämpfenden Heerbann aufzubieten für des Vaterlandes Freiheit, dessen Leid er bitterer empfindet als jedes eigene Weh. Wie harte Keulenschläge aber wirkt sein Spott über jene

[1]) Rich. M. Meyer, die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts. 1912. Volksausgabe, S. 37.

[2]) Anmerkung der Gralredaktion: Wir möchten keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß unser verehrter Herr Mitarbeiter mit dieser geringen Wertung Körners nur sein persönliches Urteil ausspricht und daß das unsrige wesentlich davon abweicht. Was insbesondere die zitierten Aussprüche von Koch, Rich. M. Meyer 2c. betrifft, so muß man berücksichtigen, daß sie von Männern stammen, die in der Öde eines blutlosen Ästhetizismus und einer im wesentlichen materialistischen Weltanschauung lebten und darum in Körners Dichtungen nur die noch unausgebildete, uneigene Form sahen, aber nicht die Seele fanden.

Digitized by Google

Feiglinge, die in so großer Not des Vaterlandes vergnüglich tändelnd daheimbleiben („Männer und Buben"). Und wie ein prophetisches Vorbild des innigen Bundesverhältnisses zwischen Deutschland und Österreich im gegenwärtigen Kriege wirkt seine mächtige Begeisterung für das Haus Österreich. („Hoch lebe das Haus Österreich!") Und als die Todeswunde in seinen jungen Gliedern brennt, da versüßt dem lebensfrohen Jüngling den bitteren „Abschied vom Leben" die hohe Idee, für die er kämpfte, litt und stirbt, und die feste Überzeugung:

„Was ich so treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben".

Aber auch an den andern Dichtern aus dem Beginne des 19. Jahrhunderts, deren Namen zwar nicht so untrennbar wie Arndt, Schenkendorff, Körner mit den Befreiungskriegen verbunden sind, die aber gleichfalls Deutschlands Schmach und Erniedrigung mitleiden mußten und seine nationale Wiedergeburt durch Kampf und Not miterleben durften, ist der Sturmwind jener großen Zeit nicht spurlos vorübergegangen. Zumal von der ganz auf die nationale deutsche Vergangenheit zurückgreifenden Romantik spinnen sich zur Dichtung der Befreiungskriege hinüber deutlich sichtbar die Fäden. Schon am Beginne dieses Abschnittes begegneten uns unter den ersten Freiheitssängern die Romantiker Fouqué und Heinrich von Kleist. Und der Führer der romantischen Bestrebungen, Friedrich Schlegel „steuert unmittelbar auf die Lyrik der Befreiungskriege los".[1] Schon 1808 sieht der Dichter „Gute Zeichen" des dämmernden Morgenrotes der „Freiheit",

„der Gefühle Herz und Lebensblut",

wie er ihr schon 1807 zugejubelt hatte. Und dann steht am Beginne des Jahres 1809 sein ernstes, entschlossenes „Gelübde":

„Es sei mein Herz und Blut geweiht,
Dich, Vaterland, zu retten".

Fortan ist der patriotische Sang eng mit ihm verknüpft. Der Wiener Gefolgsmann der Schlegel, Heinrich Joseph von Collin, dichtet für den Krieg von 1809, den Fr. Schlegel im Stabe Erzherzog Karls mitmachte, seine „Lieder österreichischer Wehrmänner". Im Hause Fr. Schlegels zu Wien verkehren Theodor Körner und Eichendorff, ehe sie in die Krieg ziehen.[2] Wie die meisten romantischen Dichter und Künstler selbst den Soldatenrock getragen und persönlich mitgekämpft haben, so haben sie auch in ihren Gedichten mehr oder weniger der kriegerischen Zeit ihren Tribut entrichtet. Achim von Arnim (1781—1831) ließ zwar bei Ausbruch des Krieges von 1806 „Kriegslieder" drucken und als Flugblätter an die Truppen verteilen, aber in den Befreiungskriegen selbst begnügte er sich mit patriotischen Artikeln und Nachrufen auf die kriegerischen Helden jener Tage. Derselbe Eichen-

[1] Oskar Walzel, Deutsche Romantik, 1912, S. 99.
[2] ebenda, S. 99 f.

Digitized by Google

dorff, der als der Sänger des deutschen Waldes, seliger Wanderlust und linder, weicher Sommernächte so recht der meisterhafte Schilderer wonnig friedlichen Naturglückes ist, er findet auch für keckes, soldatisches Wagen und Vorwärtsstürmen, für die Stimmungen und Situationen des Kriegs- und Lagerlebens frische, muntere Töne:

„Frischauf, wir wollen uns schlagen,
So Gott will, übern Rhein
Und weiter im fröhlichen Jagen
Bis nach Paris hinein!"

Und jubelnd vor kriegerischem Tatendrang ruft er in seinem „Soldatenlied" aus:

„Das sind meine lieben Reiter,
Die rufen hinaus zur Schlacht,
Das sind meine lustigen Reiter,
Nun, Liebchen, gute Nacht!
Wie wird es da vorne so heiter,
Wie sprühet der Morgenwind,
In den Sieg, in den Tod und weiter,
Bis daß wir im Himmel sind!"

Aber mag der Dichter rückwärtssinnend sich „An die Lützowschen Jäger" wenden oder „Auf der Feldwacht" stehen oder dem zauberhaften Eindruck, den der „Waffenstillstand der Nacht" auf ihn ausübt, sich träumerisch überlassen, immer geht die tief innige Naturpoesie dieses „geborenen Lyrikers" mit der Poesie des Krieges eine seltsame, eigenartig schöne Verbindung ein.

Mehr Verwandtschaft mit den eigentlichen Dichtern der Freiheitskriege, zumal mit Arndt, weist hinwiederum die Kriegspoesie Friedrich Rückerts (1788—1866) auf. Sie findet sich verteilt auf seine „Geharnischten Sonette", die „Kriegerischen Spott- und Ehrenlieder" und die „Zeitgedichte 1814—1817". Die beiden ersten Sammlungen erschienen 1814 vereinigt unter dem Titel „Deutsche Gedichte von Freimund Reimar". Den Inhalt der „Kriegerischen Spott- und Ehrenlieder" deutet schon der Name zur Genüge an. In den „Zeitgedichten" werden einzelne Züge und Persönlichkeiten aus den Freiheitskämpfen verherrlicht. Am bedeutungsvollsten aber für Rückerts Stellung unter den Freiheitsdichtern sind seine 74 „Geharnischten Sonette". Freilich, für die Volkstümlichkeit dieser Gedichte war die Sonettenform als solche ein ebenso großes Hindernis wie für Stägemanns Kriegsdichtung die Wahl der antiken Odenform. In ihrem dichterischen Werte sehr ungleich, sind sie doch alle ein wirkungsvoller Appell an das vaterländische Gewissen. Der Dichter wird hier nicht müde, immer wieder an das eigene unterjochte Volk und zumal an seinen Adel, an Rußland, Spanien, England, Österreich, Dänemark und die Schweiz Mahnung und Bitte zu richten, sich gegen Napoleon doch endlich einmal aufzuraffen. Dazwischen hinein klingen berechtigte Vorwürfe gegen Bayern und das unpatriotische Ver-

Digitized by Google

halten der Süddeutschen überhaupt, aber auch freudige Jubellieder auf die so zahlreich herbeiströmenden jugendlichen Kriegsfreiwilligen, auf Männer wie Stein und Hardenberg, auf die Monarchen der drei verbündeten Reiche, auf den glorreichen Sieg bei Leipzig. Auch kriegerische Ereignisse wie Napoleons verunglückter russischer Feldzug, der preußischen Frauen hehrer Opfersinn, die Verherrlichung des Eisens, aus dem man Schwerter und nun auch Ehrenkreuze schmiedet, finden in diesem bunten Sonettenkranz einen Widerhall. Diese „Geharnischten Sonette" sind so in der Tat „gleichsam eine Chronik des Befreiungskrieges in Einzelgedichten, von der ersten Erhebung des Volkes an bis zum endlichen Siege, voll Jubel und Preis über die große nationale Heldentat, durch die Napoleon gestürzt ward".[1]) Reich an volkstümlicher, packender Komik sind Rückerts „Spott- und Ehrenlieder."

Sicherlich angeregt von den Befreiungskriegen sind die patriotischen Klänge, die uns sonst noch unter den Gedichten zeitgenössischer Dichter, etwa eines Uhland oder Hauff begegnen. Von ersterem seien hervorgehoben das „Lied eines deutschen Sängers" und „Vorwärts!", die beide deutlich auf die Befreiungskriege Bezug nehmen. Aber manchen dieser Lieder — ich denke z. B. an Uhlands „Guten Kameraden" — fehlt jede bestimmte geschichtliche Färbung. Auch Hauffs Soldatenlieder verraten an sich nichts von den Befreiungskriegen, weder die längst zu Volksliedern gewordenen „Reiters Morgengesang" („Morgenrot, Morgenrot") und „Soldatenliebe" („Steh ich in finstrer Mitternacht") noch „Soldatentreue" oder das kecke Lied „Soldatenmut". Nur das Gedicht auf „Prinz Wilhelm" (von Württemberg) ist ein Echo der großen kriegerischen Zeit. Bei den so ganz anders gearteten feierlichen Oden von Fr. Aug. von Stägemanns „Kriegsgesängen aus den Jahren 1806—1813", von denen übrigens der größte Teil (26 von 34) die Jahre 1806—1812 behandelt, schloß freilich schon das meist angewandte, unglückselige antike Metrum jede wirkliche Volkstümlichkeit und weiterreichende Einwirkung aus. Die Brüder Christian und Friedrich Leopold zu Stolberg fanden in den Jahren der Befreiungskriege endlich die in den Schwärmerjahren des Göttinger Hainbundes so oft und grimmig ersehnte Gelegenheit, dem Vaterlande ihre Lieder zu weihen, und reihten sich mit ihren „Vaterländischen Gedichten" (1815) dem vielstimmigen Chor der Freiheitsdichter ein. Auch Klemens Brentanos „weltliche Gedichte beginnen mit patriotischer Freiheitslyrik, doch für diese Töne ist das Wunder-

[1]) Es würde zu weit führen und dem Zwecke dieses literarhistorischen Überblickes auch garnicht entsprechen, wollte ich nun des weiteren noch jedem vaterländisch-kriegerischen Gedichte mit kriminalistischer Genauigkeit nachspüren, das sich in den Werken eines jeden der vielen dichtenden Zeitgenossen der Befreiungskriege irgendwo etwa noch aufstöbern ließe. Will ja doch diese Darstellung überhaupt keine wissenschaftliche Facharbeit sein, sondern nur eine einigermaßen vollständige und in großen Zügen orientierende literarhistorische Übersicht bieten. Und da kann von absoluter Vollständigkeit oder auch nur von einem Streben darnach nicht die Rede sein.

Digitized by Google

horn der Brentanoschen Muse verstopft".[1]) Wenigstens erwähnt seien daraus: „Rheinübergang, Kriegsgrundgesang", „Aufruf", „Blücher" und das ans Volkslied anklingende „Soldatenlied". Außerdem schrieb übrigens Brentano auch noch zwei patriotische Festspiele: „Viktoria und ihre Geschwister" und „Am Rhein, am Rhein". Heinrich Pröhle[2]) hat auch auf Karl Immermanns „Vaterlandslieder" wieder aufmerksam gemacht, der einem Rückert, Arndt und Uhland nicht viel nachstehe. „Wenn Immermanns Kriegslieder aber fast gar nicht bekannt geworden sind, so hatte dies vielleicht dieselbe Ursache, welche sein Talent überhaupt schwer zur Anerkennung gelangen ließ. Er war dem Ideal nicht immer treu und so schlägt er auch in seinen Vaterlandsliedern mit der trotz seiner von Haus aus tüchtigen Natur leider auch ihm eigenen Selbstironie der großen Zeit, welcher sie angehören, ins Gesicht. Wer möchte sie jetzt wohl noch zur Hand nehmen, da die Poesie nur die Aufgabe haben kann, das hehre Bild jener Tage vor uns aufzubauen, nicht es zu zerstören?" Aus Friedrich Försters „Schlachtenruf und Schlachtengesang" sei hervorgehoben das bekannte „Schlachtlied" („Frisch auf zum fröhlichen Jagen"), von E. Schulze das muntere „Jägerlied", von Chr. Nonne das jetzt noch viel gesungene Lied „Flamme empor", von Karl Göttling das „Kriegslied" („Kein schönrer Tod"). Von Wilh. Müllers im Verein mit anderen Freiheitskämpfern 1816 herausgegebenen „Bundesblüten" urteilt der Herausgeber der vollständigen kritischen Ausgabe von Müllers Gedichten James Taft Hatfield, daß sie eine „recht unreife Sammlung" seien, und speziell von den „Freiheitsliedern" heißt es: sie „triefen förmlich von Blutdurst". An der Spitze der bayrischen Dichter der Befreiungskriege, von denen noch Graf Platen und der Germanist Andreas Schmeller genannt seien, stand der damalige Kronprinz und nachmalige König Ludwig I. Empfand auch Platen weder den Druck der französischen Fremdherrschaft noch die großartige Erhebung gegen den Tyrannen so lebhaft wie die preußischen Dichter, so gaben doch auch „ihm die 1815 entstandenen Gedichte ein Recht, der gepriesenen Schar der Sänger der Befreiungskriege beigesellt zu werden. Die an sich allerdings unreifen patriotischen Gedichte werden eben als ein Beitrag zur Poesie der Befreiungskriege zu geschichtlich nicht unwichtigen Zeugnissen erhoben".[3])

In den Jahrzehnten nach den Befreiungskriegen hat dann rückwärtsschauend noch mancher deutsche Dichter in Vers und Prosa die Kriege von 1813—1815 und ihre Helden besungen. Ja, bis in die neueste und allerneueste Literatur hinein schlug die vaterländische Bewegung der Freiheitskriege ihre Wellen. So

[1]) Rud von Gottschall, die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts, 1891. 1. Band, S 515.

[2]) Kriegsdichter des siebenjährigen Krieges und der Freiheitskriege. 1857. S. 27.

[3]) Platens sämtl. Werke. Herausgegeben von M. Koch und E. Petzet. Verlag M. Hesse, 1. Band, S. 65.

Digitized by Google

schrieben, um nur einige wenige Beispiele zu nennen, noch 1846 Chr. Friedr. Scherenberg seine vaterländischen Epen „Ligny" und „Waterloo" (1849), 1865 Paul Heyse sein Schauspiel „Die Belagerung von Kolberg", Karl Bleibtreu seit 1882 seine allerdings durch eigene Kriegserlebnisse von 1870 angeregten zahlreichen Schlachtenschilderungen und schließlich aus Anlaß der Jahrhundertfeier 1913 Gerhart Hauptmann sein sensationelles „Festspiel", garnicht zu reden von all den Einzelgedichten jener Dichter, deren Kunst sich überhaupt mit Vorliebe in die großen Geschehnisse der vaterländischen Vergangenheit versenkte. Freilich, so manches Lied, das in den friedlichen Jahrzehnten nach 1815 entstanden, aber noch ganz aus dem Geiste der Kriegsjahre heraus geboren ist, wie Hoffmann von Fallerslebens „Deutschland, Deutschland, über alles" oder Schneckenburgers „Es braust ein Ruf wie Donnerhall", es verlor sich damals unbeachtet in der zeitgenössischen Lyrik, um erst in den Tagen der nationalen Not und Gefahr im Jahre 1870 und dann wiederum im Weltkrieg der Gegenwart seine ganze, Herzen bezwingende vaterländische Gewalt und Innigkeit zu offenbaren.

Redaktionsnotiz.

Wegen Erkrankung unseres Herrn Franz Eichert mußten in diesem Hefte leider die Rubriken „Hau- und Bausteine", „Stimmen der Zeit" und „Kritische Warte" ausfallen. Wir hoffen aber, recht bald das Versäumte nachholen zu können.

Verantwortliche Schriftleitung: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11, und Otto Walter, Olten (Schweiz). — Fachredakteure: Dr. Lorenz Krapp, im Felde, und Dr. Wilhelm Oehl, Universitäts-Professor, Freiburg (Schweiz). — Verlag: Petrus-Verlag, G. m. b. H. — Druck: in der eigenen Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft, G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google

Dem toten Kaiſer.

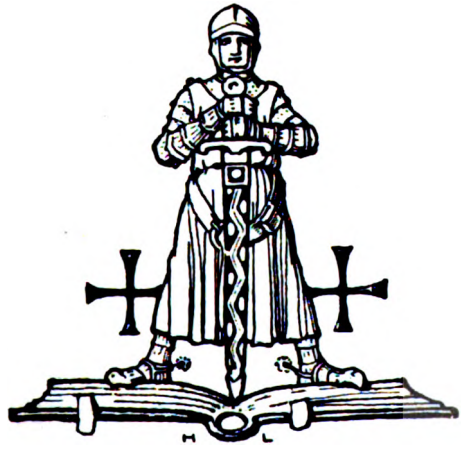
(Zu weiland Kaiſer Franz Joſephs I. Gedächtnis.)

Von Richard Schaukal, Wien.

Es hat ein Hauch, ein leiſer,
ein ſtilles Licht gelöſcht in einem großen Haus:
in einem langen Schlafe ruht der alte Kaiſer
von ſeinem Leben aus.

Dem ſich das Gotterhalte,
ein andres Vaterunſer, wie ſeit jeher ſang,
in deſſen teuerm Antlitz jede kleinſte Falte
Vermächtnis war, wie lang,

wir haben ihn verloren
und faſſens nicht, und er iſt doch ſchon weltenfern
und glänzt an Gottes hohem Himmel neugeboren,
ein ſtiller Stern.



Digitized by Google

Der Jugend Kampf und Not.

Von Dr. Richard Volpers.

Es gibt gewiß Menschen, welche die Not der Jugend nicht kannten und nicht kennen. Oder die über sie lachten und noch heute lachen, wo diese Jugend ihrer eigenen Not um des Vaterlandes Willen vergaß.

Was heißt der Jugend Kampf und Not? fragst du. Nur wer hindurchgegangen, wird es dir sagen. Es wird davon sagen können, wer sich überlegen hindurchrang, begünstigt von den Glücksfällen des Lebens: von glücklichen Anlagen, von Geld und Gut, glücklichen Umständen und dem Segen guter Menschen. Es wird dir davon auch sagen können, wer an den Strömen seiner Vergangenheit sitzend vergebliche Tränen weint.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Groß war die Not ringender Jugend in den vergangenen Jahren vor dem Kriege. Die Zeit schmachtete unter dem Joch der Mittelmäßigkeit. Der Zufall spielte eine größere Rolle denn je, und mancher Genius vergangener Tage konnte einem gütigen Geschicke danken, daß er in einer Zeit wirkte, die wahre Größe noch anerkannte. In der eben verflossenen Zeit wäre er nimmermehr aufgekommen.

Die Zeit besaß auch keine große Persönlichkeit. Wenigstens wußte sie nicht davon, denn sie ließ keine großen Persönlichkeiten aufkommen. Diejenigen aber, die als Persönlichkeiten gefeiert wurden, waren höchstens mittelmäßige Talente.

Es ist wahr: ein Lächeln mußte sich auf die Lippen der Jugend legen, wenn man ihr in den Hörsälen von dem Sieg der Ideale und des Geistes redete. Wo man die nur noch finden sollte? War es in einer solchen Zeit wirklich der Mühe wert, geistig zu ringen — und zu schaffen?

Denn nachher kam ja doch das Amt! Und damit kam dann doch die Schablone, die Nummer in der Reihe der Mitbewerber. Nahm das dem Menschen nicht den Anreiz zum höchsten eigenen Vollbringen? Und dann — im Amt, da war die Luft, in der man zu leben hatte, gleich von vornherein gegeben. Die brachte die Situation so mit sich. Ein mehr oder weniger sanfter Liberalismus — beileibe kein Radikalismus irgend welcher Art! — und der Blick für allen „gesunden Fortschritt“: das war das Richtige.

Digitized by Google

Damit konnte man weiter kommen — besonders als Katholik!

Man kann heute die schönsten Worte lesen über den Aufstieg der Tüchtigsten, seitdem der deutsche Reichskanzler davon als von einer Forderung für die Zukunft gesprochen hat.

Nüchtern herausgesagt: Bisher sind die Befähigsten, die Kinder des Volkes, die es versuchten, sich emporzuringen, oft genug verhungert, ehe ihnen die Möglichkeit geboten war, ein genügendes Auskommen zu erwerben. Durch das Gymnasium kamen sie schon. Was nützte ihnen das! Auf der Universität begann das Elend. Es steigerte sich aber ins Unermeßliche, wenn sie auf dem Wege zum höheren Staatsbeamten erst so mit dreißig Jahren ungefähr die allernotwendigsten Ansprüche selbst befriedigen konnten.

Warum das zu beklagen war? Nicht nur der Personen wegen, die dabei zu Grunde gingen. Vielmehr deswegen, weil der menschlichen Gesellschaft damit jener hohe Idealismus verloren ging, den gerade aufstrebende Kinder des Volkes aufzubringen pflegen, welche vor den Entbehrungen, die ihrer warten, nicht zurückschrecken. Gerade solche Menschen streben vorwärts nicht wegen materieller Vorteile oder um einer angemessenen Versorgung willen.

Aber endlich mußten doch die Stärksten müde werden. Endlich halfen die schönsten Hoffnungen und die größten Illusionen nicht mehr über die Wirklichkeit hinweg. Endlich mußten die Herzen zerbrechen.

Und was hatte dann die menschliche Gesellschaft vom Aufstieg Begabter aus der Mitte des Volkes, wenn diese nicht mehr fähig waren, aus der Fülle der Volkskraft neue Kräfte den höheren Gesellschaftsschichten zuzuführen? Wenn diese darin enttäuschten und die Fahne des Idealismus nicht immer wieder entfalteten! Das und ein nie ermüdendes Streben mußte man doch gerade von ihnen erwarten!

Was aber hatten die armen Opfer davon, daß ihnen der Aufstieg in die höheren Schichten des Volkes freistand! Mußten sie nicht ihren Weg verfluchen und denen zürnen, die ihnen diesen Weg gewiesen hatten! Deswegen, weil sie wohl schließlich auch noch eine einigermaßen bezahlte Stellung, nie aber jene innere Befriedigung erlangen konnten, die das Bewußtsein zu geben vermag, seinen Einsichten und seinen Anlagen entsprechend sich Geltung zu verschaffen — nicht aber nur eine unbeachtete Nummer in einem großen Mechanismus zu sein.

Digitized by Google

In längst vergangenen Zeiten fehlte den Menschen das Bewußtsein der Gleichberechtigung. Da konnte der Drang nach Aufwärts nicht wie heute aufkommen und starke Naturen in dem Grade beunruhigen. Und wie oft warf dann doch ein gütiges Geschick einem solchen Menschenkinde das Glück in den Schoß. Vom Hütejungen gab es einen Weg zur Bildung und zu hohen kirchlichen Würden, wenn ein Geistlicher oder Mönch mit Menschenkenntnis den aufgeweckten Knaben für alle Zukunft in seine sorgende Obhut nahm.

— — — — — — — — — — — — — —

So mancher deutsche Gymnasiast brachte eine große Arbeitsfreudigkeit und viel Idealismus mit zu den Stätten der Wissenschaft, zur Universität. Er suchte dort Anregung und immer neue Anregungen. Aber allzu häufig fand er sie nicht, besonders auch nicht bei seinen Kommilitonen.

Gewiß es wurde gearbeitet damals. Aber nur zu dem einen Zwecke, ein Auskommen zu erlangen. Im Grunde wollte man nichts davon wissen. Man arbeitete nur gezwungen wie jeder Arbeiter. Und feiner, nobler war es doch, nicht zu arbeiten.

Man durfte eigentlich seine Bücher nicht über die Straße tragen. Das war plebejisch. Das taten nur die Streber und der Bücherwurm. Und die spielten im ganzen äußeren Leben der Universität keine Rolle. Eine Rolle spielten nur die Anderen. Und doch wurde in mancher einsamen Studentenkammer ein größeres Leben gelebt als auf den Kneipen und bei dem großen Bummel auf dem Stadtring. Aber es war eine Not um ein solch abseitiges Leben. Der aber schüttelte wohl den Kopf, der darüber nachsann, zu welchem höheren Zwecke eigentlich das deutsche Volk jährlich viele Millionen Mark an Steuern für die Hochschulen opfere . . .

Es ist wahr, man muß doch schon ein ganzes Jahrzehnt und weiter zurückgehen, wenn das gezeichnete Bild vom Studententum an deutschen Hochschulen durchaus zutreffen soll. In den letzten Jahren vor dem Kriege war es in Vielem anders geworden. Der deutsche Student war bedächtiger, stiller, sinniger und noch arbeitsamer geworden; das äußerliche Protzentum kam nicht mehr allein an deutschen Hochschulen zur Geltung.

Eine tiefe, auf Wahrhaftigkeit und Innerlichkeit gehende Bewegung hatte die Jugend ergriffen. Der Ausbruch des

Digitized by Google

Krieges sah die deutsche Jugend in der gewaltigsten Gärung, die sie seit der Revolutionszeit des vorigen Jahrhunderts erfaßt hat.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Aus den gesunden Instinkten der Jugend heraus kam der Drang nach einer Umbildung, nach einer Erneuerung der Jugend und des ganzen Lebens. Der Wandervogel war die erste Form des neuen Lebenswillens. Er umfaßte die jüngere und die gereiftere Jugend, und er führte sie hinaus in Wald und Feld. Er führte sie zurück aus verpesteten Städten zur Natur und lehrte sie, wieder einfach und natürlich werden. Er führte zurück zur Heimat und zum Volke, zurück zu aller Romantik.

Der Wandervogel stellte trotz so mancher Auswüchse — von denen wir nicht reden wollen — und trotz so mancher Übertreibungen eine wertvolle Reaktion dar gegenüber so vielen bedenklichen Tendenzen der Zeit. Er stellte eine Reaktion dar gegen den zunehmenden Luxus, gegen ein weichliches Ästhetentum, dem schon weite Kreise der Jugend huldigten. Er stellte auch eine Reaktion dar gegen den Materialismus und Intellektualismus. Reichtum und Philisterreden, wie wenig gelten sie beim Wandergang durch die grünende Flur, beim Sang der Vögel, wenn man im Waldmoos hingelagert ruht. —

Es kam dann die freistudentische Bewegung. Uns ist wichtig, daß sie die studierende Jugend wieder hinwies auf die Notwendigkeit einer allgemeinen Bildung und die Notwendigkeit der Selbsterziehung. Bei der so rasch vorwärts schreitenden Spezialisierung der Wissenschaftsgebiete mußte die eigentliche Vorbereitung für das Leben immer mehr der Jugend selbst überlassen bleiben.

Noch andere Kreise und neuartige Verbindungen der Jugend bildeten sich, an der Umformung und der Erneuerung des Lebens zu arbeiten. Manche von ihnen hatten schon ein greifbares Ziel und kamen mit einem fertigen Programm, das die beiden genannten Bewegungen noch nicht kannten, die sich beide eine in gewisser Hinsicht nur negative Aufgabe gestellt hatten. Der Wandervogel wollte dem instinktiven Drange der Jugend nach Freiheit, Einfachheit, Natürlichkeit, — der Sehnsucht, sich einzufühlen in das Naturleben da draußen weit weg vor den Toren der Großstadt eine Möglichkeit und Verwirklichung verschaffen. Die freistudentische Bewegung ging zuerst darauf hinaus, eine Interessenvertretung jener Studierenden der Universität zu sein, die keiner Verbindung oder keinem studentischen Vereine

Digitized by Google

angehörten, um deren Interessen im Universitätskörper zu wahren und auch zur Geltung zu bringen.

Aber es war etwas Merkwürdiges und auch eigentlich wieder ganz Selbstverständliches, daß man dann schließlich doch wieder nicht ohne ein positives Programm für die Art der Gestaltung der nun erstrebten Lebensumwandlung auskam. Die freistudentische Organisation war im Kampf um dieses Programm gerade in der letzten Zeit vor dem Kriege im Rückgang, wenn nicht in der Auflösung begriffen. Die Wandervogel-Bewegung hatte noch Kraft genug, sich als Tatsache zu behaupten und alle entstellenden Tendenzen und Programme, die sich einzuschleichen suchten, wieder abzuschütteln.

Als am 11. und 12. Oktober 1913 dann der erste freideutsche Jugendtag auf dem Hohen Meißner bei Kassel stattfand, da war das Positive der programmatischen Formel, in der die vertretenen Verbände sich einig glaubten, ein Bekenntnis zu Kants Autonomie: „Die freideutsche Jugend will aus eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung, mit innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten.“[1]) Damit hatte sich diese Jugendbewegung auf den Boden der modernen Lebens- und Weltanschauung gestellt. Und sogleich auch traten dann in ihr die größten inneren Gegensätze hervor.

Der Gegensatz zwischen Kopf und Herz, der große Widerspruch bei aller Kultur- und Lebensgestaltung, machte sich auch in der Jugendbewegung geltend. Der echt deutsche, mehr gefühlsmäßige, romantische Wandervogeltyp trat in scharfen Gegensatz zu dem kosmopolitischen Rationalismus Wynekens und seiner Anhänger und Freunde. Mit unerhörtem Radikalismus haben diese letzteren, die „Aufbruchleute“[2]), das Programm des alten Rationalismus erneuert (freilich mit verstärktem Gemeinschaftsbewußtsein). Und sie haben mitten im Weltkriege — so tat es der Rationalismus noch immer, wenn er erschien — gegen die Religion und den nationalen Patriotismus geeifert und auch — o Ergötzen über Ergötzen! — den lendenlahm gewordenen Liberalismus, dies echte Kind des Rationalismus an den Pranger gestellt.[3])

[1]) Man vergl. August Messer: Die freideutsche Jugendbewegung Langensalza 1914. Die verschiedenen Vereinigungen des Wandervogels und die Organisation der freistudentischen Bewegung traten als solche der freideutschen Jugend zunächst nicht bei, stehen ihr aber natürlich durchaus sympatisch gegenüber.

[2]) Im Jahre 1915 erschienen „Monatsblätter aus der Jugendbewegung“ unter dem Titel „Der Aufbruch“. Die Zeitschrift wurde bald verboten.

[3]) Hans Blüher: „Die Untaten des bürgerlichen Typus,“ in „Das Ziel“. Aufrufe zu tätigem Geist. Hggb. von Kurt Hiller, München 1916.

Digitized by Google

Wie diese Jugend aber selbst aus eigener Verantwortung, aus eigener Bestimmung das Leben neu gestalten wollte, so mußte sie folgerichtig auch in den letzten Bestimmungen und Erkenntnissen den Einzelmenschen sich selbst überlassen. Bei allem Verlangen nach einer neuen Gemeinschaftsbildung, das sich kundgab, bei allem sozialen Empfinden, das hier aufstieg, blieb dennoch die Einzelpersönlichkeit isoliert und mußte isoliert bleiben. Denn die Jugend hatte sich ja frei gemacht, wie sollte sie sich binden von neuem? Wie konnte sie selbst wieder die Einzelpersönlichkeit binden?

Wie aber sollte die Einzelpersönlichkeit nun wählen zwischen Kopf und Herz, zwischen Verstand und Gefühl? Oder wie sollte sie die rechte Vereinigung von beiden erkennen? Und wurde sie nicht gerade in ihren letzten Bedürfnissen, in ihrem religiösen Verlangen wiederum allein gelassen, wenn sie nicht wie jener radikale jugendliche Rationalismus auf eine letzte Antwort in religiösen Fragen verzichten wollte oder konnte. Wenn der junge Mensch doch nicht „den Mut" hatte, „den Priester wirklich aus seinem Leben auszuschalten," ihm jeden Weg in sein Haus zu verlegen"? Wenn er noch nicht jede Spur von Mystik in sich verwischt und auch nicht jede Achtung vor historischen Mächten verloren hatte? Denn „ein Religiöser sein" heißt wahrhaftig nicht nur, wie der radikale Hans Blüher definiert, „ein Mensch von allerhöchster Vernunft" sein. Oder man müßte das Wort in einem ganz andern Sinne nehmen, als es der kühle Rationalist gebrauchen wollte.

So hub denn die Not der Jugend von neuem an! Sie hub um so mehr an, als man die Probleme viel einsichtiger als bisher erkannte. Die moderne Jugend rang und ringt um Gott. Das war und ist ihr Kampf und ihre große, große Not. . . . .

Es ist richtig, der jugendliche Mensch will frei sein. Und dennoch verlangt er nach Erziehung. Er verlangt nach einem Halt, an den er sich anlehnen könne. Wer es leugnen wollte, hat nie in jugendliche Augen geschaut, wenn ein guter Vortrag die empfänglichen Geister fortriß, oder wenn ein vertrauter Jugendfreund recht eindringlich zu reden wußte. Selbst dann, wenn er nicht ganz oder in allen Stücken zu überzeugen verstand, leuchteten die Herzen auf.

Die Jugend will zuweilen auch überredet werden. Dann nämlich, wenn sie selbst aus des Herzens Bitternissen keinen Ausweg weiß.

Da denke man nun einmal an unsere Hochschullehrer mit ihrer zumeist kühlen und objektiven Lehrweise. Der Lehrer, die auf die Jugend einwirken und sie mit sich fort-

Digitized by Google

reißen wollten, gab es nur noch ganz wenige. Ja, auch die Lehrer an unseren höheren Schulen überließen bereits die Jugend immer mehr sich selbst, und sie vermieden peinlichst, die Jugend geistig zu führen oder menschlich zu beeinflussen. Sie fühlten sich nicht mehr verantwortlich für ihre Schüler. Ja, sie glaubten, es sei ein Unrecht, in die Persönlichkeit einer Jugend irgendwie einzugreifen.

Das war ganz anders in früheren Zeiten. Da bildete selbst die radikale Jugend nur die Vortruppe der radikalen Hochschullehrer. Sie nahm eine ihr entgegenkommende Bewegung auf und schloß sich ihr an. Sie wagte es aber niemals in solchem Maße wie vor dem Kriege, sich selber Richtschnur und Gesetz zu geben. Noch nie war sie und wollte sie sein so ohne jede Autorität.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Aber die katholische Jugend, — die katholischen Verbindungen und Vereine aller Art! Fand hier nicht der junge ringende Mensch Schutz und Halt, um alle Sehnsucht zu stillen und der Jugend große Not zu enden? Fand er hier nicht die geistig-sittliche Gemeinschaftserziehung, die ihn emporheben und befriedigen mußte? Fand er hier nicht wirkliche Ideale, erlebt von jugendlichen Menschen, Menschen wie er selbst — wenigstens wenn er Katholik war und es — noch sein mochte?

Die erste Antwort wäre zu geben in einer neuen Frage. Hätten wir auch sagen können und dürfen: Aber die Jugend des deutschen Katholizismus! —

Die katholischen Verbindungen und Vereine sind viel gelobt und gefeiert worden. Auch ein August Horneffer konnte ihnen ihren Idealismus und ihre jugendliche Tatkraft nicht bestreiten.[1]) Und dennoch konnte das katholische Studententum, konnten die katholischen Studentenvereinigungen mit ihren Trinksitten und dem oft so unfreien Wesen, das sie häufig in der blinden Nachahmung des Gebarens der liberalen Korporationen an den Tag legten, nicht genügen. Sie konnten gerade einem strebsamen Menschen letzte Forderungen an Rechtlichkeit und innerer Wahrhaftigkeit so oft nicht erfüllen. Oder vielmehr der Geist ihrer Mitglieder hat solchen Forderungen so oft nicht genügt, so daß er vielmehr vielfach die wirklich Suchenden zurückstieß, und manche Ringende dem katholischen Studententum den Rücken wand-

[1]) August Horneffer: „Katholisches Studentenwesen" in „Die Tat" (V. Jahrgang 1913/14, Heft 4). Das Lob gilt allerdings besonders den neuen Vereinigungen.

Digitized by Google

ten und dann in die Irre gingen und vergeblich suchten, anderswo die Not ihrer Seelen zu heben.

Es geschah einmal:

Ein junger Mensch kam zur alma mater in eine katholische Stadt. Er war noch fromm, aber voller Zweifel, und seine Augen brannten vom Kerzenlichte durchwachter und durchlesener Nächte. Am nächsten Sonntag war er um 11 Uhr in der hl. Messe. Ganz unten in die Kirche stellte er sich hin. Und vor ihm stand ein katholischer Korporationsstudent, die Mütze in der Hand. Diese Mütze kannte der junge Mann, der seine zweiundzwanzig Jahre zählte, schon gut, und er hätte sie gern bald selbst getragen. Der mit der Mütze stand also da ganz unten in der Kirche, steif, und er regte sich nicht. Das mußte wohl so sein, dachte unser junge Mann. Aber der mit der Mütze blieb dann auch ebenso steif da stehen, als die Wandlung kam und alle Gläubigen niederknieten in der weiten Kirche. Und er hatte doch seine „katholische" Mütze in der Hand! Und im übrigen war er gut frisiert, der Anzug war elegant, die Hose frisch aufgebügelt.

Dem jungen Mann, dem sich diese Geschichte ereignete, bildete sie das erste Erlebnis als Student. Er hat oft davon gesprochen und dann immer besonders betont: „Er hatte doch seine katholische Mütze in der Hand!" Der junge Mann ist dann kein katholischer Student geworden. Er ist mit seiner Not allein geblieben und mit seinem Gotte, den er weiter allein nun suchen ging.

Jedoch auch in der katholischen akademischen Jugend machten sich in den letzten Jahren vor dem Kriege Reformbestrebungen geltend. Indem man unter Anleitung des Volksvereins für das katholische Deutschland Anschluß an die konkreten Forderungen und Probleme der Gegenwart suchte, erhielt die neue Bewegung auf katholischem Boden, die zunächst besonders in den sozial-charitativen Vereinigungen einen Ausdruck fand, sozial-ethische Färbung. Ohne Zweifel wurde jetzt viel ringende Kraft ins Praktische abgelenkt und zum Guten gewandt.

Ein anderer Geist zog auch ein in die alten katholischen Korporationen und Vereine und frischte sie auf. Sie haben sich den Aufgaben, welche die aufkommende Jugend ihnen stellte, nicht ohne Erfolg anzupassen versucht.

Neue Vereinigungen aber bildeten sich dann, in denen die Einzelnen in ihrem Ringen Mitringende und Mitkämpfer finden konnten. Wir meinen jene Vereinigungen, wie sie insbesondere in München neu gegründet wurden. Ihre

Digitized by Google

Namen und deren Herkunft besagten schon, daß sie vor allen Dingen dem geistigen Streben ihrer Mitglieder einen Stützpunkt bieten wollten. Es war nur so seltsam, daß sie, die aus der Not des modernen Lebens wie die neudeutsche Jugendbewegung geboren waren, oft mehr im Negativen, in der Kritik des Vergangenen als im unverfälscht Alten und Ewigen der Religion die Quellen ihrer Kraft suchten. Darin folgten sie der fortschrittlichen Richtung im deutschen Katholizismus, der sie sich auch anschlossen. Sie kamen dem Zeitgeist entgegen, anstatt ihn unbedingt zu überwinden. Die katholische Jugend hinkte wieder einmal der modernen Jugendbewegung nach, die sich ja auch in ihrer Weise gegen den Zeitgeist auflehnte, ohne ihn aber im tiefsten Grunde überwinden zu können und zu wollen!

Aber es gab doch auch schon vor dem Kriege eine katholische Jugendbewegung, die alle Halbheit und alle Kompromisse mit dem Zeitgeist verachtete, die erkannte, daß das Aufwachen der religiösen Bedürfnisse dem Katholizismus, der Religion an sich, zu gute kommen müsse.

Ein neues Pathos war aufgekommen, geboren aus der Sehnsucht der Zeit. Katholische Jugend hatte ein neues schöpferisches Lebensgefühl ergriffen, dessen Inhalt war: den Katholizismus in seiner Unversehrtheit als Kulturmacht wieder zur Geltung zu bringen; den Katholizismus ohne Deutung und Deutelung, in aller Freiheit und Entschiedenheit!

Neue Hoffnungen flammten auf und eine neue Begeisterung. Ein sieghaftes Glück lachte auf wie ein junger Frühlingsmorgen; und der Triumph, der in der Sache selbst lag, hob seine jubelnden Arme.

— — — — — — — — — — — — — — —

Du arme, bedauernswerte — und doch auch so glückliche deutsche Jugend, nun rief dich der furchtbare Krieg. Nun ringst du um deine Heimat, aber auch um deine Seele und die Seele deines Volkes. In des Todes höchster Not ringst du um Gott.

Digitized by Google

Es waren Königskinder.

Eine Westerwaldgeschichte von Johannes Laurenburger.

(Fortsetzung.)

Der Schütz.

Der Schütz Eckert wand noch ein paar Grashalme darum und band sie zusammen. Dann nahm er den Lodenhut ab und nestelte das kleine Sträußchen in der Hutkrempe fest. Wohlgefällig betrachtete er sich sein Werk. Die knallroten Erdbeeren saßen drall und prall in den grünen Blättchen und lachten einen richtig an. Die letzten, die der Herbst noch bot.

Nun sprang er auf, warf den Rucksack um und schulterte die Büchse zum Heimgang. Nicht, als ob er sich auf das Nachhauskommen sonderlich gefreut hätte. Ihm hatte der Himmel versagt, was sonst das Erbe selbst der Ärmsten ist, die Elternliebe. Und seine Armut allein war dem hartherzigen Geschick noch nicht trostlos genug gewesen. Es legte noch die Schmach hinzu. Als er einst, überraschend für die Allgemeinheit, ins Leben trat, da gabs großes Aufsehen. Und die Untadeligen schoben die Schulter, und die glücklicher Geborenen sprachen überlegen von der Schand, und alle nannten ihn mit häßlichem Wort, und er sei der Burgmarie ihr Kind, von dem man nicht wisse, woher sie es habe. Und so war es geblieben.

Das schleppte er durch die Schuljahre, das fand sich in seinen Zeugnissen. Er wollte durch erhöhte Leistungen den Makel auslöschen. Es blieb dabei. Wie er sich auch mühte und sorgte und quälte, die Welt seine Herkunft vergessen zu machen, es war alles umsonst. Seine Leistungen wurden bereitwillig anerkannt, und man stellte mit Teilnahme fest, wie schad' es doch bei seinen Talenten sei! Und wenn er zuweilen geglaubt hatte, sein Bestes getan und alle überzeugt zu haben, daß auch er Anspruch auf die kleinen selbstverständlichen Ehrungen des täglichen Lebens habe, dann traf ihn plötzlich, wie ein Hieb, jenes häßliche Wort, das er vor allem haßte, und machte ihm klar, wie man sein Ehrenstreben einschätzte.

Ein armes Leben! Und selbst die Mutterliebe, die sonst jenen armen Kindern ersetzen muß, was die Welt ihnen vorenthält, kannte er nur in kümmerlicher Verzerrung. Die Burgmarie war von der Stund seiner Geburt ab schwachsinnig. Das machte die Armut zum Jammer.

Digitized by Google

Seit er bei der Domäne angestellt war, konnten sie wenigstens ohne Brotsorgen dem kommenden Tag entgegensehen. Seine Mutter aber war unempfindlich geworden gegen das Gerede der Leute. Mit den geistigen Fähigkeiten hatten auch ihre seelischen Kräfte gelitten. Das traf sein Ehrempfinden immer aufs neue und erhöhte den täglichen Jammer. Jedes Almosen, das sie sich an den Türen der Häuser regelmäßig zu holen pflegte, kränkte ihn. Wenn er gleich die gute Absicht, in der es überall gegeben wurde, nicht verkennen konnte.

Ach, der Schütz Eckert ahnte nicht, daß das freundliche Wort, der gütige Blick, mit dem die Kleinigkeiten gereicht wurden, die eigentliche Gabe war, um die das kranke Gemüt seiner Mutter bettelte. Und er verbot ihr die Bettelei mit guten und mit heftigen Worten. Was half's? Sie unterließ den Bittgang, wenn er zuhause war, und stand an den Türen, sobald sie ihn im Wald wußte.

Zwei Leute aber gab es, die hatte der Schütz ausgenommen, zu ihnen durfte die Burgmarie sammeln gehen: Die Pfarrhausmarianne und die Himmerichslies'. Fräulein Marianne, weil nach seiner Meinung die Pfarrhäuser für die Armen da sind, und die Himmerichslies', weil es eben die Lies' ist. Die Ärmste hat nicht Vater noch Mutter mehr und ist so brav und gut, daß man ihr garnichts und auch das Wohltun nicht abschlagen kann. Und zudem, sie lebt bei ihrer Tante wie in einem Gefängnis und kann mit niemand darüber sprechen. Sie würde es aber auch sicher nie tun. — Und wenngleich der Schütz vielleicht noch einen Grund haben mag, hat er ihn doch bisher nie angeführt. — —

Der Buchenwald hört auf. Der Weg macht eine scharfe Wendung und geht weiter durch den Hauberg. So ein Wald ist wie ein Volk von kraftvollen Männern, voll rüstiger, treibender Lebenslust. Und die Hauberge, das sind Schulen voll Kinder, die den Frühling ihres Lebens nicht überdauern. Da kommt der Schnitter Tod. Aber wenn ein Krieg kommt, dann fallen auch im Männerwald die Eichen, ob sie auch strotzend in ihrer Schönheit stehen ...

Der Schütz Eckert macht Halt. Einen Augenblick. Zu seinen Füßen liegt der Westerstein. Jenseits das Dorf, vom Kirchberg überragt. Rings, soweit das Auge reicht, eine Schutzwehr von Bergen. Ganz in der Ferne hängt fein, wie Spinnweb, ein blasser Rauch um die Höhen. Von der Eisenhütte. Da, wo der kreuzragende Köppel am Himmelsrand steht. Dicht um das Dorf ein Kranz von blumigen Wiesen und satten Feldern, von gelben Äckern

Digitized by Google

und grünen Obstkampen. Und darüber der Himmel, wie eine Kinderseele, so lachend rein.

Der Schütz hat das alles schon tausendmal gesehen. Sein Blick geht achtlos drüber. Er steht und sinnt. Weil er viel zu denken hat.

Aus seinem Geträum weckt ihn ein Pfiff. Er wendet sich danach. Der Rödelhöfer Arnold ist's. Der hat ihm gerade gefehlt! Und er will weiter gehen. Da pfeift der Rödelhöfer wieder. Jetzt wäre es grob, anders zu tun, und er bleibt stehen. . . .

„'n Tag, Frieder."

„'n Tag, Arnold."

„Im Wald gewesen?"

„Auf der Galgenhöh'."

„Verflucht heiß heut' wieder."

„Wundert mich, daß du so läufst," sagt der Schütz kühl.

„Na, um die gute Gesellschaft," gibt der andere zurück, und der Schütz Eckert weiß nicht, wie es gemeint ist.

So gehen sie eine Weile schweigend.

„Hast recht. Jetzt können wir uns Zeit nehmen," hebt der vom Hof wieder an.

„Ich verstehe nicht, wie du das meinst."

„Na, Junge", der Rödelhöfer schlägt ihm vertraulich auf die Schulter, „jetzt sind wir Hahn im Korb. Die Bahn ist frei . . . . All' fort! . . . . Na, stell dich doch nur nicht, als ob du noch nicht wüßt', daß es zweierlei Menschen in der Welt gibt. Wegen der Mädchen meine ich natürlich. Den' fehlen jetzt schwer die Burschen!"

„Meinetwegen. Ich ging lieber heut wie morgen in's Feld."

„Ist Geschmacksache! Aber, schließlich, du hast ja auch weiter nix zu verlieren."

„Ich denk', mein Menschenleben gilt genau soviel, wie deines etwa auch."

Beim Schütz Eckert ist ein wunder Punkt berührt. Das fühlt der Rödeler. Die Unterhaltung stockt einen Augenblick, und der vom Hof pfeift. Den Anfang eines Gassenhauers . . . .

Plötzlich stößt er dem Schütz den Ellenbogen in die Seite.

„Du, jetzt tu' mal nicht, wie ein Heiliger. Sag, hast du dir noch kein Schätzchen ausgesucht?" Er schnalzt aus Behagen. „Die werden jetzt billig, wie die Vogelkirschen. Donnerwetter! Hast du Pfeifer's Annlies' nicht gesehen? Das geht herum und macht Augen, wie ein gestochen Kalb. Hahaha! Der ihr Vinz' mußte gleich fort . . . Weh, daß wir scheiden müssen! . . . ." er näselt vor Lust. „Na, der

Digitized by Google

kann ruhig fortbleiben. Und wenn er ewig nicht wiederkommt, ist's auch nicht schlimm. Die klapperdürre Windlatte spannt ihm keiner aus. Kann den Geißbock zwischen die Hörner küssen, brrrrh! ... Aber Schullehrers Klärchen, ... weißt du, so ein Molles, das tät' mir gefallen. Das hat seinen Schatz in Hainrod. Ist auch schon eingezogen. Nur, der alt' Schulmeister, der Kreideschlucker, mit dem ist nicht zu spassen! Da ist aber noch das Lühr's Käthchen, da ließ sich ganz sicher ein Häkchen anschlagen. Das wär' so was, wie? ... Sein Schatz, der Schmidtenhenner, geht End' der Woch' auch weg ... Ach, da sind noch eine ganze Masse ... Hömmerich's Röschen, weißt ja, dem Böhmer's Hannes sein Mädchen, ... hätt'st du da keinen Spaß an? ... Dann sag' doch mal was!!" ...

Der Schütz Eckert gab keine Antwort. Er war angewidert. Und er bedauerte nur, auf dem Rödeler seinen Pfiff gehört zu haben. Der fing schon wieder an:

„... Na, Spaß beiseite. Von all den Mädchen wär' mir noch keins so recht, wie die Himmerichslies'. Die hat so was Feineres. Aber, da ist der Drachen von Betammi im Weg. Das Luder paßt auf, wie der krumme Deuwel auf 'ne arm' Seel' ...

Bei der Himmerichslies', da darf man nicht so grob kommen. Das muß man fein anpacken. Ich versteh' mich darauf. Weißt du, ich hab ein Buch zuhaus, da steht alles drin, wie man sich benehmen muß: Der gebildete junge Mann. Ich hab mir das Bessere schon all danach angewöhnt. Nun weißt du, woher ich meinen Schickdich hab'. Das Buch könnt' dir auch garnichts schaden ... Und dann, was die Himmerichslies' angeht, Donnerwetter! ... er klatscht sich auf den vollen Schenkel ... mein Vater saß im Gemeinderat, war ein Mann mit Geld. Und das hab' ich geerbt, mit dem Hof und dem Namen ... Der Namen! Junge, der Namen! Der macht es! ... Das verstehst du garnicht. Der macht es auch bei der Himmerichslies'" ...

„Rödelhöfer, paß auf. Hier geht mein Weg ab. Du hast ja Ehr und Namen, und den Hof, und viel Geld. Alles von deinem Vater her. Das kenne ich nicht, ich hab' das nicht und bin nur ein armer Schlucker. Aber Rödelhöfer, ich weiß Gott sei Dank, was Pflicht und Anstand ist, und siehst du, sogar ohne Anstandsbuch. Adjüs! ..."

Mitten im Weg läßt der Schütz den Rödeler stehen und geht quer durch den Hauberg dem Dorf zu.

Der Rödelhöfer wechselt die Farbe. Dann lacht er laut auf, daß ihm die Stimme überschlägt. Ein widerwärtiges, ekelhaftes Lachen. Das knarrt wie eine Holzklapper.

Digitized by Google

„Schön guten Tag, Herr Wohlgeboren!" plärrt er näselnd. Giftiger Hohn liegt darin. Der! Den sein Vater . . .!

Da wechselt auch der Schütz die Farbe. Aber er tut, als habe er nichts gehört.

Und er kehrte sich nicht mehr um, ob auch der Rödelhöfer noch dastand. Das war gut. Er hätte sonst noch etwas zu hören bekommen. Das Wort, das er wie Feuer haßte.

Der Schütz geht den Burgweg hinan. Auf dem Wall, unter den Tannen spielen die Buben Soldaten, machen Krieg. Die einen sind Deutsche, die anderen Feinde. Feinde kurzweg. Es sind ihrer nicht genug, daß jede Nation, die Deutschland den Krieg erklärt hat, einen besonderen Vertreter haben könnte. Zwar hat der Himmerichsignaz den Vorschlag gemacht, daß immer zwei feindliche Völker durch einen Jungen verkörpert werden sollten. Der Antrag fiel indes bei der Abstimmung durch aufgrund der Erwägung, daß dann auch die Zentralmächte sich die gleiche Behandlung gefallen lassen müßten. Das sei aber unmöglich, weil höchsten Falles wohl einmal Österreich-Ungarn, niemals jedoch das Deutsche Reich Prügel beziehen könne. Die Frage einer Personal-Union scheiterte also an diesem sehr vernünftigen Einwand, und damit war die Sache überhaupt erledigt. Um nun immerhin eine gewisse Ordnung aufzustellen, war man übereingekommen, daß Peterchen Nelles Serbien darzustellen habe, weil er nicht nur der kleinste, sondern in glücklichem Zufall auch der unsauberste der ganzen Jungmannschaft war. Der Umstand, daß er gewohnheitsmäßig mit durchlöchertem Hosenboden ging, nötigte dem Benner's Joseph die Bemerkung ab, für schmutzige Königsmörder, die ihre Ehre zerrissen hätten, gehöre sich das nicht anders. Eine Bemerkung, die eine solche geistige Ueberlegenheit und politische Einsicht verriet, daß der Joseph lediglich daraufhin zum Verweser des deutschen Reiches ernannt wurde. Und Zöllers August hatte noch einen guten Gedanken. Weil er aber immer tottelte, wenn es drauf ankam, brachte er leider nur „Ne—Ne—Ne—Nelles Pe—Pe—Peter" heraus. Zu so langwierigen Erklärungen, wie sie der August im Sinn hatte, ließen die Kriegsoperationen keine Zeit, und so blieb ihm nur übrig, stillschweigend den Vergleich zwischen Peterchens Hemdzipfel und dem Königreich Montenegro zu ziehen. Es war schad' drum, aber die besten Gedanken kommen leider meist nie zu Raum. —

Der Burgfrieder ist bei den Buben angekommen. Guck da, der Himmerichsignaz ist ja auch dabei. Da kommt ihm ein Gedanke. Er ruft den Kleinen zu sich. Der Ignaz kommt in Wehr und Waffen. „Sag, Ignaz, wo ist dein' Schwester?"

Digitized by Google

„D' Lieſ'? Im Garten. An den Bruchwieſen. Bohnen pflücken."

„Was ſpielt ihr denn da?"

„Krieg. Grad tun wir die Engländer verhauen. Da helfen wir all."

Dreimal hat er ſchon umgeblickt, als fürchte er bei dieſem Hauptſpaß zu ſpät zu kommen und die Verbindung mit ſeinem Truppenkörper zu verlieren. Nun hält es ihn plötzlich nicht mehr. Ohne Gruß und mit einem Hurrahgeſchrei, das deutlich die barbariſche Abſtammung und ſeine Weſterwälder Geſundheit offenbart, ſtürzt er in die Schlacht.

Der Burgfrieder aber denkt, wie hübſch es ſein müßte, wenn die Großen in der Welt alle ſo geſcheidt wären, wie die Weſterwälder Jungen. Aber das iſt noch gar längſt nicht ſo, und der Burgfrieder hält ſich alſo auch mit den unnützen Betrachtungen nicht länger auf. Er hat ja viel Lieberes im Sinn.

Entſchloſſen biegt er ab vom Burgweg. Wo's zu den Bruchwieſen hinausgeht. Erſt ſchreitet er rüſtig fürbaß, dann langſamer und immer langſamer. Ihm kommen plötzlich Bedenken. Er weiß nicht, wie er's machen ſoll. Ihm fehlt die Übung in ſolchen Dingen, . . . und dem Rödeler ſein Anſtandsbuch. Und da er dem Garten näherkommt, wächſt ſeine Unſicherheit. Darin hatte der vom Hof recht: Die Himmerichslieſ' hatte was Beſonderes an ſich, was Feineres. Und er überlegt wieder die Worte, wie er ſie am beſten wenden mag. Und iſt noch lang nicht fertig mit ſeinem Entſchluß, da ſieht er ſie plötzlich zwiſchen den Bohnen ſtehen und ihren großen Blick gerade auf ſich gerichtet. Und ihr ſchönes Haar trägt ſie wie einen lichten Kranz von ſchwerem Gold. Vor lauter Verwirrung vergißt er die ganzen ſchönen Worte wieder, die er ſich ſo mühſam zurechtgelegt hatte, und ſieht nur ſie und macht ſich doch nicht klar, welch' freundliches Bild vor ihm ſteht. Das liebholde Mädchen im Grün der hohen Stauden, von roten und weißen Blüten umrankt. In der Schürze den Segen der Bohnenleſe. Die ganze Erſcheinung wie eine zarte Märchenblume, als hab' ſie der Himmel aus Glück und Schönheit erträumt. Und das ſonſt ſo ſtillblaſſe Geſichtlein iſt in ſeiner Röte erglüht, bis in die weißen Schläfen. Der Frieder denkt, von der Anſtrengung. Er nimmt all ſeinen Mut zuſammen und tritt an den Gartenzaun.

„Guten Tag, Lieſ'!"

Die Himmerichslieſ' nickt nur freundlich Antwort. Dann, wie in plötzlichem Entſchluß, tritt ſie aus dem dichten Bohnengerank, leert ihre Schürze in den großen Korb und kommt

Digitized by Google

auf ihn zu. Mit zögernden, schüchternen Schritten und doch auch vertrauend, in rührender Unbefangenheit. Ihre großen Kinderaugen sehen ihn fragend an, und das Lächeln der Unschuld blickt aus ihnen.

Dem Burgfrieder klopft das Herz. Fast ist es ihm, als sei er im Begriff, an ein Heiligtum zu rühren. Er sucht wieder, . . . und weiß doch keine Worte. . .

„Lies', wir haben eben grad die Red' von dir gehabt."

„Von mir?! . . . wer?" Eine liebenswürdige, holde Sorge, eine fast bange Verlegenheit gleitet über ihre kindlichen Züge, bleibt über den reinen, blauen Augen stehen, davor die Wimpern wie goldene Strahlen sind.

„Wer meinst du denn?" . . . . Der Burgfrieder fühlt wieder das wenig Schickliche seiner Art. Erst recht, als sie ihm die Frage unbeantwortet läßt. . . . Sie ist gar so fein . . . . und die bloße Vorstellung von dem rüden Menschen vorhin, ist schier eine Entweihung ihres Bildes, das wie in Sonnenreinheit getaucht ist. Gar jetzt, wo er ihren Blick wie in Warnung auf sich gerichtet sieht. Er schüttelt die lästige Erinnerung ab und rettet sich mit einem kühnen Sprung:

„Ein junger Krieger war's, der jetzt gerade eifrig dabei ist, die Engländer zu verhauen.

Da lacht die Himmerichslies' ihr sanftes, sonniges Kinderlachen: „Der Ignaz. O, der Nixnutz! . . . Spielt den ganzen Tag nur noch Krieg und sollte mir doch helfen."

Nun möchte der Frieder wohl gern fragen, ob er für den gegen England streitenden Krieger in den Erntearbeiten aushelfen dürfe, aber er ist nicht so kühn, weil er fürchtet, eine neue Ungeschicklichkeit zu begehen. So beginnt er denn unvermittelt:

„Ich hab' dir was mitgebracht, Lies'. Durft' ich?" und plötzlich, daß sie keine Zeit hat, Nein zu sagen, reicht er ihr das Sträußchen mit den vollsaftigen Beeren über den Zaun.

Doch, was hat denn das Mädchen?! „Lies' . . .!!" Ihre schönen Augen weiten sich angstvoll und starren auf die Beeren. Und dann ist's, als ob ein Schauder sie bewege. Das Entsetzen malt ihre Züge, und sie schlägt die Hand vor die von jähem, furchtbarem Schrecken gefüllten Augen.

„O mein Jesus, mein Gott! Frieder, nimm deine Hand weg, es steht Blut daran, Blut . . .!"

Ihr schlanker Körper zuckt vor Erregung. Sie biegt ihn qualvoll, wie schmerzgetroffen zurück. . . .

Der Burgfrieder ist so blaß wie der Tod.

Wie hat er sich den ganzen Tag nach diesem Augenblick gesehnt. Daß er ihr einmal eine Freude machen dürfte.

Digitized by Google

Und nun verletzt seine Unbeholfenheit, wo seine Güte erfreuen und glücklich machen wollte! Zitternd nimmt er und zögernd das Sträußchen zurück.

Da löst sich langsam ihre schmale weiße Hand, und als er ihr bekümmert ins liebe Gesicht blickt, sieht er die hellen Tränen in ihren Augen.

Leise, wehmütig bittend kommt es über seine Lippen, und fast ist es wie eine rührende Selbstanklage:

„Lies', gelt, es war unbedacht von mir. Aber ich hatte es gut gemeint, wollte es gewiß doch recht machen! Du bist ja immer so freundlich zu meiner armen Mutter. . . . Und ich wollte dir gern danken und wußte garnicht womit. Da hab ich die Beeren vom Waldgang mitgebracht. An der Galgenhöh' sind sie gewachsen, . . . es sind die letzten, die ich fand . . . und ich hab' lang suchen müssen. Aber wenn du sie nicht sehen kannst, will ich sie lieber wegwerfen."

Da schüttelt sie leise:

„Ach ich bin ja so dumm und undankbar, und kann mir garnicht helfen. Es kam so schnell. . . . Und es glaubt's doch kein Mensch, wie ich immer noch an meinen armen Vater denken muß. Seither ist das mit dem Erschrecktwerden so leicht bei mir. Ich kann es nicht mehr vergessen, immer noch sehe ich es, wie sie ihn bringen. . . . Und manchmal, dann kommt es übermächtig, dann weiß ich selbst nicht, wie es auf einmal mich trifft, und kann mir nicht helfen". . . .

Aus ihren blauen Augen blickt traurig klagend die Erinnerung. „Ich will wieder an meine Arbeit gehen, . . ." setzt sie nach einem tiefen Atemzug kummervoll hinzu.

„Lies', hab' ich dir wehgetan?"

Sie lächelt ihn freundlich an, mit feuchtem Blick.

„Ich bin dir für deine Freundlichkeit ja von Herzen dankbar."

Da schwenkt er den Lodenhut und springt zurück auf den Pfad. Er glaubt in ihrem Auge gelesen zu haben. Und er wendet sich noch einmal um und grüßt. Sie antwortet mit einer leisen Bewegung und geht langsam zurück. Zu den roten und weißen Blüten.

Und wie er weitergeht, denkt er nur an sie und sieht noch lang ihr feines, blasses Gesichtchen vor sich. Und die großen erschreckten Kinderaugen. Die wandern mit ihm. —

Vor dem Gartenzaun, am Heckenrain, lag ein Sträußchen Erdbeeren. Die letzten, die der Sommer hatte. Niemand achtete drauf. (Forts. folgt.)

Digitized by Google

Moritz Graf Strachwitz.

Einige literarhistorische Bemerkungen von
Hubertus-Kraft Graf Strachwitz.
(Kurt von Leyden.)

Am 13. März 1917 jährt sich der 95. Geburtstag des Dichters Moritz Graf Strachwitz. Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß die Lieder und Balladen dieses Dichters in katholischen Kreisen wenig bekannt sind. Viele wollen von Moritz Strachwitz nichts wissen und das mit Unrecht. Ja, man findet nicht selten die Ansicht, daß Strachwitz kein Katholik war.

Seit der Gegenreformation hat es überhaupt noch nie einen nicht katholischen männlichen Strachwitz gegeben. Im Gegenteil, die Strachwitze galten seit jeher und gelten bis auf den heutigen Tag als eine streng katholische, der Kirche treu ergebene, schlesische Adelsfamilie. Dies ergibt sich nicht allein aus ihren Verheiratungen mit anderen katholischen Geschlechtern, sondern auch aus ihrer ganzen Lebensauffassung. Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts traten auch zahlreiche Mitglieder in den geistlichen Stand ein. Wir finden mehrere Domherren an der Kathedralkirche zu Breslau, Erzpriester als Vorsteher von Land-Dekanaten, auch Klosterfrauen, so eine Äbtissin zu Liebental. Der letzte Vertreter in den Reihen der Kirche war der Weihbischof und Apostolische Vikar für das Fürstbistum Breslau, Freiherr Mauritz von Strachwitz-Bruschewitz, der die Gunst Friedrichs des Großen genoß, und auf Befehl des hl. Vaters das Bistum für den außerhalb der preußischen Landesgrenzen weilenden Fürstbischof Schaffgotsch verwaltete. Seit der Besitzergreifung Schlesiens durch die Preußen wurde bis zum Anfang dieses Jahrhunderts kein Strachwitz mehr Geistlicher. Die Verhältnisse zwangen die Mitglieder der Familie, mehr ihr Augenmerk nach Berlin als Wien zu richten

Die Eltern von Moritz Strachwitz, dem Dichter, waren sehr religiös, streng kirchlich und beabsichtigten ihren beiden Söhnen Ludwig und Moritz eine wahrhaft katholische Erziehung zuteil werden zu lassen. Daher siedelte seine Mutter Luise, eine geborene Schimony von Schimonski, im Jahre 1834, als Moritz 12 Jahre alt war, mit den beiden Knaben nach Glatz über. Glatz ist die Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft, eines sogenannten erzkatholischen Landes, welches kirchlich noch heute dem Erzbischof von Prag unterstellt ist. Aber die göttliche Vorsehung, deren Fügungen uns oft un-

Digitized by Google

begreiflich erscheinen, führte es so, daß die fromme, zarte Mutter bereits 1835 aus dem Leben schied. So standen die Knaben mutterlos da. Dieses Ereignis blieb naturgemäß nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung des jungen Moritz. Es scheint, daß er in weniger gute Hände geriet. Daher veranlaßte sein Vater im Jahre 1838 seine Übersiedelung nach Schweidnitz.

Hanns Martin Elster, der im Jahre 1912 die Lieder und Balladen im „Grote'schen Verlag" zu Berlin neu herausgab, stellte den Gedichten eine ausgezeichnete Lebensbeschreibung voran. Er beschäftigt sich eingehend mit der Veränderung im Jahre 1838 und schreibt:

„Aus dem streng katholischen Glatz kam Strachwitz in eine überwiegend evangelische Umgebung, in der er zu der Toleranz heranreifte, die über seinem Leben so glücklich geleuchtet hat und seinem Schaffen so vorteilhaft war."

Diese Worte könnten von katholischer Seite mißverstanden werden, als wenn der Dichter in irgend einer Form für die Verschmelzung der Konfessionen eingetreten wäre. Das ist nirgends der Fall. Es findet sich allerdings eine Stelle, an der er das traurige Religionszerwürfnis in Deutschland beklagt:

Da ist kein Glaubens-, kein Liebesband,
Sie reißen mit frechen Händen.
Wo soll, o Herr, mit dem Vaterland
Das enden, das enden?

Nach anderen Äußerungen und nach seinen sonstigen politischen Ansichten zu urteilen, darf man aber annehmen, daß er mehr damit bedauern wollte, ganz Deutschland sei nicht mehr, wie in seinen glänzendsten Zeiten, geeinigt durch das Band der katholischen Kirche. Sein Vater stand in österreichischen Militärdiensten, zuletzt als Militärkommandant in Toskana, und später wurde er k. u. k. Kämmerer. Ein großer Teil der Verwandschaft war österreichisch gesinnt. Noch gab es kein Deutsches Reich in unserem heutigen Sinn. Er träumte mehr von dem großen Völker umfassenden Reich des Mittelalters, wie so viele Romantiker. Daher überschrieb er auch sein von Vaterlandsliebe strotzendes Gedicht aus dem Jahre 1844 mit „Germania." Es ist also durchaus nicht anzunehmen, daß er in Religionsfragen nicht auf dem Standpunkt eines Katholiken stand.

Wie ist es aber nun zu erklären, daß Moritz Strachwitz in katholischen Kreisen als Dichter nicht, wie er es verdient, verehrt wird?

Es lassen sich drei Gründe anführen:

Digitized by Google

1. Es findet sich nirgends ein dichterisches Lob oder eine ergriffene Verherrlichung der katholischen Kirche.

2. Es gibt eine Stelle in seinen Gedichten, an der er scheinbar verächtlich von Geistlichen spricht, da er in dem obenerwähnten Gedicht „Germania" das Wort „Pfaff" benützt.

3. Er hat sich zwischen dem 22. und 24. Lebensjahr von seinen Leidenschaften derartig hinreißen lassen, daß er vorübergehend die Absicht hatte, eine geschiedene Frau zu heiraten, was allerdings mit katholischen Grundsätzen nicht vereinbar ist.

Zum ersten Punkt habe ich zu erwidern, daß es zum Wesen eines katholischen Schriftstellers nicht unbedingt gehört, daß Kirche und katholischer Glaube im Mittelpunkt seiner Dichtungen stehen. Wenn wir z. B. Keiters katholischen Literaturkalender aufschlagen, so finden wir hunderte von Literaten aufgenommen, die auch nicht ein Wort geschrieben haben, das auf ihre katholische Weltanschauung unbedingt schließen ließe. Gewiß, es ist dies zu bedauern, und bei einem so hoch begabten Dichter, wie Moritz Strachwitz, mehr, als bei anderen Durchschnittsschriftstellern, aber man kann deshalb nicht ohne weiteres einen Dichter aus den Reihen der Katholiken streichen. Es darf nie vergessen werden, daß Moritz Strachwitz bereits am 11. Dezember 1847, in einem Alter von 25 und einem halben Jahr gestorben ist.

Zum zweiten Punkt ist zu sagen, daß es tatsächlich schmerzlich überraschen mag, diese Stelle mit dem Wort „Pfaff" vorzufinden und zwar in der Verbindung, „Dir kein Pfaff das Licht verbaue," gemeint ist, der „Germania". Elster hat festgestellt, daß der Dichter ursprünglich eine mildere Lesart niederschrieb „Dir kein Pfaff ins Fenster baue." Es ist aber ganz ausgeschlossen, daß Strachwitz damit unbedingt den katholischen Klerus oder einige seiner Vertreter allein im Auge hatte. Man darf eher annehmen, daß er mit diesen Worten jeden, sagen wir, übertrieben engherzigen Standpunkt bekämpfen wollte. Er war eben ein drängender Freiheitskämpfer, er verlangte Freiheit für alles, sicher auch für die Entwicklung und Ausübung der katholischen Religion, umsomehr, als er ein glühender Verehrer der Romantik war, die er als die „Kaiserin der Dichter" in seinem Gedicht „An die Romantik" begrüßte. Jeder aber, der die Romantiker kennt, weiß, daß sie eine aufrichtige Bewunderung und Verehrung für die katholische Kirche in sich trugen, auch laut äußerten, so laut, das es vielen unbequem wurde. — Noch möchte ich darauf hinweisen, daß eine Bewegung in jenen 40er Jahren in der katholischen Kirche entstand, die

Digitized by Google

eine nationale romfreie Kirche schaffen wollte. Gerade in Schlesien machte sie viel Aufsehens. Es wurde heftig gestritten, und es schien manchmal so, als wenn das bisher gute Verhältnis zwischen Staat und Kirche auf Grund dieser Bewegung zusammenbrechen sollte, da der Staat glaubte, die romfreie Kirche fördern zu müssen. Diese Bewegung wurde von einem katholischen Geistlichen geschürt. Vielleicht dachte Strachwitz auch an ihn, da sich nirgends sonst ein Anhalt findet, daß er für die romfreie Strömung eingetreten wäre.

Was allerdings drittens seine Absicht betrifft, Luise Gräfin Voß, geborene Gräfin Henckell-Donnersmark an seine Seite als Gattin zu ziehen, so muß zugegeben werden, daß dieser Schritt mit nichts zu entschuldigen, aber durch seine ungezügelten Leidenschaften zu erklären ist. Ich will diese Angelegenheit, die wieder Elster eingehend und würdig bespricht, nicht weiter auseinanderzerren, ich möchte mir aber noch einmal erlauben, auf seine große Jugend hinzuweisen. Sein Schulfreund, Karl Weinhold, schrieb im Jahre 1877 ein Lebensbild, in dem er mit Rücksicht auf die noch lebenden Verwandten des Dichters die Kraft der Leidenschaft zu Luise Voß verschweigt. Aber dadurch gewinnen wir nichts. Es ist besser, wir sehen seine Fehler, tadeln sie ehrlich und bewundern das Übrige. Dieses Übrige aber ist so groß und edel, daß wir uns nur beglückwünschen können, daß es aus dem genialen Kopf einer der unsrigen entsprungen ist. Wir wollen auch bedenken, daß ihm die Mutter fehlte. Sie konnte seine Schritte nicht mehr überwachen und nicht mehr gütig und liebevoll auf ihn einwirken. Sein Vater hörte erst von der unsinnigen Absicht, als sie bereits ausgesprochen war. Er setzte dem ein entschiedenes „Nein" entgegen und wußte durch Klugheit und vorsichtige Behandlung Moritz dahin zu leiten, daß er freiwillig verzichtete.

Freilich wurde ihm dieser Verzicht nicht sehr schwer, da ihm eine andere Wunderblume begegnete, ein treffliches, geistesgewandtes, schönes und streng katholisches Mädchen, seine Cousine Sidonie Gräfin Strachwitz, der er von nun an in leidenschaftlicher Verehrung mit allen seinen Gaben und Talenten zu Füßen lag. Luise Voß hat es allerdings nie recht erfahren, warum er sie aufgegeben. Nach ihrem Tode brachte im Jahre 1902 die „Schlesische Zeitung" durch Günter von Freiberg einen Artikel „Verlorene Liebe," indem er sie auch die „Letzte Liebe" nannte. Sidonie Strachwitz, die nachmalige Gräfin Saurma-Jeltsch, die als Witwe bis zum Jahre 1912 lebte und erst 65 Jahre nach Moritz starb, veranlaßte damals den Schreiber eine Entgegnung zu bringen des Inhaltes, das die „Letzte Liebe" noch lebte. Bei dieser

Digitized by Google

Gelegenheit erfuhr ich manches, was auch dem Literarhistoriker Tielo, der durch viele Jahre Material sammelte, und Elster bis zur Stunde unbekannt blieb. Er umwarb im Sommer 1847 Sidonie Strachwitz. Ihr ist die Mehrzahl seiner schönsten Liebeslieder gewidmet, wie es allerdings auch Elster richtig festgestellt hat. Einige dieser feurigen Lieder sind allgemein bekannt geworden, so: „Nieder, nieder," „In K . . .," „So muß ich denn gehen" und vor allem das im Volk weitverbreitete Lied, das 59 Komponisten gefunden hat: „Wie gerne dir zu Füßen."

Sidonie Strachwitz fürchtete sich vor seiner Leidenschaft und hielt sich auch selbst in nicht angebrachter Bescheidenheit für unfähig, die Gattin eines Dichters zu werden. Als er ihre Ablehnung erfuhr, war er wirklich zu Tode getroffen. Bald eilte er nach Venedig, wo er Trost und Vergessen zu finden hoffte, aber er verfiel einem typhösen Fieber. Halb genesen sang er ihr, und nicht Luise Voß, die Gesänge aus Venedig, aus denen dunkle Ahnungen sprechen. Aus dem Wasser der Lagunen steigt der Todesgedanke empor. Auf der Rückreise erlebte er in Wien durch schnöde „Rücksichtslosigkeit" einen Rückfall und legte sich auf das Sterbebett.

Weinhold und Elster zerbrechen sich den Kopf hierüber, was das für eine Rücksichtslosigkeit war. Ich kann es verraten, man teilte ihm mit, daß sich Sidonie Strachwitz mit dem Grafen Saurma-Jeltsch verlobt habe. Da brach sein geschwächtes Herz.

Daraus ist leicht zu erkennen, daß die Liebe zu Sidonie Strachwitz eine echte und edle war. Auch sie liebte ihn durch ihr ganzes Leben und bewahrte die Erinnerungen an ihn, wie ein kostbares Vermächtnis. Nie durfte in ihrer Gegenwart von Moritz Strachwitz gesprochen werden. Und als ein Literarhistoriker, so viel ich weiß, war es obengenannter Tielo, sie in den 90er Jahren bat, ihm etwa vorhandene ungedruckte Gedichte zur Veröffentlichung zu überlassen, da fühlte sie sich derartig gekränkt, daß sie ihre treubehüteten Schätze dem Feuer überantwortete. Es gelang noch einiges zu retten, und so ward es Elster möglich, wenigstens zwei neue schmerzerfüllte Liebesgedichte der Sammlung einzufügen: „Auf der Heide" und „Das Reh."

Als Moritz Strachwitz den Tod auf sich zukommen sah, bat er selbst um einen Priester, der fortan an jedem Tage an seinem Lager erschien und später nicht genügend Worte der Bewunderung dafür finden konnte, wie gefaßt und ruhig Moritz Strachwitz in diesem blühenden Jünglingsalter dem sicheren Tode entgegen ging. Am 5. Dezember 1847 empfing er die hl. Sterbesakramente und am 11. verschied er in den

Digitized by Google

Armen seiner Cousine, Victoire Strachwitz, die den Aufflug seiner Seele in die Ewigkeit mit frommem Gebet begleitete.

Nein, Strachwitz hat es nicht verdient, daß er in katholischen Kreisen nicht so geliebt und bewundert wird, wie in anderen, die den Wert seiner dichterischen Persönlichkeit einzuschätzen verstehen. Trotzdem er bisweilen „heinelte", findet sich auch nicht ein frivoles oder unsauberes Wort vor.

Elster schließt sein Lebensbild mit dem wohldurchdachten Satz: „Alles Gute, Tolle, Jubelnde, Gläubige, Hoffende der Jugend ist in seinem Werke, das fortwirken wird, so lange junge, deutsche Herzen schlagen."

Diesen Satz können auch wir gläubig unterschreiben. Wir selbst sehen ja auch, wohin sich Strachwitz entwickelte, wie er heranreifte und gerade zum Edlen bergaufschritt. Seine wilden, etwas ungezügelten „Lieder eines Erwachenden," die im Sommer 1842 im Druck erschienen, wurden noch mit einem Protest gegen die Philister eingeleitet. Ganz anders klingt sein Prolog aus dem Jahre 1847 zu seinen „Neuen Gedichten."

Da lautet die vorletzte Strophe:

„Frei blaut auch mir des Geistes kühnste Ferne,
Doch hab' ich nicht verlernt, vor Gott zu beten,
Von Frauenliebe sing' ich gar zu gerne,
Drum hab' ich nie mit Füßen sie getreten.
So kann ich nicht wie eure jüngsten Sterne,
Die Zwitter vom Roué und vom Propheten,
Den höchsten Gott und dann mein Lieb bewitzeln,
Ich mag euch nicht mit solchem Schmutze kitzeln."

Soll ich noch von seiner Bedeutung reden? Es dürfte überflüssig sein. Seine berühmtesten Balladen sind im Volk bekannt: „Ein Faustschlag", „Richard Löwenherz Tod", „Herrn Winfrieds Meerfahrt", „Das Herz von Douglas", „Heinrich der Finkler" und „Der gefangene Admiral", besonders bekannt durch die Kompositionen von Löwe, Hegar, Schubert und Rubinstein. Nur wissen viele nicht, daß diese Lieder und Balladen von Moritz von Strachwitz gedichtet wurden. Die Gedichte selbst, als Gesamtausgabe, sind erschienen im Verlag von Eduard Trewendt, Breslau, 1891 in achter Auflage, ferner im Grote'schen Verlag Berlin, 1912 in vorzüglicher Ausstattung. Schließlich sei noch erwähnt, daß auch Reclam, Leipzig, die Gedichtsammlung in seine billige Ausgabe, bisher zu 20 Pfennig, seit kurzer Zeit zu 25 Pfennig, aufgenommen hat.

Aber nicht nur wilde Leidenschaft zieht durch die Worte des Dichters, oft auch tiefe Ruhe und sanfte Milde, so im „Meeresabend":

Digitized by Google

„Sie hat den ganzen Tag getobt
Als wie in Zorn und Pein,
Nun bettet sich, nun glättet sich
Die See und schlummert ein.

Und drüber zittert der Abendwind,
Ein mildes heiliges Wehn,
Das ist der Atem Gottes,
Der schwebet ob den Seen.

Es küßt der Herr aufs Lockenhaupt
Die schlummernde See gelind
Und spricht mit säuselndem Segen:
Schlaf ruhig, wildes Kind!"

Als Moritz Strachwitz in die Hände des Priesters seine Lebensbeichte abgelegt hatte, da drängte es ihn auch, von den Menschen Verzeihung zu erhalten. Er überreichte seiner treuen Pflegerin den Band der „Neuen Gedichte" und legte ihr diese Verse bei:

„Für deine wunderbolle Mild' und Güte,
Wie könnt' ich jemals hoffen, dir zu danken?
Ich kann nur beten, daß dich Gott behüte!

Du faßest standhaft bei dem wilden Kranken
Und hörtest an und suchtest zu beschwichten
Des wunden Herzens stürmische Gedanken.

So kennst du denn mein Denken und mein Dichten,
Ich ließ dich schaun bis auf den Grund der Welle,
Du kennst mich ganz: du wirst zu streng nicht richten!

Es rollt mein Blut in mehr als deutscher Schnelle,
Und viel gesündigt hat dies Blut zu Zeiten;
Doch bin ich sonst ein ehrlicher Geselle.

Ich konnte selten nur dies Blut bestreiten,
Geschrieben steht in diesem Buch mit Flammen
Die lange Kunde meiner Trunkenheiten.

Doch du bist gut und wirst mich nicht verdammen!"

Wir wollen seine Bitten nicht nur erfüllen, sondern auch den, der sie so demütig aussprach, ehren und heben.

In fünf Jahren wird seine gar nicht kleine Gemeinde daran gehen, seinen hundersten Geburtstag voller Dankbarkeit zu feiern. Seine Verehrer werden bis dahin an Zahl wachsen, schon weil uns die nächsten Dezennien eine Neuromantik bringen und die Altromantik des vorigen Jahrhunderts neu beleben werden.

Dann wollen wir nicht zur Seite stehen, sondern voller stolzer Freude bekennen, daß er einer der unsrigen ist. —

Digitized by Google

Die „Mondscheinsonate."

Kriegsnovelle von Isabelle Kaiser, Beckenried, Schweiz.*)

Rauh bläst der Wind, der von den düstern Höhen des Argonnenwaldes hinüberweht.

Man hat sich den ganzen Tag geschlagen. Zwei deutsche Offiziere, denen ihre Burschen nachfolgen, schreiten behutsam durch die lauernde Drohung des feindlichen Landes, die von der Finsternis des Gehölzes noch verstärkt wird. Es ist, als ob eine Schildwache aus dem Gebüsch auftauchen müßte, um den Eindringlingen Halt zu gebieten.

Die Männer wissen jedoch, daß sie nichts zu befürchten haben, da sie nicht auf Kundschaft ausgesandt sind, sondern auf einem mit der Spitze des Bajonetts eroberten Grunde wandeln. Aber zwei dieser Männer tragen unter dem Waffenrock ein zu feines Empfinden, um die schwebende Ungastlichkeit dieser vergewaltigten Erde nicht zu fühlen, die ihre Gegenwart wohl duldet, aber ihnen das behagliche Empfinden verwehrt, das dem Boden entströmt, wenn sie als Söhne ihres Landes über ihre eigene rheinländische Scholle schreiten.

Die geduckten Weiden sehen wie starre, am Rande der Gewässer auf der Lauer stehende Posten aus. Die Dunkelheit zaubert verdächtige Schatten hervor, die aus der Waldlichtung hervorkriechen und das vom Abendwind bewegte Gestrüpp, dessen wirre Zweige ihnen im Vorübergehen ins Gesicht peitschen, sind von einem beängstigenden, dräuenden Leben beseelt.

Sie reden nicht von ihrer wahlverwandten Freundschaft, eng genug miteinander verbunden, um zu wissen, daß die bevorstehende Einquartierung ihnen beiden das gleiche Mißbehagen einflößt.

Ein Licht flackert am Ende des Weges auf, wie ein freundliches Auge, das durch wildes Gebüsch leuchtend nach einem lieben Ankömmling hinüber späht.

Das ist wohl die ihrer Müdigkeit verheißene Zuflucht. Aber welch ein Empfang wird ihrer harren, in dieser Fa-

*) Die hochverehrte Dichterin Isabelle Kaiser, die soeben in aller Stille aber unter unzähligen Sympathiekundgebungen ihren 50. Geburtstag beging, zu welchem auch der „Gral" seine herzlichsten Wünsche entbietet, schickt uns gütigst diese tiefe Kriegsnovelle zu. In den nächsten Heften des „Gral" wird H. H. Professor Dr. Jos. Schälin aus Schwyz das Gesamtschaffen der schweizerischen Dichterin eingehend würdigen. Die Redaktion.

Digitized by Google

milie, der sie mit dem Recht des Siegers ihre Gegenwart aufzwingen wollen?

Da, durch den Pfad der Luft schwingt sich eine Antwort zu ihnen herüber, die verwirrend wirkt. Sie klingt vorerst noch so undeutlich und verworren, daß die Krieger unwillkürlich in ihrem Gang innehalten, um ja das unsäglich Schöne nicht zu stören. Es sind die Klänge eines Flügels . . .

Nun werden sie deutlicher in der Stille, und der Satz, den sie in die nächtliche Landschaft entsenden mit einer seltenen Zartheit des Ausdruckes, ist es nicht? — die zwei Männer blicken sich fragend an, ergriffen wie von einer wundersamen Offenbarung — ja, wahrlich, das „Adagio sostenuto" der erhabenen „Mondscheinsonate" von Beethoven!

Diese unerhoffte Begrüßung der eigensten Seele der Heimat in dieser unheilschwangeren Nacht im feindlichen Land berührte diese Offiziere so seltsam, daß sie sprachlos stille stehen. Der Wunsch, in dem Hause gastlich aufgenommen zu werden, das ihnen eine solche Aufmerksamkeit erweist, entspringt jählings ihrem Herzen, das allzu lange in der Roheit des Kriegslagers jeder Schönheit entwöhnt war, die des Lebens Wert erhöht . . .

„Beethoven!" flüstert Kurt von Eberhard seinem Waffenbruder andächtig zu, und, mit gespanntem Ohr lauschten beide der ergreifenden Weise, die wie ein silberner Bach mit rhythmischen Wogen durch das dunkle Laub des Parkes flutet . . .

Und wie sie, in einem Gefühl der Erhebung, ihr Haupt aufrichten, sehen sie staunend, daß die Gegend sich mit der Musik in Einklang setzte, denn der Mond hat seine Schleier zerrissen und schaut wie ein tödlich erbleichtes Antlitz auf die blutigen Walstätten des Tales herab, das sich in duftender Bläue vor ihnen auftut . . .

Das Grauen der Nacht ist gewichen, weil der Mond mit seinem weißen Strahl die dunkle Erde berührte und seine Alabasterampel über das Haus neigt, das ihn durch Töne gelockt, die so sanft wie seine heilige Helle sind . . .

Die für Musik leidenschaftlich eingenommenen Offiziere überlassen sich dem Zauber, der ihnen jählings ihre Müdigkeit austreibt, als zöge eine kühle Hand liebkosend über ihre Schläfe hin . . .

So sehr waren sie in der scheinbaren Unfreundlichkeit des Landes eher darauf gefaßt, lauernde Schützen aus den Gebüschen und Feuerschüsse hinter den Bäumen hervorbrechen zu sehen, daß sie von der Anmut ihres Abenteuers entwaffnet sind . . .

Der Bursche, der unterdessen die Umgebung des im Grünen verborgenen Landhauses geprüft hat, meldet:

Digitized by Google

„Herr Hauptmann, es muß hier sein!"

Diese Tatsache bildet für sie gleichsam die natürliche Folge der vorangegangenen Ereignisse. Ihr Unbehagen schwindet dahin: nach dem Empfange, der ihnen in der Nacht zu Teil wurde, kann derjenige des Hauses nicht mehr befremdend sein: Beethovens Seele hat diese Schwelle geweiht . . .

Ihr Schritt wird leiser, damit beim Näherschreiten keine Note der Melodie verloren gehe, die durch das vom Mondschein verherrlichte Land tönt. . . .

Hellerleuchtete Fenster, vom Laubgewinde der Kletterrosen umrankt, öffnen sich in der edlen Façade eines herrschaftlichen Baues. Purpurne Lampenschirme verbreiten ein warmes sattes Licht im Saal, wenn man sich auf die Fußspitzen stellte, so könnte man den Spieler leicht erblicken, aber wie hoch auch die Offiziere die unpersönliche Musik schätzten, sie ehren schweigend die Intimität dieser fremden Menschen. Sobald die harmonische Weise, die sie heranzog, verstummt und zarte Frauenstimmen ertönen, ziehen sie sich scheu zurück, um ja nicht in der horchenden Haltung des Spähers überrascht zu werden.

Schon klingt die Glocke, vom Burschen herzhaft gezogen. Es ist den Deutschen, als schritten sie noch auf Beethovens Spuren und ihr Eindringen ist darob seltsam erleichtert. Aber eine dumpfe Besorgnis hält an: wird der Zauber beim persönlichen Empfang dieser Unbekannten nicht schwinden? Wird man sie wie feindliche, ungebetene Gäste behandeln, mit der hochmütigen Geringschätzung, die demütigender als Beleidigungen wirkt?

Der Krieg hat das angeborene Zartgefühl und den argwöhnischen Stolz dieser Landedelleute nicht verbannt . . .

Nach einer kurzen Unterhandlung und der Vorweisung ihres Quartierbillettes werden die Offiziere in das Eßzimmer vor eine reichgedeckte Tafel geführt. Man weiß im Hause, daß diese Eintagsgäste den Tribut des Krieges erheben, da die Gegend seit einigen Tagen in den Händen des Gegners ist, aber diese Soldaten sollen für den peinlichen Dienst, den die militärische Pflicht ihnen auferlegt, nicht büßen. Der Bursche verschwindet in der Küche, und nachdem Kurt von Eberhard und Wolf Brandt sich erquickt, geleitet sie ein Lakai in den Saal, wo die Familie ihrer Gastgeber sich aufhält.

„Guten Abend, meine Damen!" die Sporen klirren, und die Offiziere recken den Nacken in strammer Haltung.

Nur drei Frauen befinden sich im Zimmer: alle Männer sind ins Feld gezogen.

„Guten Abend, meine Herren!" drei leicht verschleierte Stimmen erklingen und stören nicht die behagliche Traulich-

Digitized by Google

keit des Raumes, wo ein zurückhaltendes Willkomm den fremden Gästen entgegenweht.

Die älteste der Frauen, eine Greisin mit schneeigem Scheitel, macht mit äußerster Wortkargheit die üblichen Vorstellungen: „Meine Schwiegertochter, die Frau meines Sohnes, des Hauptmanns du Baret, der in Flandern kämpft . . . meine jüngste Tochter, Violaine du Baret.“

Das ist alles.

Die letztgenannte ist die Klavierspielerin. Sie lehnt noch am Flügel und neigt nur den Kopf, als ihre Mutter sie vorstellt. Kurt von Eberhard staunt nicht darüber, daß das holdselige Geschöpf, voll gallischer Grazie, einen ausgesprochen französischen Namen trägt. Ihr bloßer Anblick mahnt ihn an ein Kunstwerk der gotischen Bildhauerei, das er neulich in Frankreich bewunderte, und dessen Erinnerung sich ihm fast unbewußt in einem Winkel seines Gedächtnisses festgeankert hat.

Mit knappen Worten sucht Eberhard seine und seines Freundes Gegenwart durch die eherne Notwendigkeit des Krieges zu entschuldigen und weicht dann rasch von einem Thema ab, das einen peinlichen Widerhall zu erwecken droht, um das überraschte Entzücken zu schildern, beim Erkennen „ihres“ Beethoven.

Während er spricht, haben zwei der Frauen ihre Augen über das wollene Strickzeug, das ihre emsigen Finger beschäftigt, erhoben; denn ein unbeschreibliches Etwas verrät ihnen am Klang der ersten Worte den Mann der guten Gesellschaft, dessen tadellose, französische Aussprache die geistige Internationalität kundgibt.

Diese Frauen, die Blüte einer alten Rasse, haben ein feines Gehör für solche Nuancen, und scheinen befremdet, sie in diesen feindlichen Eindringlingen beobachten zu müssen.

Sie antworten nicht unmittelbar auf ihre Rede, aber die alte Mutter bittet Violaine, den Offizieren die Weise wieder vorzuspielen, die ihnen heimatlich klangen . . .

In ihrer edlen Lieblichkeit, aller anspruchsvollen Ziererei abhold, setzt sich das junge Mädchen ans Klavier . . . Die musikalische Dichtung hebt sich auf so inbrünstige Schwingen von solch übersinnlicher Schönheit, daß man nicht mehr unterscheidet, ob diese harmonischen Klänge aus der jungfräulichen Helle strömt, die durch die auf den Garten weit geöffnete Pforte über die Marmorfliesen flutet oder ob sie den schlanken Fingern dieses jungen Geschöpfes entspringen, das in seinem weißen Gewand einer Lilie ähnlich sieht.

Kurt von Eberhards Augen sind auf den Mond gerichtet, diese „ewige Perle“, die unverwandt zu ihm nieder-

Digitized by Google

blickt. Er genießt die wunderbare Umgebung seiner Träumerei: diese Frauen, die den Höhepunkt einer verfeinerten Zivilisation bilden, diesen Saal von reinem Louis XIV. Stil . . . den friedlichen Familienkreis . . . die Beethovensche Sonate . . . und den feierlichen Glanz der Nacht. Welch pathetischer Gegensatz zu der Lebensart der letzten Wochen, den feuchten Schützengräben . . . dem feindlichen Ansturm . . . den Bergen der Verwundeten . . . der Bestattung der Toten . . . dem Einzug in die eroberten Städte . . . den Requisitionen! Geplünderte Dörfer, brennende Ernten, stürzende Dächer . . . Und, hoch über dem ewigen Sturm der Kartätschen, dem betäubenden Lärm der Schrappnells, dem Platzen der Granaten . . . fast unsichtbar in dieser Massentötung das hehre Bild des fernen Vaterlandes, das von einem düsteren Schleier umgeben, aus einer Morgenröte sengender Flammen emporsteigt . . .

Welch ein seliges Vergessen all der Erschütterungen des Kriegslebens bedeutet für sie diese Rast eines einzigartigen Abends!

Wie der letzte Akkord des „Adagio" verklingt und das junge Mädchen ihre schuldlosen Augen frei zu ihren Zuhörern erhebt, verneigen sich die Offiziere dankend, unfähig ein Wort auszusprechen, und durch eine alltägliche Redensart die von Beethoven noch nachschwingende Stille zu entweihen . . .

Und plötzlich ersinnt sich Kurt von Eberhard des Steinbildes, das ihm sein Gedächtnis beim Anblick von Violaine du Baret heraufbeschwor: es ist der Engel von Reims, dessen Verkündigungslächeln die hoffnungsdurstigen Geschlechter im Laufe der Jahrhunderte tröstete, im Vorhof der Kathedrale. Er hatte die steinerne Jungfrau im September bewundert, und heute abend, angesichts des lebendigen Geschöpfes, das ihr ähnlich ist, betrüben sich seine Gedanken, da er vernommen, daß die Statue vierzehn Tage später durch Granaten, die den Kanonen „seines" Regimentes entsprangen, geköpft, und daß die edlen Falten ihrer Gewandung von den Flammen zerfetzt wurden. Er leidet darunter, wie wenn diese Verstümmelung diese lebende Jungfrau berühren könnte . . . Er verwünscht in seiner Künstlerseele die Beschießung und verflucht den Krieg.

Um diesen Gedanken zu entgehen, steht er auf, und bittet um die Erlaubnis, die über dem Flügel verstreuten Musikalien zu durchblättern. Wie sein Freund unterdessen den Damen seine musikalischen Fähigkeiten verrät und sie ihn zu singen ersuchen, wählt er, rasch entschlossen.

Als er das Heft auf das Klavierpult stellte, mit einer Gebärde, die um Begleitung bittet, konnte das junge Mäd-

Digitized by Google

chen ihre Überraschung nicht verbergen. Es ist die Partitur der „Béatitudes" von César Franck.

„Und das wollen Sie singen?" fragt sie ungläubig.

„Ja, mein Fräulein . . . ich liebe Franck, wie Sie Beethoven lieben."

Sie wendete nichts mehr ein und spielte das Vorspiel der fünften „Seligpreisungen", die er auswählte. Die warme volle Stimme des Offiziers erfüllt den Raum mit mächtigem Wohlklang, und die evangelischen Worte fallen von seinen Lippen mit mystischer, zwingender Kraft.

Es ist die Verheißung Christi:

„Nur mir allein ist die Rache!
So sprach unser Herr.
Du, Erdensohn, selbst den Feind sollst du lieben,
Durch Bruderhaß nie den Höchsten betrüben."

Beim neuen Einsatz des himmlischen Chores unterbricht Violaine du Baret ihr Spiel, und neigt nun ihrerseits das Haupt, wortlos, als Dankbezeugung für die künstlerische Begeisterung, die ihr Herz schwellt.

Der Klang der Stimme dieses Mannes stimmt wundersam mit der edlen Vornehmheit seiner Züge. Er weist weder den landläufigen Typus des Germanen noch denjenigen des blonden Übermenschen auf, sondern den dunklen, durchgeistigten Charakter, der den Rheinländern oft eigen ist.

Das junge Mädchen blickt zur Mutter und Schwägerin und erkennt am Ausdruck ihrer, durch die trostreichen Verkündigungen erblaßten Gesichter, daß ihr Empfinden geteilt wird, und der „Bruderhaß" für ihre Eintagsgäste den Höchsten nicht betrüben wird, wie es Christus so schön durch den Mund des Feindes befiehlt.

„Noch weiter!" bittet Frau du Baret im schlichten Tone.

Es wäre ihnen unmöglich diesen Zufallssänger, der heute Nacht unter ihrem Dache schlafen wird, zu beglückwünschen, wie es bei solchen Anlässen unter Leuten ihres Kreises üblich ist, oder mit ihm aus der Überfülle des Herzens heraus zu schwärmen, aber sie haben das sichere Gefühl, daß die Musik den neutralen Boden bildet, auf welchem sie sich begegnen können, ohne daß ihre unvereinbaren Empfindungsarten verletzt werden. In diesem höheren Reich der Kunst können sich die Seelen verstehen, jenseits des ewigen Widerstreites der Persönlichkeiten, in einer Welt, wo es keine trennenden Schranken gibt.

Noch ehe Eberhard die siebente „Seligpreisung" anstimmt, nähert sich Leutnant Brandt mit jugendlichem Schwung

Digitized by Google

dem Klavier und bietet seine kräftige Baßstimme an, um das Solo des Satan wiederzugeben:

„Ich bin's, der böse Geist,
Und bin der Fürst auf Erden . . .
Was man das Gute heißt,
Es muß vernichtet werden."

Dieweil die Worte des Hasses im Zimmer widerhallen und den bösen Geist, der die Menschen regiert, für all das Grauen des Massenmordes verantwortlich machen, beschwört die gehaltvolle Musik des Belgiers César Franck im Vorausahnen des prophetischen Genius sein verwüstetes Land: Löwen in Flammen . . . Mecheln in Trümmern . . . und all die tragischen Bilder, die die Schauer des Entsetzens über die gebeugten Nacken der Lauschenden jagen.

Aber Violaine wendet rasch die Seiten und überspringt die Chöre der heidnischen Priester, die alle Altäre blutig färben . . . den Chor der aufrührerischen Massen, die den Gesetzen der Gerechtigkeit spotten, die stoischen Tugenden verspotten und Kraft des Rechtes des Stärkeren die Gewalttätigen preisen.

Sie hebt vertrauensvoll ihr blühendes Antlitz zu Kurt von Eberhard empor und bittet:

„Singen Sie noch die Antwort Christi!"

Und wie eine Friedenstaube auf ein entfesseltes Meer, schwebt der reine Bariton und besänftigt die Wogen des Aufruhrs. Es ist, als schreite Christus über das Wasser:

„Selig sind die Friedfertigen,
denn sie werden heißen Kinder des Herrn."

Der Himmel hat gesprochen.

Da tritt wieder ein Schweigen zwischen den ungleichen Gästen ein, ein Schweigen, das eher einigend als trennend wirkt, und das in gewöhnlichen Zeiten in diesem Kreis fast undenkbar wäre; aber dank der Ereignisse ist die Lage der Dinge verschoben, und der Ernst der Stunde stimmt den menschlichen Verkehr auf einen tieferen Ton. Die alltäglichen Unterhaltungsstoffe sind im Voraus ausgeschlossen, und die ernsten Reden bieten zu viel Klippen für diese rücksichtsvollen Geister, die sich einander unvermeidliche Reibungen ersparen möchten . . .

Statt jeder verbindlichen Dankesäußerung seufzt die alte Dame, über ihr Strickzeug gebeugt, ein leises: „Wie schade!", das in seiner Kürze die Gedanken aller in zwei Silben zusammenfaßt, denn das Schweigen selbst flüstert wie ein leiser Nachhall: „Wie schade! . . ."

Digitized by Google

Alle verstehen . . .

Dieweil der Diener ein mit Geschirr beladenes Brett hereinträgt und die junge Frau du Baret den Tee herumreicht, der von den Offizieren wie eine seltene Labung in langsamen Zügen gekostet wird, beugt sich Violaine über eine Vallaurisvase voll herbstlicher roter Rosen, und hebt die gesenkten Kelche auf, die sich trauernd entblättern . . .

Sie fühlt, daß der Blick eines dieser Männer auf ihr ruht, ohne jeden lästigen Zwang, eher mit ängstlichem Staunen. Um der Verfolgung zu entgehen, und das „Wie schade!" ihrer Mutter nicht weiter auszuspinnen, läßt sie ihre Hände wieder über die Tasten gleiten und wählt aus innerm Trotz eine durchweg französische Musik, um gleichsam die unerbetenen Zuhörer von deren Verständnis auszuschließen.

Doch kaum sind einige Akkorde wie perlende Tautropfen von ihren Fingern niedergerieselt, als sie hört, wie Kurt von Eberhard seinem Freunde erläuternd zuraunt: „Es ist ›Der Garten unter dem Regen‹ von Debussy."

Sie erbleicht, bricht ab und stimmt das „Warum?" von Schumann an. Die Frage mit dem schrillen Mißklang ihrer schmerzvollen Eindringlichkeit verhallt ungelöst, im Schweigen des Schicksals . . .

Eberhard lauscht . . . und während diese Mädchenseele ihr fast unbewußt die Tiefe ihres Empfindens durch die intelligente Andacht ihres Spieles verrät, verfolgt der fremde Mann, über diesen kristallreinen Spiegel gebeugt, der ihm das Bild eines unerreichbaren Glückes vorgaukelt, seine Gedanken . . . Sie passen sich seltsam dem bedauernden Ausspruch der edlen Greisin an: „Wie schade!"

Ja dieser Krieg hat neuerdings den Widerstreit der Rassen bis zur Raserei entfacht . . . Es gibt keine Brücke mehr zum versöhnlichen Herüberkommen von einem Ufer zum andern . . . Er ist nur der Vertreter einer verhaßten Nation . . . sie sollen für ihn nur die Frauen und Schwestern der Gegner sein, die sie morgens zu zerstören suchen werden . . . Er denkt an seine Besitzungen am Rhein, wo ein altes Mütterchen seiner harrt . . . Er hat keine liebevolle Braut zurückgelassen, aber ein trauliches Heim . . . keimende Saaten in den Furchen, beutereiche Jagdgründe und edle Tiere . . . und vor allem seine Bücher . . . seinen Blüthner, wo Beethoven in den Sommernächten singen würde, dieweil der Mond alle Märchen der deutschen Wälder wachriefe, und eine weiße Gestalt . . . wie eine Lilie in einem Opalkelch . . .

Seine Zukunftsträumerei wird durch das Ausklingen der Musik grausam unterbrochen; das „Adagio" der „Appassionata", dessen hehre Ruhe Violaines Spiel zur vollen Geltung

Digitized by Google

bringt, übt nicht mehr seine schlichtende, besänftigende Wirkung aus . . .

Er wacht jäh auf, wie im grauenden Morgen, nach wirren Träumen, wenn die Trommel zum Angriff in den Schützengräben tönt . . . Der Kampf ruft in das feindliche Leben . . .

Zehn metallische Schläge fallen in der Stutzuhr auf dem Kaminsims.

Die Musik ist ein gebenedeites Eiland, wo sich diese von einem verwünschten Zufall zusammengetriebenen Menschen ohne schmerzliche Reibung begegnen können . . . Aber ein Unbehagen überkommt sie alle, sobald die Wogen der Stille wieder über der Insel tönend zusammenschlagen . . .

Die Offiziere sind aufgestanden, aber ihre Haltung verrät den Wunsch, sei es auch nur für eine Minute lang, diesen einzigartigen Abend zu verlängern, der für sie nimmermehr wiederkehren wird, und den sie bis zur Qual genossen haben . . .

Selbst in der Stunde, wo sie sich verabschieden, werden keine unnötigen Worte gewechselt.

„Adieu, meine Damen — wir werden diesen Abend auf Frankreichs Boden niemals vergessen . . ."

Die alte Mutter reicht mechanisch beinahe die Hand den Offizieren hin, denen sie eine Stunde sorgloser Milde verdankt, und ihre Gebärde setzt stillschweigend die Bitte voraus: „Töten Sie meinen Sohn nicht in den nächsten Kämpfen."

Die junge Frau du Baret verharrt abseits, in zurückhaltender Stellung, und neigt nur den Kopf zum Gruß. Ein gewisses Etwas widersetzt sich in ihr beim Gedanken, Hände zu berühren, durch die, morgen schon, vielleicht, das Blut ihres Gatten vergossen werden könnte . . .

Violaine begleitet ihre Gäste bis in die Vorhalle, um der Dienerschaft die letzten Befehle für ihr Wohl im besten Zimmer zu erteilen . . .

Wie Eberhard sich vor ihr verneigt, ohne die Hand hinhalten zu dürfen, nach der absichtlichen Enthaltung der jungen Madame du Baret, die ihn eine Demütigung befürchten läßt, reicht ihm das junge Mädchen, durch eine höhere Macht getrieben, die ihre hin, und drückt, einem unwiderstehlichen Drange folgend, mit aufrichtiger Gesinnung, die Hand jenes Mannes, der vielleicht einem heldenmütigen Tod entgegengeht . . .

Er hält diese Hand eine Sekunde länger zurück als sich geziemt . . . wie ein Vögelchen, an dessen Beben man den baldigen Flug auf Nimmerwiederkehr verspürt . . .

Digitized by Google

Der gegenseitige Abschiedsblick dieser zwei Menschen ist die erste Rede, die sie heute abend miteinander tauschen . . .

Im schönen Gastzimmer, das sie heute Nacht beherbergt, ehe die Offiziere sich zur Ruhe legen unter diesem gastlichen Dache, wo die französische Seele sich ihnen zu spät offenbarte, ruft Wolf Brandt staunend aus: „Und dieser Krieg mußte ausbrechen, damit wir einen solchen Abend erleben konnten!"

Kurt lehnt sich an die Schulter des Freundes und gesteht ohne falsche Scham: „Mein alter Kamerad, glaube mir, ich habe mich nie in meinem Leben . . . glücklicher . . . und . . . elender als heute abend gefühlt . . ."

— — — — — — — — — — — —

Einige Wochen später schrieb gegen Mitte November der Hauptmann du Baret seiner Mutter und seiner Frau, unter anderm: „Die Deutschen haben Dixmuiden eingenommen, aber unter welchen Opfern könnt ihr an der Tatsache ermessen, daß ich, wunderbarerweise, noch unversehrt bin und in meiner Kompagnie nur fünf Tote zu beklagen hatte, dieweil das rheinische, von einem Hauptmann Kurt von Eberhard befehligte Bataillon aufgerieben wurde, da es sich bis auf den letzten Mann niedermachen ließ, um die gewonnenen Stellungen nicht preiszugeben . . ."

Digitized by Google

Deutsche Kriegslyrik der Vergangenheit.

Ein literarhistorischer Überblick.

Von Karl Jakubczyk, Breslau.

IV. (Schluß.)

Die literarischen Wirkungen, die der deutsche Einigungskrieg von 1870/71 und die Zeit der Reichsgründung auf die deutsche Poesie ausgeübt haben, reichen an die poetisch so fruchtbaren Eindrücke der Befreiungskriege bei weitem nicht heran. Kriegs- und Siegeslieder sind freilich 1870/71 und hernach noch Jahre lang von allen Zweigen im deutschen Dichterwalde erklungen, und außer den vielen namenlos gebliebenen Kriegsdichtern jener Zeit, wie sie ja stets im Trosse großer kriegerischer Ereignisse einherzuziehen pflegten, hat auch so mancher deutscher Dichter, der erst später in der deutschen Literatur zu Bedeutung kam und dessen Name jetzt mit Ehren genannt wird, damals schon sein poetisches Scherflein auf dem Altar des Vaterlandes niedergelegt. Rudolf von Gottschall [1]) warnt zwar davor, „die Kriegslyrik von 1870 und 71 gegen die Lyrik der Befreiungkriege zurückzusetzen." Aber man wird wohl doch zugeben müssen, daß 1870/71 in viel üblerer Weise als 1813/14 in erschreckendem Umfange ein hilfloser Dilettantismus sich in der Kriegslyrik breit machte und das wenige Gute, das natürlich auch damals entstand, unter einer Flut von Minderwertigem geradezu verschüttet wurde. Jedenfalls, die eigentümliche Tatsache, die wir an der patriotischen Kriegsdichtung am Beginne des 19. Jahrhunderts beobachten konnten, wo der Krieg dem dichterischen Erleben und Gestalten einiger Männer so ganz seinen gewaltigen Charakter aufprägte, wo er geradezu eine eigene, umfangreiche, für sich allein lebensfähige Kriegspoesie schuf, wo die betreffenden Dichter fast nur vom Kriege zu singen und zu sagen wußten, diese Erscheinung bleibt diesmal aus. So ganz in ihrem tiefsten Wesen hat eben diesmal der Krieg die Nation nicht ergriffen und aufgerüttelt. Es haben zwar alle die namhaften Dichter der 70er Jahre ihre Muse in den Dienst des Vaterlandes gestellt und die Zahl der Kriegssänger wie die Menge der Kriegsgedichte ist 1870/71 bedeutend größer als 1813—15. Aber es gibt in der Tat trotzdem keinen einzigen Dichter jenes Jahrzehntes, den man in besonderem Sinne als den Dichter des Einigungskrieges bezeichnen könnte. Und auch die hinreißende Kraft und frische Lebendigkeit und Unmittelbarkeit der Freiheitssänger und -kämpfer geht den Dichtungen dieser Zeit zumeist ab. Sie sind eben meist zu weit abseits vom Schuß entstanden, sind nicht so sehr aus des Vaterlandes höchster Gefahr, nicht so aus den Tiefen der Not geboren wie 1813. Die Kriegsdichter von 1870/71 sind auch dem Alter nach keine stürmischen Jünglinge mehr wie die meisten der Freiheitsdichter, und die wenigsten von ihnen, die da den Krieg so schön besungen haben, haben ihn selbst

[1]) Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts. 1891. 3. Band, S. 209.

Digitized by Google

aus eigener Anschauung kennen gelernt und seine Schrecken kämpfend miterlebt. Allerdings, siegesgewisser und zuversichtlicher klingen schon die Kriegslieder von 1870/71, und auch übermütig scherzende Töne, bisweilen auch recht ausgelassene werden oft genug angeschlagen. Die Grundgedanken, von denen die Kriegsdichtung der Jahre 1870/71 durchdrungen ist, sind die Freude über das erstmalige, die Feinde so bitter enttäuschende, einmütige Zusammenhalten aller deutschen Stämme in Nord und Süd, das Bewußtsein von der hl. Pflicht, den deutschen Rhein hüten und die beginnende Großmachtstellung des deutschen Volkes gegenüber dem neidischen Erbfeinde behaupten zu müssen, die Freude über die in Not und Tod begründete, durch das Blut der Gefallenen geweihte Einigung und Erneuerung des deutschen Kaisertums. Natürlich sind auch diesmal wie schon 1813 die Persönlichkeiten, in denen alle diese Dinge sich verkörperten, die großen Heerführer, die Reichsgründer und Bundesfürsten wie Moltke, Prinz Friedrich Karl, Kronprinz Friedrich, König Wilhelm von Preußen, Bismarck u. a. der Gegenstand begeisterter, jedenfalls immer gut gemeinter dichterischer Huldigung geworden.

Immerhin ragen auch unter den Sängern des 70er Krieges einige hervor, in denen der nationale Gedanke, der Geist jener Tage wenigstens zeitweilig in ihrer Poesie lebendiger zum Ausdruck kommt.

Bei dem Bedeutendsten von ihnen, Emanuel Geibel, fällt auf den ersten Blick die überraschende Ähnlichkeit mit Max von Schenkendorf, dem „Kaiserherold" der Befreiungszeit, auf, ein Ehrenname, der übrigens dem Sänger der „Heroldsrufe" (1871) mit noch größerem Rechte zukäme als seinem Vorgänger von 1813/14. In Lübeck im Jahre 1815 geboren, trieb Geibel an den Universitäten Bonn und Berlin alte Sprachen und schöne Literatur, machte eine kurze Reise nach Griechenland, wurde 1852 Professor der Literatur und Ästhetik in München und lebte von 1866 bis zu seinem Tode (1884) in Lübeck. Was Schenkendorf mit prophetischer Gewißheit unentwegt erhoffte, was ihm aber trotz aller Herzenssehnsucht zu erleben nicht vergönnt war, das verschönte Geibels letzte Lebensjahre: das beglückende Bewußtsein, im geeinigten, neuen deutschen Reiche leben zu dürfen. Er, dessen vaterländische Poesie von den 40er bis in die 60er Jahre hinein nur auf die trübsten Töne gestimmt war, der 1850 die „Klage" erhebt,

„Daß, wo ich schweifen mag im deutschen Lande,
Ich hören muß des deutschen Namens Schande",

dem der Gedanke an das zerrissene, kaiserlose Vaterland „Böse Träume" bereitet, der immer wieder bangend fragt:

„Wann doch, wann erscheint der Meister,
Der, o Deutschland, dich erbaut,
Wie die Sehnsucht edler Geister
Ahnungsvoll dich längst geschaut?"

ihn beseelt nicht nur zu allen Stunden die lebendige Hoffnung

Digitized by Google

„Einst geschieht's, da wird die Schmach
Seines Volks der Herr zerbrechen",

ihm ist es nicht nur eine heilige Gewißheit:

„Und es mag am deutschen Wesen
Einmal noch die Welt genesen",

ihm wird der schöne Traum zu einer noch schöneren Wirklichkeit. Der Sehnsuchtsschrei nach dem deutschen Kaisertum, der sich im „Lied vom deutschen Kaiser" in so einzigartig schöner ergreifender Weise von den Lippen ringt, er findet seine Erfüllung, als der dem Vaterlande aufgedrungene Verteidigungskrieg nur lauter „Deutsche Siege" bringt, deren größten er in den stürmenden Versen des Gedichtes „Am 3. September 1870" so unvergeßlich schön gefeiert hat. Nun kann er, der am Beginne des Krieges mit seinem „Kriegslied" die Scharen zum Kampfe anfeuerte, seinen poetischen Willkommensgruß „Zur Begrüßung der aus Frankreich heimkehrenden Truppen" erschallen lassen und sich mit seligstolzen Worten freudigster Genugtuung „An Deutschland" wenden:

„Drum wirf hinweg den Wittwenschleier!
Drum schmücke dich zur Hochzeitsfeier,
O Deutschland, mit dem grünsten Kranz!
Flicht Myrten in die Lorbeerreiser!
Dein Bräut'gam naht, dein Held und Kaiser
Und führt dich heim im Siegesglanz."

Auch der Poesie Ferdinand Freiligraths gebührt in der Kriegslyrik des Jahres 1870/71 ein besonderer Ehrenplatz. Schon lange vor 1870 erklangen, ähnlich wie bei Geibel, seine entschieden vaterländischen politischen Weisen, wenn auch der Dichter selbst mit der durchaus reaktionär gesinnten damaligen Regierung in argen Konflikt geriet, der ihn Jahre lang der deutschen Heimat fern hielt. Aber mit dem Kriege 1870/71 ist Freiligraths Name durch einige herrliche Gedichte für immer aufs innigste verknüpft. Ich denke da in erster Linie an sein wunderbares Gedicht „Die Trompete von Vionville", von dem Rudolf von Gottschall nicht zu viel behauptet, wenn er es als „die stimmungsvollste Ballade unserer ganzen Kriegslyrik und in jeder Hinsicht eine Perle derselben" bezeichnet.[1]) Und das Erwachen Alldeutschlands, dieses friedlichsten aller Völker, zum hl. Verteidigungskampfe, es konnte wohl kaum hinreißender und packender dargestellt werden als in dem allbekannten, viel vorgetragenen „Hurrah, Germania!" Und in dem Gedichte „An Wolfgang im Felde" hat der Dichter nicht nur der Liebestätigkeit seines Sohnes, sondern der ganzen, unter dem Zeichen des roten Kreuzes so segensreich wirkenden vaterländischen Organisation ein würdiges literarisches Denkmal gesetzt.

Eine Episode, ähnlich Freiligraths „Trompete von Vionville", — um aus der großen Zahl stofflich verwandter Kriegsgedichte nur einige wenige Beispiele auszuwählen — hat Karl Gerok in

[1]) Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts. 1891. 3. Band, S. 209 f.

Digitized by Google

den knapp hingeworfenen Versen seiner Ballade „Die Rosse von Gravelotte" dichterisch fein zur Darstellung gebracht. Der fromme Dichter der „Palmblätter", der seine Kriegslyrik in drei Sammlungen (Eichenlaub, Ein Friedensgruß unsern heimkehrenden Kriegern, Deutsche Ostern) herausgab, bleibt übrigens auch in seiner Kriegsdichtung seiner religiösen Art treu. In seiner dichterischen Vision „Die Geister der Helden" bringt er den gegenwärtigen Krieg in glückliche Beziehung zu den Befreiungskriegen, und in „Des deutschen Knaben Tischgebet", der in der Aufregung einer großen Siegesnachricht und des Schulausfalles dem lieben Gott treuherzig versichert:

„Lieber Gott, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein",

hat er ein köstliches Augenblicksbildchen aus dem Miterleben jener großen Zeit im Schoße des Volkes gezeichnet.

So hat auch der Krieg von 1870/71 immerhin einige Dichtungen hervorgebracht, die auch weitere Volkskreise des deutschen Vaterlandes als Erinnerung an eine heldenhafte Zeit, an die weltgeschichtlichen Tage der Reichsgründung und deutschen Einigung dankbar bewahren werden.

Eine selbständige größere Dichtung lyrischer Gattung hat dem Krieg von 1870/71 Oskar von Redwitz, der Dichter der „Amaranth", in seinem „Lied vom neuen deutschen Reich" gewidmet. In der poetischen Form und in der Anlage Rückerts „Geharnischten Sonetten" ähnlich, dem Gedankeninhalt nach Geibels „Heroldsrufen" verwandt, hat dieser umfangreiche Zyklus anmutig und leicht dahinfließender Sonette trotz der für Lyrik zahlreichen Auflagen (1871 die vierte, 1876 die elfte) keinen allzu nachhaltigen Eindruck hervorgerufen.

Aus der großen, schier unübersehbaren Masse der übrigen durch den Krieg hervorgerufenen, um nicht zu sagen: verschuldeten, kriegerischen und vaterländischen Poesie sei wenigstens noch eine Auswahl von Dichtungen bezw. Gedichtsammlungen solcher Dichter genannt, deren Namen in dem weiteren Verlaufe unserer Literaturentwicklung als schaffende Künstler oder Schriftsteller eine gewisse Bedeutung erlangt haben.

So stimmte bald nach dem Kriege der 1837 geborene, seit 1888 in München lebende bekannte holsteinische Novellist und Landsmann Th. Storms Wilhelm Jensen seine „Lieder aus Frankreich" und „Lieder aus dem Jahre 1870" an; Felix Dahn ließ die machtvollen Bardenklänge seines „Macte Imperator! Heil dem Kaiser!" erklingen und holte sich in der freudigen Erinnerung an die Siegestaten der deutschen Waffen die Kraft und die Begeisterung zu seinen zahlreichen vaterländischen Geschichtsromanen. Johannes Fastenrath, der bekannte Begründer der „Kölner Blumenspiele", widmete „den deutschen Helden von 1870 Kriegs- und Siegeslieder". Der Lustspieldichter Roderich Benedix veröffentlichte „Soldatenlieder", Friedrich Bodenstedt „Zeitgedichte" und „Neue Kriegslieder", der schlesische Dialekt- und Heimatsdichter Karl von Holtei (1798—1880) die „Lieder eines Alten".

Digitized by Google

Julius Grosse eiferte „Wider Frankreich", von Julius Sturm erschien „1870. Kampf und Siegesgedichte", von Hans Köster die Sammlung „Kaiser und Reich." Daß auch so urdeutsche Männer wie der Rheinländer K. Simrock (1802—76), der Herausgeber zahlreicher Volkslieder und -bücher und Erneuerer der alten deutschen Heldensage, mit „Deutschen Kriegsliedern 1870" oder Geibels Schützling H. Lingg mit seinen „Zeitgedichten" dem Charakter und dem Bedürfnis und Verlangen der Zeit Rechnung trugen, oder daß Richard Wagner ein Gedicht „An die deutsche Wacht vor Paris" richtete, nimmt nicht wunder. Auch die zahlreichen Kriegsgedichte Hoffmanns von Fallersleben, ferner Emil Rittershaus' „Neue Gedichte" und Karl Weitbrechts „Lieder von einem, der nicht mitdarf", seien wenigstens erwähnt. Von Vischers Versuch eines Heldengedichtes vom „Deutschen Krieg" urteilt M. Koch allerdings, daß es ebenso mißlungen sei wie Ernst von Wildenbruchs epische Schlachtenbilder „Vionville" und „Sedan", die ohne Wirkung verflatterten [1]). Kriegerische Einzelszenen und Bilder aus den Friedensfeiern schilderten in kleinen Dramen und Festspielen — um auch diese poetische Gattung wenigstens andeutungsweise zu berühren — Paul Heyse (der Friede), Rod. Benedix (Landwehrmanns Christfest), Jul. Rodenberg (Zur Heimkehr), E. Wichert (Das eiserne Kreuz; In Feindesland). Auch diese Art von Kriegsliteratur ist natürlich nachher ins Uferlose angeschwollen. Wie 1870/71 schon der Kriegslyrik im einzelnen die unbefangene, natürliche Selbstverständlichkeit der Befreiungsdichtung abgeht, so ist auch die ganze Art ihrer Pflege von seiten der Öffentlichkeit eine etwas gemachte und bewußte. Gleich nach Kriegsbeginn wurden poetische Sammelwerke eröffnet, von denen die wichtigsten hier genannt seien:

1.) „Lieder zu Schutz und Trutz; Gaben deutscher Dichter aus der Zeit des Krieges 1870" (Berlin, Lipperheide), die als ein poetisches Tagebuch des Krieges gedacht waren und nur eine Auswahl der besseren Kriegslyrik bieten wollten.

2.) „Alldeutschland, Dichtungen aus den Ruhmestagen von 1870/71 (Müller von der Werra und Wilhelm von Baensch; Magdeburg, Emil Baensch).

3.) „Die Kriegspoesie der Jahre 1870/71", geordnet zu einer poetischen Geschichte von E. Hensing, Ferd. Metzger, Münsch und Schneider. 6 Bände. J. Schneider, Mannheim. 1873/74.

4.) Sammlung der deutschen Kriegs- und Volkslieder des Jahres 1870. Von Ernst Wachsmann. 2. Aufl. 1880. Berlin, Liebheit und Thiesen.

Noch lange nach dem Kriege haben dann Dichter der kommenden Jahrzehnte große Augenblicke, interessante Erlebnisse und fruchtbare Anregungen des Einigungskrieges wieder aufgegriffen und wie Heinrich Hart in seiner Tragödie „Sedan", Karl Bleibtreu in seinen zahlreichen Schlachtenschilderungen (seit 1882) oder Walter Bloem in seinen Romanen „Das eiserne Jahr", „Volk

[1]) Vogt und Koch, Gedichte der deutschen Literatur, 1910, 2. Band, S. 491.

Digitized by Google

wider Volk" usw. mit mehr oder weniger Erfolg und künstlerischem Geschick dargestellt. Aber sie alle überragt als der Klassiker der Kriegs- und Soldatenpoesie Detlev von Liliencron mit seinen Gedichten und „Kriegsnovellen" (1896).

Paul Baehr kommt in einer literarhistorischen Studie [1]) über die Kriegslyrik von 1813 und 1870 zu dem Ergebnis, daß sowohl die Kriegspoesie von 1813 wie die von 1870/71 ihre Aufgabe im wesentlichen erfüllt, ihren Zweck erreicht habe, indem sie „der Zeitstimmung, dem Ringen der Geister, wie dem, was im Gemüte des Volkes lebte, den vielsagendsten und gehaltreichsten Ausdruck verliehen, . . . in der sturmbewegten, großen, ergebnisvollen Zeit den Soldaten mit Kraft, Begeisterung und Opfermut beseelten und . . . das Volk befähigten, den hochschwebenden nationalen Gedanken klar zu erfassen." Dem quantitativ größeren Umfang und den mannigfaltiger ausgebauten und reichhaltiger abwechselnden poetischen Formen der Kriegslyrik von 1870/71 steht aber auf Seiten der Befreiungsdichtung als ein bedeutender Vorzug der letzteren die größere Liedhaftigkeit und Sangbarkeit der Kriegslyrik von 1813 gegenüber, die zum großen Teile noch heute in manchem schönen Liede weiterlebt. Und noch auf einige andere Unterschiede sei hingewiesen: „Während das patriotische Lied der Befreiungskämpfe fast stets die Physiognomie der einzelnen Dichter widerspiegelt, dadurch einen ernsteren, wärmeren Charakter trägt und zum getreuesten Ausdrucke der innersten, wahrsten Empfindung wird, ruht die Dichtung von 1870 auf einem weit breiteren und festeren nationalen Grunde, weshalb sie sich farben- und figurenreicher gestaltet, auch Selbstbewußtsein neben einem frischen, markigen Grundtone erhält. Dort ist der langverhaltene Grimm gegen die Unterdrücker, der leidenschaftlich, auflodernde Franzosenhaß . . . der tiefe Born, aus welchem die Dichter ihre stürmischen, innerlich-glutvollen Kampf- und Rachelieder schöpfen; hier bildet der Zorn gegen den Friedensbrecher das leitende Motiv der zum größten Teile polemisierenden Dichtungen. Diese richten in erster Linie ihre Geschosse gegen Napoleon III., im Gegensatz zur Kriegslyrik von 1813, die im Wogen und Brausen des Vernichtungskampfes gegen die schmachvolle Fremdherrschaft keine Muße findet, sich mit der Persönlichkeit Napoleons I. zu beschäftigen."

In unbefriedigt gebliebene und doch so berechtigte Wünsche klingt die immer politischer, immer oppositioneller werdende Lyrik der Befreiungskriege disharmonisch genug aus, während 1870/71 nicht nur das politische Ziel des Krieges: die Erneuerung des geeinigten deutschen Kaiserreiches erfüllt, sondern auch der Poesie dieser geschichtlich so denkwürdigen Zeit ein würdiger Stoff, ein vollauf befriedigender, unerschöpflich reicher Inhalt gegeben wurde.

[1]) Vergleichung der Lyrik der Befreiungskriege mit der Lyrik des deutsch-französischen Krieges von 1870—71. 1888. S. 57.

Digitized by Google

Stimmen der Zeit

Glaube und Kunst.

Wir stehen längst nicht mehr allein mit dem laut ausgesprochenen Bekenntnis unserer Überzeugung von der wesentlichen Superiorität der katholischen Kunst, die darin besteht, daß der lebendige katholische Glaube den Künstler am besten zur Hervorbringung eines in jeder Hinsicht vollendeten Kunstwerks befähigt und dem Kunstwerk die vollste, schönste Harmonie sichert.

Dieselbe Überzeugung finden wir neuerdings in der Zeitschrift „Theologie und Glaube" (1916, Heft 10) und zwar in einem Aufsatze von F. Hüttemann über die neuesten Erscheinungen der Kriegsliteratur ausgesprochen. Wir lesen hier die Sätze:

„Eine Bemerkung möchte ich nicht unausgesprochen lassen: wie sehr in solchen Zeiten, die das ganze irdische Dasein des Menschen in Frage stellen, in denen das Gefühl der Abhängigkeit von Gott unwiderstehlich erwacht und mehr als je nach Betätigung drängt, wie sehr in solchen Zeiten der gläubige Dichter, dem die lebendige Religion etwas Selbstverständliches ist, vor demjenigen im Vorteil ist, der sich mit Faust auf sich selbst gestellt hat: dessen kann man sich beim Genießen eines solchen Buches bewußt werden. Hier herrscht kein quälerisches, unbefriedigtes Suchen nach einem festen Halt, kein Haschen nach Spannung, keine Dienstbarkeit bei irgend einer literarischen Mode; der Dichter braucht nur schlicht und vom Herzen weg zu erzählen, und er ist der eindringlichen Wirkung sicher. Und wenn er wirklich ein Dichter ist, wird er auch am ehesten den tieferen Sinn des Krieges zu deuten verstehen."

Auch zu dem Verhältnis der zahlenmäßigen Anteilnahme an dem Hervorbringen literarischer Werke zwischen dem katholischen Volksteil und dem andersgläubigen nimmt Hüttemann im gleichen Artikel Stellung. Das mögen besonders jene lesen, die über katholische Inferiorität jammern:

„Zum Schlusse kann ich mir den Hinweis nicht versagen, daß zwar der katholische Volksteil wie überall in der schönen Literatur, so auch hier quantitativ verhältnismäßig weit zurückbleibt; in der Qualität dagegen besteht er neuerdings mit Ehren, das kann, wer genauer zusieht, niemand bestreiten. Und ich möchte meinen, was zu Hoffnungen für die Zukunft berechtigt — es ist dessen noch nicht allzuviel! —, das ist größtenteils im katholischen Deutschland gewachsen. Seien wir alle uns der verantwortungsvollen Aufgabe bewußt, für dieses wichtige Anliegen unseres Volksteiles Auge und Herz offen zu halten und nicht teilnahmslos zur Seite zu stehen, um dann später hinter der Zeit herzuhinken oder das Nachsehen zu haben. Für solche Gleichgültigkeit wäre in der heutigen Welt wahrlich kein Platz." —

Digitized by Google

Als wirksame Ergänzung zu diesen Ausführungen möchten wir hier noch anführen, was Karl Busse, der Dichter und Literaturhistoriker, in Velhagen und Klasings Monatsheften über die neuere Entwicklung der katholischen Literatur zu sagen hat: „Es ist für die ganze Zeit charakteristisch, wie viel gute, ja ausgezeichnete Talente plötzlich dem Katholizismus zuwuchsen (Busse hat hier zunächst H. Federer und P. Dörfler im Auge). Jahrzehntelang hatte er überhaupt keine nennenswerten Vertreter und nun schießen sie wie die Spargel auf." Die beiden Behauptungen des letzten Satzes sind natürlich übertrieben, denn erstens ist es nicht wahr, daß die katholische Literatur jahrzehntelang keine nennenswerten Vertreter hatte — Herr Busse hat sie nur nicht gekannt und kennt sie heute noch nicht — und zweitens schießen sie nicht jetzt wie die Spargel auf, sie waren schon lange da, nur sind sie jetzt auf einmal auch von der „andern Seite" „entdeckt" worden.

• • •

Hin und her — her und hin . . .

Wenn man unsere literarische und künstlerische „Entwicklung" seit den Tagen der Verkündigung des neuen Evangeliums der Loslösung vom Historisch-Gewordenen betrachtet, wie sie immer zwischen zwei Extremen rast- und ziellos hin- und herpendelt, so denkt man unwillkürlich an die Geschichte des Mannes, der durch eine Wette gebunden eine geschlagene Stunde vor der Uhr steht, jeden Pendelschlag zählend, während die Diebe sein Haus ausräumen. Gestern — hin zum seelenlosen Naturalismus, heute — her zum körperlosen Symbolismus und Mystizismus; gestern — hin zum Impressionismus, heute — her zum Expressionismus. Und so geht es fort. Wie gründlich aber jede solche neue Bewegung mit allem aufräumt, was gestern noch als Gipfelpunkt alles Dagewesenen, als einziges Heil gepriesen wurde, das ist für uns „verknöcherte Alte" höchst vergnüglich zu lesen in der Zeitschrift der neuesten, expressionistischen Richtung, den „Weißen Blättern", da wird gleich im ersten Hefte das Programm der neuesten Richtung entwickelt. Doch lassen wir zu eindringlicherer Belehrung jener unserer Freunde, die immer nach der anderen Seite hin horchen, einen „Unbefangenen" darüber reden, den „Kunstwart".

„Abgetan wurden da (in dem erwähnten, ohne Namenszeichnung erschienenen Programm) ‚die Ideale der bürgerlich-kapitalistischen Welt', von welchen der Anonymus ‚das

Digitized by Google

Wohlergehen auf Erden als Ziel und letzten Himmel' begriff, abgetan das Sich-verbluten an der sozialen Frage, abgetan der Mensch, der ‚nichts als sozial' war. Mit Verachtung abgetan die Naturwissenschaft, welche den Menschen verwandelte in einen Komplex von ‚organischen Funktionen, wie er gerade recht war, um die brauchbaren, sozial zu organisierenden Tiere abzugeben, deren wichtigstes Organ der Bauch und deren bedeutendste Funktion die Verdauung ist' .... Mit Verachtung abgetan wurde der Glaube des ‚liberal bewegten Monismus mit der Stimmung des Sonntagspredigers'. Im Literarischen wies man nach, wie ‚Formlosigkeit' das Ergebnis davon gewesen sei, daß man sich von der Neuheit des Stoffes berauschen ließ. Auch der ‚Kompromiß' zwischen Bürgerlichkeit, alias Sozialbestimmtheit und Dichtung, der Kompromiß, den Ibsen gezeigt hatte, erwies sich als ergebnislos. Geschlossen wurde er ‚auf der Basis der Seele'. ‚Man wurde psychologisch und fand Seelenzustände, daß es eine Art hatte'. ‚Die psychologische Zeit währte lange und ist (1913) noch'. Aber jetzt: ‚Nach 30 Jahren neuer Literatur stehen wir nun vor der Tatsache vieler Bücher, aber keines Werkes. Vieles wurde versucht, nichts gelöst; vieles angefangen, nichts endgültig gemacht. Es ist eine überraschend drückende Enge in allen diesen Versuchen und ein Altern über Nacht. Was Leidenschaft schien, war Grimasse, was denken, Gemeinplatz, was Gefühl, Weinerlichkeit. Wie schnell ist das alles historisch geworden, da es nichts als zeitlich war".

Man sieht, von jeder neuen Richtung gilt das Bibelwort: „Die Füße Jener, die dich begraben, stehen schon vor der Tür". Man sieht auch, daß die „neueste Richtung" groß war im Aufräumen, im Zerschlagenen der alten Götzen — aber aufgebaut hat sie seither — die Verkündigung der neuen Heilsbotschaft erfolgte im Jahre 1913 — noch *nichts*. Was sie versprach, klang ja manchmal ganz gut: Sie wollte nicht sozial sein, aber *brüderlich*; nicht erlöserisch, aber *fromm* im hergebrachten Sinne; *deutlich* und *einfach* wollte sie sein und nicht vor der komplizierten Seele in die Knie brechen, sondern „die Wunder der einfachen Seele anbeten". Ihre Verkünder sollten „einer neuen Zeit Vorläufer sein, die vom vielfachen Leben zum einfachen abfallen wird, von der Vergötterung der Materie zur Liebe des Geistes .... einer Zeit, die sich lachend das Nachtgespenst aus den Augen reiben wird und Gott loben und die Heimat der Welt lieben".

Also manches schöne Wort, das auch wir sagen könnten. Aber es waren *nur* Worte. Keine Tat ist ihnen nachge-

Digitized by Google

folgt. Warum? — Weil auch diese neuen Bauleute den wahren Eckstein, Jesus Christus, verworfen oder nicht gekannt haben. Ohne Christus kein Heil! Kein Heil in den Seelen, kein Heil in der Politik, kein Heil in Kunst und Literatur! Ohne Christus vor allem keine rettende Tat, keine erlösende Kraft. So kommt es, daß sich die neue Richtung mit Recht schon heute sagen lassen muß, daß ihre großen Worte nur Schwächlingserlebnisse verbergen, das es sich um ‚die Sensationen mühsam gestikulierenden Menschen handelt, die einander mitteilen, wie sie haltlos getrieben dahinsegeln."

Wir aber wollen aus dieser Betrachtung lernen, umso fester und hingebender uns an den ewigen Pol in der Erscheinungen Flucht anzuschließen, zu dem auch die neue Kunst, wie die neue Menschheit wird zurückkehren müssen, wenn sie sich zwischen Schatten und Täuschungen hin und her, her und hin müde gependelt hat und aus gequältem Herzen rufen wird: „Herr hilf uns, sonst gehn wir zugrunde!"

Kritische Warte

Neue Romane, Novellen, Erzählungen.

Wenn F. Hüttemann mit der in seinem (an anderer Stelle zitierten) Aufsatze „Des Vaterlandes Hochgesang" ausgesprochenen Überzeugung Recht hat, daß das, was in der deutschen Gegenwartsliteratur zu Hoffnungen für die Zukunft berechtigt, größtenteils im katholischen Deutschland gewachsen ist, so wird man Heinrich Federers neuestes Werk „Das Mätteliseppi"[1]) unter diesen nicht allzuvielen" Zukunftsversprechungen als eine der größten und stärksten bezeichnen müssen. Und um es gleich vorweg zu sagen, was uns Katholiken an diesem neuesten Werke Federers besonders freut: Es ist wie „Jungfer Therese" ganz und gar auf katholischem Boden gewachsen — was man von Federers früheren großen Werken, wie von „Berge und Menschen" und namentlich von „Pilatus" keineswegs mit voller Sicherheit sagen kann. Jene Werke könnten auch von einem Nichtkatholiken verfaßt sein. „Jungfer Therese" und „Mätteliseppi" konnte nur ein Katholik, der aus den lebendigen Quellen katholischen Lebens schöpft, schreiben. Damit soll nun keineswegs gesagt sein, daß in diesen Werken auch nur ein Hauch von dem weht, was man im üblen Sinne „Tendenz" nennt, sondern es wird einfach katholischen Denken und Leben in seiner vollen Wahrheit und Schönheit, aber auch mit seinen Hemmungen durch menschliche Schwäche und Erbärmlichkeit hingestellt. Auch der Andersgläubige kann und darf, wenn er ehrlich ist, dieser Wahrheit und Schönheit sein Herz

[1]) Heinrich Federer, das Mätteliseppi. Eine Schweizer Erzählung. Mit Bildnis Federers. 565 S. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhdlg. Preis Mk. 5.—, gebd. Mk. 6.—

Digitized by Google

nicht verschließen; nur der blinde Fanatismus, dem alles Katholische ein Greuel ist, könnte sich daran stoßen.

Mit jedem neuen Werke Federers wird es offenbarer, welch gewaltige, schöpferische Dichterkraft in seinem schwachen Körper steckt und sich immer reiner und stärker offenbart. Man kann heute schon sagen, daß Heinrich Federer den größten Meistern deutscher Erzählungskunst beizuzählen ist und z. B. seinem großen Landsmanne G. Keller kaum nachsteht, in mancher Hinsicht ihn jedoch übertrifft. Uns Katholiken steht er aber unendlich näher als die Mehrzahl jener großen Meister, die für katholisches Leben entweder kein Verständnis oder nur offenbar Verkennung übrig hatten.

Es dürfte nicht leicht sein, Federers Erzählungskunst, wie sie sich im „Mätteliseppi" offenbart, erschöpfend zu kennzeichnen. Vor allem: Federer ist ganz ein Eigener, Ursprünglicher, er geht nur auf seinen eigenen Wegen. Und zweitens: seine Erzählungskunst ruht auf dem soliden Grunde des Lebens, der Erfahrung, des wirklich Dagewesenen. Man hat von den meisten Gestalten, die er vor uns hinstellt, den starken Eindruck, daß diese Menschen gelebt haben, daß sie keine Phantasieschöpfungen sind, wie die meisten Romanfiguren. Aber Federer ist kein Photograph, er ist ein Künstler. Er schafft nicht wie Gott aus dem Nichts, aber er schafft den toten Stoff seiner Erinnerungen zu einem neuen Leben im höheren Sinne, wie es eben nur der echte Dichter kann, dem Gott an Seiner Schöpferkraft Anteil gab. Dazu hat er von den „Modernen" den unendlich geschärften Sinn für die Wirklichkeit, für die Natur, der er ihre tiefsten Geheimnisse abzulauschen scheint; allerdings hat er von ihnen auch eine Vorliebe für problematische Naturen, eine Vorliebe, die in der meisterhaften Zeichnung des Schwächlingsgenies Schichtiger, der nur im Planen groß, in der Ausführung und in seinem Leben aber ein erbärmlicher Wicht ist, zum Ausdruck kommt.

Wir müssen es uns versagen, noch weiter auf das neueste Werk Federers hier einzugehen; solche Werke soll man nicht kritisieren, sondern genießen, und zu diesem Genusse sei jeder Gralleser wärmstens eingeladen.

Nicht weniger als in dieser breitangelegten Erzählung, in welcher er den Goldfaden seiner Dichtung über ein ganzes Menschenleben hinaus ausspinnt, zeigt sich Heinrich Federer als Poet von Gottesgnaden in seinen — wie er sie selbst nennt — kleinen Geschichtlein, die meist nur Ausschnitte aus einem großen Gemälde, als solche aber von entzückender Farbe und Feinheit sind. Zwei dieser „Geschichtlein" hat jüngst die Herdersche Verlagshandlung in erlesener Ausstattung herausgegeben: „Eine Nacht in den Abruzzen" und „Patria".[1] In ersterer spinnt Federer sozusagen aus dem Nichts, aus einer in einer Feldkapelle vor einem alten Bild verbrachten Gewitternacht und aus der von ihm dichterisch neugefaßten Tarcisius-Legende ein kleines Seelengemälde von blühender Leuchtkraft, im zweiten läßt er aus dem jahrhundertlangen Kampf Irlands um seine Freiheit die Jugendgeschichte zweier irischer Helden, des Freiheitsblutzeugen Sir Robert Emmet und des gewaltigen Volkstribunen Daniel OConnell in entzückend feiner dichterischer Fassung aufsteigen. Zwei Büchlein, die Jedem zurufen: „Nimm mich mit!"

Über solchen Höhepunkten der Erzählungskunst dürfen wir aber nicht jene Literatur vergessen, die unsern Familien, Bibliotheken usw. sozusagen das tägliche geistige Brot reicht. Es wäre ein großer Fehler,

---

[1] Eine Nacht in den Abruzzen. Mein Tarcisius-Geschichtlein. 1. bis 30. Tausend. 64 S. In Pappband Mk. 1.—.

Patria. Eine Erzählung aus der irischen Heldenzeit. 1. bis 30. Tsd. 92 S. In Pappbd. Mk. 1.—.

Beide in Freiburg, Herdersche Verlagshandlung.

Digitized by Google

der leider heute sehr häufig begangen wird, in unserer katholischen Belletristik nur die Namen der besonders Begnadeten gelten zu lassen und alles, was unter diesen hochstrebenden Palmen und Tannen in reicher Flora wächst und blüht, mit einer geringschätzigen Geste abzutun. Denn erstens ist zu berücksichtigen, daß der Genuß und die richtige Wertschätzung eines dichterischen Kunstwerkes immer nur das Vorrecht eigens dazu veranlagter Seelen bleiben und daß keine Kunsterziehungsarbeit die Massen jemals zum innerlichen Verständnis echter Kunstschönheit bringen wird. Zweitens kann die kleine Zahl der zum höchsten Künstlertum Berufenen unmöglich soviel Werke hervorbringen, als gefordert werden, um den Lesehunger des Volkes zu stillen. Wir wollen uns auch nicht von den Zaubersprüchen der Kunst-Akrobaten begaukeln und uns etwa vorgaukeln lassen, der Güter höchstes sei die vollendete Kunstform. Höher als die schönste Form muß dem gläubigen Christen der dem Göttlichen verwandte oder zustrebende Gehalt stehen, wenn das christliche Bekenntnis nicht eine leere Formel sein soll. Um die zerstörende Wirkung der Hochflut jener Romane einzudämmen, die nur Wegweiser zum Abstieg, zur Tierwerdung, zum ewigen Verderben sind, brauchen wir Werke der schönen Literatur als Wegweiser und Wegbegleiter für die Höhenfahrt der christlichen Seele. Ein solches Buch ist der „Roman für Leidträger und Gottsucher" von T. Klug: „Das ewige Heimweh."[1]) Hier weht Höhenluft, hier brennt die reine Flamme jener Sehnsucht, die St. Augustin in die einfach-großen Worte kleidet: „Unruhig ist mein Herz, bis es ruhet in Gott". Sieg der Himmelsliebe über die Erdenliebe, Läuterung der irrenden Seele durch Leiden, Glauben und Lieben — das alles ist hier im Menschenschicksal gestaltet, vielleicht nicht gerade mit der intuitiven Schöpferkraft des genialen Dichters, aber mit der Erfahrung des tiefen Seelenkenners, des mitfühlenden Seelenarztes. Ein helfendes, gütiges, verstehendes Buch für Seelen, die auf die große Lebensfrage: Woher bin ich, wohin gehe ich — noch keine klare Antwort wissen, aber auch für Seelen, die nach großen Gedanken, großen Gefühlen, weltüberwindenden Taten hungern. Ein Buch voll Licht und Wärme, voll Seelentrost und Ewigkeitsfreude, voll belebender Kräfte, wie sie nur aus der vollleuchtenden Sonne katholischen Denkens und Fühlens schießen, in der Glauben und Leben eins geworden sind. Und, was uns hier das Wichtigste dünkt, endlich wieder ein Buch, dessen Autor sich daran wagt, im Roman die Fülle katholischen Lebens zu gestalten, den Höhenflug ins Land der katholischen Ideale zu versuchen, statt mit den andern ewig im Staube zu kriechen. Und wäre der Versuch auch nicht voll gelungen, in diesen Höhen ist ein Versuch mehr wert als drunten im blumenverhüllten Sumpfe die Erfüllung.

Die Höhenluft, das Höhenlicht katholischer Dichtung weht uns auch aus dem neuesten Buche von Anna Freiin von Krane: „Seine Vielgetreuen" entgegen.[2]) Im Wesentlichen gilt auch von diesem Buche fast alles, was wir jüngst im Gral über A. von Kranes neue Christuserzählungen „Der Friedensfürst" schrieben. Auch hier Legende, übersponnen vom Gerank edler Dichtung, die eigentlich aus religiöser Betrachtung fließt. In den vorliegenden Erzählungen, die alle von jenen heiligen Frauen handeln, die im Evangelium auf den Wegen des Gottes-

[1]) Das ewige Heimweh. Ein Roman für Leidträger und Gottsucher von T. Klug. 1—3. Tausd. 468 S. Paderborn, J. Schöningh. Preis Mk. 4 60, gebd. Mk. 6.—.

[2]) Seine Vielgetreuen. Die Frauen aus der Zeit Christi. Erzählungen von Anna Freiin von Krane. 279 S. Köln, J. P. Bachem. Preis Mk. 4.—, gebd. Mk. 5.—.

Digitized by Google

sohnes erscheinen, erhebt sich aber die Betrachtung oft zur eigentlichen Beschauung, oder vielmehr — Dichtung und Beschauung fließen ineinander. Die Beschauung, wie sie der große Lehrer des innern Lebens, der heilige Ignatius in seinem Exerzitienbüchlein schildert, besteht bekanntlich in einer verstandesmäßigen Vergegenwärtigung der heiligen Orte, Personen und Handlungen der evangelischen Erzählungen und geht in ihren höheren Graden in mystische Verzückung, in das wirkliche leibhafte Schauen der Seele ohne Mitwirkung der Sinne über. Insofern sich die Dichtung Kranes in jene Höhen erhebt, übt sie gewiß auch starke religiöse Wirkungen aus, und das ist — soviel auch unsere Ästheten darüber die Nasen rümpfen mögen — doch wohl das höchste, was man von der Dichtkunst verlangen kann, deren erhabenster Beruf doch ist und bleibt, die Seelen zu Gott zu führen. Alles andere ist mehr oder weniger glänzende Spielerei oder Staub der Vergänglichkeit, der im Lichte des ewigen Tages wie Rauch verschwinden wird.

Peter Dörfler[1]) ist ein Dichter, der mit Heinrich Federer manchen Zug gemeinsam, überhaupt viel Verwandtes hat. Das tritt besonders in Dörflers neuestem Buche „Erwachte Steine" hervor. Das ist wieder einmal ein echter Dörfler! In einigen seiner letzten Bücher schien die verstandesmäßige Konstruktion, die Denkarbeit der Ursprünglichkeit seiner Dichtkunst ein wenig Eintrag zu tun. Der große Roman, der straffe Komposition fordert, scheint nicht sein eigentliches Feld zu sein. Hier ist er wieder ganz auf seinem ureigensten Gebiet. Seine Dichtung ist wie der klare, blühende Ufer rein widerspiegelnde Quell, dem man keine Bahnen und Schranken ziehen darf, der mutwillig bald da, bald dort einem heimlichen Winkel zustrebt, scheinbar ziellos, aber immer frisch, funkelnd, die Sonne und die Wolken spiegelnd. So war Dörflers Kunst in seinem ersten Buche „Als Mutter noch lebte", so war sie im „Schwäbischen Himmelreich", so ist sie in seinem neuen Buche „Erwachte Steine". Schon das ist ein echter Dichtergedanke: die Steine reden lassen, die alten Steine, rot vom Blut schrecklicher Kriege, geschwärzt vom Brande deutscher Heimstätten, Zeugen des Kriegselends, das in vergangenen Zeiten über unser Land und Volk gekommen ist. Was diese Steine erzählen, das soll uns die verhältnismäßig geringeren Opfer, die im jetzigen Kriege das Vaterland von uns verlangt, leichter erträglich machen. Darum läßt seine Dichterphantasie in erschütternden, lebendigen Bildern vergangene Zeiten aufleben, die Hunnenzeit, die Schwedenzeit, die Franzosenzeit, die Zeit der Bauernkriege. Nicht großes, weltbezwingendes Heldentum wird in diesen Bildern heraufbeschworen, wohl aber die einfachschlichte Größe deutschen Volkstums in seinen Kämpfen und Leiden, so recht ein Spiegel für die Gegenwart. (Forts. folgt.)

[1]) Dr. Peter Dörfler, Erwachte Steine. VIII, 184 S. Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. Preis Mk. 2.20, gebd. Mk. 3 —.

Antworten und Mitteilungen der Redaktion.

Der Gral wird auf Ende dieses Jahrganges ein Sonderheft ausgeben, das das Gesamtschaffen und die Bedeutung seines hochverdienten Leiters, des Herrn Franz Eichert als Dichter und Schriftsteller würdigen soll. Wir lassen die Jubiläumshuldigungen vorübergehen, die der Allzubescheidene von sich halten will.

Beiträge und Anregungen für unser Franz Eichert-Heft erbitten wir uns wie alle übrigen Zuschriften an die Redaktion des Gral in Olten, Schweiz. Otto Walter.

Verantwortliche Schriftleitung: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11, und Otto Walter, Olten (Schweiz). — Fachredakteure: Dr. Lorenz Krapp, im Felde, und Dr. Wilhelm Oehl, Universitäts-Professor, Freiburg (Schweiz). — Verlag: Pictus-Verlag, G. m. b. H. — Druck: in der eigenen Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft. G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google

Vom revolutionären Geist des Fortschritts. Von Dr. Richard Volpers.

Das erkannten bald alle regsamen Geister, daß die Revolution in Frankreich, die den legitimen König mit so wenig Pietät beiseite schob, nicht nur eine Angelegenheit Frankreichs war, sondern eine Sache Europas und der Welt. Und bange Fragen drängten sich allen Zeitgenossen auf, grundverschieden in ihrer Art, je nachdem Furcht oder frohe Erwartung ihr Herz bewegte.

Waren diese Ereignisse, war das Jahr 1789 die Geburtsstunde der neuen Zeit, die Morgenstunde neuer Hoffnungen? fragten die einen. Hatte sich nun der dunkle Kreis geschlossen, der immer weiter sich dehnen und alles Leben in sich einbeziehen würde? War der stürzende Thron wirklich „wie ein fallender Berg, der die Ebene zerschmettert, und da ein totes Meer hinterläßt, wo sonst ein fruchtbares Land und lustige Wohnstätte war?" so fragten die anderen. Fragten und fürchteten mit Novalis, dem Dichter mit den hellsehenden Kinderaugen, der also das gewaltige und gewaltsame Phänomen der französischen Revolution gedeutet hatte. — In der Stellung zur Revolution scheiden sich die Geister! —

Und in der Tat! Nicht nur stürzte ein Königsthron, einer der ehrwürdigsten Europas, nicht nur brach ein Staatsgebäude zusammen, und seinem Falle folgte dann der Zusammenbruch so vieler Staaten Europas — die ganze Welt der Werte, welche die menschliche Gesellschaft, welche das Dasein eines jeden Menschen gestaltend beherrschten, löste sich; ihre Ordnung löste sich auf, und sie schien in Trümmer zu gehen. Denn hier waren Mächte am Werke, die das elementare Sein des Menschen überhaupt betrafen.

Welche Mächte der Menschenbrust aber konnten es sein, die da am Werke waren? Auf ihnen beruhte die Sehnsucht so vieler Zeitgenossen, die nun eine andere Zukunft, eine Umwandlung der Welt erwarteten. Auf ihnen beruhte die Furcht der anderen, die an die neue Zeit keine Hoffnungen knüpften.

In seinem „Historischen Journal" hat Friedrich Gentz bereits im Jahre 1799 einmal die Ursachen aller Revolutionen in seiner tiefgreifenden, gründlichen Weise auseinandergesetzt. Er spricht da von dem Mißverhältnis

Digitized by Google

zwischen den Begierden des Menschen und der Fähigkeit, sie zu befriedigen. Er spricht von dem Mißverhältnis zwischen den Fortschritten, zu denen die Natur den Menschen wirklich berief, und den weit größeren, die seine Einbildungskraft ihm als möglich vorspiegelt. „Von diesem Mißverhältnis", so führt er aus, „rührt es her, daß die glänzendsten Verbesserungen seiner physischen Lage für ihn eine Quelle der Unzufriedenheit und selbstgeschaffenes Leiden wurden, daß die vorteilhaftesten Modifikationen seiner bürgerlichen Verhältnisse ihn nur zum lebhaftern Gefühl der Entbehrung dessen, was ihm noch mangelte, und zu einer feindseligen Gemütsstimmung gegen die Besitzer höherer Vorzüge führten, und daß sogar der Fortschritt seiner Geistesbildung, anstatt ihm Frieden mit sich selbst und mit der Welt zu bereiten, die Ruhe seiner Seele, und ein steigender Mißbrauch, die Sicherheit einer gesellschaftlichen Verfassung, ohne welche er zu seiner Geistesbildung nie gelangt sein würde, untergrub. Dieser innere Widerstreit zwischen den Begierden und Kräften war die wahre und letzte Grundlage des fürchterlichen Kampfes, der schon längst im Schoße der zivilisierten Menschheit genährt, nur eine große Veranlassung erwartete, um in helle Flammen auszuschlagen und Europa in Blut und Tränen zu ersäufen".

Den unmäßigen Fortschrittstrieb also kennzeichnet Friedrich Gentz als die Wurzel aller Empörung und Gewalttat. Eben der Trieb, „auf welchem unser ganzes Fortschreiten beruht" sagt er, „hat jenes Mißverhältnis mit seinen Folgen geboren". Er kennzeichnet damit die innere Gefahr, die jeder unaufhaltsame Fortschritt notwendig im Gefolge haben muß.

Frankreich war das Land, in dem schon damals der Fortschritt nach dem Zeugnisse der Zeitgenossen am weitesten gediehen war; wie es ja auch heute noch, selbst im schwersten Daseinskampfe, den wir gegen diesen Erbfeind führen, neben England das Schoßkind aller echten Fortschrittsleute auch im deutschen Reiche genannt werden muß. Frankreich war das Land der Aufklärung, das Land, in dem nun endlich nach dem Willen der Philosophen die gute Vernunft die unbedingte Herrschaft haben sollte.

Die gute Vernunft ist ja das Licht, das jedem Fortschritt als allein maßgebend allzeit voraufleuchtet. Und dieses Licht war damals, „wegen seines mathematischen Gehorsams und seiner Frechheit", wie Novalis meinte, der Liebling aller Menschen geworden. Zwar war die gute Vernunft nach Hippolyte Taine's Worten seit Cartesius zunächst auch nur eine Subalternbeamte und eine Stütze von Thron und

Digitized by Google

Altar gewesen. Wäre sie es nur geblieben! Aber die Regierung der Ludwigs in Frankreich und die so mancher anderer Fürsten mochte mit dazu beigetragen haben, daß die Achtung vor der Tradition schwand, und die Wissenschaft nun die neue Grundlage für jedes Staatsregime und für die Regelung aller sozialen Ordnung bilden sollte. Damit kam denn wirklich die Vernunft auf den Thron, und ein imaginäres Vernunftsideal wurde als höchster Wertmaßstab auf allen Lebensgebieten genommen; die Macht der Überlieferung aber sank in den Schatten.

Und doch war, was man nun erreicht hatte, nur ein nüchternes Ideal ohne Schwung und ohne Schönheit. Das aber war das Bedauerlichste: Unter dem Segen der guten Vernunft hatte man auch die Religion verwässert. Jeder höhere Gesichtspunkt und jedes ordnende Wollen, das von der Religion aus in alle Verhältnisse des Lebens eindrang und einzudringen gewohnt war, war nun weit zurückgedämmt. Auch katholische Fürsten hatten die Religion, soweit sie es vermochten, hinausgedrängt aus dem öffentlichen Leben, hatten sie ihres Schmuckes und ihrer Schönheit entkleidet. Sie hatten selbst nicht bedacht, daß sie mit den Kerzen, die sie auf den Altären auslöschen ließen, und mit den Prozessionen, die sie verboten, der Religion einen guten Teil ihrer Wirksamkeit entzogen hatten. Die Pseudowissenschaft hatte durch das Übermaß ihres Einflusses die lebendigen Mächte der Religion erstickt, aber nichts an ihre Stelle zu setzen vermocht, was heilend, rettend, erlösend in das Gewirr menschlicher Leidenschaften eingreifen konnte.

Zwar sollte nach dem Willen des Philosophen die gute Vernunft auch hierin die Rolle der Religion übernehmen. Aber sie hat es nie vermocht, die Zügel in der Hand zu behalten. Sie gab Ideale, denen niemand folgte. Sie verstand zu lösen, nimmermehr aber zu binden. Da mochte Kant, der große Philosoph der Aufklärung, jenes Grundgesetz der reinen praktischen Vernunft aufstellen: „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne!" — wer gab ihm schließlich das Recht dazu und die Autorität, als der neue Gesetzgeber aufzutreten? Die gute Vernunft, nicht wahr! Aber es klang jedenfalls den menschlichen Neigungen viel besser, wenn er sagte: „Werdet nicht der Menschen Knechte, laßt euer Recht nicht ungeahndet von andern mit Füßen treten!" Solche Worte ließen sich viel leichter befolgen und insbesondere viel besser auslegen, so wie es dem persönlichen Eigennutz entsprach und dem sogenannten Rechte der Persönlichkeit.

Digitized by Google

Denn darin liegt doch die Hauptbedeutung der Philosophie seit den Tagen der Renaissance, daß sie irgendwie zu legitimieren suchte, was dem neuen Lebensgefühl entsprach, das auch heute noch herrschend ist, das dem Lebensgefühl des christlichen Mittelalters so unbedingt widerspricht. Und es war im Grunde immer nur ein scheinbarer Widerspruch, wenn sich moderne Philosophen dem herrschenden Zeitgeiste widersetzten.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Revolution vom Jahre 1789 brach aus in Frankreich, dem Lande, wo nach dem übereinstimmenden Zeugnisse der Zeitgenossen die moderne Entwicklung am meisten fortgeschritten war. Hier war das allgemein europäische Übel durchgängig und allgemein herrschend. Von Frankreich breitete sich dann die Revolution aus über alle Länder Europas.

Hindenburg hats Ganze!

Von Hans Eschelbach, Bonn.

Das war ein Jubel vom Fels zum Meer,
Als wir die Kunde vernommen,
Daß Hindenburg übers östliche Heer
Die Führung hat übernommen.
Die kleinsten Buben riefen es aus,
Exerzierend mit Trommel und Lanze:
„Nun kommt unser Vater bald nach Haus,
Unser Hindenburg, der hats Ganze!“

Weiß Gott, es liegt was in der Luft,
Daß höher die Aare fliegen,
Das riecht nach Pulver und Lorbeerduft.
Siegen werden wir, siegen!
Einst fragt der Zar nach seinem Heer,
Das auszog zum letzten Tanze;
Dann jubelt ganz Deutschland vom Fels zum Meer:
Unser Hindenburg, der hats Ganze!

Digitized by Google

Laut und Leise – – –

Neue Lieder von Oswald Menghin, Wien.

Die heilige Familie.

Auf der Frühlingswiese
tanzen die Kinderlein.
Herr Jesus und Sankt Johannes
hüpfen mittendrein.

Maria spinnt am Rocken,
Sankt Joseph zimmert im Haus,
die Englein lugen vom Himmel
und kennen sich schier nicht aus.

• • •

Lied und Liebe.

Wie könnte es in Worten leben,
Das Glück, das meine Seele füllt?
Die Kunst ist Menschen nicht gegeben,
die soviel Seligkeit enthüllt.

Das Lied aus meines Herzens Grunde
ist mir ein schwaches Abendrot
von jenes Sonnentages Runde,
der durch mein ganzes Wesen loht.

• • •

Das Sträußlein am Hute.

Das Sträußlein am Hute,
das Liebchen ihm gab,
mit fröhlichem Mute
zog weltaus der Knab.

Digitized by Google

Das Sträußlein am Hute,
wie welkte das bald!
Die Liebe im Herzen,
wie ward sie so kalt!

Bald prangte am Hute
ein anderer Strauß.
Der Frühling kam nimmer,
kam nimmer nachhaus.

• • •

Kampfweise.

Ich habe meine Klinge
Stets scharf geführt,
Damit wer mit mir ringe
Auch recht verspürt:
Das ist ein Mann, der da zum Strauß sich stellt,
Der seinen Platz behauptet oder fällt.

Es gibt der faulen Frieden
Zuviel im Land,
Die Memmen sind hienieden
In Überhand.
Wir Männer aber nennen höchstes Glück:
Vorwärts durch dick und dünn und nie zurück.

Digitized by Google

Es waren Königskinder.

Eine Westerwaldgeschichte von Johannes Laurenburger.

(Fortsetzung.)

Burgfrieden.

Auch der Westerstein hat seine große Geschichte. Aber niemand kann sie erzählen. Weil keiner sie kennt. Nur der graue Bau selber spricht geheimnisvoll von alten und ältesten Zeiten und behauptet gewichtig und eigensinnig noch immer seine Wehrhaftigkeit, die kein Mensch mehr ernst nimmt. Die neue Zeit hat sogar schon längst die morsche Zugbrücke, die sich, unbekümmert um den Wechsel der Zeiten, immer noch trutzig und sieghaft über dem verrotteten Burggraben behauptete, durch eine zuverlässige Steinbrücke ersetzt. Der Wehrgang auf dem alten, von Moos überwucherten Gemäuer wurde gleichzeitig beseitigt.

Das geschah leider etwas voreilig, denn dieses Stück mittelalterlicher Befestigungskunst gehörte zu den wenigen gut erhaltenen Beispielen im Lande und war geschichtlich und konstruktiv gleich merkwürdig.

Die vielen Schießscharten aber haben ihre Bedeutungslosigkeit seit langem schon selber erkannt. Nun liegen sie seit Jahrhunderten unter weichen Decken von Efeu und Heckenröschen, und träumen von der großen Rolle, die ihnen der Krieg einst einräumte, und die sie endgültig ausgespielt haben.

Die Burg hat eben, so gut es ging und wenn auch widerwillig, den Anschluß an die Zeit suchen müssen. Für das neue, gewaltig feste Tor aus Eichenholz mit den geschmiedeten dicken Beschlägen aber gäb's schier gar keine Erklärung, wenn die Burg nicht fast ständig eine Anzahl Sträflinge aus dem Gefängnis des Landgerichtes aufzunehmen hätte.

Das Burggebäude ist im Grundriß ein stumpfer Winkel, dessen längerer Schenkel nach Norden geht. Dieser Nordflügel birgt in dem hohen Erdgeschoß die Wirtschaftsräume für den landwirtschaftlichen Betrieb des Burgverwalters. Das Mittelgeschoß hat große, leerstehende Räume, die gelegentlich von den Polen als Schlafsäle benutzt werden. Im zweiten Obergeschoß sind die Räume für die Strafgefangenen. Die wechseln häufig und werden zur Hilfeleistung bei den schweren Arbeiten auf dem Dominialbesitz herangezogen. Eine strenge Aufsicht sorgt gewissenhaft für die Ordnung

Digitized by Google

innerhalb und außerhalb des Hauses und verhütet jede Begegnung der Gefangenen mit der Außenwelt. Der Westflügel enthält in den beiden Obergeschossen die vier Wohnungen der Gefangenenaufseher und im Erdgeschoß die Räume des Verwalters, der seinen eigenen Wohnungszugang an der Stirnseite dieses Flügels besitzt. Die Gefangenenaufseher gehen durch den Burghof und benutzen die große Treppe, die in dem fünfseitigen Bergfried, im Innenwinkel der Burg, eingebaut ist. Sie führt zu allen Geschossen und wird auch von den Polen bei der kurzen Zeit ihrer Anwesenheit gegangen. Für die Gefangenen ist eine besondere Nebentreppe am äußersten Ende des Nordflügels angebaut worden die stets unter doppeltem Verschluß gehalten wird.

Der Verwalter ist zugleich Revierförster. Da ihn die Beaufsichtigung des immerhin nicht unbeträchtlichen Anwesens weitgehend beansprucht, ist ihm der Flurschütz zur Hilfeleistung zugegeben. Der steht nicht im Beamtenverhältnis und wird in den Listen als Vorarbeiter geführt. Seine Wohnung hat er in der Burgschmiede. Das ist ein kleiner Bau außerhalb der Burg, der sich mit dem Giebel an ihre Ostseite anlehnt, und ursprünglich, der gewaltigen Esse nach, wirklich als Schmiede für die Burgleute gedient haben mag.

Da lebte also der Schütz Eckert mit seiner Mutter, der Burgmarie. Die Mutter hat, solang er weiß, auf der Burg gewohnt, wo sie in den Arbeiten half und guten Lohn fand. Und freie Wohnung. Aber der Verwalter hat damals die Räume gebraucht. Und dem Schütz trug es zu. Als er vor vier Jahren die neugeschaffene Stelle antrat, bekam er seine Wohnung in dem kleinen Haus vor der Burg angewiesen.

Die Burgschmiede hat jetzt unten den zur Küche erweiterten Hausflur mit der Treppe darin und ein Wohnzimmer. Obenauf einen Vorraum und zwei Schlafstuben. Das Häuschen ist drinnen sehr behaglich und außen genau so unfreundlich finster, wie die ganze Burg. Und sieht geradso unzufrieden und mißtrauisch in die neue Zeit. Der hübsche Hausgarten rundum ändert daran sehr wenig, und die gewaltigen Tannen dahinter machen das Bild noch düsterer....

Die Sonne stand bereits über der Breitenburger Höh', in einer starken Stunde war es Abend. Der Schütz Eckert war heute einsilbig aus dem Wald gekommen, die Burgmarie sprach nie mehr, als man aus ihr herausholte, und so war es sehr still im Raum. Sie hatten zu Abend gegessen. Ziemlich früh, weil der Burgfrieder noch einen Gang nach

Digitized by Google

dem Dorf drüben vorhatte. Er wollte dem alten Hussing eine Rechnung bezahlen und gleichzeitig sich nach dem neuesten Tagesbericht erkundigen. Der wurde täglich beim Postverwalter ausgehängt.

Er stand auf.

„Mutter, ich geh' noch hinüber in's Dorf. Hast du etwas zu bestellen?"

Die Burgmarie sah ihn bedächtig an, und ihre schwachen Sinne mühten sich.

„Weißt ja, was fehlt im Haus," schleppte sie die Worte.

Sie nannte eine Reihe von kleinen Bedürfnissen ihrer Küche. In seiner Laune hatte das Geschick ihr die zur Führung des bescheidenen Haushaltes erforderlichen Seelenkräfte im ganzen noch soweit gelassen, daß sie den Aufgaben, die an sie herantraten, einigermaßen gerecht werden konnte. Ihr Wesen offenbarte sich meist in einer weltscheuen Schüchternheit, die sie nur bei den wenigen Leuten teilweise ablegte, die in langen Jahren allmählich ihr Zutrauen gefunden hatten. Ihnen gegenüber besaß sie allerdings eine dauernde und geradezu rührende Anhänglichkeit. Und wenn ihr Sohn auch nur die Pfarrhausmarianne und die Himmerichslies' gelten lassen wollte, es gab doch in Westerstein noch einige andere Leute, denen die kranke Frau für ihre wohlwollende Freundlichkeit mit dem Danke der Armut anhing und ein unwandelbares Vertrauen entgegenbrachte.

Zwischen den beiden Menschen selbst aber hatte sich im Laufe der Zeit ein Verkehr herausgebildet, der umso herzlicher war, als sie in der jahrelangen Vereinsamung, die wenigen Bekannten abgerechnet, sich ganz auf sich selber angewiesen sahen. Ein vertieftes Gefühl engster Zusammengehörigkeit beherrschte ihre Empfindungen und einigte sie fast wie in geheimer Feindschaft gegen die wirkliche und die vermeintliche Geringschätzung, der sie sich von allen Seiten immer ausgesetzt glaubten.

Merkwürdig nur war, wie dieser Gedanke ihren Charakter durchaus verschieden beeinflußte und ganz getrennte Wesensbekundungen auslöste. Bei der Mutter überall eine demütige Willenlosigkeit, die mit einer ängstlichen Menschenscheu gepaart ging, und in dem einstigen Vergehen wohl die erste Ursache, in ihren geschwächten Seelenkräften aber die eigentliche Erklärung fand. Bei dem Sohne hingegen, der über die besonderen auszeichnenden Fähigkeiten verfügte, die vielfach die einzige Entschädigung der durch die Geburt benachteiligten Kinder sind, einen ins Krankhafte gesteigerten Ehrgeiz und einen bohrenden Stolz, womit er jedes Recht

Digitized by Google

bestritt, als einen Mangel auszulegen oder nur zu erwähnen, wofür er nicht konnte, was ihm aber doch wie ein Schandfleck auf der Seele brannte.

Das war es auch, weshalb er immer etwas wie Auflehnung gegen alle Geistlichen empfand. Es galt ihm als eine durch nichts gerechtfertigte Standesüberhebung, ja nicht einmal vereinbar mit der Nächstenliebe, daß die Kirche denen die Weihe versagte, die für die Schuld ihrer Eltern wahrhaftig ohnehin genug zu büßen hatten. Die Herren mochten die Sünde verfolgen, nicht die Sünder, und erst recht nicht die unschuldigen Kinder der Schuld. Sie sollten die Menschen nicht in zwei Klassen trennen. Und wenn sie ihm auch bisher nie etwas in den Weg gelegt hatten, ihrem innersten Herzen war diese äußere Duldung fremd. Letzten Endes war er ja doch bei ihnen geächtet, aus ihren Reihen ausgeschlossen, und das sogar durch unduldsame amtliche Bestimmungen, wie sie kein anderer Stand kannte. Nicht einer! Und die predigten die Liebe!! . . . .

Der Burgfrieder hat seinen Geldbeutel gezogen und zählt die kleine Barschaft. Es reicht.

„Ist sonst noch etwas?"

Die Mutter verneint es.

Da holtt er seinen Stock vom Kleiderbrett, steckt die kurze Pfeife in Brand, nimmt den Hut und verläßt das Haus.

Er hatte noch einen Grund, ins Dorf zu gehen. Beim Vorsteher hoffte er zu erfahren, wie es mit seiner Einberufung stand. Denn daß seine Zurückstellung vom Militärdienst nicht jetzt im Kriege aufrecht erhalten bleiben konnte, war klar. Aber die Mutter wollte er nicht beunruhigen. Die war schon ohnehin durch den Krieg ganz verängstigt, sie sah hinter jedem Strauch Franzosen und träumte nachts nur noch von Blut und Blut. War ja eine arme Frau, so hilflos und lenksam, so willensschwach und fügsam, ganz auf ihn, auf fremde Hilfe angewiesen. . . .

Unvermerkt huschten seine Gedanken, wie so oft in der letzten Zeit, zur Himmerichslies', die er heut im Nachmittag an den Bruchwiesen gesprochen hatte. Das liebe Mädchen lebte wie eine jugendliche Heilige in all seinen Vorstellungen. Wie eine Heilige, die als Kind schon in großen Prüfungen zur vollendeten Reinheit geläutert war. Die herangewachsen war, ohne die wärmende Liebe eines gütigen Mutterherzens kennen gelernt zu haben, und seit dem traurigen Tod des über alles geliebten Vaters ein wahres Fegfeuer bei der Betammi auszustehen hatte. Ihr galten die stillen Gedanken seines Glücks. . . . Ach, und dann, — sie hatte seine Mutter gern! Ihre reinen Augen sahen nicht an, was alle Welt

Digitized by Google

bei ihm und seiner Mutter doch immer nur sehen wollte, über ihre unberührten Lippen war nie das häßliche Wort gegangen, womit ihn sein Schicksal verfolgte. . . .

Er kam an die Dorfbrücke. Sonst saß um diese Zeit an schwülen Sommerabenden gern altes und junges Volk auf den niedrigen Brüstungswänden und unterhielt sich. Der Krieg hatte dem ein End gemacht, die Brücke lag einsam. Gleich dahinter teilte sich der Weg Die Hauptstraße stieg links ausbiegend den Berg hinan und gab Zweigstraßen nach den Seiten ab. Außerdem führte von der Brücke auf- und abwärts ein Weg am Feuerbach entlang. Der Schütz Eckert ging ins Dorf hinauf. Überall standen die Leute vor den Häusern, die Nachbaren in Gruppen beisammen.

„'n Abend Hannes. Ist was Besonderes heut?"

Er hatte den Gemeindediener angerufen, der ihm grade begegnete.

„Der Tagesbericht ist noch nicht heraus. Hat heut viel Verspätung. Wir sollen einen großen Sieg haben."

Der Hannes war sonst gesprächiger. Der Krieg hatte ihn einsilbig gemacht. Zwei Söhne waren von ihm im Feld. Zwei andere, von neunzehn und siebzehn Jahren, die mochte es womöglich auch noch treffen. So etwas kann die munterſten Leute wortkarg machen.

Der Schütz ging weiter. Zum alten Hussing. Da drüben war es schon. An der Haustüre hing ein riesiger Reitstiefel heraus, der einzige, der dem Alten in seinem Westerſteiner Dasein je gebracht worden war und nun dessen schweigsame Kunst beredt empfahl. Das Schild wäre in Westerstein überhaupt nicht notwendig gewesen, weil jedes Kind den beschaulichen alten Hussing und sein neues Haus mit den gräßlich roten und gelben Blendziegeln daran kannte. Das hatte sich, recht wie ein Hergelaufener zwischen die alten sinnigen Dorfhäuser gedrängt, die das gemeinsame Gefühl ihrer Rückständigkeit vereinte, daß sie den Neuling mit dem Spott des urteilslosen Unverstandes ansahen. Und sie beäugten den unverschämten Eindringling, wie eine Herde Hühner den fremden Hahn. Nein, vom Unbeachtetsein konnte das Haus gewiß nicht reden.

Aber der alte Hussing war nun einmal so. Er besaß zünftigen Schusterstolz und wollte ein Übriges tun. Als daher das dorffremde Haus fertig und auffällig genug dastand, hielt er es für angezeigt, daß auch noch ein äußeres Merkzeichen seiner Kunst daran angebracht werde. Er war nämlich überhaupt kein gewöhnlicher Dorfschuster, wie einer meinen könnte. Er hatte die Welt gesehen und

Digitized by Google

war bis Frankfurt am Main, nicht an der Elbe, — ein Witz, auf den der Hauptlehrer Stipp regelmäßig hereinfiel, — als Handwerksbursche gekommen. Und da hatte er sogar „auf Kavalierstiefel" gearbeitet. Das waren feine Zugstiefel, mit Gummistrippen und Lackspitzen, von denen man in Westerstein gar keine Vorstellung hatte.

Und in Erinnerung an diese glorreiche Tätigkeit in Frankfurt hatte er dem Dorfschmied den Auftrag gegeben, ihm als Hausschild einen hübschen Kavalierstiefel aus Blech anzufertigen. Aber mit Gummistrippen und Lackspitzen und gut dreimal so groß, wie ein wirklicher Kavalierstiefel, daß auch die Firma daraufginge und jeder sie von der Straße aus leicht lesen könne. Der Dorfschmied kam denn eines Tages und brachte zur Verwunderung der ganzen Nachbarschaft und zur großen Freude der Westersteiner Jugend einen ein und einhalben Meter langen, eisernen Reitstiefel bei der Haustüre dauerhaft an. Der untröstlichen Frau Hussing aber, die von den dorfbekannten Verrücktheiten ihres Mannes ohnedies hinlängliche Proben hatte, erklärte er in ihr bestürztes Gesicht, die Blechplatte sei nicht länger gewesen und habe nur für die doppelte Größe gereicht. Das möge sie ihrem Mann bestellen.

Als der alte Hussing abends nach Besorgung seines Ledergeschäftes ahnungslos aus der Stadt heimkam, traute er seinen Augen kaum. Unter den heftigsten Vorwürfen seiner Frau, daß sie ja nie gefragt werde, nahm er schweigend die Küchenlampe und besah sich in ihrem dürftigen Lichte das Untier vor der Türe einmal gründlich von allen Seiten. Dabei rechnete er sich das Glück aus, daß der Schmied keine größeren Blechplatten gehabt hatte. Der Einfalt war nie im Leben aus Westerstein herausgekommen und hatte in seiner hinterwäldischen Unbildung Kavallerietiefel verstanden Nun hatte das riesenhafte Ungetüm, das übrigens bei seiner unglaublichen Länge auch noch viel zu schmal geraten war, endgültig an der Haustüre Posten gefaßt, spiegelte sich im Glanze der aufgenieteten Lackspitzen und reckte zwei unglaubliche Strippohren in die Welt, als wolle es das ganze Dorf aushorchen, was man zu diesem Beweis von bodenständiger Kunst wohl meine.

Und der Hannpeter hatte wirklich am nächsten Tag sofort einen Vers dazu gemacht und gesagt, dem alten Hussing sein neues Haus sei jetzt schon gestiefelt und gespornt, das wolle auch mit in den Krieg und habe sich freiwillig bei die Reitenden Jäger gemeldet. Könne aber auch sein, daß der schöne Bau von den Bestrebungen des Heimatschutzes gehört habe und nun gehe, um sich der

Digitized by Google

Regierung als Muster zu empfehlen. Und die neuen Schulhäuser von Westerstein und Umgebung gingen sicher mit auf die Reise.

Eine sonderlich kluge Bemerkung war das nicht: Denn dem Haus fehlte immerhin der zweite Stiefel. Der alte Hussing aber hatte an dem einen gerade genug. —

Der Schütz Eckert kam wieder heraus, und der Meister gab ihm das Geleit bis vor die Haustüre. Da standen sie selbdritt noch ein Weilchen. Der Hussing und sein Kunde besprachen sehr ernst die politische und militärische Zeitlage, und der lange Kavalleriestiefel sagte zwar nichts, horchte aber umso eifriger mit gereckten Ohren zu. Das machte er nun immer so. —

Der Schütz geht zum Vorsteher. Der wohnt im Oberdorf in einem schönen alten Fachwerkhaus. Das liegt breit und wohlgeborgen hinter einem mächtigen Kastanienbaum und hat einen Vorgarten an der Giebelseite mit einem sauberen weißen Lattenzaun darum. Die kurze Treppe am Eingang trägt links und rechts freundliche Sitzbänke, als ob das weite Haus mit seinem hohen Dach die traute Gemütlichkeit im Innern gar nicht alle fassen könne und nun einen Teil schon auf der Treppe ausgekramt habe.

Der Schütz drückt die Türe auf.

„Pinklink," sagt die Messingschelle.

Ein zottiger Neufundländer hat sich aus einer dunklen Ecke erhoben und kommt langsam, mit leisem Geknurr auf den Fremdling zu.

„Hektor, kusch' dich!" Das ruft eine Frauenstimme. Aus der Küche. Die ist vom Ern durch eine weiße Holzwand abgetrennt, deren oberer Teil ein Holzgatter hat, durch das man tief dahinter die Fenster in der rückwärtigen Küchenwand sieht.

Der Hektor kennt Zucht und legt sich gehorsam wieder in den Treppenwinkel. Rechts geht die Zimmertüre auf. In ihrem Rahmen erscheint undeutlich der Körper eines großen Mannes: der Hüttenschulz. Das Vertrauen der Gemeinde hat ihn zum Vorsteher gemacht.

„Sie wünschen?" Er hat den Schütz in dem dunklen Ern nicht erkannt.

„Herr Hüttenschulz . . . ."

„Ah, der Schütz Eckert."

„Ja. Ihr nehmt nicht für ungut, daß ich so spät noch komme. Aber im Tag hat unsereins so schlecht Zeit. . . ."

Digitized by Google

„Ja natürlich! Wie soll das dann jetzt auch anders sein?! Komm nur herein. . . . Soochen! . . . Womit kann ich dann helfen?"

Das Helfen liegt dem Hüttenschulz so nahe, daß es bei ihm immer die erste Frage ist. Und weil er sein Vorsteheramt mit Herz und Gewissen erfaßt, bleibt es auch nie bei der bloßen Frage.

„Wart'. Einen Augenblick! Es ist schon so dunkel. . . . Lina!. . . . ich will uns eben Licht bestellen. Lina!. . . ." er hat die Zimmertür etwas geöffnet: „Ach sei so gut! Die Lampe!". . . . kommt ins Zimmer zurück und bietet dem Schütz einen Stuhl.

„Wenn die Ueberlandzentrale nicht die Arbeit hätte einstellen müssen, wär' es jetzt einfacher mit dem Licht. — Kriegt ihr denn auch das Elektrische in die Burg?"

Der Schütz weiß es nicht. Beantragt wär' es.

Er hat sich auf die Einladung des Hüttenschulz' einen Stuhl von der getäfelten Wand genommen, wo die hohen Brettstühle mit den geschnitzten Rückenlehnen gewöhnlich wie Soldaten in einer Reihe stehen.

Der Hüttenschulz hat den würdigen Rohrsessel mit der Schlummerrolle herbeigezogen.

Die Türe geht auf. Geräuschlos bringt das Töchterchen eine große Stehlampe mit schwarzem Fuß und grüner Glasglocke. Die setzt es auf den Tisch. Der Schütz hat Stock und Hut in der Hand und stützt den Ellenbogen bäurisch unbeholfen auf das Knie. Das macht seine Verlegenheit.

„Herr Hüttenschulz, ich bin mal gekommen, weil ich gern hören wollte, wie das mit meiner Einberufung werden kann . . . ?"

Ja, Frieder, grad heraus, da kann ich dir auch nicht viel sagen. Nur das eine scheint sicher: Der Kaiser braucht Soldaten, braucht den letzten Mann. . . ."

„Gewiß, das ist das, was ich meine. Und das geht ja auch nicht anders. Ich dachte nur, wie lang das noch dauern könnte. Das ist ja bloß wegen meiner Mutter, daß ich da beizeiten. . . . Und weil Ihr ja doch damit zu tun habt und mich damals frei gebracht habt, da dacht ich, Ihr wüßt' vielleicht. . . ."

„Ich kann nichts sagen, gar nichts. Aber ich meine, deine Einberufung könnte immerhin noch ein paar Wochen dauern. . . . Ich hab' ja damals alles ganz ausführlich angegeben, die ganzen Verhältnisse. . . . Und daß die Frau krank ist. daß niemand sonst da ist, der für sie sorgen kann. . . . Da ist freilich, ... aber na, ich denke, das wird man nicht anders behandeln wie da, wo regelmäßige

Digitized by Google

Verhältnisse sind. Man wird sicher nicht zu befürchten haben, daß die Ersatzkommission weniger Rücksicht brauchte, weil es sich um . . . ." der Vorsteher suchte nach einem Wort, ... „um einen solchen Fall handelt. Allerdings kann man ja wohl auch nicht gut erwarten, daß sich nun gerade noch ein besonderes Entgegenkommen findet, wo . . . . nun ja, wo es doch nun einmal so ist. . . . Was mich angeht, ich werde gewiß gern wie bisher alles tun, was ich kann, des darfst du sicher sein. . . ."

Der Schütz war aufgestanden.

„Und dafür dank' ich Ihnen auch vielmal. Es ist, weiß Gott, nicht meinetwegen. Das ist nicht angenehm, noch da herumzulaufen, wenn die Schulkameraden all draußen stehen, wo jetzt die Not ruft. . . ."

„Das weiß ich, das weiß ich. Du bringst das größere Opfer, indem du noch hier bist. Erst recht, weil es nicht jeder versteht, daß du nicht die Gelegenheit wahrnimmst, hinauszukommen. Weg von hier, wo dir nun mal nichts vergessen wird. . . . So was ist ja traurig und unverständig von den Leuten, aber es ist doch so . . . . doppelt traurig, weil du selber ja doch für nichts nicht kannst. So ist nun mal das Leben. . . . Ja, ja, ja, ich versteh' dich, begreif' es wohl, daß du da gern herauswillst. . . . Trägst eben auf zwei Schultern, und es ist eine Ehre, doppelt ehrenvoll, daß du dich deiner Mutter als ein pflichttreuer Sohn annimmst. . . . Wie gesagt, holen wird man dich ja schon, aber es mag noch ein paar Wochen, vielleicht Monate dauern. Und die kommen deiner Mutter zugut."

Der Vorsteher ist aufgestanden und schraubt die Lichtflamme zurück. Die hatte zu blaken begonnen. Nun brennt sie ruhig weiter.

„Herr Hüttenschulz, ich danke nochmal. Dann brauch ich vorderhand meiner Mutter noch nichts zu sagen. Und das war's ja, weshalb ich kam."

„Gewiß, laß die Frau ganz in ihrer Ruh'. Das kommt immer noch früh genug für sie."

Sie verlassen das Zimmer. Der Schütz Eckert schaukelt einen Augenblick den Hut zwischen den Fingern, als ob er noch etwas auf dem Herzen habe. Dann macht er erneut Anstalten, zu gehen.

„Ja, ... na, also nochmals vielen Dank, Herr Hüttenschulz. Guten Abend auch."

„Nicht die Ursach. Guten Abend, Eckert."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Der junge Mann schlug den Heimweg ein. War das nun nicht das alte Lied? Keiner vielleicht in ganz Westerstein meinte es so gut mit ihm, wie der Hüttenschulz. Hatte gewiß nur das Allerbeste im Auge.... Und doch! Immer dieselbe Geschichte! Ja freilich, wenn es nur die Lumpe oder auch nur urteilslose Leute gewesen wären! An deren Meinung hätte schließlich ja nichts gelegen. Aber gerade Leute mit rechtlichen Herzen, die auch klug und verständig waren, an deren Urteil ihm alles lag, sie gingen denselben Weg! Jene verletzten bewußt und roh, und gaben sich die Blöße der eigenen Unbildung und Gemeinheit, diese aber kränkten unbewußt und ungewollt, und darum viel, viel schmerzlicher. Und sie gaben sich keine Blöße, weil sie nur das selbstverständliche Urteil aller wiederholten....

„Was sagst du? Wieviel sind es? Wieviel?"

„Vierzigtausend!"

So schlug es hastig an sein Ohr. Aber er hörte es nicht.

Nein, nun erst recht aushalten. Wenn man glauben könnte, daß mir das Grund wäre, mich ins Feld zu melden. Das wäre ja zugegeben, daß sie recht haben. Lumpe haben die ganze Welt verseucht mit ihrer Auffassung! Solche, die vielleicht selber keinen Funken Ehre im Leibe haben, pochen immer noch auf den Vorzug ihrer Geburt. Verschulden mit ihrer Schurkenmoral die Schande, an der ehrenhafte Menschen ihr ganzes Leben wie in Ketten gehen....

Es gibt nur eine Ehre, eine Unehre! Nicht Vater und Mutter geben mir die, die kann mir überhaupt kein anderer geben, die schaff' ich mir selber!.... Und ich bleib' hier, nun erst recht, solang ich kann!... Die Gedanken jagten in ihm.

„Hast' schon gehört, Frieder? Vierzigtausend Franzosen, unverwundet! Festung Maubeuge gefallen!"

„Donnerwetter, Henner! Das ist aber fein! Großartig! Ist es auch amtlich?"

„Amtlicher Tagesbericht! Vor einer halben Stund' angekommen. Da wird es einem zu lang, bis man hinauskommt, was meinst du?"

„Ich?.... Nee!! ich bleibe lieber hier, solang ich kann. Ich geh' nicht hinaus? Aus Eigenem nicht!"

Sie gingen jeder seinen Weg.

Ehrloser Feigling! dachte der Henner. Na was ist von so einem auch viel anders zu erwarten!....

Digitized by Google

Das hat mit seiner ererbten Schand' immer noch nicht genug!

Ein anderer kommt dem Schütz entgegen. Schmidtenanton ist es.

„Weißt' schon, Frieder?"

„Der Wiertshenner hat mir's eben gesagt. . . ."

„Und du bist noch hier?"

„Das geht keinen nichts an! Ich bleib' auch hier!"

„Man meint, du wärst nicht recht bei Trost. Sie sollen alle durchgegangen sein!"

„Wer? Die vierzigtausend? All' wieder durchgegangen?"

„Ach was, vierzigtausend! Die Gefangenen auf der Burg sind ausgebrochen!" . . . .

Einen Augenblick stand der Schütz sprachlos, als hätte er einen Schlag mit dem Heubaum bekommen. Ausgebrochen?! Die Gefangenen?! Um Gotteswillen!!

Und plötzlich überläuft es ihn wie Feuer. Er bekommt Leben. Läuft, rennt, springt. In großen, gewaltigen Sätzen.

Seine Ehre, seine Dienstehre, alles, alles stand auf dem Spiel!! (Forts folgt.)

Das Heilandskreuz.

Von Ferdinand Mayer.

Vor einem Betgestühl mit Blumenhecken
Hängt an ein Kreuz des Heilands Leib gehämmert,
In dessen Wunden, bis der Abend dämmert,
Die Sonnenstrahlen tief wie Lanzen stecken.

Als fühlte er des Tags geheime Qualen,
So schüttelt schauernd seine Brust ein Brennen
Und Blut, lebendig Gralsblut, will sich trennen
Aus seiner Stirne schweren Schmerzensmalen.

Doch hängt das Tuch der Dunkelheit sich fein
Um des Erlösers bebendes Gebein
Und hallt der Tritt des Schlummers durch den Raum,

Da klemmt der Mond die Finger seiner Hand
Durch den aus Stein gehaunen Dornenrand
Und wischt dem Herrn das Blut vom Schläfensaum.

Digitized by Google

Krieg und Frieden in der liturgischen Dichtung.

Eine Blütenlese neuer Übertragungen alter lateinischer Gedichte

von Hanns Rosenberg, (Köln.)

In den wilden Stürmen der Völkerwanderung, den Schrecknissen unaufhörlicher Bruderkriege und Thronstreitigkeiten, den Jahrhunderten erhabensten christlichen Opfermutes für das Gelobte Land — war es einzig die Kirche, die in sich Festigkeit, Weisheit und Großmut genug besaß, um unter den rohen Geräuschen des äußeren Lebens die edleren Kinder des Friedens, die Künste, nicht darben zu lassen. Und wie alle Zweige der schöpferischen Tätigkeit an ihrem Tische allezeit Ermunterung, Anerkennung und Förderung fanden, so genoß vorzüglich die schönste der Schwesternschar, die Dichtkunst, ihrer mütterlichen Liebe. Es ist wahrhaft erstaunlich, welchen Reichtum an Liedern, Hymnen, Gebeten der verschiedensten Art die geistlichen Sänger von Dalmatien bis Island, von der Weichsel bis zum Tajo, verbunden durch das Band des gleichen Glaubens und der gleichen Zunge, ausströmten. Waren auch Gott und seine Heiligen der vornehmste Gegenstand ihrer dichterischen Huldigungen, so treffen wir doch auch hier und da auf einen Sänger, der mit dem Schlage seiner Laute die Ereignisse des Tages und des Lebens begleitete: selten genug ist freilich dies Abstandgewinnen vor dem unmittelbar Geschehenen oder Geschehenden, jene künstlerische Objektivierung des subjektiven Eindruckes. Und was drang in den Zeiten, die in der brutalen Verachtung jedes Einzel- und Völkerrechts eine demütigende Ähnlichkeit mit dem stolzen 20. Jahrhundert an den Tag legen, — tiefer in das Erlebnis und Gedächtnis der Völker und des Einzelnen ein als die allzuhäufige Lösung irgendwelcher territorialer oder dynastischer Zwistigkeiten durch die Schärfe des Schwertes?

Wo ein liturgischer Dichter vom Krieg und Frieden singt, da fühlen wir durch den ohnehin meist recht dünnen Mantel der Beherrschung des Stoffes hindurch den heißen Pulsschlag eines bedrängten Herzens, und was gläubige Sängerseelen ihrer Zeit und sich selbst zum Troste gesungen haben, das wird, in unsere Muttersprache übertragen, auch für die erschütterte Gegenwart nicht ohne Gewinn bleiben. —

Digitized by Google

In der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts lebte und wirkte zu Lüttich Sedulius Scotus, ein Ire von Geburt. In den Wirrnissen, unter denen sich die zweimalige Reichsteilung durch die kleineren Erben des Großen Karl vollzog, dichtete Sedulius sein treuherziges Lied im Unglück:

„Libera plebem tibi servientem."

Rette, Herr, dein Volk, das dir treu gehorsamt,
Deinen Zorn besänftige, hehrer Lenker;
Auf die Tränen schaue, die bittren Klagen,
Gnädig hernieder.
Du bist unser Vater und hoher Herrscher,
Wir sind deine Knechte, erhabner Hirte,
Tragen an der Stirn deines Rosenblutes
Schimmernde Zeichen.
Kann dich einer preisen im trüben Abgrund,[1])
Oder können Tote dir Hymnen singen?
Deine Eisenrute, gestrenger Richter,
Soll sie nicht ausruhn?
Reiche deinem Volk nicht die Schale deines
Wohlverdienten Grimmes, gerechter Rache;
Nein, laß leuchten uns deine Vatergüte,
Wie schon vor Zeiten.
Tilge huldreich unser Vergehen, so fleh'n wir,
Und behüt uns alle, du Fürst des Segens;
Scheuch die dunklen Wolken, der du des Weltalls
Freundliches Licht ist.
Heiliger der Heiligen, Herr der Kronen,
Suche heim dein Volk mit der starken Rechten;
Lächl' uns gnädig wieder mit Gottesaugen:
Laß uns nicht sterben." —

Und im gleichen Jahrhundert schrieb in einem ganz anderen Gau unseres Vaterlandes Waldram, Mönch von St. Gallen, ein eigentümliches, litaneiartiges Prozessionslied, in dem wir wohl die Grundlage unserer heutigen Allerheiligenlitanei erblicken dürfen[2]), eine Sammlung von strophisch gebundenen, offenbar für den Wechselvortrag von Vorsänger und Chor bestimmten Bitten und Anrufungen. Wir setzen einen dieser „Versus ad processionem" wegen seines zeitgeschichtlich bemerkenswerten Inhaltes hierher:

„Ut rex noster Chuonradus
Ejus et exercitus
Hinc et inde servetur —
Rogamus, Christe, audi nos!"
„Daß Konrad, unser Fürst und Herr
Und sein ganzes Kriegesheer
Hier und dort bewahret sei:
Wir bitten, Christus, höre uns!"

[1]) vgl. Psalm 6, Vers 4.
[2]) Die Allerheiligenlitanei bestand in ihrer wesentlichen Form mindestens schon im 9. Jahrhundert.

Digitized by Google

Der in diesem Verse genannte Herrscher ist niemand anderes als Konrad I., (911—18), römischer König, der gerade in Schwaben, der Heimat seines klugen und tatkräftigen Freundes, des Bischofs Salomo von Konstanz, dessen Gerichtsbarkeit auch das Sankt Gallener Kloster unterstand, die heftigsten Kämpfe seiner kurzen und unruhvollen Regierung auszutragen hatte. Was war also natürlicher, als daß die Mitbrüder Waldrams die wechselnden Schicksale ihres Königs und ihres Bischofs mit sorgevollem Anteil betrachteten und die Fürbitte für die kriegerischen Unternehmungen der beiden sogar in ihre liturgischen Gesänge einflochten? — —

Ein anderer Schauplatz nicht großer Weltgeschicke, aber doch endloser Fehden unter den mannigfaltigsten Völkern, ein unserem nördlich-kühleren Empfinden oft schwer zugänglicher Kulturkreis tut sich uns auf, wenn wir die Kriegspoesie betrachten, die uns die mozarabische Liturgie, d. h. die Liturgie der unter Arabern wohnenden spanischen Christen, aufbewahrt hat. Die verhältnismäßige Abgelegenheit der pyrenäischen Halbinsel, die jahrhundertelang der Turnierplatz der verschiedensten Stämme war, begünstigte im Verein mit dem stetigen Einflusse des Morgenlandes die Bildung einer national-spanischen Liturgie. Ihr mächtigster Förderer war der gelehrte und fromme Bischof Isidor von Sevilla, und die leidenschaftliche Zähigkeit, mit der nach seinem Beispiele ganz Spanien den Väterglauben gegen alle Angriffe des Islams verteidigte, strahlt uns mächtig entgegen in den geradezu ergreifenden Liedern, in denen unbekannte liturgische Dichter des zehnten Jahrhunderts inmitten der Trostlosigkeit ununterbrochenen Waffengetöses ihre Stimme erheben. Die beiden schönsten und auch in der klassischen Form vollendetsten mögen hier ihre Stätte finden:

„Saevus bella serit barbarus horrens."

„Furchtbar sät der Barbar schaurigen Krieg aus,
Graunvoll schwellende Wut steigert den Kampf stets.
Höhnisch lacht er des Bluts, wenn es hinanspritzt,
Auf den Leichen des Volkes steht er und frohlockt.

Sein entzügeltes Heer schüchtert uns Arme
Mit Verwüstungen ein; zahllose Haufen
Teilen kecklich das Meer, unüberseh'lich.
Rings die Fluren zerstampft kältender Erzschritt.

Vor den Feinden, o seht, wendet zur Flucht sich
Selbst der Christen Gemein', vor den verhaßten,
Schleppt sich strauchelnd dahin, Weg oder Umweg,
Flieht entkräftet in Furcht, jammernd ins Elend. —

Während lachend der Feind Tausende martert
Und mit grausamer Lust Tausende hinwürgt;

Digitized by Google

Leiber, welche vordem heilige Flut wusch,
Liegen nackend umher, schmählicher Kräh'n Fraß.

Auch in Häuser des Herrn, Wohnungen Gottes,
Tempel, einstens dem Herrn festlich geheiligt,
Dringt mit Freudengeschrei ob des Triumphes
Frech mit schändender Hand jetzo der Dieb ein.

Städte äschert die Brunst, die er entfacht, ein,
Kirchen, Stätten des Rechts brennt er darnieder;
Führt in Ketten mit sich Greise und Knaben,
Ehfraun, Wittwen und selbst magdliche Unschuld.

Schändung klagt und Gewalt weinend die Jungfrau,
Die sich gläubig dem Herrn weihte, die Jungfrau;
Da man alles entriß frevelnd der Jungfrau,
Tod, o komm denn und bring Frieden der Jungfrau. —

Herr, wir haben das Leid wahrlich verdienet:
Zahllos, heiliger Gott, taten wir Unrecht;
Aber wenn wir nun flehn, knieend in Demut,
Schau' mit gnädigem Aug' auf die Zermalmten.

Endlos dringe hinauf, Jammer, zum Himmel,
Wehschrei, nahe dem Ohr Gottes dich traulich;
Ward nicht Moses zuteil durch den Gepriesnen
Solche Stärke, daß er Amaleks Heer schlug?

Jesus, Sohn du des Herrn, der die Gewalt hat
Wahre Kraft, die den Müh'n endlich den Lohn reicht,
Frieden, sichere Ruh, Herrlichkeit aller,
Zeig als Schützer dich nun deiner Gemeinde.

Hilf uns, die du erkauft, da du am Kreuz hingst,
Aufzumuntern das Herz, treibe die Angst fort;
Schlag in Scherben den Feind, treib ihn zu Paaren,
Und bescher' uns die Lust dauernden Friedens." —

Mit welch' schmerzvollen Empfindungen mag der fromme Sänger dieses vortrefflichen Liedes auf die grenzenlose Verwüstung geblickt haben, die im Laufe des zehnten Jahrhunderts die pyrenäische Halbinsel fast zu einer Einöde machte! Gewiß war es nicht dichterische Einbildungskraft, sondern eigenes Augen- und Ohrenzeugnis, das ihn trieb, das Kriegselend mit all seinen erschütternden Einzelheiten zu schildern.

Nicht minder formschön und gehaltvoll ist ein anderes Lied um Frieden aus der mozarabischen Liturgie; ja, wir können auf Grund von großen Ähnlichkeiten im gedanklichen Aufbau wie in der Ausführung mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß beide Hymnen vom gleichen Verfasser herrühren: beide erklären und ergänzen einander fast vollkommen.

Digitized by Google

„Tristes nunc populi, Christe redemptor."

Ach, erhöre voll Huld, Christus, Erlöser,
Jetzt dein Volk, das von dir Frieden erbittet;
Schau den Jammer, das Flehn, blick auf die Schmerzen,
Leih' vom himmlischen Thron Hülfe den Aermsten.

Sieh', in rasendem Zorn wütet des Nachbarn
Feindlich Volk wieder uns; wildes Getobe
Droht der friedlichen Flur grause Verwüstung,
Wie der reißende Wolf sich auf das Lamm stürzt.

Wer errettet uns nun, wenn du nicht selbst kommst
Voll Erbarmen herab, Schöpfer des Himmels?
Lösche des Menschengeschlechts drückende Schuld aus;
Bitter litten wir schon: nun, so verzeihe!

Du gabst Abraham Kraft, daß er der Fürsten
Fünf im Kampfe bezwang, Gründer des Weltalls;
Mit der winzigen Schar seiner Getreuen
Barg den Neffen er vor feindlicher Rachsucht.

Moses führte getrost durch die erstarrte
Meerflut Israels Volk trockenen Fußes;
Aber brausend zurück wallte die Woge
Und versenkte den Feind tief in den Abgrund.

Mit dreihundert allein schlug dein Erwählter,
Gedeon, in der Schlacht Amaleks Kriegsheer,
Mit der Schärfe des Schwertes löst' er der Brüder
Schwere Fesseln, dem Herrn gläubig vertrauend.

Dies, allmächtiger Gott, tatest du einzig,
Du, der alle Gewalt fest in der Hand hält;
Heil blüht allen in dir, Herrlichkeit allen,
Denn du tötest und machst wieder lebendig.

Größer ist ja der Schatz deiner Erbarmung,
Als die reiche Zahl unsrer Vergehen;
Nimmer hast du verschmäht, reuezerknirschtes,
Demutvolles Gemüt hold zu empfangen.

So errette, die du sterbend erlöst hast,
Rett' uns, die zu dir flehn, niedergeworfen;
Schlag in Trümmer den Speer, splittre den Wurfspieß,
Brich zermalmend den Schild jedem, der Krieg sinnt.

So, du schluchzendes Flehn, stürme den Himmel,
Tränenstimme hinauf, teile die Wolken!
Hör', o Gott, das Gebet, blick auf die Reue,
Sei barmherzig mit uns, mildester Heiland.

Der du gleich an Gewalt, neben dem Vater
Auf erhabenem Stuhl ewiglich thronest,
Und mit ihm und dem Geist zeitenlos waltest
Als allmächtiger Gott, einer in dreien. —

Wenden wir uns, noch den erschütternden Klang dieser heißen Hilfeschreie im Ohr, in das benachbarte Frankreich, so klingt uns wie ein Ton aus einer fernen, schöneren Welt

Digitized by Google

das herzliche Lied, das Fulbert, Bischof von Chartres, um die Wende des 11. Jahrhunderts zum Lobe des Friedens anstimmte. Auch er brauchte nicht allzuviel aus Eigenem hinzuzufügen; auch er hat in den Nöten des Krieges erst die Weisheit des Cicerowortes an sich erfahren:

„Et nomen pacis dulce est et ipsa res salutaris . . . Pax est tranquilla libertas —" „Das Wort: ‚Friede' ist süß, und er selbst ein heilsam Ding . . . Der Friede ist eine ruhige Freiheit." (Phil. II., 113.)

Ähnliche Gedanken bewegten also den Kirchenfürsten, als er in antiken Maßen die Verse fügte:

„Sanctum simpliciter patrem cole, pauperum caterva."

„Kindlich lobe den Herrn, den heiligen, kleine Schar der Armen,
„Laß deines Preislieds ganze Kraft erschallen.

Denn die Erde, die schier vernichtete, hat er hold befriedet,
Er, der erschaffen kann und neu erschaffen.

Elend du warst und bedrückt, nun bringt er dir gütig starke Hilfe,
Birgt in den Händen Frieden dir und Ausruh'n.

Auch die Fürsten der Welt, die ehedem nur nach Laune lebten,
Besinnen sich der hohen Pflicht des Thrones.

Diebe entsagen dem Hang — der Pranger winkt! — singend
wallt der Wandrer
Dicht vor dem Räuber wehrlos seines Weges.

Weise Pflege beschränkt die wuchernde Rebe an den Weinstock,
Frei wird die Au des dornichten Gestrüppes.

Fröhlich sind Lanze und Sichel, der Speer, der nun endlich doch
zum Pflug wird,
Der Friede spendet Armen, nimmt den Schelmen.

Dank dir, heiliger Vater, gib allen des Himmels ewge Wonnen,
Die frommen Friedens stille Ruhe lieben.

Aber wer Kriege erwägt, den zerschmettere deine
starke Rechte,
Stürz in den Abgrund des Versuchers Söhne!"

Die lieblichen Bilder, die Fulbert hier uns vom Glück endlich errungenen Friedens malt, zugleich mit der haßvollen Verwünschung der Unruhstifter zum Schlusse des Liedes lassen unschwer erkennen, auf welch düsterem Hintergrund des „frommen Friedens stille Ruhe" sich dem Dichter zeigte, wenngleich der Genuß des starkempfundenen Gesanges uns Heutigen durch das schwierige und überkünstelt erscheinende Versmaß einigermaßen beeinträchtigt wird.

Was dieser französische Bischof so „cordis e visceribus", wie der hl. Bonaventura von einer seiner Dichtungen sagt, „aus dem tiefsten Herzen" gesungen hat, — seine heutigen Volksgenossen scheinen es vergessen zu haben. Aber solange sie und ihre Bundesgenossen den Frieden glauben

Digitized by Google

von der Hand weisen zu sollen, solange halten auch wir im Vertrauen auf Gott und unsere gerechte Sache durch. Und aus diesem Grunde möge in unserer kleinen Blütenlese auch das fromme Lied ein Plätzlein finden, das vor mehr denn 1200 Jahren ein edler Gote, der Bischof Eugenius von Toledo, in Andacht und Königstreue gedichtet hat, als sein Landesherr Chindaswinth sich gegen Feinde von innen und außen zu wehren hatte — ein Lied, das durch den Fluß der Zeiten seinen Wert in die unsere hinübergerettet hat, und das wir von Herzen mitsprechen:

„Omnipotens rerum factor mundique creator."

„Gebet für den König."

Herr, allmächtiger Bildner der Dinge, Erschaffer des Weltalls,
Hör, o Höchster, in Huld, deines Verehrers Gebet.
Strecke die mächtige Hand ob des Fürsten geheiligtem Haupt aus,
Die für beharrliches Flehn reiche Belohnung verheißt.

Krön' ihn mit stolzem Triumph, da die Feinde ihn drohend umdrängen,
Stehst du ihm schirmend zur Seit, weicht er vor keiner Gefahr.
Freundlich sei er den Seinen, ein strenger Richter dem Bösling,
Uns gefalle er so, Herr, daß er dir nicht mißfällt.

Alles schließe ich ein in die Worte des kurzen Gebetleins,
Was er tue, sei gut, Übles beklage er nie.
Solches mögst du ihm geben, der dreifach walte in einem,
Die Jahrhunderte stets an die Jahrhunderte knüpft." --

Mit der Wende des 15. Jahrhunderts fließt der bisher so reiche Strom der liturgischen Dichtung spärlicher: die bevorstehende ungeheuere Weltumgestaltung wirft ihre Schatten voraus. Langsam lösen sich die Völker von der Einheitskirche und dem, wenn nicht tatsächlich, so doch wenigstens ideell vorhandenen Einheitsstaate ab; neuerwachende nationale Triebkräfte verdrängen das Lateinische aus seiner Ausschließlichkeit als Sprache der Gelehrsamkeit und des Kultus: die „reformierende", „revolutionierende", „säkularisierende" Neuzeit beginnt. Und so ist es weiter nicht verwunderlich, daß die liturgische Muse verstummt. Indessen finden sich auch nach der Kirchenspaltung und selbst im engeren Freundes- und Schülerkreis der Neuerer Dichter, die der alten Kirche noch nicht ganz untreu geworden sind und die in den Zeiten der beginnenden Türkenkriege lateinische Kriegslieder singen, die im ganzen ihrer älteren Vorbilder nicht unwürdig sind.

So lesen wir in dem 1552 zu Basel erschienenen Odenbüchlein des Georg Fabricius folgenden empfindungsvollen Bittgesang um Gottes Hilfe „wider den Türkischen Tyrannen":

Digitized by Google

„O Christe nutu sidera temperans."

Du, dessen Wink die Sterne des Himmels lenkt,
Du holder Tröster unsrer Gebrechlichkeit,
Du, den noch keiner fruchtlos anrief,
Wenn er in herzlicher Demut flehte —

Die schwere Trübsal, die du nicht unverdient
Auf unsere schuldbeladene Zeit verhängt,
Verwandle schonend in gelindre,
Richte die Armen nicht ganz zugrunde!

Tiefschwarze Nacht steigt drohend vom Meer herauf,
Verhaßter Süd schreckt murrend den Schiffenden,
Und roh-entmenschte Thrakerhorden
Sinnen dem christlichen Erdkreis Umsturz.

Schon seh' ich Segel, schmetternder Tubenton
Weist auf den Wogen Flottengeschwader an;
Vom Kampfgelärm nach: „Waffen! Waffen!"
Zittert des Hämus, des Pontus Küste.

Wen wird die Streitmacht, wen die verruchte Wut
Jählings befallen? Vater, dein Volk, das du
Mit deines eignen Sohnes Blutstrom
Aller Verfehlung in Gnaden rein wuschst.

So zeig dem Weltall — Herr, wir beschwören dich —
Was gegen dich wahnwitziger Stolz vermag,
Laß um den blutgen Pharaonen
Brausend die Wogen zusammenbrechen.

Wo ist das Land, das Grüfte des Christenvolks
Noch nicht beherbergt? Welches der Meere trank
Noch unser Blut nicht? Zählt der Wandrer
Rings auf der Flur nicht der Gräber tausend?

Selbst auf der andren Seite des Erdenrunds
Tönt jeder Mund von unsrer Zerschmetterung,
Und jeder weint drum, der nicht weitab
Auf einem anderen Stern daheim ist.

Die Himmelslichter sind unsrer Klagen voll,
Und die Bestürzung wächst durch das Spottwort noch
Der andren Sterne, die wir allzu
Häufig mit dringendem Flehn bestürmen.

Gott kennt dies rohe, sündige Volk ja nicht,
Und wenns ihn kennt, so schmäht es ihn machtlos-schwach,
Weil er aus diesem schweren Schiffbruch
Uns nicht gewaltig erretten könne.

So tilg denn endlich solcher Entehrung Schmach,
Bewahr vor allen Völkern das deinige,
Daß des Tyrannen frevler Blutdurst
Nicht wider uns sich entfesselt wende.

Dich sollen anflehn Asien, Afrika,
Das hoher Taten rühmliche Griechenland,
Dir soll Idume Weihrauch opfern,
Daß er dir dufte in Salems Tempel:

Digitized by Google

Daß überall dein Name geheiligt sei,
Und wo die Erde Menschen bewohnbar ist,
Nicht Baal sich angebetet finde
Noch des Prophetes unwerter Steinblock!"

Überhaupt könnte es scheinen, als drücke das damals als wahrhaft europäische Angelegenheit empfundene gefahrvolle Vordringen der Türken durch Siebenbürgen und Ungarn gen Wien den Sängern die längst zurseite gestellte Laute wieder in die Hand. Eine Reihe von derartigen Gesängen sind uns aus dem 16. Jahrhundert erhalten, die in klassischer Form aufrichtige Frömmigkeit und wahres Gefühl atmen. Wir greifen ein weiteres Lied aus der Türkenzeit heraus, das ebenfalls aus dem Jahre 1552 stammt und in der „Vermanung an gantze Teutsche Nation, widder den Türkischen Tyrannen . . ., durch Joch. Greff von Zwickau" dem Georg Thymus, zu deutsch Klee, zugeschrieben wird.

„Aufer immensam deus iram."

Nimm hinweg, Herr, deines Zornes Unmaß,
Laß die Geißel ruhn, die genug des Bluts trank,
Füll' die Schale nicht, bis sie unsrer Sünden
Gleiches Gewicht trägt!

Wenn um unsre Schuld auch Gerechte leiden,
Wer vermöchte dann all das Leid zu tragen,
Da der Erdkreis selbst keinen Raum bot' deiner
Strafenden Rute!

Übe Nachsicht, Herr, mit uns armen Sündern,
Mische Recht und Gnade voll Huld in eines,
Du, dems eigen ist allezeit vom Unrecht
Mild uns zu lösen.

Warum nimmst du doch an uns staubgeschaffnen
Würmern solche Rache, du Weltenbauer?
Was sind anders wir denn als Kot, Staub, Schatten,
Erdige Scholle?

Altererbte Schuld hat uns schon verunehrt,
Schwächlich läßt der Geist sich vom Fleisch verlocken;
Ach, auf dies Geschick, dies betrübte, blicke
Gnädigen Auges.

Nägel, Geißel, Kreuz, und den Kranz der Dornen,
Lanzenstich und Strick, und das bittre Sterben
Setze zwischen deine erzürnte Hand und
Unsre Bosheit.

Laß das Werk des Meisters nicht untergehen,
Noch den schweren Tod ohne Heil uns bleiben,
Wasch in Blut und Wasser uns rein aus deinem
Offenen Herzen.

Digitized by Google

Ach, wir bitten dich, laß dich milde stimmen
Für dein ganzes Volk, der du hoch im Himmel
Waltest, Gott, von ewiger Macht umflossen,
Dreifach und einfach." — — —

Durch viele Jahrhunderte haben wir den freundlichen Leser geführt. Da klang es unaufhörlich von wildem Waffenlärm, Germanen und Romanen, Franken und Schwaben, Araber, Goten, ja selbst die Türken zogen an uns vorüber, klirrend im Gewande des Krieges. Aber in all dem Rausch des Blutes, der Lust der Zerstörung, dem Geschrei der Feldschlacht hören wir wie eine feine Glocke die Stimme der frommen Sänger, die, indem die Wasser der Trübsal oft genug um ihre Sohle stiegen, dennoch unverrückt ihre Augen zu dem Berge erhoben, „von denen die Hülfe kommt." Niemand ist unter ihnen, dem Gottes Gewalt über die Schrecknisse des Krieges auch nur einen Augenblick zweifelhaft gewesen wäre. Wir dürfen sicher sein, daß ihr Vertrauen belohnt worden ist.

Und wenn wir zum Schlusse das schöne Friedensgebet des Johannes Stigelius aus dem Jahre 1571 hierhersetzen, so geschieht das in der Überzeugung, daß die Wahrheit, die ihn wie seine Vorgänger erfüllte, auch heute noch zu Recht besteht: „Der Zweck des Krieges ist der Friede."

Da deus laetae bona sancta pacis.

„Gib uns, Herr, die Güter des frohen Friedens,
Der mit neuem Wirken das Leben fülle,
Der aufs neu uns lehre in Ehrfurcht dir, dem
Einen, zu dienen.

Denn im Frieden wachsen die holden Künste,
Städte werden groß und die Staaten blühen,
Alle Tugenden, aller fromme Wandel
Findet Belohnung.

Aber wo der Krieg ist, verfällt das Edle,
Siechen die Gesetze, verstummt die Muse,
Rechtlichkeit und Wert der erprobten Reinheit
Irren im Elend." — — — — — — — —

O du . . . / Von Hanns Heinrich Bormann, (z. Zt. im Feld.)

Eine letzte einsame Wolke versinkt im Himmelsblau.
So ist mein Herz versunken in deiner Liebe, o Frau . . .

Die stürmenden Winde schweigen, sie gingen längst zur Ruh.
Das Märchen geht über die Erde und flüstert leis: „O du! . ."

Digitized by Google

Swinkuni und Majelein.

Ein Märchen von Oswald Menghin.

1.

Der Fürsten Zier ist Herzog Mai,
hält seinen Hof für alle frei.
Wie sich auch drängt der Gäste Schwarm,
sein' Küch' und Keller sind niemals arm.
An Macht und Gütern kommt keiner ihm gleich
im ganzen heiligen römischen Reich.

Des Herzogs Kind heißt Majelein
und hat die Augen voll Sonnenschein.
Viel Herren kommen zu Strom und zu Land
und werben um ihre süße Hand.
An Schönheit und Güte kommt keine ihr gleich
im ganzen heiligen römischen Reich.

Dieses und andere Lieder trugen die fahrenden Spielleute von Burg zu Burg, und von Stadt zu Stadt; selbst bis zu den Wälschen und zu den Wenden war schon die Kunde von Herzog Mais prächtiger Hofhaltung und seinem holdseligen Töchterlein gedrungen. Daher strömten aus aller Herren Länder Fürsten, Grafen und Ritter herbei, um mit dem gastfreudigen Herzog zu tafeln; doch nicht dessentwillen allein, sondern noch viel mehr, um die junge Prinzessin zu schauen und sie zu gewinnen. Und jeder fand bestätigt, was man landauf, landab erzählte; wer dem schönen Majelein je in die Augen gesehen hatte, der konnte sie nimmer vergessen und es ward ihm zu Mute, als gäbe es ohne ihren Besitz kein Glück mehr auf dieser Welt.

Herzog Mai aber war nicht willens, sein wohl gehütetes Kleinod dem erstbesten zum Ehegemahl zu geben. Wer schön Majelein, Frau Majas, der früh Hingeschiedenen, einzig Kind, heimzuführen begehrte: von dem verlangte er nicht nur edles Blut, sondern auch ein Herz ohne Furcht und Tadel, dazu Reichtum und Mannesschönheit im gleichen Maße wie echten Rittersinn und Seelengüte. Nicht wenige aus der Schar der Edeln, die seines Hofes Glanz genossen, vereinigten alle diese Tugenden. Aber eine besondere Forderung, die der Herzog an den Freier seiner Tochter stellte, hatte noch keiner zu erfüllen vermocht. Herzog Mai verlangte von dem Glücklichen, dem sie angehören sollte, ein unwandelbar heiteres Gemüt, ein beständiges Gleichmaß fröhlicher Stimmung, das sein Kind vor jedem bitteren Worte, ja vor eines umwölkten Blickes Unbill zu schützen versprach. So sehr war er selbst von der ewiglachenden Sonne ihrer Augen hingerissen, daß er einen harten Schwur

Digitized by Google

bei seines Hauses Größe tat, den mit seinem Grimme zu verfolgen und zu verderben, der je diese überirdische Heiterkeit trüben, je die Ursache eines Tränenschauers aus dem Himmel dieses herrlichen Augenpaares sein sollte.

Herzog Mai war unermüdlich in der Erfindung von Listen, die Sinnesart der Freier zu prüfen. Manch goldenes Herz offenbarte sich da — aber die letzte Prüfung bestand keiner. Der eine entflammte in Zorn über Schmachworte, die ihm der Herzog mit Absicht zuschleudern ließ, — und war für immer verabschiedet. Den andern reizte die Trägheit seines Dieners, der im Auftrag des Herzogs handelte, — und er mußte bald sehen, daß er nichts mehr zu gewinnen hatte. Der dritte bestand alle Proben, aber ein scharfer Trunk ließ auch ihn der List des Herzogs unterliegen. Viele, viele waren schon gekommen und wieder gegangen, traurigen Herzens, da ihnen keine Hoffnung mehr winkte.

Eines schönen Maimorgens schallten draußen vor dem Schlosse Trompeten; man hörte die Hufe zahlreicher Pferde trappeln, und als der Herzog ans Fenster trat, zu sehen, was es gäbe, ritt eben ein königlicher Prinz in den Schloßhof mit strahlendem Gefolge ein. An Pracht und Aufwand gewohnt, vermochte Herzog Mai bei diesem Zuge ein Staunen nicht zu unterdrücken; denn es war der glänzendste, den er je gesehen. Die Ritter, Knappen und Diener, die dem jungen Fürstensohne folgten, schimmerten in der Sonne von Gold, Silber, Samt, Seide, Perlen und Edelgestein; die Pferde waren von köstlicher Art und tänzelten wie Rehe durch den Hof; der Prinz selber aber war der schönste Jüngling, den man sich denken konnte, die Gestalt, die Haltung, der Gruß, der freie Blick des stahlblauen Auges verrieten höchsten Adel des Blutes und des Geistes.

Herzog Mai war vom Fenster zurückgetreten und stand noch wie geblendet von der berauschenden Erscheinung, als schon der Hofmeister eintrat und den neuen Gast meldete. „Er sei viel tausendmal willkommen" sagte der Herzog und ging selbst zur Tür, den Prinzen zu empfangen. Als er ihn vor sich stehen sah, ein Vorbild jugendlicher Männlichkeit, da riß es ihn hin, und er konnte nicht anders, als den jungen blonden Recken zu umarmen und an sein Herz zu schließen. Und er fühlte den Wunsch in seiner Brust aufsteigen, daß dieser die Hand seiner Tochter erringen möge.

Der neue Gast war bald der erklärte Liebling nicht nur des Fürsten, sondern auch des ganzen Hofes. Immer liebenswürdig, immer froh gelaunt, in allen angenehmen Künsten nicht weniger Meister wie in den ritterlichen Spielen,

Digitized by Google

schien er die Freuden des Lebens als den selbstverständlichen Zustand aufzufassen und alles, was Schatten in der Welt war, nicht zu sehen. Des Herzogs Prüfungskunst scheiterte an ihm; jedes Mißgeschick wußte er durch ein frisches Wort, eine gewandte Tat im Augenblick zu einem spaßhaften Ereignis umzubiegen, das doppelt vergnügte. Und als ihn der Herzog mit gröberen Waffen anging, griff er so mutig, frei und herzhaft in das Netz der fürstlichen List, daß der Anschlag offenbar wurde und im Lachen des Hofes unterging.

Des Herzogs Künste waren erschöpft und schon tuschelte man am Hofe, daß der Prinz zum Eidam des Fürsten ausersehen sei. Schön Majelein selbst war mit ihm freundlich und lieb wie mit allen. Seine Huldigungen, die aus einem tiefen und reichen Herzen kamen, nahm sie mit Anmut und Freude an. Allein niemand hätte sagen können, daß sie dem jungen Prinzen mit größerer Bevorzugung entgegengekommen wäre als irgend einem ihrer anderen Freier.

Herzog Mai hatte unruhige Nächte. Es war sein Wunsch, daß der junge Prinz schön Majelein heimführe, und doch trug er sich noch mit geheimer Angst, es könne der rechte doch nicht sein. Da entschloß er sich zu einer letzten Prüfung. Er empfing den Prinzen in einem geheimen Kämmerlein und begann zu ihm folgende Rede: „Lieber junger Freund! Ein Jahr ist dahingegangen, seit du zum erstenmale mein Schloß betreten. Die innige Hinneigung, die ich von jener Stunde an zu dir gefühlt, hat sich bewährt und vertieft. Du bist mein und unser aller Liebling. Könnte ich mir einen besseren Mann für meine Tochter wünschen? Ich sehe deine Augen aufleuchten; du glaubst am Ziele zu sein. Ach! wie schwer machst du es mir, dir das mitzuteilen, was ich dir nicht mehr länger verheimlichen darf: du kannst der Mann meiner Tochter nicht werden. Ich selbst habe für dich bei ihr geworben, ich selbst bin in die tiefste Betrübnis gestürzt: sie hat mir erklärt, daß sie nie und nimmer dir ihre Hand reichen wird, ganz anders müsse der Mann ihrer Wahl beschaffen sein."

So sprach der Herzog und versuchte den Prinzen, ob er auch diese Botschaft mit Gleichmut ertragen könne. Der Prinz aber hatte kaum die letzten Worte gehört, als aus seinem Gesichte jegliche Farbe wich; er ward vor seinen Augen schwarz und er brach, wie vom Blitze getroffen, zu Füßen des Herzogs zusammen. Der Fürst rief erschrocken nach Dienern, bemühte sich selbst um den Bewußtlosen. Vergeblich! Die harte Nachricht hatte des edlen Jünglings Herz gebrochen. (Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Auf Golgatha.

Von Rudolph Huber.

Streichle die Locken, die losen
Von Schweiß und Blut verklebt!
Küsse der Wunden Rosen,
Durch die Sein Blut verebbt!
Suche die Nägel zu lösen,
Die durch Händ' und Füße man schlug!
Sag' für die Schelte der Bösen
Ihm Liebesworte genug!

Könntest die Starre du lindern
Des Kreuzes, kantig und hart,
Des Dornichts Schärfe du mindern,
Das zum Hohn ihm die Stirn umstarrt!
Könntest die Lippe du letzen,
Die bleich und dürstend lechzt!
Könntest die Kehle du netzen,
Die leis nur stöhnt und ächzt!

Denke, daß dich zu retten
Des Vaters Schoß Er verließ,
Zu lösen deine Ketten
In Bande sich schlagen ließ!
Denke, wie Gott zu versöhnen
Ganz Er zur Sühne sich schenkt!
Kannst du der Sünde noch frönen,
Die, ach so schwer, ihn gekränkt?

Immer die Treue zu halten,
Schwör' es dem Herrlichen heut',
Wo mit der Hölle Gewalten
Die Welt ihm die Qualen erneut!
Wollteſt Ihn je noch betrüben,
Der Sein Blut und Leben dir gibt?
Keiner wird also dich lieben,
Keiner hat so dich geliebt.

Digitized by Google

„Christus".

Ausgewählte deutsche Christuslyrik aus allen Jahrhunderten.

Zusammengestellt von Karl Jakubczyk, Breslau.

Es ist eine nur zu bekannte traurige Tatsache, wie wenig Kenntnis die Katholiken vielfach von ihrem eigenen Schrifttum haben. Aber es ist eigentümlich, wie wenig Interesse sie anscheinend auch der religiösen, künstlerisch doch anerkannt hochwertigen Poesie ihrer eigenen katholischen Vergangenheit entgegenbringen. Die einzige, dafür aber auch meisterhaft gelungene Auslese alter und neuerer deutscher Marienlyrik „Der geistliche Mai", ein wahrhaft köstliches Büchlein voll erquickender religiöser Innigkeit voll lautester Poesie, ist bei Kurt Wolff in Leipzig, also in einem akatholischen Verlage erschienen.[1]) Eine herrliche Übersetzung der schönsten katholischen Hymnen und Sequenzen aus Brevier und Missale hat uns in kraftvoll glaubensstarker, poesiedurchströmter Hymnensprache der protestantische Universitätsprofessor Friedrich Wolters geschenkt (Verlag Holten, Berlin). Ein zierliches Bändchen „Moderne Jesusdichtung" — das Wörtchen „modern" im schärfsten und prägnantesten Sinne des Wortes — gab in der Sammlung „Die Fruchtschale", (Verlag R. Piper & Co., München und Leipzig) Karl Röttger heraus, nach dessen Meinung alles Dogmatische in der Religion „dadurch allein der Dichtung gerettet" wird, daß es zuvor „als symbolisch gefühlt und erlebt" wurde. Und als Will Vesper 1914 ein ganzes Jahrtausend auserlesenster geistlicher Dichtung, das meiste davon Geisteskinder katholischer Weltanschauung und Frömmigkeit, in einem hübsch ausgestatteten stattlichen Bande von 436 Seiten sammelte und unter dem zugkräftigen Titel „Der deutsche Psalter" bei Wilhelm Langewiesche zu dem geringen Preise von 3 Mk. erscheinen ließ, da konnte der Verlag es ohne weiteres wagen, eine Auflage von 30 000 auf den Büchermarkt zu werfen. Und das Buch hat seitdem längst die erwarteten Käufer und noch mehr Leser gefunden!

---

[1]) Das hübsche Buch des Redemptoristenpaters Karl Josef Baudenbacher, „Marienpreis nichtkatholischer Dichter," (E. J. Manz, Regensburg, 3 bezw. 4 Mk.) verfolgt wohl nebenher auch literarisch-schöngeistige, aber in erster Linie doch ausgesprochen apologetische Absichten und erfüllt auch sicherlich diesen Zweck vollauf.

Digitized by Google

Warum nun — die Frage drängt sich immer wieder auf — warum lassen wir Katholiken uns von der Arbeit auf unserem ureigenen literarischen Mutterboden derartig verdrängen? Warum nehmen wir die kostbaren Schätze und Früchte, die da seit Jahrhunderten gedeihen und immer neu zu Tage gefördert werden, erst dann hin, wenn sie uns von Fremden dargereicht werden? Warum auch hier wirklich so inferior? Ob es auch hier tatsächlich nur die Interesselosigkeit unserer Kreise an der schönen Literatur überhaupt, von der so oft geredet wird, ist, die die Schuld trägt? Oder ob hier nicht vielleicht doch einmal die größere Schuld unsere Verleger und Schriftsteller trifft, die aus Mangel an richtiger Orientierung über die jeweiligen literarischen Strömungen und Neigungen der Zeit oder aus Mangel an Wagemut es versäumen, zur rechten Zeit zuzugreifen, so den geeigneten Augenblick zu erfolgverheißenden Ausgrabungen und Veröffentlichungen älterer Literatur verpassen und erst dann mit ihren Arbeiten herausrücken, wenn man von anderer Seite uns zuvorgekommen, wenn es zu spät geworden ist. Wie viele Käufer jener oben erwähnten Bücher nichtkatholischer Autoren und Verleger sind katholische Geistliche und Laien gewesen, die natürlich ebenso gern und noch lieber katholische Verlagswerke kaufen würden?

An einer Stelle dieses wunden Punktes im Literaturbetrieb des katholischen Volksteiles Deutschlands will ich mit meinen schwachen Kräften bescheiden Hand anlegen helfen und einen Teil der oben angedeuteten literarischen Berufspflicht katholischer Schriftsteller auf mich zu nehmen suchen. Ich möchte zeigen, wie das fromme deutsche Volk im Laufe von Jahrhunderten einen üppigen Kranz poetischer, insbesondere lyrischer Kunst um die Persönlichkeit Christi wand, dessen Einzelblüten im berauschenden Duft und in der berückenden Farbenpracht einer Jahrhunderte lang blühenden weltlichen Poesie sich schier verlieren, die aber, zu einem Strauß gewunden, durch ihre Schönheit und ihren Reichtum auch manchen Kenner heimatlicher Poesie angenehm überraschen dürften und wohl eine kostbare literarische Gabe darstellen möchten. In dieser Absicht hoffe ich in nicht allzu ferner Zeit ein Büchlein veröffentlichen zu können, wie es in dieser Art bisher kaum vorhanden sein dürfte und das zugleich religiös im edelsten Sinne erbauen und erheben und dabei auch das ästhetische Empfinden befriedigen möchte: eine Auswahl deutscher Christuslyrik aus allen Jahrhunderten. Auf das Ersuchen der Redaktion dieser Zeitschrift stelle ich im folgenden eine im Anschluß an das katholische Kirchenjahr, diese sinnvoll symbolisch illustrierende, alljährlich

Digitized by Google

sich erneuernde Geschichte des Lebensganges und Erlösungswerkes Jesu, geordnete Vorprobe meiner Anthologie zusammen, die natürlich auch nicht annähernd die ganze Fülle deutscher Jesuslyrik andeuten kann.

* * *

O Heiland, reiß die Himmel auf,
Herab, herab vom Himmel lauf,
Reiß ab vom Himmel Tor und Tür,
Reiß ab, wo Schloß und Riegel für.

O Gott, ein Tau vom Himmel gieß,
Im Tau herab, o Heiland, fließ,
Ihr Wolken, brecht und regnet aus
Den König über Jakobs Haus.

O Erd, schlag aus, schlag aus, o Erd,
Daß Berg und Tal, grün alles werd,
O Erd, herfür dies Blümlein bring,
O Heiland, aus der Erden spring.

Wo bleibst du, Trost der ganzen Welt,
Darauf sie all ihr Hoffnung stellt?
O komm, ach komm vom höchsten Saal,
Komm, tröst uns hie im Jammertal.

O klare Sonn, du schöner Stern,
Dich wollten wir anschauen gern,
O Sonn, geh auf, ohn deinen Schein
In Finsternis wir alle sein.

Hie leiden wir die größte Not,
Vor Augen steht der ewig Tod,
Ach komm, führ uns mit starker Hand
Von Elend zu dem Vaterland.

Da wollen wir all danken dir,
Unserm Erlöser für und für,
Da wollen wir all loben dich
Je allzeit immer und ewiglich. Amen.

Nach Corners Gesangbuch (1631) bei Kehrein, die ältesten katholischen Gesangbücher. Würzburg 1859, 1. Band, S. 183 f.

* * *

Wo bleibst du, Trost der ganzen Welt?
Herberg ist dir schon längst bestellt.
Verlangend sieht ein jedes dich
Und öffnet deinem Segen sich.

Digitized by Google

Geuß, Vater, ihn gewaltig aus,
Gib ihn aus deinem Arm heraus:
Nur Unschuld, Lieb und süße Scham
Hielt ihn, daß er nicht längst schon kam.

Treib ihn von dir in unsern Arm,
Daß er von deinem Hauch noch warm;
In schweren Wolken sammle ihn
Und laß ihn so herniederziehn.

In kühlen Strömen send ihn her,
In Feuerflammen lodre er,
In Luft und Öl, in Klang und Tau
Durchdring' er unsrer Erde Bau.

So wird der heilge Kampf gekämpft,
So wird der Hölle Grimm gedämpft,
Und ewig blühend geht allhier
Das alte Paradies herfür.

Die Erde regt sich, grünt und lebt,
Des Geistes voll ein jedes strebt
Den Heiland lieblich zu empfahn
Und beut die vollen Brüst' ihm an.

Der Winter weicht, ein neues Jahr
Steht an der Krippe Hochaltar:
Es ist das erste Jahr der Welt,
Die sich dies Kind erst selbst bestellt.

Die Augen sehn den Heiland wohl,
Und doch sind sie des Heilands voll,
Von Blumen wird sein Haupt geschmückt,
Aus denen er selbst holdselig blickt.

Er ist der Stern, er ist die Sonn',
Er ist des ewgen Lebens Bronn,
Aus Kraut und Stein und Meer und Licht
Schlummert sein kindlich Angesicht.

In allen Dingen sein kindlich Tun,
Seine heiße Liebe wird nimmer ruhn,
Er schmiegt sich seiner unbewußt
Unendlich fest an jede Brust.

Ein Gott für uns, ein Kind für sich,
Liebt er uns all herzinniglich,
Wird unsre Speis' und unser Trank,
Treusinn ist ihm der liebste Dank.

Digitized by Google

Das Elend wächst je mehr und mehr,
Ein düstrer Gram bedrückt uns sehr,
Laß, Vater, den Geliebten gehn,
Mit uns wirst du ihn wiedersehn.

Novalis.

* * *

Es steht eine Linde im Himmelreich,
Da blühen alle Äste,
Folg Jesu nach!
Da riefen alle Engel gleich,
Daß Jesus sei der Beste.

Es kam ein Bote vom Himmel fein
Her auf diese Erde,
Denk Jesu nach!
Ging durch verschlossene Türen ein
Und grüßte die viel Werte.

Gegrüßet du, Maria, seist,
O Krone aller Frauen!
Denk Jesu nach!
Du eines Kindes Mutter heiß'st,
Als Jungfrau doch zu schauen.

Wie kann ich gebären ein Kindelein
Und dennoch Jungfrau heißen?
Denk Jesu nach!
Nie soll ein Mann mir teuer sein,
Das sollst du mir erweisen.

Das will ich dir erweisen wohl,
Du edle Königinne!
Denk Jesu nach!
Der heilge Geist selbst kommen soll,
Der mag das wohl vollbringen.

Gabriel, kehr wieder hin
Zu der Himmelspforten,
Denk Jesu nach!
Mir, meines Herren Dienerin,
Geschehe nach deinen Worten!

Gabriel zog wieder ein,
Er bracht' gar gute Märe,
Denk Jesu nach!
Daß Maria, Jungfrau rein,
Gottes Mutter wäre.

Digitized by Google

Gabriel bald wieder kam,
Behütet sie vor Schmerzen,
Denk Jesu nach!
Maria trug in reiner Scham
Den Herrn in ihrem Herzen.

Heinrich von Laufenberg.

Nach dem von Hoffmann von Fallersleben (Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit. 3. Ausgabe, Hannover 1861) mitgeteilten Texte modernisiert.

* * *

Es floß ein Ros vom Himmel herab,
Was lauter und auch klar.
Ein Kindlein ist er geboren
Von der edlen Jungfrau zart,
O Jesu!

Volkslied aus dem Rheinland (Entnommen der Marien-Anthologi „Der geistliche Mai"; vgl. Einleitung).

* * *

Nun sei uns willkommen, Herre Christ,
Du unser aller Herre bist!
Nun sei uns willkommen, Herre mild,
In allen Kirchen steht dein heilig Bild.
Kyrie eleison.

Nun ist Gott geboren, unser aller Trost,
Der die Höllenpfort mit seinem Kreuz aufschloß,
Die Mutter Maria geheißen ist,
Wie man in allen Christenbüchern geschrieben liest.
Kyrie eleison.

Aus dem Althochdeutschen übertragen, meist mit Benutzung der Übersetzung bei Michael, Geschichte des deutschen Volkes. 4. Band. Ältestes Weihnachtslied.

* * *

Gelobet seist du, Jesu Christ,
Daß du Mensch geboren bist
Von einer Jungfrau, das ist wahr:
Deß' freuet sich der Engel Schar.
Kyrie eleison.

Nach Walthers Gesangbuch 1524. (Erk und Böhme, deutscher Liederhort, Leipzig 1894, 3. Band).

* * *

Digitized by Google

Aller Ehren und Herrlichkeit
Ist der Herr wert in Ewigkeit,
Der uns ein kleines Kindelein
Geboren ist von der Jungfrau rein,
Davon uns sagt die Schrift gar fein.
Nu sei fröhlich, du Christenheit,
Das Kind hilft uns aus allem Leid
Aus lauter Lieb und Gütigkeit.
Darum singt ihm mit Innigkeit!

Nach Philipp Wackernagel, das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts. 5 Bände, Leipzig 1864—77. 4. Band.

* * *

Ein Kind geboren zu Bethlehem,
Deß freuet sich Jerusalem.

Sein Mutter ist ein Jungfrau rein,
Die ohn Mann geboren ein Kindelein.

Sie nahm ihr Kindlein auf den Schoß,
Viel süßer Tränen sie vergoß.

Josef, bring mir ein Büschle mit Heu,
Damit ich meim Kindlein ein Bettle streu.

Maria wicklet ihr Kindlein ein
Und leget es in ein Krippelein.

Das Kindlein schauet sein Mütterlein an,
Wie auch Josef den gottesförchtigen Mann.

Josef allda mit Verwunderung stund,
Vor Freude, vor Lieb er nit reden kundt.

Sein Herz legt er in das Krippelein,
Nimms hin, sagt er, mein lieb's Söhnelein.

O Bethlehem, wie bist du so hart,
Daß du nicht aufnimmst das Kindlein zart.

Siehe, was Maria sein Mutter tut,
Fällt nieder vor dem unendlichen Gut.

Sie betet es an demütiglich
Und küsset sein lieblich Angesicht.

Maria, bitt für uns dein Kind,
Damit es uns heut vergeb die Sünd.

Nach Köln. Gesangbuch 1619 und Corner bei Kehrein, 1. Band. Den Refrain habe ich überall weggelassen.

* * *

Digitized by Google

Vom Himmel hoch, o Engel, kommt!
Kommt, singt und klingt, kommt, pfeift und trombt.
Alleluja! Alleluja!
Von Jesus singt und Maria!

Kommt ohne Instrumenten nit,
Bringt Lauten, Harfen, Geigen mit!

Laßt hören euer Stimmen viel
Mit Orgel und mit Saitenspiel!

Hier muß die Musik himmlisch sein,
Weil dies ein himmlisch Kindelein.

Die Stimmen müssen lieblich gehn
Und Tag und Nacht nicht stille stehn.

Sehr süß muß sein der Orgel Klang,
Süß über allen Vögelsang.

Das Lautenspiel muß lauten süß,
Davon das Kindlein schlafen müß.

Singt Fried den Menschen weit und breit,
Gott Preis und Ehr in Ewigkeit.

Nach „Seraphisch Lustgart 1635" aus Erk-Böhme, 3. Band.

(Schluß folgt).

Dämmerung.

Von Peter Bauer.

Die rosige Brandung des Tags
ebbt langsam zurück. Und Abend
erscheint, ersehntes Eiland
goldblumiger Wiesen. Abtropft
meiner Seele Leid und Lust
wie Wasser perlt von bad-
enttauchten Gliedern. Frei
erlöst, unsichtbar beschwingt
schweb ich lächelnd hinüber.

Digitized by Google

Hau- u. Bausteine

Nationale Vernichtung — und ihr Gegenstück.

Immer neue, immer schärfere Waffen liefert uns die von Karl Storck im „Türmer" begonnene Abrechnung mit der literarischen „Ausländerei" für unsern Kampf gegen die ungerechte Zurücksetzung der katholischen Literatur.

Wir haben wiederholt darauf hingewiesen, daß die an dieser Zurücksetzung am meisten schuldtragenden Kritiker sich eine fast unangreifbare Verschanzung ausgesucht haben, die sie namentlich gegen den so naheliegenden Vorwurf deckt, daß ihm gegenüber der katholischen Literatur zu Schau getragene Verachtung hauptsächlich in ihrer Abneigung gegen alles, was katholisch heißt oder irgendwie mit katholischem Glauben und Leben zusammenhängt, begründet ist. Und weil sie diese vorgefaßte Meinung, daß alles Katholische minderwertig und schlecht ist, nicht offen zur Schau tragen und dadurch sich als befangene und parteiische Richter bekennen wollen, verschanzen sie sich hinter die bequeme, und weil ganz auf subjektivem Urteil beruhend, fast unangreifbare Ausflucht, die katholische Gegenwartsliteratur verdiene einzig und allein wegen ihrer künstlerischen Rückständigkeit, wegen ihres Mangels an literarischer Bedeutung und wegen der Talentlosigkeit ihrer Vertreter das Schicksal des Totgeschwiegenwerdens und der Ausschließung aus dem Ruhmestempel der Nationalliteratur.

Es ist nun eine glückliche Fügung, die wir gar nicht genug ausnützen können, daß Karl Storck im 5. Türmerhefte gegen die Vorkämpfer der Ausländerei geradezu den Vorwurf der „nationalen Vernichtung" erhebt. Und den eigentlichen Kern in dem „sophistischen Gerede, mit dem der internationale Mammonismus den Deutschen ihr Deutschtum abgewöhnen will," sieht er in jenem Einwand, der in den Organen der „kulturellen Ausländerei" stets wiederkehrt: Daß nämlich der unwürdige Zustand der deutschen Bühnen (Storck spricht nämlich im zitierten Aufsatze hauptsächlich vom Kampf ums Theater) auf einen Mangel an großen deutschen Talenten zurückzuführen sei. Also aufs Haar genau derselbe Einwand, mit dem

Digitized by Google

die Nichtbeachtung des Großteils der katholischen Literatur begründet wird. Diese Ausrede, es seien keine oder zu wenig deutsche Talente vorhanden und darum müsse die deutsche Bühne zu den Werken der Ausländer greifen, bezeichnet Storck mit Recht als die bequemste aller Begründungen, denn selbstverständlich kann kein Kritiker gezwungen werden, ein ihm unbequemes Talent gelten zu lassen und niemand kann ihm verwehren, auch Göthe und Schiller als armselige Stümper anzuknurren — wie es ja tatsächlich geschehen ist. Den Grund, warum solchen Leuten schwer oder gar nicht beizukommen ist, sieht Storck ganz richtig in der unbestreitbaren Tatsache, daß man über das Talent eines Mannes sehr verschiedener Meinung sein kann. Er weist darauf hin, daß z. B. das heute von der gesamten Kulturmenschheit anerkannte Talent eines Richard Wagner lange Zeit in der Presse der Ausländerei (in Österreich sagen wir kürzer „Judenpresse"), hinter die Lindau und Blumenthal — von den wirklichen Franzosen gar nicht zu reden — zurückgesetzt wurde. „Gerade in den Zeitungen", meint Storck, „die auch heute noch am fleißigsten der Ausländerei obliegen, wurde ein wahres Maschinenfeuer auf ihn gerichtet. Wenn es nach der Ausländerei gegangen wäre, Wagner wäre heute noch ein toter Mann." Nicht besser sei es dem deutschen Genie Hebbel ergangen, für das die Zeitungen der Ausländerei nicht ein Hundertstel von dem getan haben, was sie an den Engländer Shaw wandten. „Eisige Gleichgültigkeit, solange es ging, und mühsam verhaltener Haß, ... als das Schweigen von anderer Seite zerstört war: das ist das Schicksal Hebbels in dieser Presse geblieben bis auf den heutigen Tag." — „Wenn aber „Schalom Asel (Asch) sich im dunkelsten Winkel des Innern Rußlands verborgen hielte: die Diogeneslaterne der Ausländerei würde ihn finden und in das helle Licht der Berliner Lampen zerren. Die Wagner und Hebbel aber haben sie durchaus nicht finden können, und so müssen sie uns schon gestatten, ihre Ansicht über das Nichtvorhandensein deutscher Talente als unerheblich abzulehnen."

Aber es ist gar nicht wahr, daß die Sehnsucht nach „großen Talenten" die Ausländerei in die Fremde trieb. Während die anerkannten großen deutschen Talente, wie Goethe, Schiller, Lessing, Kleist, Grillparzer u. a. von den deutschen Bühnenleitungen schmählich vernachlässigt wurden, hat man aus dem Auslande hauptsächlich einen Schwarm von „schoflen geistigen Individualitäten", also keineswegs „große Talente" eingeführt. „Wohl aber hat die Ausländerei alles Wertvolle der deutschen Ver-

Digitized by Google

gangenheit und der deutschen Gegenwart nach besten Kräften in den giftigen Sumpfgewässern eines außerordentlich minderwertigen Auslands ertränkt."

Man wird nicht sagen dürfen, daß Storck diese Anklagen aus der Luft gegriffen hat oder daß er sich Übertreibungen zuschulden kommen ließ. Mit noch viel größerem Rechte können wir aber alles, was er sagt, auf die, sowohl von Nichtkatholiken als auch — leider — von kulturbenebelten Katholiken systematisch geübte Zurücksetzung, ja Vernichtung der katholischen Gegenwartsliteratur anwenden. Wer da meint, daß diese Behauptung zu stark ist, der möge sich nur die Mühe nehmen, einige beliebige Jahrgänge der „führenden" Organe, beziehungsweise deren literarische Referate zu durchblättern und die Werbearbeit, die hier für nichtkatholische, ja kirchenfeindliche und sittlich bedenkliche Autoren und ihre Werke geleistet wird, mit den sowohl räumlich als inhaltlich mageren, zumeist den Stempel eines widerwillig gegebenen Almosens tragenden Referaten über den Großteil der katholischen Literatur vergleichen. Es soll ja nicht geleugnet werden, daß von dieser Regel zugunsten der wenigen, auch im nichtkatholischen Lager anerkannten Größen unserer Literatur lobenswerte Ausnahmen gemacht werden, aber umso parteiischer und ungerechter werden alle andern katholischen Schriftsteller in den großen Sumpf der Talentlosigkeit hinausgestoßen und dem Totgeschwiegen- oder Herunterkritisiertwerden überliefert. Und was dieses Vorgehen so ungerecht, so parteiisch und aufreizend erscheinen läßt, ist die unleugbare Tatsache, daß diese kritische Härte und Strenge fast durchwegs eine einseitige ist, daß katholische und nichtkatholische Talente mit ganz ungleichem Maße gemessen werden, insofern die hier hauptsächlich gemeinte moderne katholische Kritik zumeist kritiklos und mit sichtbarer Vorliebe die reklamehafte Verhimmlung oft recht fadenscheiniger Talente mitmacht, dafür aber gleichwertige, ja für jeden unbefangenen Beurteiler höher stehende Talente katholischer Herkunft besonders dann mit Vorliebe totschweigt, wenn diese in ihrem Schaffen sich „ostentativ" als gläubige Katholiken bekennen. Seien wir doch einmal aufrichtig, schließen wir die Augen nicht vor offen daliegenden Tatsachen: Vergleichen wir einmal die Werbearbeit, die in unseren hervorragenden katholischen Organen für die Modegrößen der Literatur geleistet wird, für künstlich aufgeblasene Größen, die heute mit schreiender Reklame die ganze Welt erfüllen und morgen — wir haben ja in diesem Weltkriege schon manchen jähen Sturz mit-

Digitized by Google

angesehen — in ihr Nichts zusammenfallen — vergleichen wir diese Werbearbeit mit jener, die für die große Mehrzahl der katholischen Schriftsteller übrig bleibt und fragen wir uns ehrlich, ob da nicht ein ähnliches oder noch schreienderes Mißverhältnis besteht, als zwischen der von Storck gerügten Verschwendung einer ungesunden Liebe an seichte, minderwertige, unsere besten Kräfte vergiftende Auslandsmodegrößen. War nicht auch bei uns eine ganze Schar von Kritikern immer auf dem Wege, um in fremden, feindlichen Geisteswelten mit der Diogeneslaterne nach neuen, großen Talenten zu suchen, die man dem katholischen Volke als die Träger einer neuen, grandiosen Kunstoffenbarung anpreisen konnte? Was schadete es, wenn dann der Weltkrieg kam und mit eisernem Besen diese aufgeblasenen Puppen von ihren Reklametürmen herab in den Winkel kehrte? Aber, um mit Storck zu reden — so manche katholische Talente haben diese Schwärmer für fremdes Wesen durchaus nicht finden können. Und wenn man fragte, warum, so hieß es: Es sind — natürlich abgesehen von den Wenigen, die man auch im andern Lager in Gnaden aufgenommen hat — es sind keine da. Und sagte mans nicht offen, so redete das an diesen Talenten verübte Totschweigen eine allgemein verständliche Sprache. Und nicht genug daran, daß unsere lebenden Dichter — über deren Begabung und Bedeutung man immerhin verschiedener Meinung sein kann, weil das Endurteil der Literaturgeschichte noch nicht feststeht — in den Winkel gedrückt wurden: noch schmerzlicher war es zu sehn, wie so manche katholische Organe Zeit und Raum an elende Nichtigkeiten des modernen Literaturbetriebes verschwendeten, aber fast niemals Zeit und Raum hatten, dem katholischen Volke seinen Reichtum an literarischen Schätzen der Vergangenheit vor Augen zu führen.

Doch genug der Klagen: „Wer Augen hat zu sehen, der sehe." So wie bisher darf es nicht fortgehen, wenn nicht dem Storck'schen Kapitel: „Aus der Werkstatt der nationalen Vernichtung" ein noch traurigeres Kapitel: „Aus der Werkstatt katholischer Selbstvernichtung" an die Seite gestellt werden soll. Besinnen wir uns doch! — Der „Gral" fordert nicht und hat niemals gefordert, wie ihm blühender Unverstand nachredet, daß die „gute Gesinnung" bei den katholischen Dichtern das mangelnde Talent ersetzen solle; er fordert nur — gleiches Recht für alle! Man höre doch einmal auf damit, sich immer nur an die Rockschöße jener Literaturbonzen zu hängen, die durch die Brille einer uns feindlichen Weltanschauung die Dinge sehen und

Digitized by Google

beurteilen; man besinne sich darauf, daß der gläubige Katholik auch das Recht auf ein selbständiges, eigenes Urteil hat, daß er viele Dinge anders sieht, anders sehen muß als der Ungläubige; man fasse den Mut, dieses eigene, selbständige, katholische Urteil als gleichberechtigt dem Urteile einer uns feindlichen Welt gegenüberzustellen, nicht aber dieser Welt gläubig alles nachzubeten, was sie doch ohnehin morgen schon widerrufen muß. Mehr katholischen Mut, mehr katholischen Stolz, ihr Herren! Mehr Freude am Besitz der Wahrheit, um den sich die anderen vergeblich die Füße abrennen! Glauben wir katholisch, denken wir katholisch, urteilen wir katholisch, kritisieren wir katholisch, ohne uns darum zu kümmern, was die „andern" dazu sagen. Dann wird es unter uns keinen „Literaturstreit" mehr geben, sondern nur noch eine Rede, eine Partei, die der katholischen Wahrheit und des katholischen Selbstbewußtseins! F. E.

Stimmen der Zeit

Noch eine Anwendung

Nationale Kunst oder Weltkunst? — Mit dieser Frage versucht sich Professor L. Gurlitt im „Volkserzieher" auseinanderzusetzen. Er meint u. a.: „Alles gesunde Leben muß bodenständig sein, muß seine Kraft aus den Wurzeln schöpfen, seinen Nährstoff aus dem Mutterboden. Was anders wächst, getrieben durch künstliche Nährstoffe, das mag wohl durch herrliche Blüten blenden, aber Bestand hat es nicht. Die gequälte Natur rächt sich durch Unfruchtbarkeit. . . ."

„Wenn es wahr ist, daß jedes echte Kunstwerk ein Seelenbekenntnis des schaffenden Künstlers ist, so muß jede wahrhaft nationale Kunst auch das Seelenbekenntnis des Volkes sein, aus dem es hervorwächst. Ich weiß wohl, daß man früher viel für eine kosmopolitische Kunst geschwärmt hat und seinen Stolz darin fand, für die ‚ganze Welt' zu schaffen; aber ich glaube und hoffe, daß dieser Rausch verflogen ist. Die Menschheit ist keine Einheit; sie empfindet nicht einheitlich, und deshalb kann es für sie auch keine gemeinsame Kunst geben."

Digitized by Google

Auf die Frage, wo dann die „kosmische Orientierung" bleibe, antwortet Gurlitt, daß nach Hebbel jeder Mensch das ganze Weltall trägt, seinen Garten nicht zu verlassen brauche, um in lebendigste Beziehung zum All zu treten; daß jeder, wenn er sonst das Zeug habe, sich auch zu Hause „kosmisch orientieren" könne. Ja noch mehr:

„Den heutigen Künstlern droht viel mehr die Gefahr der Zersplitterung, der Entwurzelung, der Zerfahrenheit als eine Gefahr der zu starken Versandung in ihrer eigenen, engen Heimat und Natur. *Je tiefer sie werden, je mehr sie ihre Kraft sammeln auf den engeren Kreis ihrer Nationalität und Heimat*, umso kosmischer werden sie empfinden und schaffen. Die Wunder der Welt tun sich dem sinnenden, ruhigen Betrachter eher auf, als dem, der die Welt durcheilt und überall zuhause sein will. Das Vollendetste schufen — und das ist doch das durchschlagendste Argument — Völker und Menschen, die ganz im Heimischen wurzeln."

Wenden wir das Gesagte oder vielmehr, ohne jeden einzelnen Satz zu unterschreiben, die darin ruhende tiefe Wahrheit auf das Verhältnis der katholischen Kunst zur nationalen Kunst an. Unsere Fortschrittler wollten die engen Schranken, die „Zyklopenmauern", die das Gebiet der katholischen Literatur umhegten, niederreißen und die katholische Kunst in der nationalen restlos aufgehen lassen. Sie haben sich mit dieser Forderung geradeso gegen das Wesen der Kunst versündigt, wie jene Auslandanbeter und Kosmopoliten, die unsern deutschen Künstlern fremdländisches Kunststreben als das höchste Ideal vorhielten. Inmitten der Nation ist der Katholik, der Protestant, der Freisinnige, der Ungläubige, der Jude eine geistige Einheit für sich, zwischen ihnen ist im tiefsten Grunde des Seins, in der religiösen Sphäre, kein *einheitliches* Empfinden. Schreibt man dem katholischen Künstler vor, er solle so schaffen, daß sein Werk in ethisch-religiöser Hinsicht alle diese widerstrebenden Kreise befriedigt, so ertötet man in ihm die Quelle seiner ureigensten Künstlerkraft, man hetzt ihn aus innerlichster Einheit in die Zersplitterung, man entwurzelt, veräußerlicht ihn. Schafft aber der katholische Künstler aus der gesammelten Kraft seiner katholischen Seele, so gibt er nicht nur als Künstler sein Tiefstes, und indem er dieses Tiefste schafft, dient er auch seinem Volke, seiner nationalen Literatur viel besser, als wenn er den katholischen Kern seines Wesens verleugnet, um bei Juden und Heiden nicht anzustoßen.

Diese Wahrheit sollte heute doch nicht bestritten werden — und das wäre dann der Sieg des „Gralprogramms."

• • •

Digitized by Google

Von innen heraus

muß wahrhaft katholische Kunst wachsen! Das heißt, ein Dichter, ein Künstler, der katholisches Glauben, Leben und Denken dichterisch gestalten will, muß zuvor selbst ein Gläubiger, ein in seinem Denken und Handeln ganz echt und wahrhaft erfundener — folglich mit der Kirche fühlender und lebender Katholik sein. Unsere immer wiederholte Feststellung, daß katholische Kunst nur auf dem Baume echt katholischer Gläubigkeit und Lebensführung reifen kann, entspringt notwendig solcher Erkenntnis. Dieser Forderung hat sich jüngst auch P. Overmans S. J. in den „Stimmen der Zeit" (1. Heft, 47. Jahrg.) angeschlossen, indem er als das praktische Ergebnis einer Betrachtung über das künstlerische Schaffen von Bahr und Bourget die für alle gläubigen Bekenner und Verteidiger der katholischen Religion in dieser großen und schweren Zeit sich ergebende Notwendigkeit hinstellt, die Forderungen der Kirche möglichst vollkommen in ihrem Leben zu verwirklichen. Insbesonders ergebe sich aus der von Bahr und Bourget festgestellten Rückwirkung des Lebens auf die Anschauungen für unsere katholischen Dichter die auch von Ezard Nidden im Kunstwart (vergl. Gral X, 12) festgestellte Notwendigkeit, ihre Werke ganz mit katholischer Überzeugung zu durchglühen. „Ohne das," sagt Overmans, „kann es nie eine bedeutende katholische Dichtung geben, weil ja in aller Kunst großes Gelingen zur Voraussetzung hat, daß der Künstler von seinem Gegenstande seelisch ganz ergriffen ist." — Haben wir je etwas anders gesagt oder je unser Wirken im Gral auf einen andern Grund gestellt? — Doch fort mit jedem Gedanken an die wegen dieses Bekenntnisses erlittenen Unbilden — die Freude über die jetzt sich anbahnende Einmütigkeit in dieser Überzeugung löscht alle Erinnerung an die bestandenen Kämpfe aus!

Dichtung als Wahrheitbeweis oder als Lebens-Wegweiser?

In seinem soeben erschienenen Aufsatze über H. Bahr und Paul Bourget kommt P. Overmans S. J. auch auf die Arbeitsweise dieser beiden Dichter zu sprechen. Bourget verwirft die im Großen und Ganzen auch von Hermann Bahr befolgte Methode, durch die Dichtung eine Wahrheit

Digitized by Google

zu beweisen. „Er bekennt sich zu einer Dichtungsart, die er (im Gegensatze zu der „oeuvre à thèse") oeuvre à idées nennt. Hier ist das erste die genaue Beobachtung eines Einzelfalles, der womöglich nicht Ausnahme, sondern durch Erfahrung bestätigte Regel sein soll. Das zweite ist die Erforschung der Ursachen dieser Erscheinung, wobei wiederum die geschichtliche Erfahrung wertvolle Aufschlüsse gibt. Durch solche Anlehung an die Wirklichkeit bleibt der Dichter davor bewahrt, in dem Augenblicke, wo er von der Wirklichkeit abrücken muß — denn er ist ja kein Berichterstatter — etwas zu erfinden, was menschlicher Art nicht natürlich wäre. Er schreibt nicht wirkliche, aber mögliche Geschichte, und sein Werk ist zwar außerstande, eine allgemeine Wahrheit zu beweisen, (?) aber es legt durch sich selber die Gedanken, für die der Dichter gewinnen will, dem Leser nahe."

Bourget ist sich dessen bewußt, daß auf diese Weise ein Zwittergebilde aus Kunst und Wissenschaft entsteht; aber er glaubt, daß in der Tat Gelehrter und Künstler in einer Person vereinigt sein und in jeder Art Tüchtiges leisten können. Zudem besteht zwischen dieser Kunst und der exakten Wissenschaft der Unterschied, daß „der Dichter dieselben Gesetze, die der Gelehrte aus langwierigen Forschungen ableitet, gleichsam mit einem Blick erfaßt, und daß er sie nicht als reine, sondern als angewandte Gesetze vorführt." Als weiteren Unterschied erwähnt Bourget die Glut der inneren Anschauung, die den Dichter oft wie eine Sinnestäuschung überfalle, so daß er die von ihm erfundenen Handlungen so sieht, als ob sie wirklich geschähen.

Diese Betrachtungen haben für den schaffenden Künstler wohl nur akademischen Wert, aber sie werfen doch interessante Streiflichter auf die noch lange nicht geklärte Tendenzfrage. Uns will es scheinen, daß der eigentlich entscheidende Punkt in der zuletzt angeführten Äußerung Bourgets über die „Glut der inneren Anschauung" liegt, die den Künstler die von ihm erfundene Handlung wirklich erleben lasse. Jeder Schaffende weiß, daß jeder Zwang, also auch jede Absicht, ein Werk zum Beweise einer bestimmten Wahrheit zu schaffen, gewöhnlich als etwas Hemmendes in Erscheinung tritt und somit die Wahrscheinlichkeit, daß ein reines Kunstwerk entsteht, vermindert. Insofern liegt in der Forderung der Tendenzgegner, der Künstler dürfe mit seinem Werke keine Absicht verfolgen, ein Schein von Wahrheit. Jedes wahre Kunstwerk entspringt einem inneren Drange, einem als Nötigung empfundenen Ringen einer Idee nach Gestaltung. Wird dieser nicht vorhandene oder derzeit nicht

Digitized by Google

wirksame innere Drang durch einen bewußten Willensakt ersetzt, ein Kunstwerk mit bestimmten Zwecken — z. B. Beweis einer Wahrheit — zu schaffen, so entsteht gewöhnlich das, was man im üblen Sinne und mit Recht „Tendenzkunst" nennt, also ein halbes, verfehltes Kunstwerk. Ist aber der Schaffende ein wahrer Künstler und folgt er dem inneren Drange und ist er zugleich gläubiger Katholik, so kann er, bewußt oder unbewußt, gar keine andere Absicht haben, als ein Werk im Einklange mit seinem katholischen Glauben zur Verherrlichung Gottes und seiner Wahrheit zu schaffen — und diese Absicht bedeutet keine Hemmung, sondern eine Steigerung, eine Erhöhung der künstlerischen Energie. Mit andern Worten: Wenn einer nur wahrer Künstler ist und unter dem Drange der gebietenden Stunde, oder wie Bourget sagt, ergriffen von der Glut innerer Anschauung, schafft, so wird er mit oder ohne Absicht ein wahres Kunstwerk gestalten. Die Frage nach der Absicht hat also in diesem Falle keine wesentliche Bedeutung. Auch wenn der Künstler seine Gestalten wirklich zu dem Zwecke erfinden würde, eine Wahrheit zu beweisen, so würde er sie doch durch die Kraft und Glut seines Erlebens, durch die dem Genie innenwohnende Schöpferkraft so wahr und lebendig gestalten, daß nichts Unnatürliches, Gemachtes in ihnen ist, daß sie nicht als theoretische Konstruktionen, sondern als Natur und Leben empfunden werden. Und einer solchen Äußerung wahrer Lebenskraft gegenüber muß jede Tendenzanklage verstummen oder als boshafte, kleinliche Nörgelei erscheinen. F. E.

„Heinrich Federer — der Verkünder römisch- und romantisch-autoritären Geistes . . .!"

Federer wird zu — katholisch! Wer sagt das? Herr Carl Busse, der sonst in manchem so außerordentlich glückliche Kritiker von Velhagen und Klasings Monatsheften. Das ist interessant, gewiß! Noch interessanter sind aber die Empfindungen, die Herrn Carl Busse bei diesem Geständnis beunruhigen. Man höre einmal aus dem Referat des letzten Januarheftes der „Monatshefte" ein paar Sätze:

„Vor der „Jungfer Therese" und dem „Mätteliseppi" spüre ich eine wachsende Beklemmung (!); es reizt mich etwas zum äußersten Widerstand, und meine geheimsten Instinkte wappnen mich zum

Digitized by Google

Kampf (!). Es geht mir ähnlich bei den Büchern der Handel-Mazzetti (!). Immer spürbarer tritt in Federer der Kaplan hervor (!), immer gewaltiger steht über seiner Welt die Autorität Roms (!), immer leuchtender wird Macht und Herrlichkeit des katholischen Priestertums verkündet, und obwohl nichts, aber auch gar nichts gesagt wird, was Andersdenkende verletzen könnte, obwohl Worte und Gestaltung reinste Objektivität erstreben, legt sich mir etwas auf die Brust, was mir den Atem hemmt (!!). Was hier brennt, ist noch verzückte Flamme, wie vom Altar aufsteigend. Aber sie braucht nur wenig weiterzugreifen, und sie sengt mir die Kleider an; sie braucht noch ein bischen umherzuzüngeln und sie wird Flamme des Scheiterhaufes (!), um die ein Rauch und ein Räuchlein von verbrannten Ketzern wittert (!!). Ich spreche von der letzten Konsequenz des Geistes, der im „Mätteliseppi" lebt und vielleicht begreift man nun besser, weshalb ich das Seppi hochachtungsvoll die Treppe hinunterwerfen wollte. Mir ist da manchmal, als bekäme ich keine Luft (!). Heinrich Federer, der doch die Berge über alles liebt, scheint mir nicht zu merken, daß er die frische, reine Bergluft in seinen letzten Büchern immer dicker mit Weihrauch durchsetzt (!). — Heinrich Federer, der auf sein freies Schweizertum nicht schlecht stolz ist, scheint nicht zu verstehen, daß man bald gerade im Namen der heiligen Freiheit, des Höchsten, was es im Himmel und auf Erden gibt, die Waffen gegen ihn, den Verkünder römisch- und romantisch-autoritären Geistes, wird erheben müssen."

Vor derlei vielen Dingen steht man vorerst sprachlos. Wäre das in irgend einem Fünfpfennigblättlein aus Großwinkelbach zu lesen oder sonst irgendwo! Aber bei Velhagen und Klasing . . .!

● ● ●

Der „Klerikalismus" in Frankreich.

Eine interessante Studie veröffentlicht im „Literarischen Echo" der in gallischen Dingen gut bewanderte Otto Grautoff. Er weist mit bemerkenswerten Details auf den „Aufschwung der klerikalen und nationalistischen Presse" in Frankreich hin. Wir drucken aus dem Aufsatz einige Sätze ab, wobei wir darauf aufmerksam machen, daß uns ähnlich lautende Informationen über „den geistigen" Umschwung in Frankreich von privater Seite zugekommen sind. Nachprüfen des Gesagten wird erst nach dem Kriege möglich sein. Otto Grautoff schreibt u. a.:

„Die Abonnentenzahl der klerikalen Zeitungen schnellte mit dem Kriege in die Höhe, wie aus Mitteilungen der französischen Presse selbst zu entnehmen ist. Das katholische Institut in Paris entfaltete eine nicht nur überaus eifrige, sondern auch kluge Propagandatätigkeit zur Beeinflussung der Gebildeten und zur Gewinnung der Massen. Ich sehe davon ab, daß der Rektor, Monsignore Baudrillart, schändliche Mittel im Kampfe gegen Deutschland anwandte und sich einer schweren Bilderfälschung schuldig gemacht hat, die ein Kapitel für sich bilden; aber als Organisator und Leiter der katholischen Propaganda im Innern Frankreichs hat er dank seiner hohen Intelligenz und seines Eifers große Erfolge erzielt. Für seinen Übereifer muß

Digitized by Google

man Nachsicht haben, da es sich darum handelt, jetzt oder nie Frankreich dem Katholizismus zurückzugewinnen Ob es endgültig gelingt, steht heute noch dahin; denn alles hängt vom Ende des Riesenkampfes ab. Aber diese Dinge stehen hier überhaupt nicht zur Diskussion. In diesem Blatte möchte ich nur noch orientierend darauf hinweisen, wie die Bemühungen der französischen Katholiken geglückt sind, auch die führende Halbmonatsschrift „Le Correspondant" während des Krieges zu einer Zeitschrift allerersten Ranges zu machen. Die „Revue des deux mondes" hat seit Kriegsausbruch zu ihrer akademischen Langeweile eine sinnlose und lächerliche Deutschenhetze geführt und hat ihre Bedeutung politisch und literarisch als führendes Blatt mehr und mehr eingebüßt. Dagegen ist die Qualität der Beiträge des „Correspondant", der natürlich auch keineswegs deutschfreundlich ist, aber abgesehen von gelegentlichen Ausfällen gegen Deutschland, ruhig und objektiv geblieben ist, so sehr gestiegen, daß heute niemand, der sich über Frankreich im Kriege unterrichten will, diese Zeitschrift übersehen kann. Viele der bedeutendsten Artikel dieses Blattes sind für das Studium der französischen Geistesgeschichte ebenso unentbehrlich wie die materialreichen politischen und kulturpolitischen Stimmungsbilder dieses Blattes aus Italien, Spanien, Portugal, Südamerika und aus Frankreich selbst."

Wir freuen uns der Feststellung von dieser Seite, daß in Frankreich zumeist die Katholiken es sind, die den kühlen Kopf sich bewahrt und die die zu diesen Zeiten mögliche Würdigung deutscher Verhältnisse und deutschen Wesens sich wenigstens zu erhalten bemühten.

●●●

„Einen Hindenburg der Kultur."

Joseph Feiten macht im „Heiligen Feuer" unter dem Titel: „Das Ministerium für Kultur" einige sehr lesenswerte Anregungen über die Verfeinerung des deutschen Kulturgefühls. Das, was der „Gral" von jeher forderte, den unerbittlichen Kampf gegen allen Schmutz und degenerierte undeutsche Seichtheit in Presse, Theater und Lied, das brennt hier Joseph Feiten auf die Seele:

„Die Phantasie und Vorstellung unseres Volkes ist so erkrankt, verseucht durch die seichten, faulen Eindrücke und Reizungen, die von unsern geldhungrigen Kulturpfuschern ausgeübt worden sind und trotz Krieg in steigendem Maße betrieben werden. Man denke an Presse, Literatur, Kino, Theater, Operette! Die Soldaten z. B. wissen oft auf dem ernsten Gang zur Front, dem Todesweg nichts besseres zu singen, als die elend dummen Puppchen und übler Bekanntes. Es ist gar keine Bosheit dabei, aber der Geist ist mit nichts besserem ausgefüllt, die edelste Pflicht am Menschen, die Erfüllung und Gestaltung der Seele, überließ man getrost den Kneipengrammophons, den internationalen Großstadt-Kapellen, Schundbühnen und Kinos

Digitized by Google

Das Mittelalter war einheitlich. Seine Seele lag nicht zerrieben, zerrüttelt, verschüttet in der Gosse. Es sang im Kampfe „Media in vita", „In Gottes Namen fahren wir."

Wir heute müssen wieder mühsam zusammensuchen und anerziehen, was eine gewissenlose Materialisten-Kapitalistenkultur verschundet hat. Wir müssen geistige Diät einführen, vorsichtig vermeiden, unsere Sinne und Erinnerung mit dem Alkohol moderner Musik und Verführung zu erfüllen. Odysseus verstopfte seinen Genossen die Ohren mit Wachs, damit sie an der Circe vorüberkamen, die jeden Angelockten mit ihrem Zauber in Schweine verwandelte.

Das brauchen wir nicht, wenn die Circe ausgetrieben würde. Eine weitsichtige Regierung müßte die verderblichen Produkte der Presse, Musik u. s. w. durch die weisesten Männer überwachen lassen! Wir brauchen ein Ministerium der Kultur.

Z. B. besehe man sich folgende paar Sätze einer Buchreklame: „Der Ladenprinz — er ist jener Typ, der unverändert alle Umwälzungen, selbst einen Krieg überdauert. Wie lange noch, und er ist wieder der Held des Bars und Tanzsalons, der Liebling der Frauen, der Neid der Männer! Sein Roman stammt noch aus der Welt vor dem Kriege, aber aus jener Welt, die nach dem Kriege dieselbe geblieben sein wird: die Welt der Lust, des Rausches, des Spiels, der holden Leichtfertigkeit (!!!) Dieser Roman mit seinen holden und wilden Klängen einer kosmopolitischen (!!) Welt hat schon wieder die Melodie der Zukunft; der neue Friede steht in ihm auf."

Brauchen wir ein Ministerium der Kultur, oder einen Kulturdiktator, einen Hindenburg der Kultur?!"

Diese Buchreklame ist freilich bezeichnend! Also das soll nun schon wieder versucht werden: den moralischen Sumpf der Vorkriegszeit mit allen alten Mittelchen aufzurühren, weil der Schund Geld einbringt! Weiß Gott, das sollte uns nun doch erspart werden, und man sollte hoffen dürfen, es lasse das deutsche Volk, das in diesen Jahren größte seelische Qualitäten neuerdings erwiesen hat, sich derlei Dinge nicht mehr so leichthin gefallen. Dann brauchts keinen Hindenburg der Kultur! W.

Kritische Warte

Neue Romane, Novellen, Erzählungen.

(Fortsetzung.)

Ein rechtes Gegenwartsbuch in einem andern, doch ähnlichen Sinne hat dem deutschen Volke Heinrich Mohr in seinem Buche „Die Heimat"[1]) geschenkt. Es will ein Hausbuch, ein Familienbuch sein,

[1]) Die Heimat. Ein Buch für das deutsche Volk. Herausgegeben von Heinrich Mohr. Buchschmuck von Rolf Winkler. VIII, 272 S. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. Preis in Pappband Mk. 4.50, Feldausg. Mk. 3.80.

Digitized by Google

ein Buch, das uns die deutsche Heimat kennen und lieben lernen will. Für diese Heimat kämpfen wir ja heute den uns aufgezwungenen Riesenkampf; aber die Liebe zur Heimat ist vielfach ein abstraktes Gefühl, weil wir die Schätze nicht kennen, die Schätze der Natur, die Schätze des Volkstums, die sie in ihren Tiefen birgt. Wer soll uns diese heimlichen Schätze künden und heben, wenn nicht der Dichter? Ihrer ruft Heinrich Mohr eine achtunggebietende Schar zusammen: Domanig, Federer, J. Gangl, E. Handel Mazzetti sind unter ihnen. Zu den Dichtern gesellt er den Priester als Künder der göttlichen Weihe der Heimatliebe. Mit allen diesen wandern wir durch die deutsche Bauernstube mit ihrem heimeligen Düster und den alten sinnvollen Bräuchen, durchs deutsche Land mit seinen Burgen und Städten, durch die Stätten deutscher Arbeit, deutscher Volksfeste, deutscher Frömmigkeit.

Fast zugleich mit diesem prächtigen Heimatsbuche, das auch durch seine gediegene Ausstattung einen ehrenvollen Platz unter den Neuerscheinungen dieses Jahres verdient, läßt die Herder'sche Verlagshandlung den Roman „Martin Augustin" von M. Scharlau in neuer Auflage (4. bis 7. Tausend) erscheinen. Wir haben den Roman bei seinem ersten Erscheinen im Gral empfehlend besprochen; es ist durchaus ein guter Roman, sowohl inhaltlich — er behandelt die Geschichte und die Rückkehr eines verlorenen oder vielmehr verirrten, durch eine Mischehe unglücklich gewordenen Sohnes — als in seiner literarischen Erscheinung, die sich in jeder Hinsicht mit Ehren sehen lassen kann. Die zweite Auflage hat er redlich verdient und hoffentlich bringt ers noch zu einer dritten und vierten.

Die bisher besprochenen Romane und Prosadichtungen sind unzweifelhaft der katholischen Literatur beizuzählen, insofern sich katholischer Glaube und katholisches Leben in ihnen mehr oder minder deutlich aussprechen. Als Mittelglied zwischen diesen und den Neuerscheinungen neutraler oder nichtkatholischer Herkunft möchten wir den neuen Kriegsroman der Verlagsanstalt Benziger: „Die Rybbergs"[1]) einstellen. Die Beherrschung der Technik des Romans ist in den „Rybbergs" eine außerordentlich geschickte. Trotz aller Verwicklungen, die den Leser stets in Atem und seine Spannung wach erhalten, verliert der Verfasser nie den Faden der Erzählung und die Verknüpfung der sich jagenden Ereignisse, die sich ganz in unserer Zeit abspielen und das fesselnde Gegenspiel zwischen deutscher Arbeit, Ehrlichkeit und Tüchtigkeit und dem Glücksrittertum einer vaterlandslosen, bis zum Vaterlandsverrat durch Spionage herabsinkenden Industriellenfamilie darstellen. Es fehlt dabei nicht an farbigen Kriegsbildern — aber wie gesagt, der katholischen Literatur können wir den Roman nur äußerlich beizählen, insofern er in einem kathol. Verlag erschien, katholisches Gefühl und Moral nicht verletzt, aber auch nicht positiv das zum Ausdrucke bringt, was wir als eine Auswirkung der katholischen Persönlichkeit des Autors zu erkennen vermöchten.

In Anlage und Technik hat mit diesem Roman die vor Weihnachten erschienene Fortsetzung der Kriegsromanreihe von Robert Heymann manche Verwandschaft. Der vorliegende zweite Band heißt „Gesegnete Waffen"[2]) und gibt sich insofern als Fortsetzung des ersten Bandes: „Das flammende Land", als die dort begonnene Handlung hier weiter gespielt wird, doch in einer Weise, daß jeder Band ein in sich abge-

[1]) Die Rybbergs. Ein Kriegsroman aus unserer Zeit. Von A. von Wehkau, 442 S. Einsiedeln, Verlagsanstalt Benziger & Co. A. G. Preis Mk. 3.60, gbd. 4.60.

[2]) Gesegnete Waffen. Kriegsroman von Robert Heymann. 392 S. Leipzig, Paul List. Preis geh. Mk. 3.— gbd. Mk. 4.—.

Digitized by Google

schlossenes Ganzes bildet. Auch in diesem Roman ist alles Technik, Spannung, mitreißende Schilderung, künstliche Verwickelung, die aber manchmal den Faden der Handlung verliert, so daß einzelne Episoden aus dem Ganzen herausfallen oder doch zu abgerissen, sprunghaft nebeneinander stehen. Eine andere sittliche Idee, als die naturgemäß die Kämpfer beherrschende Vaterlandsliebe läßt sich auch nicht herausfinden, aber wie gesagt, es ist ein spannend und fesselnd geschriebenes Buch voll flammender, für manches Auge wohl zu greller Effekte und voll dramatisch bewegter Schilderungen. Daß bei dem anerkennenswerten Bestreben des Verfassers, den Forderungen der großen Zeit auf seine Weise gerecht zu werden, so manche Dinge mitunterlaufen, die bei katholischen Lesern ein „allgemeines Schütteln des Kopfes" erregen, muß man mit in den Kauf nehmen. So bekennt S. 301 ein Hauptmann, daß das, was ihn so „erhaben", so „unendlich gut" macht, der Glaube an — — — die Frauen ist. Na also!

Wie still, wie nervenberuhigend steht neben den schmetternden Kriegsfanfaren dieser Bücher ein Kriegsbuch der deutschen Frau: „Vom jungen Krieg", Erzählungen von Auguste Supper (114 S. Hagen; W., Otto Riggel, kart. Mk. 1.50). Nur wie ein ferner Schein steht das Kriegsfeuer über diesen Erzählungen, die zum großen Teil „hinter der Front" sich abspielen und meist stille, besinnliche, auch sonderliche Menschen schildern mit einem oft starken Anklang ans Mystische, wir möchten sogar besonders mit Beziehung auf die Erzählung „Beate tut dafür" sagen, ans Abergläubische Diese letztere Erzählung handelt nämlich von einer sonderbaren alten Hexe, die eifersüchtigen Mädchen Puppen verhandelt, die mit einer Nadel durchstochen werden, wenn den, dem es gilt, an derselben Stelle die Kugel treffen soll. Im Übrigen sind diese Erzählungen kleine Kabinetstücke in ihrer Art, übergoldet von der Wärme eines deutschen Frauengemütes.

Das Leben im deutschen Bauerndorfe während der Kriegszeit schildert auch William Wolfensbergers Büchlein „Unsers Herrgotts Rebberg."[1]) Das sind keine in der Werkstatt der Phantasie ausgesponnene Erzählungen, das ist lauter Erlebtes, ist das Leben selbst, wie es ist, das Leben des Volkes im Kriege, mit seinem Hangen und Bangen, seinem harten Überwinden, das sind Gestalten aus dem Volke, wie sie leiden und leben. Der Verfasser ist protestantischer Pastor. Aus manchen Anklängen zu schließen, wohl kein eigentlich Kirchengläubiger. Ein solcher würde manche der geschilderten Erlebnisse, wie z. B. „Die Not des Hannes", der sich aufhängt, weil sein fester Glaube an Gottes Güte in einer Hab und Gut verschlingenden Sturmnacht zusammengebrochen ist, nicht so hingestellt haben, daß sie sich wie Fragezeichen in zweifelnde Seelen bohren. Aber ein Mensch mit offenen Sinnen, gütig und verstehend in seiner Art, ein bis in die Geheimnisse der Seelen eindringender Beobachter, ein merkwürdig klarer und anschaulicher Schilderer ist er jedenfalls. Besonders aber scheint sein innerer Blick auf die Entdeckung von seltsamen, rätselhaften Menschenbildern mit einem verborgenen, geheimnisvollen Innenleben eingestellt, und die schildert er mit einer Liebe und einem Verständnis, daß man zur Anteilnahme fortgerissen wird. Ein Künder der Tiefe und verborgenen Wärme deutschen Lebens, deutschen Gemütes, wie es sich jetzt zur Kriegszeit offenbart, ist in ihm erstanden.

Ganz ähnlich, nur etwas einfacher, klarer und noch unmittelbarer zum Gemüt sprechend schildert Otto Hergel, ein Amtsbruder des eben genannten Verfassers, „Das Dorf auf dem Hügel, wie es den Krieg erlebte." (117 S., Heilbronn, Eugen Salzer, Preis Mk. 1.—, gbd. Mk. 1.50)

[1]) Unsers Herrgotts Rebberg. Erzählungen von W. Wolfensberger. 213 S. Heilbronn, Eugen Salzer. Preis Mk. 2.50, gbd. Mk. 3.50.

Digitized by Google

Eigentlich besteht das Büchlein aus Tagebuchblättern: Schilderungen, wie es im Dorfe zuging bei der Mobilisierung, beim Trauergottesdienst für gefallenene Krieger Aber das alles ist so menschlich, so echt, so ergreifend, mit so tiefer Seelen- und Herzenskenntnis erzählt, daß man das Büchlein gerührt und erhoben aus der Hand legt. Zumal auch für katholische Leser der gläubigprotestantische Standpunkt des Verfassers niemals zum Anstoß wird.

Von den Kriegsbüchern zu den Friedensbüchern! Da habe ich mir einige abseits gelegt, die ich für besonders wert halte, warm empfohlen zu werden. Auch für Katholiken, die gern einen Blick in die uns am nächsten stehende Welt der nichtkatholischen Literatur tun möchten. Diesen Büchern fehlt nichts zur vollen Wirkung auf die so fein besaitete katholische Seele, als eben nur — freilich für uns die Hauptsache! — der lebenswarme Hauch katholischen Glaubens und Empfindens. Aber das gute Menschliche, die „anima naturaliter christiana", leuchtet uns daraus entgegen.

Da ist vor allem die erschütternde, tief ans Herz greifende Erzählung von Wilhelm Speck: „Zwei Seelen." (21—22 Tsd. 406 S., Berlin, Martin Warneck, gbd. Mk. 5.—) Dieses Buch erzählt die Geschichte eines jungen Menschen, der durch eigene Schwäche, wie durch Verführung auf die Verbrecherlaufbahn gedrängt, von den noch nicht erstickten guten Regungen seines Herzens immer wieder auf die rechte Bahn geführt wird, bis er von tiefster Reue erfaßt mit einem heroischen Willensentschlusse dem ihm winkenden Glück reiner Liebe entsagt und durch ein Selbstbekenntnis und die darauffolgende Zuchthausstrafe seine Verbrechen sühnt. Das ist alles mit so tiefer Anteilnahme, so lebenswahr und dabei so schlicht und einfach erzählt, so warm bestrahlt vom Geiste der Gottes- und Menschenliebe, so goldig durchsponnen von Schilderungen deutscher Gemütstiefe und anheimelnder Häuslichkeit, daß man das Buch nicht ohne tiefe Ergriffenheit, aber auch nicht ohne innerliche Bereicherung und Erhebung aus der Hand legt. Zudem ist es ein reines, ein keusches Buch, durchweht von tiefgläubig christlichem Empfinden, das den Katholiken kaum irgendwie durch einen Einschlag protestantischer Polemik verletzt, und alles in allem das Werk eines edlen, reifen, seelenkundigen Menschenfreundes, aber auch ein Werk edler und reiner Kunst, mit einem Wort eines jener seltenen Bücher, das ohne aus der ganzen vollen Wahrheit geboren zu sein, doch von ihrem Glanz und Schimmer bis in alle Tiefen bestrahlt ist.

Mehr als dichterisch-psychologische Feinarbeit erhebt die Erzählung „Ursula"[1]) desselben Verfassers Anspruch auf unser Interesse Fast keine Handlung — diese beschränkt sich auf die alltäglichen Ereignisse des Aufblühens einer Liebe und einer Brautwerbung — umsomehr Seelenschilderung wird hier geboten. Eine sehr empfindsame, feinfühlige Mädchenseele, die schon von der Berührung mit einem Schatten der Schuld in sich zurückbebt, tritt uns aus dem Spieget dieser Dichtung entgegen. Auch in diesem Buch ein Strahl von Reinheit und Güte, darüber ein Hauch von Poesie, Zartheit und Weichheit. Klar, einfach, rein und meisterhaft die Form, deren Schönheit den Verfasser in die Nähe der großen Meister der Novelle rückt.

So echt deutsche Heimatluft, ein Hochgesang deutschen Fleißes, deutscher Arbeit und ein Goldquell deutschen Gemütes wogt uns aus der Erzählung „Das kleine Glück" von Nikolaus Schwarzkopf entgegen. (208 S., Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt. Preis Mk. 2.50, gbd. Mk. 3.50.) Hier geht ein Dichter auf Heimats-

[1]) Ursula, Novelle von Wilhelm Speck. 7.—9. Tsd. 190 S. Berlin. Martin Warneck. Preis Mk. 2.80, gbd. Mk. 3.60.

Digitized by Google

wegen, fernab von dem leeren Geschwätz und Getue der Romanfabrikanten, auf Wegen, die jeder kennt, die jedem vertraut sind. Das Leben in einem Töpferdorf, die alltäglichen Hantierungen dieses Handwerks und darüber hinaus das Streben eines künstlerisch veranlagten Handwerkers nach Vervollkommnung des Gewerbes erfüllen dieses Buch mit Gesundheit und Kraft, mit herbem Erdgeruch und Heimatsfreude. Darüber webt duftigzart die Geschichte einer Liebe ihre frischen Blüten. Man hat seine Freude an diesen knorrigen Hünen, die unter rauher Außenseite soviel warme Menschlichkeit und Gemütstiefe bergen, man freut sich an den Früchten ihres Fleißes, ihres ehrlichen Strebens Wer Gesundheit, Natürlichkeit, Regsamkeit liebt, wird an diesem Buche seine Freude haben.

In der Stille gereifte Stärke, Gesundheit und Einfachheit finden wir gleicherweise in Wilhelm Steinhausens Erzählungen „Von stillem Leiden und bescheidenem Glück."[1]) In die erste dieser Erzählungen schlägt wohl von Fern der Kriegslärm der Schwedenzeit herein, aber ohne den Hauch von Friede und Stille, der über dem Ganzen liegt, wesentlich zu stören. In den andern Erzählungen klingt das hohe Lied von ehrlicher Arbeit, von stillem Entsagen, von tapferem Ertragen. Vom Anblick verschrobener Menschen, kranker Seelenkrüppel bleiben wir verschont, lauter einfache, tüchtige, gesundstarke Leute wandeln hier in Leid und Freud ihren gottgewiesenen Weg. Ein Duft von herber Poesie liegt über dem Ganzen, besonders über der ersten Erzählung, über dem ganzen Buche der stärkende Geruch der Heimaterde.

Anna Richli: Höhenleuchten, Novellen und Skizzen. 544 S. Regensburg, Friedrich Pustet. 1916. Mk. 3.60, gebd. Mk. 4.50.

Anna Richli — ein Name von deutlich schwäbischem Klange. Aber er wird wohl bald bekannt werden, soweit die deutsche Sprache Geltung hat. Denn die Erstlingsgabe der Erzählerin aus den Schweizer Bergen bekundet ein reiches Erbe poetischen Sinnes, ein feines und sicheres Schalten mit dem Gut unsrer Sprache, so daß man keinen Augenblick anstehen wird, diesen Novellen und Skizzen höheren literarischen Wert beizumessen.

Es wurde unlängst mit Rücksicht auf Ernst Zahn ausgesprochen, in den Schweizern habe das deutsche Schrifttum einen kostbaren Born der Reinigung und Verjüngung: Es sei, als ob gleich dem Lande selbst auch dessen Literatur durch die Bergriesen gegen das Eindringen von mancherlei Fäulnis und Verderbnis geschützt würde. Reinheit und sittliche Gesundheit zeichnet auch die vorliegende Sammlung aus, so daß für sie der Titel „Höhenleuchten" mit Fug gewählt wurde. Was in dem Buche steht, betrübt keine Kindesseele und wird doch auch den gereiften Leser durchaus erfreuen und erheben.

Zu diesem inneren Vorzuge gesellt sich jener der äußeren Form: der schöne Fluß der Sprache, die bei lautem Lesen einen vollen, schier feierlichen Klang hat, der Reichtum und die Gewandtheit des Ausdrucks, dem nur seltene und wenige Härten oder Dunkelheiten anhaften. Die dichterische Anschauung der Dinge, die sich namentlich in der Belebung des Leblosen oder in prachtvollen Bildern kundtut. Sie haben mich öfter an die Bilderpracht Basiles gemahnt, der Cl Brentano für seine italienischen Märchen als Quelle gedient hat. Die Erzählerin redet von einem hinterlistigen Weg, von riesenlangen Baumleibern, von der eisernen Kette der Pflicht; sie redet von denen, die auf der Heerstraße des Lebens zur Seite geschoben, am Wegrand liegend verderben. Über die Höhen

[1]) Heinrich Steinhausen, Von stillem Leiden und bescheidenem Glück. 195 S. Leipzig, E. Ungleich. Preis Mk. 2.50, gbd. Mk. 3.75.

Digitized by Google

schreitet langsam feierlich der Tag und baut aus Licht die Domhallen um die stille Bergwelt Ein Wässerlein streichelt schmeichelnd die Ufer. Vom Kriege sagt sie, der rote Reiter reite auf dem falben Roß und schwinge die Fackel.

Eine reiche Mannigfaltigkeit waltet bei der Wahl der Stoffe, die bald in die Vergangenheit, in die Tage von Jesu Erdenwallen (Rex Judaerorum) oder in das Mittelalter (Die Rosen von San Pons, Hans Halbsuters schönster Tag) zurückleiten, bald der jüngeren Zeit angehören, ja einmal (Und der Wald sprach) bis in die kriegerische Gegenwart heranführen. Hier sind die heimatlichen Berge der Schweiz der Schauplatz, dort folgen wir der Erzählerin in die heißen Steintäler des nördlichen Spanien oder an die Hänge des Vesuv, wo der Berg von Feuer ist und die Menschen sind wie der Berg. Bald genügt Anna Richli die kurze Skizze (Zerfallene Brücken), bald läßt sie den Strom der Erzählung in breiter Ausdehnung dahinfluten. Manchmal gleicht sie einem kunstvollen Bau, dann ist die Fabel wieder von kalenderartiger Schlichtheit und läßt unschwer den Ausgang erraten, wie in „Schneeglöcklein" oder in der Geschichte „Die da ringen in den Tiefen". Aber gerade für diese Einfachheit mag sich A. Richli auf ihren großen Landsmann Jeremias Gotthelf berufen, der mit besonderer Vorliebe die allereinfachste Handlung mit dem Golde seiner Erzählungskunst und seiner gesunden Lebensweisheit verschönte. Ihrem Berufe als Lehrerin getreu scheut sich die Erzählerin nicht, die sittlichen Grundgedanken deutlicher durchklingen zu lassen. Aber ein aufdringliches Fabula docet werden wir doch nirgends gewahr. Einem Leitmotive ähnlich wiederholen sich in wirksamer Art wohl auch Sätze wie jene Worte in der ersten Erzählung „Wer das Liebste nicht geben kann um Gottes willen, verdient auch nicht Träger des Segens für andere zu sein."

Der großen Gewandtheit in der eigentlichen Darstellung entspricht nicht immer eine gleiche Sicherheit in der Führung der Handlung. Hier mag Anna Richli noch einiges nachbessern. Meisterlich sind auch in dieser Beziehung „Die Rosen von San Pons" und „Der kleine Paßwächter von Tschamut." Auch „Ein Herrenkind" zähle ich zu ihnen. Bei vielen Schönheiten läßt die tief angelegte Novelle „Und der Wald sprach" die volle Beherrschung der gestellten Aufgabe vermissen, während in „Rex Judaeorum" und in der Südlandsgeschichte „Liber scriptus proferetur" ein gewisses Übermaß in der Schilderung seelischer Affekte durch äußere Ausdrucksmittel zutage tritt. Die Verwertung eines historischen Stoffes in „Hans Halbsuters schönster Tag" befriedigt gerade im Hinblick auf große Schweizer Vorbilder in geringerem Grade Aber wir möchten das im Eingange ausgesprochene Lob nicht einschränken. Anna Richlis Bahn wird noch weiter zu sonnenbeleuchteten Höhen führen.

Dr. Rudolf Huber, Innsbruck.

Verantwortliche Schriftleitung: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11, und Otto Walter, Olten (Schweiz). — Fachredakteure: Dr. Lorenz Krapp, im Felde, und Dr. Wilhelm Oehl, Universitäts-Professor, Freiburg (Schweiz). — Verlag: Petrus-Verlag, G. m. b. H. — Druck: in der eigenen Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google

Vom konservativen Geist.

Von Dr. Richard Volpers.[1])

Es gibt Zeiten, in denen es eines jeden um die Kultur besorgten Menschen Pflicht erfordert, konservativ zu sein. Den Gedanken hat Friedrich Genz, der große österreichische Staatsmann, einmal des Näheren erläutert; es war der Leitsatz seines Lebens.

Uns deucht nun, wir leben wiederum heute in solchen Zeiten, in denen denkenden Menschen jenes Pflichtgebot sich aufzwingt: den unermüdlich vorwärtsschreitenden, liberalisierenden Tendenzen in unserm ganzen Kulturleben einen Damm entgegen zu setzen. So verlangt es das Wohl der Kultur, das Wohl der Nation und das Wohl der Menschheit.

Wiederum muß es Kräfte geben, die in dem atemlosen Hasten nach dem immer Neuen und Unerhörten das bewährte Alte auf allen Kulturgebieten festhalten und verteidigen. Wiederum muß es Menschen geben, die in dem ruhelosen Ringen kopfschüttelnd stehen bleiben wollen und mit stoischer Ruhe „Nein!" sagen, wenn die ob der technischen Errungenschaften verzückte moderne Welt die Gegenwart abgöttisch erhebt und den Geist nimmer und nirgend mehr sieht, weil sie es verlernte, ihn zu sehen.

Ein entsetzlicher Krieg durchtobt Europa. Keine Demokratie hat ihn aufzuhalten vermocht. Das demokratische Frankreich, das freiheitliche England sind es, die den Brand zu nie gesehener Größe entfachten und durch Lug und Trug alle Länder der Erde zu Werkzeugen machen im Kampfe gegen die noch immer konservativeren Mächte Mitteleuropas. Das demokratische Amerika aber schürt mit silbernen und eisernen Kugeln den entfachten Brand und zeigt, wie unter dem Segen der Demokratie die öffentliche Moral gesunken ist.

Gewiß, es gab viele Herrscher schon, die eine verderbliche Politik getrieben haben. Nie aber zeigten ganze Völker

[1]) Der Aufsatz ist aller Beachtung wert. Wir veröffentlichen denselben, ohne jede Zeile zu unterschreiben. Der verehrte Verfasser hat alles Anrecht, gehört zu werden, auch dann, wenn er gewisse, nicht völlig abgeklärte Fragen herrisch und vielleicht ein klein wenig allzu eindeutig bespricht. Wir freuen uns, eine Reihe weiterer Aufsätze veröffentlichen zu können, in denen er die Grundfragen neuer katholischer Kulturarbeit behandelt. Redaktion.

Digitized by Google

einen solch moralischen Abgrund wie jetzt, wo sie in den großen Demokratien die volle Verantwortung tragen sollten. — Freilich, die Völker sind irre geleitet wie immer, irre geleitet von denen, die sie mit den Phrasen der Demokratie zu betören wußten.

Konservativer sind noch die Mittelmächte Europas. Aber ihre Demokratisierung, die Demokratisierung auch Deutschlands nahm vor dem Kriege bereits einen reißenden Fortgang. Die Macht des demokratischen Reichstags, die welkende Macht der Staatsorgane, die zunehmende Abonenntenziffer der radikalen Blätter waren dafür Beweise genug. Mehr noch zeugten dafür die immer weiter anschwellenden Zahlen jener Wähler, die den Inbegriff ihrer staatsbürgerlichen Rechte darin fanden, daß sie gegen die bestehende bürgerliche Ordnung feierlichen Protest erhoben.

Auch nicht im katholischen Teile Deutschlands war der konservative Gedanke offen und mächtig genug vertreten. Vielmehr wurden im katholischen Deutschland Gesinnungen und Gedanken bis in die weitesten Schichten der Bevölkerung verbreitet, mit denen ein konservativ denkender Kopf sich nimmermehr einverstanden erklären konnte. Und mit aller Milde sei es gesagt: Sie wurden verbreitet mit dem Anspruch auf unbedingte Geltung, man möchte fast sagen: mit dem Anspruch auf Unfehlbarkeit. Das war es, was die Gewissen anrief und zum Widerspruch herausforderte.

Das demokratische Element im deutschen Zentrum war seit Jahren im Wachsen begriffen; der Einfluß der konservativ gesinnten Parteigänger trat dagegen zurück.

Auf allen Kulturgebieten war es das gleiche Bild. In Kunst und Literatur suchte man in der guten Absicht, die Geltung katholischer Kunstwerke zu heben, den Anschluß an den Fortschritt und an die Moderne. Und wiederum erklärte man, daß darin allein das Heil liege, daß nur so die im Katholizismus schlummernden Kräfte zu neuem Leben erweckt werden könnten.

Als wenn es keine konservativen Ideale mehr geben könnte, ausgerechnet bei uns. Als wenn der Katholizismus nicht mehr fähig wäre, aus sich selbst heraus ein auch den modernen Menschen mit allen seinen Sehnsuchten befriedigendes Weltbild zu schaffen und die gesunkene Kultur zu erneuern. Denn das ist doch nicht zu leugnen: der Katholizismus ist eine eminent konservative Macht, die kirchliche Autorität ist der Hort aller erhaltenden Mächte.

— — — — — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Doch nicht nur Grau in Grau heben sich uns ab die Zeiten vor dem Kriege aus dem Buche, in dem alle Weltgeschehnisse verzeichnet sind. Es war eine Zeit gewaltiger Arbeit, jene Zeit vor dem Kriege, in der die Menschheit wie unbewußt zur Vorbereitung auf die furchtbarste Weltkatastrophe ihre Kräfte zusammenfaßte. Es war aber auch eine Zeit ernster Sammlung und der Selbstbesinnung vieler denkenden Köpfe, vorzüglich in Deutschland.

Ein konservativer Zug ging wieder durch das Geistesleben; die konservativen Kräfte sammelten sich.[1]) Der vielfache Protest gegen Gerhard Hauptmanns Breslauer Festspiel zur Jahrhundertfeier der Befreiungskriege war ein Zeichen der Zeit. Man war doch noch nicht gewillt, sich das Weltgeschehen aus blassem Demokraten-Hirne vollkommen verdeuteln zu lassen. Wenigstens empfand man auch wieder den Mangel an erhaltendem geschichtlichem Sinn.

Auch im Katholizismus ballte sich der Widerstand gegen die unaufhaltsame Entwicklung zur Opposition zusammen. Ihre Berechtigung lag darin, daß sie am genauesten Fühlung genommen hatte mit den wahren Bedürfnissen der Zeit wie der größte Papst der letzten Vergangenheiten Pius X., der den Pulsschlag der Gegenwart wie keiner zu deuten verstand, der die Krankheiten der Zeit kannte und den Arzt wußte, sie zu heilen.

Wenn sich überall der konservative Geist wieder regte, wenn das Organ der preußischen Konservativen, die Kreuzzeitung, in einer guten Stunde die konservativere Politik der katholischen Opposition begrüßte, — warum sollte es da konservativen Katholiken, der Opposition nicht erlaubt sein, ihre Kräfte zu regen. Warum sollten sie rückschrittlich sein, wo sie einmal aus ihrem Herzen heraus fortschrittlich sein konnten? Warum wollte man hier so durchaus Bestrebungen verhindern, die man bei Außenstehenden vielleicht begrüßt hätte? Warum wollte man die an der freien Meinungsäußerung hindern, deren Absichten man kaum verdächtigen konnte? Oder zeigte sich auch hier schon die Gleichmacherei der Demokratie, die vor Individualitäten keine Achtung hat?

Freilich hat der Übereifer noch immer überall gesündigt. Und der Hader verzehrte noch immer die stärksten Kräfte, indessen die Friedliebenden wachsen und die sich schätzen und ehren und vor einander Achtung haben.

[1]) Selbst eine so fortschrittliche Schriftstellerin wie Gertrud Bäumer gestand: Besonders unter den Gebildeten vollzog sich „eine rückläufige Bewegung zu konservativen und orthodoxen Anschauungen." Gertrud Bäumer: Die soziale Idee in den Weltanschauungen des 19. Jahrhunderts.

Digitized by Google

Der Krieg war ein gewaltiger Eingriff in die Entwicklung. Der Kaiser auf dem Balkon seines Schlosses, mit der Wahrhaftigkeit seiner Worte und der inneren Ergriffenheit seiner Gebärde der harrenden Menge gebietend: das war ein Schauspiel, das das Herz erfaßte. Der Monarch und mit ihm sein Volk: das war der Triumph der kaiserlichen Macht und der Monarchie.

Wohl suchte man wiederum auch bei uns die Masse als die treibende und handelnde Macht dieses Krieges hinzustellen. Aber gerade im Empfinden des Volkes hebt sich die Einzelpersönlichkeit als Träger der Handlungen empor. Und wie in alten Zeiten sind es wenige Namen, denen das Volk den Lorbeer zuträgt, indessen die Massen dahinschwinden und vergehen. Mit ewigem Ruhm hat es den Namen des Siegers von Tannenberg, den Namen Hindenburgs umgeben und sein Andenken, schon heute von Sagen umwoben, ins Mythische gestaltet. Diesen Mann mit dem kantigen Bauernkopf, dem tiefen Blick, dem phrasenlosen Wort, den Mann, wie er sich eng verbunden weiß mit Gott und gottgesandtem Geschick, hätte keine Demokratie der Welt in der seelischen Formung aufkommen lassen. Er ist wie emporgetaucht aus vergangenen Zeiten, ein starker Ritter sonder Furcht und Tadel.

Das Empfinden von der überragenden Gewalt einzelner großer Menschen hat das konservative Bewußtsein gewaltig verstärkt. Dazu kamen die wieder auflebenden Erinnerungen vergangener Zeiten und die historische Größe der Gegenwart, die oft wie eine längst entschwundene große Zeit die Gemüter ergriff und auf sie wirkte.

Im Anfange des Krieges hatte auch noch die radikale Presse das Heft aus der Hand verloren. Sie mußte ihre Vergangenheit und ihre vergangene Wirksamkeit leugnen, um dem Herzenspulse des Volkes gerecht zu werden, darin die alte deutsche Seele wieder erwachte. Und es war ergötzlich, wie die große Berliner Presse es aufnahm, daß noch immer nicht bei uns der banale Geist des guten Europäers die uneingeschränkte Herrschaft hatte! Wie sie sich gebärdete, als sie wahrhaftig noch Zeichen und Wunder sah, Wunder — die sie nicht einmal hatte ankünden können!

Aber die Begeisterung läßt sich nicht tragen durch mehr denn zwei lange Kriegsjahre. Der Dämon des bösen Geistes erwachte von neuem mitten im harten Kampfe. Die menschliche Leidenschaft verdrängte die wieder zur Geltung gekommenen alten Grundsätze, und die Gier nach dem Gelde erstickte in so vielen die edlen Regungen inmitten der Tränen.

Digitized by Google

Schon wird das Volk wieder von einem Teile der Presse durch innerpolitische Forderungen von dem Ringen um Leben und Tod abgelenkt. Durch ein demokratisches Wahlrecht in Preußen und nichts weiteres soll es für die Blutopfer entschädigt werden, die es dem Vaterlande darbrachte. Damit meint man etwas Rechtes erreicht zu haben, indessen das Volk hungert nach der Gesundheit der Seele und des Leibes, nach Güte und Liebe, die weite Volksmassen im Anfange des Krieges bisweilen empfunden. Indessen es hungert nach einer sozialen Versöhnung, die uns nur die Religion mit ihren übernatürlichen Mitteln zu geben vermag.

Das Alles mußte aber geschehen, damit uns nach einem beglückenden Rausche das Bewußtsein erhalten blieb: Noch immer ist die Seele des deutschen Volkes in Gefahr, mehr noch als der Körper des Staates. Noch immer sind die Mächte am Werke, die vor dem Kriege uns erschrecken ließen vor kommenden Tagen. Der Krieg hat diese Mächte, die zum Verderben führen, nicht schwächer erwiesen als wir erwarteten, aber stärker die verborgene Seele des deutschen Volkes.

Umso mehr müssen nun alle erhaltendenden Kräfte sich einen zu Kampf und Abwehr: dem Echten und Guten, das emporlohte in erster heiliger Kriegesnot den Platz zu wahren für eine kommende Kultur, für eine neue Zeit, für eine erneuerte Zeit.

Wie seltsam, daß es Winter ist ...

Von Hanns Heinrich Bormann, z. Zt. im Feld.

Wie seltsam, daß es Winter ist,
O liebe Frau!
Und blühen Rosen doch, wohin ich schau,
Und blühen selbst auf deinem Mund,
Den ich geküßt!

Die Stunden tragen alle dein Gesicht,
O liebe Frau!
Selbst wenn der Himmel trüb und grau,
Liegt doch ein Abglanz stillen Glücks auf ihnen
Von unserer Liebe Licht.

Digitized by Google

Frühling 1917.

Von Hubertus-Kraft Graf Strachwitz.

Frühling,
wie sehnt sich die Welt nach dir,
der sonst du so lieblich erschienen,
im Kranze der Blüten, in strahlender Zier,
mit rosafarbenen Füßen,
mit rosendurchdufteten Grüßen,
Frühling, wie sehnt sich die Welt nach dir
in wilder Sehnsucht,
wir suchen dich, Frühling, mit Hast und mit Gier.

Lebst du verborgen in fremder Gestalt,
verbirgst dich den Blicken der Erde?
Warum, so grausam, so roh und so kalt
mit Wolken wie Mauern
und eiskalten Schauern
ertränkst du die Auen, umdüsterst den Wald,
vernichtest die Hoffnung,
Frühling, du machst uns mürbe und alt.

Dein Herz ist erstarrt, durch Greuel vergällt —
Dein Mitleid ging blutend zu Grunde.
Wo Kriegslärm jammert, heult und gellt,
Verzweifelnder Massen,
Zerfleischender Rassen,
Verfluchter im Hassen —
Wo Volk um Volk dem Mord verfällt,
Da bleibst du fern
— o Frühling —
beim Untergang der Welt! —

Digitized by Google

Swinkuni und Majelein.

Ein Märchen von Oswald Menghin.

(Schluß.)

2.

Vom Bergfriet der Maienburg genoß man die herrliche Aussicht auf ein weites, üppiges Tal, durch dessen Mitte ein großer Strom zog. Bis zum Fuße des Burghügels reichten die Auen, in denen man sich stundenweit ergehen konnte. Dies war das Reich Kuniberts, des Schweinehirten, den sie Swinkuni nannten.

Von dem zahlreichen Gesinde des Herzogs war Swinkuni der geringste, aber von allen gut gelitten, und da er ein hübsches, schlank gewachsenes Bürschlein mit einem leuchtenden Goldkopf war, sahen die jüngeren Mägde schon nach ihm aus. Von der Welt wußte er nichts. Fast noch ein Kind, hatte er von seinem Vater den Dienst geerbt und sein ganzes Leben ohne Sorge und Kummer in der Au bei seinen Schweinen verbracht. Er schlief Sommer und Winter in seiner Reisighütte und kannte niemanden von den Größen des Hofes. Wie hätte sich auch der arme Schweinehirt jemals soweit vorwagen dürfen, um die hohen Herrschaften von Angesicht zu Angesicht sehen und am Ende gar von einem ihrer Blicke getroffen werden zu können.

Swinkuni lag mitten unter seinen grunzenden Tierchen in der Au, den Kopf an einen Stamm gelehnt und von dessen Schatten geschützt, den Leib hingegen der Sonnenwärme aussetzend. Es war gegen Mittag. Auch die Schweinchen wurden träge und schmiegten sich behaglich in die selbstgewühlten Erdlöcher. Es wurde ganz still. Nur ein seltsames Klingen und Summen füllte die Luft; das kam von den zahllosen Fliegen, die sich über den Gruben und Pfützen tummelten und schillernd zwischen den Stämmen hin- und herflitzten.

Zwischen Wachen und Träumen angelangt, sah Swinkuni auf einmal eine wunderschöne Fee über die Matten heranschreiten. Sie bückte sich da und dort, und als er näher hinzusah, bemerkte er mit Staunen, daß sie einen ganzen dicken Strauß gelber Schwertlilien über dem Arm trug und immer neue hinzufügte. Von diesen Blumen war der grüne Auboden im Frühling übersät. Wenn dazu die Sonne durch die frischen Buchen- und Birkenblätter stach und in allerlei Figuren über Gräser und Blüten huschten, da schien über die ganze Au ein goldener Schimmer gebreitet und fühlte es sich unendlich warm, auch wenn vom Flusse

Digitized by Google

her noch das schärfere Lenzlüftlein strich. In dieser Zeit fand Swinkuni die Welt stets besonders schön. Er wußte nicht warum. Nun ging es ihm aber auf. Es war ihm ganz neu, daß man die gelben Blumen, auf denen sonst nur seine Tierchen herumkollerten, auch pflücken konnte. Und wie er so Blüte auf Blüte vom Boden schwinden sah, wurde ihm klar, daß man ihn eines Teiles seiner Herrlichkeiten beraubte.

Da ward ihm der schöne Traum lästig und er rang mit ihm, bog sich, schlug mit der Hand aus und war wach. Ganz wach — aber welch ein Wunder! die schöne Fee seines Traumes war nicht verwichen, sondern schritt noch, immer Blüten brechend, weiter und kam schon ganz nahe an ihn heran.

Schön Majelein war es, die da sich und die Welt vergessend, über den Blumenteppich schritt. Sie war, von ihren Jungfrauen begleitet, vom Schlosse herabgestiegen, um ein wenig zu lustwandeln. Zuerst war gespielt worden; dann hatten sich die einen ermüdet auf den weichen Rasen gelegt, die andern, und die Prinzessin mit, gingen Blumen suchen. Im Eifer des Pflückens der schönen gelben Lilien, deren erste sie am Rande der großen Au gefunden, war Majelein immer tiefer in das Gehölz geraten und endlich, von ihren Gespielinnen weit entfernt, dorthin gelangt, wo Swinkuni mit seiner Herde hauste.

Nun stand sie schon hart vor ihm und hatte den Burschen noch nicht bemerkt; denn sein Wams, seine Hände und seine Füße waren so erdfarben wie die Schweinlein ringsherum in den Gruben. Aber nun rührte sich Swinkuni. Der Prinzessin entrann ein kleiner Schrei. Als sie aber sah, daß der Junge sich niederkniete und sie anbeten wollte, trat sie zu ihm und sagte zutraulich: „Wer bist du?“ „Sie nennen mich Swinkuni“, antwortete der Hirt, „ich heiße aber eigentlich Kunibert und hüte die Schweine des Herzogs auf dem Schlosse dort hinter der Au.“

„Ei, lieber Kuni,“ sprach da die Holde, „so bist du doch der Mann, der die guten Schinken und feinen Rippchen für unsere Küche liefert, nicht wahr?“

„Ja, das bin ich,“ sagte Swinkuni und nickte ernsthaft.

„Lieber, lieber Kuni, so habe ich an dich eine Bitte. Zeige mir doch ein lebendiges Schweinchen, ich habe noch nie eines gesehen, sondern nur davon gehört.“

„Du hast noch nie ein Schweinchen gesehen?“ lachte da Kunibert von Herzen. „Das ist ja nicht zum glauben. Wer bist du denn eigentlich, was machst du denn da?“

Digitized by Google

„Ich bin Majelein, des Herzogs Tochter, und pflücke Blumen. Ach, ich merke erst jetzt, wie weit ich von meinen Freundinnen abgekommen bin. Es ist gut, daß ich dich gefunden habe. Du wirst mir doch den Weg weisen, wenn ich wieder zurück will?"

„Gewiß werde ich das, liebes Majelein. Aber wenn du des Herzogs Tochter bist, dann kannst du ihm doch ausrichten, daß du mich getroffen hast und daß ich ihn bitten lasse, nicht gar so in meiner Herde zu wüten. Es tut mir immer in der Seele weh, so oft ich ein Schweinchen, das ein Jahr mit mir gelebt, in die Herrenküche liefern muß."

„Das werde ich ihm ausrichten," sagte Majelein wichtig; „nun zeige mir aber deine Schweinchen."

Da sprang Swinkuni, der während des ganzen Redens vor dem Mädchen gekniet hatte, auf, nahm sie bei der Hand und führte sie zu einer Grube, wo wohl ein Dutzend der grunzenden Tierlein, große und alte wie kleine und junge mit seidenweißen Börstchen, beisammenlag. Neugierig, aber nicht ohne leises Grauen, sah Majelein, leicht sich vorbeugend und an Swinkunis Arm sich haltend, in die schwarze Grube hinab, in der die Tiere schlummerten.

„Sie sind ja tot," flüsterte sie.

„O nein," sagte Kunibert, „nimm diesen Ast und rühre daran."

Majelein nahm den dargereichten langen Ast und schlug auf das Ohr eines großen Tieres. Dieses gab erschrocken einen seltsamen Ton von sich, sprang auf und rannte zur Grube hinaus. Ihm nach die ganze Herde. Mit einem Schrei fuhr die Prinzessin zurück, raffte ihr gelbes Seidenkleid und floh hinter einen Baum. Swinkuni aber lachte, eilte ihr nach und sagte: „Nur keine Angst! Es geschieht dir nichts."

Nun lachte auch Majelein und wagte sich wieder hinter dem Baume hervor.

„Setzen wir uns," sagte sie und ließ sich auf einem umgestürzten Stamme nieder, Swinkuni daneben. Er ergriff ihre Hand, streichelte sie und sprach: „Ich habe dich sehr lieb."

Schön Majelein funkelte etwas mit den Augen und das hieß: „Ich habe dich auch lieb." Zugleich nahm sie seinen Kopf zwischen ihre Hände, zog ihn näher und sagte: „Du hast die schönsten Goldhaare, die ich je gesehen."

Darüber freute sich Swinkuni; denn er hatte nicht geglaubt, etwas Schönes an sich zu haben, seine Schweine ausgenommen. Und er sagte: „Darf ich dir einen Kuß geben?"

Digitized by Google

Schön Majelein sagte nicht ja und nicht nein, aber ihr süßes Köpfchen neigte sich näher zu ihm, und Swinkuni fuhr durch ihre Hände und drückte ihr einen herzhaften Kuß auf.

Damit war nun die letzte Scheidewand gesunken. In kindlicher Arglosigkeit plauderten und lachten sie und versprachen, von nun ab recht oft zusammenzukommen. —

Unterdessen hatten sich die Gespielinnen der Prinzessin wiedergefunden und mit Schrecken bemerkt, daß ihre Herrin fehlte. Alles Suchen war umsonst, und sie mußten sich endlich dazu verstehen, im Schlosse davon Nachricht zu geben. Der Herzog war außer sich. Noch nie hatte sein Hof aufgeregtere Stunden erlebt. Nach allen Seiten hin wurden unter Führung bewährter Männer Streifruppen gesendet, der Herzog selber drang mit dem ganzen Hofstaate in die Au ein, in der die Prinzessin verschwunden sein sollte. Selbst in der Jagdzeit toste es nicht lauter durch die sonst so stillen Waldflecken als heute. Rufe, Pfiffe, Trompetenstöße erschallten, und die Hasen, denen niemand etwas zu leid tun wollte, flohen entsetzt nach allen Seiten.

Als sich aber die Menge der Suchenden verteilt hatte, trat wieder Ruhe ein. Der Herzog schritt an der Spitze einiger Damen und Herrn über die Matten. Kein Wort wurde gesprochen. Nur aus weiter Ferne hörte man hin und wieder einen Hornruf.

Plötzlich blieb der Herzog wie erstarrt stehen. Die Blicke aller waren auf eine kleine Lichtung gebannt, wo sich das merkwürdigste Bild bot. Mitten in einem Wall von gelben Lilien, umlagert von einer grunzenden Herde saßen die Prinzessin und der Hirt auf einem Baumstrunk, eng aneinandergeschmiegt, mit rückwärts gekreuzten Armen und lebhaft einander erzählend. Eben lachte die Prinzessin hell auf, schlang den Arm um den Goldkopf des Hirten und drückte ihm einen kräftigen Kuß auf die Lippen.

Da stürzte der Herzog vor. „Majelein!“ rief er, „Mein Majelein, wie kommst du hierher?“

„Mein Vater, mein Vater!“ jubelte das Prinzeßchen, sprang auf und umarmte den Fürsten. „Ach, ich habe soviel Blumen gepflückt und zugleich diesen lieben Jungen gefunden. Er muß mit auf unser Schloß.“

Die Damen und Herren des Hofes standen auf Nadeln. Es war doch zu schrecklich. Die Prinzessin und der schmutzige Schweinehirt. Der Herzog konnte nur mit Mühe einen Ausbruch seines Ingrimms zurückhalten. „Ja,“ rief er, „der Bursche soll mit auf unser Schloß und zwar sofort. Herr Hofmeister, Ihr haftet mir mit Euerem Kopf für ihn. Und nun, komm mein Kind!“

Digitized by Google

Aber Majelein hatte in den Augen ihres Vaters gelesen, daß ihr Wunsch nicht in der rechten Weise erfüllt werden solle. Bittend sagte sie zu ihm: „Vater, was hast du mit Kuni vor? Du willst ihm doch nichts zuleide tun? Ich habe ihn so lieb!"

Da konnte der Herzog nicht mehr länger an sich halten und er schrie: „Was willst du mit diesem Hirten? Er ist der letzte an meinem Hofe und keine Magd möchte mit ihm schäkern. Und mein Kind hat ihn geküßt. Das soll er mir büßen."

Schön Majelein hatte ihren Vater noch nie im Zorne gesehen. Als er diese harten Worte herausstieß, wollte es ihr schier das Herz abdrücken. Es ward ihr unwohl, ihr ganzer Körper schauerte, die Lider brannten sie, und zum erstenmal in ihrem Leben brach eine Flut von Tränen aus ihren schönen Augen. —

3.

Der Herzog schritt finster in seinem Gemache auf und ab. Er hatte mit sich zu rechten. Es war sein Schwur, der ihm zu schaffen gab. Nach diesem mußte der Schweinehirt des Todes sein. Er wußte aber auch, was er seiner Tochter damit tat.

Unaufhörlich vergoß sie Tränen, seit der Hirt im tiefen Kerker des Schlosses lag, fortwährend verlangte sie nach ihm und rief seinen Namen. Aber der Herzog wollte unerbittlich sein. Nachdem er schon so weit gekommen, sollte bis zum Ende gegangen werden. —

Nun war er entschlossen. Er rief den Hofmeister. „Der ganze Hof soll sich versammeln. Auch meine Tochter bringt herbei. Der Gefangene ist vorzuführen. Rasch!"

Die Diener flogen. Seit jenem Tage war mit dem Herzoge nicht zu spassen. In kürzester Frist standen alle versammelt im großen Thronsaale. Die Prinzessin hatte zu weinen aufgehört, als sie vernahm, daß Kuni vorgeführt werden sollte. Nun saß sie neben ihrem Vater auf dem goldenen Throne.

„Bringt den Verbrecher," befahl der Herzog mit schneidender Stimme. Majelein zuckte zusammen. Die Flügeltüren gingen auf und mit schweren Ketten belastet ward Swinkuni hereingeführt. Der Kerker hatte ihn abgehärmt, aber sein schönes blaues Auge hatte nichts von der Freiheit und Unschuld des Blickes verloren und leuchtete auf, als er die Prinzessin in aller Pracht ihres Standes thronen sah. Diese aber sprang auf, und ehe es jemand hindern konnte,

Digitized by Google

hing sie an dem Gefesselten, streichelte und küßte ihn und rief: „Mein armer Kuni, was mußt du um meinetwillen leiden. Aber sei ohne Furcht. Ich lasse nicht von dir und will mich lieber vom Turme unseres Schlosses stürzen, als dir die Treue brechen. In schlaflosen Nächten ist eine neue Welt in meiner Seele aufgegangen: ich liebe dich, und niemand anders als du wird mich zum Traualtare führen."

Diese Worte hörend sprang der Herzog wie von einer Viper gestochen auf und schrie, vor Wut fast sinnlos: „Und ich schwöre hier auf mein Schwert und meine Ehre, daß eher deine Tränen zu Perlen werden, als daß dieses Ekel dein Ehegemahl sein soll. Ergreift ihn, schleppt ihn hinunter, vor meinen Augen soll er augenblicklich von vier Pferden zerrissen werden. Er ist ein Zauberer, der meine Tochter behext hat."

Alles erstarrte vor Entsetzen. Niemand rührte sich. Der Herzog selber sank in den Thronsessel zurück und schien erdrückt von seinen eigenen Worten.

Schön Majelein aber sank vor dem Throne ihres Vaters in die Knie und hob flehend die Hände. Zwei große Tränen traten in ihre Augen; die flimmerten und flirrten, und als sie sich loslösten, zerrannen sie nicht, sondern klimperten und klirrten zu Boden und blieben liegen. Es waren zwei große schöne Perlen.

Des Herzogs Brust krampfte sich zusammen. Er wollte aufschießen, wollte sprechen — allein er konnte kein Glied rühren. Der Hof aber, zuerst wie gebannt, geriet plötzlich in Bewegung, alles stürzte auf die Perlen zu, sie gingen von Hand zu Hand und es dauerte geraume Zeit, bis der Hofmeister sich der Pflicht entsann und die Perlen an sich nahm, um sie dem Herzog darzubieten.

Nun kam wieder Leben in die Gestalt des Fürsten. Er legte die beiden Perlen in die hohle linke Hand, erhob sich und stieg vom Throne, an dessen Stufen noch immer sein Kind kniete.

„Steh auf," sprach er, „mein teueres Kind, dem mein unglückseliger Zornmut bald so furchtbares Leid zugefügt hätte. Ich habe mit meinem Eide Gott versucht; aber deine Unschuld hat gesiegt. Die Perlen aus deinen Augen lösen, was ich im Wahnwitz geschworen. Sieh, ich führe ihn dir nun selbst zu, deinen Kunibert. Den du liebst, muß er nicht der beste sein? Tut ihm die Ketten ab. Nimm, Kunibert, meine Tochter bei der Hand und führe sie zum Throne. Setzt euch, ich will der erste sein, der euch huldigt."

Und da saßen nun Kuni, der Schweinehirt, und Majelein, die schöne Prinzessin, auf dem Throne und empfingen

Digitized by Google

die Huldigungen des Hofes. Am neunten Tage fand die Hochzeit statt. Man sah nie eine reichere.

Als die junge Herzogin an der Seite ihres Gemahls, der mit fürstlichem Staate angetan, die ganze edle Jugend an Schönheit übertraf, aus der Kirche trat, sah alles auf den Schmuck, den sie am Halse trug. An einem goldenen Kettchen hingen zwei große Perlen von märchenhaftem Schimmer, schön Majeleins Tränen.

Mater dolorosa.

Von Hanns Heinrich Bormann, z. Zt. im Felde.

Als Maria ihren toten Sohn im Schoße hielt,
Hat ein Schwert durchdringen ihre Seele sie gefühlt.

Wind und Wolken ruhten. Stille ringsumher . . .
War je einer Mutter Herzeleid so schwer? —

Und sie blickte in das blutverklebte, liebe Angesicht.
Leise zitterte ihr Leib . . . Jedoch sie weinte nicht.

Und sie sah den süßen Leib . . . O Wunden viel!
Tiefer neigte sie das Haupt . . . Doch keine Träne fiel.

Und sie sah die Herzenswunde . . . Leid so groß!
Leise stöhnte sie. — Doch blieb ihr Auge tränenlos!

Traf ihr Blick die Hand . . . Die wehe Heilandshand!
Heiß hat da die Träne ihr im Mutteraug' gebrannt.

O die Hand! . . . Wie war sie klein einst, süß und fein!
Wieviel Segen strömte von ihr aus, wieviel Verzeihn!

Grausam war durchbohrt sie jetzt, versehrt, entstellt.
O die Hand! . . . sie schuf den Himmel und die Welt!

Ruhte blutig, tot und kalt jetzt in der Mutter Schoß.
Tränen küßten sie: Maria weinte! . . . O ihr Leid war [übermenschlich groß!

Digitized by Google

Parsifal. / Von Lorenz Krapp (im Felde).

Der Siedler hieß mich Parsifal.
Ich stieg aus tiefen Wäldern auf.
Dort rann der weißen Sterne Strahl
Auf meines Schwertes goldnen Knauf.

Ich hab' gelauscht, von Gram verstört,
In Beten hab' ich oft gewacht.
Und ferne Stimmen hat gehört
Mein Ohr in schwarzer Mitternacht.

Ich weiß nicht, ob sie mich genarrt,
Die Stimme fern im Zaubertal:
„Steh auf und wandre! Deiner harrt
Das Heil der Welt, der heil'ge Gral!"

„Dein harrt die Burg, der Ritterkranz,
Der blaue See, der tiefe Tann;
Dein harrt das Blut im Rosenglanz,
Das aus der Wunde Christi rann."

Nun wandr' ich tausend Meilen schon
Ins Irrsal dieser Welt hinein.
Die Sonne blitzt. Die Wolken droh'n.
Der Vögel dunkle Stimmen schrei'n.

Ich ritt durch Schluchten geistertot,
Durch Städte, donnernd, marmorschön.
Ich sah manch Gottesabendrot
Auf blauen Meeresfunden steh'n.

Der Vögel Ruf, wie Brudermund
Sprach er vertraut zu meinem Ohr.
Mir sang manch Lied der Wind im Grund
Wie eine Mutterweise vor.

Mir winkten Frau'n und wilder Mai,
Die Lust der Jagd, der Segel Flug.
Doch schweigend ritt ich dran vorbei
Auf meiner Seele Wanderzug.

Und unentrinnbar hör' ich's weh'n
Ob meinem Haupt durch Wald und Tal:
„Wo find' ich dich, du Heil der Höh'n?
Wann glühst du mir, o heil'ger Gral?"

Digitized by Google

„Christus".

Ausgewählte deutsche Christuslyrik aus allen Jahrhunderten.

Zusammengestellt von Karl Jakubczyk, Breslau.

(Fortsetzung.)

In dulci jubilo
Nu singet und seid froh!
Unsers Herzens Wonne
Leit in praesepio.
Und leuchtet als die Sonne
Matris in gremio.
Alpha es et O.
Alpha es et O.

Ubi sunt gaudia?
Nirgend mehr dann da,
Da die Engel singen
Nova cantica
Und die Schellchen klingen
In regis curia.
Quanta gratia,
Quanta gratia!

O Jesu parvule,
Nach dir ist mir so weh!
Tröst mir mein Gemüte,
O puer optime.
Durch deiner Mutter Güte,
O Princeps gloriae.
Trahe me post te,
Trahe me post te!

Mater et filia
Ist Jungfrau Maria:
Wir wären all verdorben
Per nostra crimina,
Nun hat sie uns erworben
Coelorum gaudia:
Eia, wärn wir da!
Eia, wärn wir da!

Fassung nach Kehrein, 1. Band (mit Weglassung der letzten Strophe.)

* * *

Josef, lieber Josef mein,
Hilf mir wiegen mein Kindelein,
Daß Gott müsse dein Lohner sein
Im Himmelreich,
Der Maide Kind Maria.

Gerne, liebe Maria mein,
Helf ich dir wiegen dein Kindelein,
Daß Gott müsse mein Lohner sein
Im Himmelreich,
Der Maide Kind Maria.

Nu freu dich, christenliche Schar,
Der himmelische König klar
Nahm die Menschheit offenbar,
Den uns gebar
Die reine Maid Maria.

(15. Jahrhundert.)

Nach Erk-Böhme, 3. Band.

* * *

Digitized by Google

Als Gott der Herr geboren war,
Da war es kalt,
Was sieht Maria am Wege stehn?
Ein' Feigenbaum.
„Maria, laß du die Feigen doch stehn,
Wir haben noch dreißig Meilen zu gehn,
Es wird uns spät."

Und als Maria ins Städtlein kam
Vor eine Tür,
Da sprach sie zu dem Bäuerlein:
„Behalt uns hier,
Wohl um das kleine Kindelein,
Es möcht' dich wahrlich sonst gereun,
Die Nacht ist kalt."

Der Bauer sprach: „Von Herzen ja,
Geht in den Stall!"
Als nun die halbe Mitternacht kam,
Stand auf der Mann;
„Wo seid ihr dann, ihr armen Leut'?
Daß ihr noch nicht erfroren seid,
Das wundert mich!"

Der Bauer ging da wieder ins Haus,
Wohl aus der Scheuer.
„Steh auf, mein Weib, mein liebes Weib,
Und mach ein Feuer,
Und mach ein gutes Feuerlein,
Daß diese armen Leutelein
Erwärmen sich."

Und als Maria ins Haus hin kam,
Da war sie froh,
Joseph, der war ein frommer Mann,
Sein Säcklein holt;
Er nimmt heraus ein Kesselein,
Das Kind tät ein bischen Schnee hinein,
Und das sei Mehl.

Es tat ein wenig Eis hinein,
Und das sei Zucker,
Es tat ein wenig Wasser drein,
Und das sei Milch;
Sie hingen den Kessel übern Herd,
An einen Haken, ohn' Beschwerd'
Das Müslein kocht.

Digitized by Google

Ein' Löffel schnitzt der fromme Mann
Von einem Span,
Der ward von lauter Helfenbein
Und Diamant;
Maria gab dem Kind den Brei,
Da sah man, daß es Jesus sei,
Unter seinen Augen.

Aus „Des Knaben Wunderhorn."

* * *

Ein kurzes poetisch Christgesang.

Der Wind auf leeren Straßen
Streckt aus die Flügel sein,
Streicht hin gar scharf ohn Maßen
Zur Bethlems Krippen ein;
Er brummlet hin und wieder,
Der fliegend Winterbot
Greift an die Gleich und Glieder
Dem frisch vermenschten Gott.

Ach, ach, laß ab von Brausen,
Laß ab, du schnöder Wind,
Laß ab von kaltem Sausen
Und schon dem schönen Kind!
Vielmehr du deine Schwingen
Zerschlag im wilden Meer,
Allda dich satt magst ringen,
Kehr nur nit wieder her.

Friedrich von Spee.

Nach der Ausgabe der „Trutznachtigall" in „Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts." (Herausgeg. von Karl Goedeke und Jul. Tittmann), 13. Band. — Nur die 2 ersten von 4 Strophen.

* * *

Weihnachtslied.

Vom Himmel in die tiefsten Klüfte
Ein milder Stern herniederlacht,
Vom Tannenwalde steigen Düfte
Und hauchen durch die Winterlüfte,
Und kerzenhelle wird die Nacht.

Mir ist das Herz so froh erschrocken,
Das ist die liebe Weihnachtszeit!
Ich höre fernher Kirchenglocken
Mich lieblich heimatlich verlocken
In märchenstille Herrlichkeit.

Digitized by Google

Ein frommer Zauber hält mich wieder,
Anbetend, staunend muß ich stehn;
Es sinkt auf meine Augenlider
Ein goldner Kindertraum hernieder —
Ich fühls, ein Wunder ist geschehn.

Theodor Storm.

* * *

Auf ein altes Bild.

In grüner Landschaft Sommerflor,
Bei kühlem Wasser, Schilf und Rohr,
Schau, wie das Knäblein Sündelos
Frei spielet auf der Jungfrau Schoß!
Und dort im Walde wonnesam,
Ach, grünet schon des Kreuzes Stamm!

Eduard Mörike.

* * *

Kreuz und Grab.

Dem Kreuze sei mein Singen
Und dem Gekreuzigten geweiht!
Ich sang der Welt um schlechten Lohn, ach, leider allzu sehr.
Wie könnt' ich besser ringen
Nach ewiglicher Seligkeit?

Bruder Wernher.

Nur die ersten 5 Verse nach Lindemanns „Blumenstrauß geistlicher Dichtungen des M. A."

* * *

Christi Klage.

O weh, ich klag dir, Mensch, meine Not,
Daß ich, dein Schöpfer und dein Gott,
Durch dich verloren hab mein Leben:
Was willst du mir zu Lohne geben?

15. Jahrhundert.

* * *

Wir loben, daß du gemartert bist,
Und mit ganzem Herzen bitten wir dich,
Daß du uns heißest Gesellen sein
Mit den viel lieben Engeln dein.

Digitized by Google

Wir geben Lob dem heiligen Chriſt,
Der ohne Schuld gemartet iſt,
Der für die ganze Chriſtenheit
Am ſcharfen Galgen trug großes Leid.

12. Jahrhundert.

Entnommen Lindemanns „Blumenſtrauß von geiſtlichen Gedichten des deutſchen Mittelalters." Herder, Freiburg 1874.

* * *

1. O weh der Schmerzen,
Die ich Armer trage
In meinem Herzen
Und nicht weiß, wem ich's klage!
Gott, laß dich erbarmen
Meine Not
Und tröſte mich Armen
Durch deinen Tod.

2. Immer (es) kränket
Mein Gemüte,
So mir gedenket
Seiner Güte,
Daß er ſich wollte
Dem bittern Tode geben,
Daß er uns kaufte
Ein ewiges Leben.

3. Wo ſoll ich finden
Meines Herzens Troſt,
Der ſich ließ binden,
Daß wir wurden erloſt?

14. Jahrhundert.

Überſetzt nach Wackernagel, Das deutſche Kirchenlied, 2. Band.

* * *

O Urſprung aller Brunnen, wie mußteſt du ſo ganz verſiegen.
Troſt aller Herzen, wie wardſt du verſchwiegen.
Blume aller Schönheit, wie biſt du ſo gar verblichen.
Licht aller der Welt, wie biſt du ſo gar dunkel worden.
Ewiges Leben, biſt du erſtorben.

Um 1500.

Aus dem „Hostolus animae" (1501) nach Wackernagel, 2. Band überſetzt.

* * *

Digitized by Google

O Menschheit bloß,
O Marter groß!
O Wunden tief,
O Blutes Kraft.
O Todes Bitterkeit!
Hilf uns zu der Seligkeit
Durch deine Barmherzigkeit.

Um 1500.

Aus dem „Hostulus animae" (1501) nach Wackernagel, 2. Band modernisiert.

(Fortsetzung folgt.)

Alte Häuser.

Von F. Schrönghamer-Heimdal.

Sind die Giebel eingenickt,
Weil sie altersschwach sich neigen,
So wie Greise, die das Schweigen
Einer toten Zeit bedrückt?

Rosen, Nelken leuchten rot
An den weißen Fensterläden,
Und die Nachbarsleute reden
Was das heute Neues bot.

Feierabend macht der Bäck
Und er geht zum „grauen Bären",
Wo sie seine Meinung hören
Über Zeit und Lebenszweck.

Neidisch grüßt der Nagelschmied,
Kann sich keinen Schoppen leisten.
Schuster, bleib bei deinen Leisten,
Heißt bei ihm das alte Lied.

Denn die Zeit ist arg und eng
Und nach Nägeln wenig Frage.
Doch beim Bäcker alle Tage
Birst der Laden vom Gedräng.

Alte Häuser, neue Zeit.
Wenn die guten Bürger schlafen,
Singen hoch die Telegraphen
Über der Vergangenheit.

Digitized by Google

Der Schatz (der deutschen Ordensritter).

Ballade nach einer oberschlesischen Sage
von Hubertus-Kraft Graf Strachwitz.

Als Hermann von Salza allen voran
gezogen von Süden gen Norden,
da folgten gerüstet mit Roß und Mann
die Ritter vom Deutschen Orden.

Sie kamen von Christi heiligem Grab,
die Waffen gesegnet zum Streite;
Zur Rechten den frommen Pilgerstab,
zur Linken das Schwert an der Seite.

Voll heiligen Eifers, im preußischen Land
zu künden der Christenheit Lehre,
bis hoch hinauf an den Memelstrand,
zu Gottes und eigener Ehre.

Sie führten die Schätze des Ordens mit,
der Märtyrer goldne Gebeine,
Türkisen, Smaragden und Chrysolit,
des Orients blitzende Steine.

Doch als sie gezogen entlang am Meer,
durch Steppen, Länder und Städte,
ein Murren durchlief die Streiter im Heer —
weitab von heiliger Stätte.

Wo plätschert am Waldesrande ein Bach,
da wollten sie lagern und bleiben,
sich eiligst erbauen ein stattliches Dach,
die Zeit mit Kurzweil vertreiben.

Und Hermann von Salza allen voran,
er prüfte des Wassers Gefälle:
„Wohlan, es sei! Halt — Roß und Mann!
Hier rastet und baut auf der Stelle!"

Kaum war es gesagt, schon wurde der Wald
von tausend Händen gelichtet,
und, ehe es frostig wurde und kalt,
die Burg ward fertig errichtet.

Digitized by Google

Der Meister befahl, als finster die Nacht,
die Schätze im Grunde zu bergen,
von schwerem Gestein umwölbt und bedacht,
gehütet von Gnomen und Zwergen.

Die Ritter waren voll Freude und Lust,
verlachten, was einst sie geschworen;
den Waidmannsbogen gespannt an die Brust — —
und Preußen für Christus verloren.

Doch Boten erschienen von Kaiser und Reich:
„Herr Meister, was wollt Ihr beginnen!
„Im Norden, dort soll Euer Schwerterstreich
„die Heiden für Christus gewinnen!"

Als Hermann von Salza die Botschaft gehört,
er sprach zu den Rittern und Knappen:
„Der Kaiser hat Recht! Wir waren betört,
„vergaßen des Kreuzes im Wappen!

„Wir schwuren es heilig bei Jesu Leid,
„den Heiden am Ostseestrande,
„zu bringen das Licht der Christenheit,
„bis tief in die preußischen Lande."

So mahnte er weise. Da brachen sie auf,
wenngleich sie so gerne geblieben,
und folgten getreulich dem Weichsellauf,
von heiligem Eifer getrieben.

Der Meister allein in der Burg blieb zuletzt,
mit ihm der Ritter von Skalen,
da keiner wie er ward als Künstler geschätzt
mit Farbe und Pinsel zu malen.

Er malte den Meister mit wallendem Haar,
die Hände gefaltet am Herzen,
und seitlich schimmernd am hohen Altar
im Silberleuchter drei Kerzen.

Sie strahlen so seltsam ruhig und mild,
gleich wie in einer Kapelle,
und wer zu enträtseln weiß dies Bild,
der schöpft aus verborgener Quelle.

Am Rande zu lesen der Zuversicht Spruch:
„Sobald wir die Heiden geschlagen,
„wir kehren zurück nach dem Weichselbruch,
„die Schätze gen Norden zu tragen."

Digitized by Google

Sie schafften das Bild hinauf in den Saal,
dort hält es die Menschen zu Narren;
die Augen des Ritters schweifen zu Tal,
die Lippen im Schweigen verharren.

Dann: „Drauf und dran — zu Pferd — zu Pferd!
„Zum Kämpfen, Streiten und Siegen!
„Ihr christlichen Ritter, gezückt das Schwert!
„Die Heiden, sie müssen erliegen!"

Doch ehe dies hehre Werk vollbracht,
ein Schrecken durcheilte die Runde:
„Der Meister gefallen in heißer Schlacht,
„als Sieger, doch — tot — in der Stunde!"

Jahrhunderte gingen seitdem dahin,
kein Ritter ist wiedergekommen,
und keiner es wagte im kühnen Sinn,
und keiner den Schatz hat genommen.

Die Burg wurde Lehn, als kaiserlich Recht,
an slawische Ritter vergeben;
Geschlecht vererbte sie auf Geschlecht:
Voll Hoffnung, die Schätze zu heben.

Und jeder sie suchte und keiner sie fand,
sie lagen geschützt in der Erde,
da keiner das Bild zu deuten verstand,
und keiner der Hände Geberde.

Der Orden zerbrach, das Reich zerschlug,
Geschlechter kommen und sterben,
der Todesengel im blutigen Flug
schlägt ganz Europa in Scherben!

Doch heute noch geht von Mund zu Mund
Die Märe von Sagen umwoben:
„Es ruhen der Deutschen Schätze im Grund,
„kein Ritter noch hat sie gehoben!"

Digitized by Google

Es waren Königskinder.

Eine Westerwaldgeschichte von Johannes Laurenburger.

(Fortsetzung.)

Tannzauber.

„Die Schlacht der Deutschen gegen ihre Feinde" hatte, wie billig, mit dem glänzenden Sieg der Zentralmächte geendet. Als es zu dunkeln begann, waren die Gegner kampfmüde und wurden schläfrig. Sie gingen nachhause und sangen „Lieb Vaterland, magst ruhig sein." Der deutsche Sieg war eine unumstößliche Tatsache, mit der sich die Feinde abfinden mußten. Auch Peterchen mit Montenegro. Ihm kam allerdings nachträglich seine Rolle in etwas eigenem Lichte vor. Und weil er wußte, wie man ihn einschätzte, nahm er sich vor, in Zukunft den Schmutzigen und Dummen nicht mehr zu spielen. Lieber sei er nie mehr mit. Peterchen hatte etwas gelernt und war auf dem Weg, klug zu werden. Aber der Hang zum Schmutz war nun einmal ein unglücklicher Familienfehler, und Peterchen war noch ganz in Sonderheit damit belastet.

So lag also der Kampfplatz jetzt in friedlicher Ruhe. Ein kaum erkennbarer Federbusch und verschiedene überhaupt nicht erkennbare Dinge, ein zerbrochener Trommelschlägel, zwei Hosenknöpfe, eine halbe Messingschnalle und, zweifellos das merkwürdigste Stück, das ganze Königreich der schwarzen Berge war auf der Walstatt geblieben und alles zeugte von der Erbitterung, mit der gekämpft worden war. —

Und die alten, schwarzen Tannen auf dem Burgwall wiegten ernst die moosbehängten Wipfel. Ihre Zweige senkten sich in leisem Geflüster ineinander und sie waren in tiefer Trauer. Denn ihre Schwestern im dunklen Wasgenwald, weit fort über dem Rhein drüben, litten unnennbares Weh und zitterten vor unsagbarem Herzleid, weil sie so viel blühendes, kraftvolles, jungherrliches Leben sich zu Füßen sterben sahen. Da litten die alten Tannen vom Burgwall mit ihren Schwestern und trauerten gleich ihnen, daß so entsetzlich viel des edelsten und besten Blutes fließen mußte. Die Schwestern im Wasgenwald aber machten es wie die Urchristen, die das Blut der heiligen Märtyrer mit Schwämmen auftrockneten und ehrfürchtig sammelten. So saugten auch sie auf und tranken mit ihrem weichen, schwammigen Boden das in Strömen fließende kostbare Blut der jungen Menschenleiber. Denn das Blut gehörte ihnen, dem Land, dem

Digitized by Google

Vaterland! Und so dachten auch die treuherzigen alten Tannen am Burgwall von Westerstein, und sie wiegten ernst die moosbehängten Wipfel. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Es dämmert. Die Dinge sind ohne Schatten, tragen unsichere Lichter und sehen größer aus. Drohend stehen die gewaltigen Mauermassen der Burg im fahlen Abendlicht gegen das Firmament, als wollte ihr alter Trotz gar den Himmel zur Kraftprobe herausfordern. Wie mit zerfetzten Gewandstücken hat ein düsterer Eppich die weiten, buckligen Mauern behängt, in seltsam gerissenen Linien durchschneiden die Dachgräte scharf das abendliche Gewölk.

Hoch oben am obersten Geschoß vom alten Palasgebäu dreht sich ein Fensterflügel. Ganz droben, dicht unter dem schmalen Kranzgesims. Des Uhus unheimlicher Ruf zieht lang und bang wie ein einsamer Wildschrei durch die Nebelschwaden gegen den hohen Forst und versickert über der feuchten Talwiese. Aufgeschreckt in ihrer lichtscheuen Ruhe fliegen plötzlich ein, zwei, drei Nachtvögel aus der flachen Dachlucke über dem Fenster.

Der Flügel hat sich noch einmal bewegt. Und wieder kreischt der vergrämte Uhuschrei in die Abendstille über den tiefen Grund und scheucht das Echo von der finsteren Wand des Buchenwaldes jenseits der Wiesen auf der Schwedenschanz.

Da droben sind die Zellen der Strafgefangenen. Gerade, wo die Burgwand am höchsten ist, daß die alten schwarzen Tannen darunter kaum über die Hälfte hinaufrecken. Die Fenster sind später gebrochen, liegen bedeutend höher als die alten Burgfenster und sind vergittert. Da, ... zum drittenmal blinkert ein Funke des versunkenen Abendrotes steilan in dem Fensterglas ... Die zunehmende Dunkelheit läßt nicht klar unterscheiden ... Aber Flucht!? .. Daran ist nicht zu denken! Man wird schon schwindlich vom Hinaufblicken .....

Aus dem Fenster der siebenten Zelle hängt schwebend der Körper eines Mannes, hängt festgekrallt an dem zerstörten Gitter. Über ihm das schmale Kranzgesims. Unerreichbar. Das sieht er, das wußte er auch schon. Aber da hinunter wird es gehen. Es muß! Sein Blick mißt prüfend die Entfernung bis zu den Tannenwipfeln. Ihre starken Äste werden sich biegen, werden knacken und brechen unter der Wucht. Aber sie werden dennoch tragen. Sein Körper wird auf ihnen wie auf grünen Wellen in die Tiefe gleiten. Ein verwegen Stück! Aber die Freiheit gilt's, und

Digitized by Google

es wird seinen Mann berühmt machen. Die Tannen starren wie schwarze Kegelspitzen aus dem dunklen Grund herauf. Wenn nur der verdammte Abstand nicht wäre! Drei bis vier Meter mögen es immerhin sein! . . .

Langsam zwängt der Flüchtling den ganzen gedrungenen Körper durch die Gitterstäbe. Fledermäuse huschen und hasten in scharfen, abgebrochenen Linien um ihn. Die alte Burguhr zählt mit gellender, näselnder Stimme ihre Schläge: . . . Ntänk! . . . Ntänk! . . . Ntänk! . . . . . acht Uhr! Er hat aus Gewohnheit mitgezählt. Wie wird's sein, wenn die Glocke die nächste Stunde schlägt!? . . . Soll er es nicht lieber doch noch aufgeben? . . . . Er schwankt. Es ist ein furchtbares Wagnis! Aber er verscheucht den Gedanken . . . Und wenn er all' Knochen im Leib bricht! Lieber kaputt als noch länger so ein Hundeleben! Er hat es genug überlegt, wenn er in seiner Zell' lag und keinen Schlaf finden konnt' . . . .

Der Wind kommt auf und trägt einen starken Tannenduft zu ihm herauf. Ganz leise setzt der Regen ein. Eine fröstelnde Kühle legt sich auf seine Glieder. Oder ist es nur die Furcht, ist es die Angst, die in ihm friert? Angst?? Furcht?? Der Römer weiß von keiner. Ihn, ihn hat im Leben noch keiner zittern sehen! So ist das! . . .

Unter seinen Schuhen knirscht der Wandmörtel. Er erschrickt und krampft sich in den Stäben fest. Noch fester. Verdammt noch einmal, wenn die nachgäben! . . . Er horcht . . . Wie das die Wand hinunterrieselt! Jetzt schlägt es da drunten auf. Da ist harter Fels. Der Römer ist hier daheim und kennt die Burg und jeden Stein drum herum. Wenn er da aufspritschte! . . . Dann Gutnacht! . . . Er muß weit springen, ganz weit, und den Körper im Sprung noch schwingen, daß er auf die Äste kommt, sonst . . .!

Wie grauer Dampf, wie schwelender Höhenrauch liegt es unter den Tannen. Ihre Wipfel ragen wie dunkle Zeltspitzen daraus hervor. Deuwel! Es kann ein Sprung ins Jenseits sein. In die Höll'? . . . Unsinn! Wer glaubt an den Schwindel! . . .

Ihn packt eine schüttelnde Erregung. Das muß die Kälte sein . . . Nur das Loslassen! . . . Das andere geht nachher von selber . . . Die Hand schmerzt . . . Donnerschlag! das ist der Krampf, und der darf jetzt nicht kommen. . . . Seine Füße scharren und suchen und tasten. In den Kniekehlen zerrt der Schmerz und reißt an den Gelenken. Wenn der Abstand nur nicht so groß wäre! Weit, weit, ganz weit muß er sich hinauswerfen. Werfen! dann geht es. . . .

Digitized by Google

Der Schweiß perlt ihm auf der Stirne. Von seiner Brust röchelt die Aufregung. Pah, das ist die Anstrengung. Vorwärts, es muß! Er stemmt den Körper von der Wand ab, hinaus über die Tiefe, hält sich mit der Linken, wiegt, . . . wiegt . . . Weg die Gedanken . . . nichts denken! . . . Es muß, muß!! Jetzt! . . .

Einen Augenblick lang schließt er die Augen. Nun reißt er sie weit auf, ballt sich zum Sprung, hart an die Mauer, daß er seine Kräfte auf engsten Punkt zusammendrängt. So kann der Körper wie eine Spannfeder auseinanderschnellen. Dann ein gewaltiger Stoß, er sperrt die Hand krampfig auf, . . . springt! . . . .!

— — — — — — — — — — — — — — —

Im kleinen Hinterstübchen der Post, — im Kandnchen, hieß es, — da saßen die Herren von Westerstein. Wobei man weder an mittelalterliche, eisenklirrende Ritter, noch an neuzeitliche Diplomaten in Frack und Lackschuhen zu denken braucht. Die Herren waren überhaupt nicht von Adel und ganz im Gegenteil von ausgeprägt demokratischer Gesinnung.

Der freisinnigste von ihnen allen war der Oberförster. Er hatte aus der ganzen Gesellschaft die geringste Ähnlichkeit mit einem Ritter. Es sei denn, es hätte einer verwandte Züge mit dem Rodensteiner, so in der Gegend um den Mund herum, bei ihm entdecken wollen. Eher schon mochte man ihn für einen Diplomaten halten. Er verstand es nämlich so meisterhaft, seine tieferen Gedanken zu verbergen, daß er bisweilen in Verdacht geriet, garkeine zu besitzen. Das war nun zwar bestimmt nicht der Fall, aber es sah so aus. Und daran änderte auch nichts, daß er gern mit übertriebener Wichtigkeit von der Loge sprach, der er aber garnicht angehörte.

So ganz allmählich hatte er sich frei gemacht von allem, was nach seiner Meinung im Leben entbehrlich war. Daß er hierhin vor allem die Geistlichkeit rechnete, ist selbstredend. Von geistlichen Dingen hielt er überhaupt nicht viel, weil er Wert darauf legte, als gebildeter Mann zu gelten. Das brachte nur an Kaisersgeburtstag eine kleine Schwierigkeit für ihn mit sich, wo er alljährlich mit großer Feierlichkeit in der Kirche saß und ein Gesicht machte so würdig, wie ein gestempelter Amtsbogen. Natürlich hielt er auch alles, was so drum und dran hing, für entbehrlich: den Religionsunterricht vorab, wofür er „die" Bürgermoral und die Schulmesse, wofür er Bürgerkunde gelehrt wissen wollte. Auch die Westersteiner Franziskanerinnen hatte er bis vor dem Krieg für sehr entbehrlich gehalten. Seine

Digitized by Google

augenblickliche Auffassung in diesem Punkt war unbekannt. Als er aber einmal rund heraus erklärte, der ganze Gemeinderat von Westerstein tauge nichts, er sei ganz gut entbehrlich und es ginge sogar viel besser ohne ihn, da war er mit dem alten Preußer arg aneinandergeraten. Und die Frage der Entbehrlichkeit ist ja auch im Leben ein Kapitel, über das sich wohl streiten läßt.

Neben dem Oberförster saß der Apotheker Wierts, der mit dem Bürgermeister nie einig werden konnte, ob Westersteiner Schinken roh oder gekocht vorzuziehen sei. Auf Vorschlag des Doktors war seinerzeit beschlossen worden, die Frage einer Prüfung und Entscheidung durch die Tischrunde zu unterwerfen und zur Ermöglichung eines genauen und abschließenden Urteils ein Schinkenessen zu veranstalten. Die Kosten habe der verlierende Teil zu tragen. Das Bier natürlich sei zu Lasten des glücklichen Gewinners. Der Krieg hatte leider auch durch das Westersteiner Schinkenessen einen bösen Strich gemacht.

Dem Doktor gerade gegenüber hatte in der Regel der Rentmeister seinen Platz, ein würdiger Veteran von Siebzig und Ritter des Eisernen Kreuzes. Er kam beim fünften Glas Bier regelmäßig auf seinen Lieblingswunsch, ein Haus in der Form des Eisernen Kreuzes zu besitzen, womit er ebenso regelmäßig den Widerspruch des Baumeisters Hüsch hervorrief, der das für einen baren Unsinn und unbrauchbaren Gedanken erklärte, weil ein solches Haus zu viele Außenwände bekomme. Was dann allemal die Posttwirtin veranlaßte, ihrem Mann hinter dem Schenktisch zuzuflüstern, es sei garnicht zu begreifen, daß ein sonst so kluger Mann, wie der Rentmeister, auf eine so närrische Idee verfallen könne. So ein Haus müsse ja umfallen. Und sie glaube, der Mann habe sich das mit seinem Eisernen Kreuz so in den Kopf gesetzt, daß er womöglich noch . . . Der Satz blieb meist unvollendet. Worauf dann wiederum regelmäßig die Erklärung ihres Mannes, des Posttwirtes, folgte, sie verstehe das vollständig falsch. Damit sei doch natürlich die Grundrißform gemeint. Das mag für einen technisch Gebildeten eine ausreichende und verständliche Erklärung sein. Aber Frau Brenner war leider nicht so technisch gebildet, wie ihr Mann, an dem, wie sie oft bewundernd versicherte, ein tüchtiger Baumeister verloren gegangen war. So wurde es nicht anders und blieb dabei, daß sie sich bei nächster Gelegenheit in gleicher Weise um den Rentmeister sorgte.

Die arme Frau hatte aber seit kurzem noch viel größere Sorgen bekommen. Dem Brenner, dem Posttwirt, war es

Digitized by Google

nämlich schließlich ärgerlich, daß seine Frau die Sache garnicht begreifen wollte, und er begann allmählich, die Erklärungen mit mehr Heftigkeit als nötig zu geben und hatte neulich sogar beigefügt, ach was, der Gedanke sei durchaus nicht närrisch, sondern ganz vernünftig und beachtenswert. Er müsse bloß recht verstanden werden. Und weil er demgemäß nun auch immer ein sehr überzeugtes Gesicht machte, so oft der Rentmeister und der Baumeister auf ihr altes Thema kamen, kriegte es die gute Frau mit der Angst, der Rentmeister habe gar ihren Mann bereits angesteckt und die beiden planten womöglich, in Westerstein ein Eisernes Kreuz von nie gesehenen Dimensionen zu errichten. Sie nannte die beiden seither im Stillen Großhänse und zwei alte Kreuzritter. Bis der Hauptlehrer Stipp, der auch im Kanönchen verkehrte und gewohnheitsmäßig in nie versagendem Eifer und steter Hilfsbereitschaft alle Welt mit guten Ratschlägen versah, ihren Stoßseufzer einmal hörte und wohlwollend dazu bemerkte: „Ach, sagen Sie das lieber nicht, meine gute, liebe Frau Brenner. Jenes Wort könnte leicht umgekehrt seine Schärfe gegen sie selber richten." Was Frau Brenner zwar nicht verstand, aber beherzigte. — —

Die Herren saßen aufgeräumt zusammen in Erwartung einer Siegesbotschaft, von der bisher nur bekannt war, es stehe noch für den Abend eine große Meldung bevor. Alle waren in einträchtiger, gehobener Stimmung. Der Oberförster und der alte Preußer hatten ihre Entbehrlichkeitserklärungen beiseite gestellt, der Apotheker und der Bürgermeister die Schinkenfrage, der Rentmeister und der Baumeister den Hausbaustreit. Und der Postwirt und seine Frau sorgten sich lediglich um den Durst ihrer Gäste.

Da ging die Tür auf und der Postverwalter kam mit eiferglühendem Gesicht, eine Depesche hoch in der Hand:

„Meine Herren, soeben amtlicher Drahtbericht:

> Berlin, 7. September.
> Die Festung Maubeuge hat kapituliert, 40 000 Kriegsgefangene, darunter 4 Generäle, 400 Geschütze und zahlreiches Kriegsmaterial sind in unsere Hände gefallen. . . .!"

„Hurraah! . . . Hurraah! . . . Hurraah!" . . . . . Wie aus einem Mund war es gekommen. Die Männer standen um den runden Tisch, reichten sich in stolzfroher Erregung die Hände und ihre Augen glänzten. Und wie auf Verabredung sprang jubelnd aus ihren Herzen: „Deutschland, Deutschland über alles. . . .!"

Digitized by Google

Es war ein weihevoller Augenblick im Westersteiner Kandchen. Aber der Hauptlehrer hatte das Empfinden, das Lied sei zumindest um einen halben Ton zu tief angestimmt. Es ließ sich leider nicht feststellen, durch wen. Daher gab er ganz allgemein den Rat, jenes Lied immer einen kleinen halben Ton höher zu beginnen. —

Noch saßen die Herren bei der Siegesfeier. Und der ewig nörgelnde Oberförster hatte diesmal sich so rückhaltlos mit allen Maßnahmen der deutschen Armeeleitung einverstanden erklärt, hatte so begeistert die Schlagkraft der deutschen Heere gerühmt, so zuversichtlich den Endsieg unserer schneidigen Waffen verkündigt und in allem so gründlich jeden Widerspruch aufgegeben, daß Frau Brenner anfing, sich auch über ihn allerhand Gedanken zu machen.

Und das war ja nun auch wirklich, wie's war. Vor einem halben Jahr noch hatte der Oberförster das viele Militär für durchaus überflüssig erklärt und die Wehrsteuer und alles, — wenn sich die Völker nur verstehen und vertragen wollten. Denn jeder Krieg sei ganz und gar ausgeschlossen, wenn alle Welt einmal die wahre Humanität begriffe, und jeder Streit höre auf, wenn die Anmaßung und die Gewinnsucht und vor allem, wenn die Machtgelüste der Großen einmal ein End' hätten.

Darin würde ihm diesmal gewiß jeder gern beigestimmt haben. Jedoch der Haken saß, wie der Hauptlehrer ausführlich nachwies, überall im Nachsatz. Das meinte auch der alte Preußer, faßte sich indes wesentlich kürzer und brummte nur: „Ja, — ja, — — wenn, — wenn, — wenn! —"

Frau Brenner ihrerseits wunderte sich: Wie sich doch die Ansichten der Leute mit den Zeiten manchmal ändern können! — —

Vorn, in der großen Wirtsstube, hörte man lärmende Stimmen und erregtes Rufen und Antworten. Da wurde die Türe mit Gepolter aufgerissen:

„In der Burg sind die Gefangenen ausgebrochen! . . ."

Miserere.

Als ihr Sohn hinausging, hatte die Burgmarie ihm noch eine Zeit lang nachgesehen. Bis er schließlich hinter der Wegsenke verschwunden war. Dann ging sie mit der ihr eigenen, beschaulich steifen Art an die Arbeit, räumte das Essen ab, gab sich ans Spülen, brachte die Sachen in dem behäbigen Küchenschrank unter und schälte bereits die

Digitized by Google

Kartoffeln für den anderen Tag. Hierauf legte sie im Herd das Feuer zurecht, daß der Frieder morgen nur noch das Streichholz daranzuhalten habe und vor seinem Waldgang doch ein gut Schälchen Kaffee bekomme. Er mußte gewöhnlich sehr früh heraus, noch ehe es fünf schlug, und wollte nie, daß die Mutter seinetwegen mitaufstand.

Wochen und Monate lang ging bei der Burgmarie alles gut. Sogar das Kochen und die sonstigen Hausarbeiten, welche immerhin einige Anforderungen an ihren Geist stellten, besorgte sie, wenn auch langsam, so doch mit der Sicherheit, wie sie eine jahrelange, gleichmäßige Übung gibt. Dann aber konnte es vorkommen, daß sie auf einmal, ohne jeden ersichtlichen äußeren Anlaß, irgend einer ihrer sonderbaren Wahnvorstellung verfiel. Nie gefährlicher Art. Aber stets so unvermittelt, daß jede Erklärung, jede Brücke fehlte, die eine Verbindung zwischen ihrem gesunden und kranken Denken abgegeben hätte. Diese Irrungen kamen ganz plötzlich, verloren sich ebenso schnell wieder und hafteten in der Regel nur an einer vereinzelten Idee, die sich wohl oft in der Sache, aber nie in den Begleitumständen wiederholte. So hatte sie schon häufiger das Feuer, statt im Herd, sorgfältig an anderer Stelle vorgerichtet, einmal in der Fensternische, ein andermal unter der Wasserbank. Hatte Papier, Holz und Kohlen sauber aufgeschichtet, dann aber, in der ungewissen Ahnung einer möglichen Brandgefahr, zugleich einen großen Blechkübel darüber gedeckt. In den Tagen eines solchen Anfalles mußte sie sich wohl ihrer verminderten Zurechnungsfähigkeit bewußt sein. Sie war dann besonders einsilbig und verschlossen, war ungewöhnlich ängstlich, ganz gegen ihr sonstiges Wesen auffällig launenhaft und mürrisch, und ging am liebsten nicht aus ihrem Zimmer.

Einmal war sie mitten beim Essen, das sie selber hergerichtet hatte, aufgestanden und mit der Erklärung vom Tisch gegangen, sie lasse sich nicht zwingen, Trebern zu essen. In der heiligen Schrift stehe schon, das sei ein Futter für Schweine. Und zwei Tage lang war sie nicht zu bewegen, den geringsten Bissen anzunehmen. Am dritten Tage schien sie die ganze Geschichte von den Trebern völlig vergessen zu haben, ging ihrer gewohnten Arbeit nach, aß und trank und alles war gut.

Wieder einmal hatte sie ihre Tätigkeit plötzlich unterbrochen und die Küchenuhr abgestellt. Die sage fortwährend zu ihr: Zau' dich, zau' dich, zau' dich . . .![1]) Sie könne sich nicht mehr zauen, dafür sei sie nicht mehr jung genug.

[1]) Zau dich (Dial) = rile, tummle dich.

Digitized by Google

Und dann hatte sie sogar ein Tuch über die Uhr gehängt. Die habe überhaupt ein recht freches Gesicht und lache sie aus. Nach zwei Tagen war der Spuk vorbei und jede Erinnerung daran wieder verschwunden.

Diese Störungen gingen fast nie über den Gesichtskreis ihres eng umschriebenen häuslichen Lebens hinaus und schienen teilweise in körperlichen Zuständen begründet zu sein. Ihre Ängstlichkeit, die sie auch bei den sonderbarsten Äußerungen ihres kranken Gemütes nie verließ, verhütete zum Glück immer jeden Schaden. Daher wurde es dem Frieder leicht, ihre Einfälle zu ertragen. Und setzte er ihr wirklich einmal einen Widerspruch entgegen, dann tat er es wohl mit Entschiedenheit, aber nie verletzend. Dafür hatte er seine arme Mutter viel zu lieb. Der Mann sieht ja überhaupt gern seine Stärke von der hilfesuchenden Schwäche beansprucht. Wieviel mehr, wenn die Bande des Blutes sich geltend machen und die natürliche Kindesliebe in der Fürsorge für eine kranke Mutter ihre Dankesschuld abtragen kann. Der Frieder ging also immer, wenn irgend möglich, auf die Irrgedanken seiner Mutter freundlich ein und hatte dann gewöhnlich den Erfolg, daß sie bereits am nächsten oder übernächsten Tag sich ganz von selbst in ihre bescheidenen und schwerfälligen, aber doch immerhin leidlich geordneten Gedankengänge zurückfand. — —

Die Burgmarie war mit den wenigen Abendarbeiten fertig geworden. Nun hatte sie den Strickstrumpf zur Hand genommen und saß damit neben dem Herd auf der niedrigen Holzkiste. Den Platz suchte sie sich gewöhnlich auf, da saß sie mit Vorliebe und hing ihren einfältigen Gedanken nach. Der Frieder blieb nie über die Zeit aus, wenn er ins Dorf ging, und sie wartete immer getreulich auf sein Heimkommen. War ja ein braver Junge, der auch keinen Groschen unnötig ins Wirtshaus trug. Und so vernünftig. Ganz wie sie selber. Und fleißig und voll Eifer auf seine Arbeit. Drum hatte es auch zu was gebracht! Das sollte ihm mal einer nachmachen, ... so ganz aus nichts heraus! Und er war hübsch, bildhübsch, ... ihr Junge, ihr Kind, ... konnten all schwätzen, soviel sie wollten! ... Jetzt wüßten sie wieder gar nicht ohne ihn fertig zu werden .... und deswegen brauchte er auch nicht in den Krieg fort, wo die Leut' totgeschossen wurden, ... ihr Kind, ihr Frieder ... Und sie strickte, strickte, ... bis es so dunkel war, daß sie nichts mehr sah und ihr immer die Maschen von der Nadel fielen. Da mußte sie die Hände in den Schoß legen. ...

Aber ihre Gedanken strickten weiter ...

Digitized by Google

Sie konnte nur Beinlängen stricken, an der Ferse wurde sie immer irr. Dann half die Frau Verwalter. Die war eine liebe Frau, ... kein bißchen stolz, wie sonst die vornehmen Leut', ... kam manchmal sogar in die Burgschmiede, ... wenn gerade ihr Weg vorbeiführte. ...

— — — — — — — — — — — — — —

Jesus! Was war das! Die Burgmarie horcht erschrocken auf ... Das kann der Frieder unmöglich noch nicht sein ... Ihr wird unheimlich. Es ist so still um sie her, und sie ist ganz allein ... Wenn er nur bald käm'! ... Allmächtiger Gott! ... Da ist wirklich einer! Das waren deutliche Schritte, die über den Sand knirschten ... Heilige Gottesmutter, steh' mir bei! Ein struppiger Kopf hat einen Augenblick vor dem Fenster gestanden. Sie hat es klar und richtig gesehen ... zittert am ganzen Leib ... O der Frieder, der Frieder! Wenn er doch nur da wär'! ... O Gott, O Gott!

Leise wird die Haustüre aufgedrückt ... die schrubbt und knurscht über den Plattenboden, zögernd, verhalten, ruckweise ... Der Burgmarie fehlt die Kraft und der Mut, zu schreien. Sie hört das fremde Atmen ... ihr Herz pocht bis in die Schläfe ... die Angst wühlt in ihrem Gehirn ...

Ein heiseres Zischeln:

„Bsssst! ... Marie! ... bssst! ... Mariechen! ..."

Ihr ist das Blut in den Adern gefroren ...

„Marie! ... Wo bist du? ... Dann gib doch wenigstens Antwort! ... Ich will ja gar nix, kannst ohne Angst sein! ... Der Frieder is' weg, gelt? ... Ich han ihn fortgehn sehen ... Marie! ..."

Ein Mann schleicht über die breiten Platten im Ern ... kommt lauernd auf den Zehen näher ...

„Jesus, Maria! ... Der Römer! ..."

„Scht! ... Schtill! ... In der Burg werden sie's noch früh genug gewahr. Die verfluchten ...!" zischelt der Kerl sie an. „Siehst du, das hätt'st du dir nicht geträumt, was? Hahaah! Der Römer läßt sich doch nicht hinter's Eisen sperren!" Er lacht mit dem rohen, heiseren Lachen eines Trinkers. „Aber jetzt paß' mal auf! ... Du mußt mir helfen, Marie ... Mußt mit sorgen, hörst du ... daß ich fortkomm ... sicher hie vondann'! ... Drum lang mir mal dei' Geld heraus! ... Ich brauch' es ... All' Geld, das du hast ... verstanden? ..."

Er schnaubt die Worte durch die Zähne, hat ihren Arm gepackt und reißt und zerrt sie ...

Digitized by Google

Sie läßt alles geschehen, ist gebannt, wie ein blödes, willenloses Tier. Starrt nur aus entsetzten Augen auf den Mann, der in geduckter Hast vor ihr steht und ihr Geld verlangt . . . Aus dem Gefängnis entkommen! . . . der Römer! . . . ist da . . . ist bei ihr!! . . .

„Donnerschlag! . . . Glotz nicht wie ein Mondkalb! . . . Ich han' kei' Zeit . . . Rasch! Ich muß fort, fort eh' es zu spät is' . . . Lang das Geld heraus, das Geld sag ich! . . .“

„Au . . . au! Römer! . . . Gott im hohen Himmel, ich han doch keins . . . Wahrhaftig . . . mei' Jung, weißt ja, mei' Kind . . . ich . . . äh . . . ih!“

Mit einem Schandfluch hat er sie in die Herdecke geworfen, daß ihr Aufschrei im dumpfen Fall zerbricht . . . Sie röchelt am Boden . . . liegt da, keuchend, bebend, schlotternd vor Angst . . .

Er durchstöbert den Küchenschrank, klirrt in den Tellern und Tassen, durchwühlt die Schubladen, kramt sogar in dem Messerkörbchen und findet nicht, was er sucht . . . Da sieht er das kleine, spitze Schälmesser, das noch von ihrer Arbeit auf der Wasserbank liegt. Er nimmt es, schabt mit dem Daumen einigemal über die Schneide. Dann verbirgt er es unter seinem braunen Brustkittel.

„Wo hat der Frieder sei' Kleider?“

Sie gibt keine Antwort. Keucht und röchelt nur.

„Sei' Kleider! Du . . . du Schindaas!“ Er gibt ihr einen Fußtritt. Das bringt sie zur Besinnung.

„Oben . . . oben . . .“ stößt sie mit gebrochener, zitternder Stimme weh heraus . . . Da sucht er die Treppe. Er hinkt. Zieht den linken Fuß nach und ächzt bei jedem Schritt . . .

Sie erhebt sich mühsam . . .

„Römer, laß . . . ich hol' dir . . . Weißt ja doch kein Bescheid . . .“

Sie müht das heraus, kann kaum sprechen.

„Naja, Marie. Bist ja doch noch immer ein gut' Mensch.“ Er will sie an sich drücken. Sie stößt ihn von sich . . . schleppt sich hinauf . . . und ihre Kniee zittern und knicken vor Angst.

Er wartet am Treppenfuß.

„Mariechen, kommst du dann noch immer nicht? . . . Ich han doch kei' Zeit!! . . .“

Da kommt sie die Treppe herab. Die Beine sacken ihr, daß sie sich krampfhaft am Geländer halten muß. Aber sie bringt, was er sucht, einen alten Anzug vom Frieder. . . .

Digitized by Google

„So, danke. Das vergeß' ich dir mein' Lebtag nicht. Was du an einem armen Mann getan hast, ist geradeso gut, wie mir selber. Und sollst du ganz genau und mit Zinsen und Zinseszinsen wiederkriegen ... Donnerschlag! Du sollst die Kränk' kriegen! Der verfluchte Fuß, wann der nur beim Deiwel wär'! ... Verdammt nochmal! ... Nu paß gut auf, was ich dir sagen tu' ... Ich muß jetzt fort ... Bis morgen früh suchen die vom Schloß noch nicht ... Und morgen wird es wohl auch noch nicht das Erst' sein ... Verstehst du, Mariechen? ... Heut' abend noch verschaffst du dir Geld, ... vom Frieder, vom Pastor, oder vom Hüttenschulz, oder sonstwo her. Sagst, du wärst krank, oder was weiß ich ... Müßt' Geld han ... Das bringst du dann an den Grenzstein von der Domän', wo die Kreuzkapell' steht, legst es dicht neben den Stein, dicht dran, daß ich's leicht finden kann ... Da hol ich mir's die Nacht ... Die werden unterdeß die Sach merken, daß der Römer die Halfter gestrüppt hat, und mit Suchen anfangen. Wann der Römer brav über all' Berge ist. Nur, daß ich das Geld kriege! ... Solang versteck' ich mich ganz in der Näh ... Nachher, immer nachts! nur nachts! ... und immer durch den Wald, nix wie fort! ... Wann ich erst die Schüttler's Höh' gepackt han, dann adjüs Partie! ... Du verräst ja nix, das weiß ich genau ... Jetzt schon allerhand Jährchen her, weißt' noch? ... War doch damals hübsch, wie? ... Und hast dir nie nix merken lassen ... Ich aber auch nicht, weißt du ... Und wenn ich dann das Geld han, durch, per, fort! Die fangen sich ehender den Deuwel als den Römer. Das laß dir gesagt sein ... Und jetzt erst, im Krieg! ... Die han überhaupt den Kopp grad voll genug von anderen Ding' ... Nur aber, nix gesagt! Maul gehalten! Sagst immer nur, du wüßt von nix, von gar nix! ... Siehst du hier dei' Messer? ... na, das ander' kannst du dir denken. Und mich, Mariechen, mich hättst du auch noch auf dei'm Gewissen. Ja, und das mach' ich, bei meiner Seel', so sicher, wie etwas! Weißt, mußt bedenken: Die Gefangenen erlösen! Ist eines von den sieben Werken der Barmherzigkeit. Na, also, ich rechn' auf dich! Dann hör' doch auch auf mit dem dummen Kreischen! ... Schaff' du nur das Geld bei, dann wird alles gut. Also noch einmal, Geld herbei und Maul gehalten. Denk nur immer an das Messer ...! Den Römer kriegen sie nicht mehr hinter's Eisen ... Lieber rennt er sich das Messer in den Leib und geht bei den Deuwel in die Höll' ..... Adjüs! ..."

Digitized by Google

Der Römer ist wieder weg . . .

Die Burgmarie sitzt auf der Holzkiste, hält die Schürze mit beiden Händen krampfhaft vor die Augen gepreßt und weint, schluchzt zum Herzzerbrechen. . . . Zeitweilig geht ihr, wie ein Frost, das Schütteln über den Leib . . . Sie ist ein armes Weib! . . .

Der Frieder blieb heute sehr lang. Als die Burgmarie ihn endlich kommen hörte, stand sie von der Holzkiste auf, wischte sich mit einem trocknen Schürzenzipfel die Tränenspuren vom Gesicht und tat, als ob sie noch im Dunkeln gestrickt habe. Aber sie sagte nichts. Konnte vor Angst und Jammer kaum seinen Gruß erwidern.

Und der Frieder erzählt auch nicht, daß der Römer durchgegangen ist. Was geht der Kerl seine Mutter an. Sie ist ohnehin so leicht geängstigt und regte sich dann ganz unnötig auf. Er sagt ihr nur, daß er morgen früh, sehr früh, mit dem Verwalter in den Wald muß, und überzeugt sich, daß das Feuer richtig im Herd angelegt ist. Weil die Mutter so merkwürdig still ist. . . Es scheint mit ihr wieder nicht ganz in Ordnung zu sein.

Dann geht er noch einmal und macht einen Rundgang um die Burgschmiede. Verschließt alles und vergißt sogar die Gartentüre nicht.

Der Mond steht klar am Himmel, die Luft ist angenehm frisch. Das wird ein hübscher Morgen. Der Verwalter will noch zwei Aufseher mitnehmen und das ganze Revier abstreifen. Der Frieder freut sich drauf. Wenn der Kerl von Römer noch in der Gegend ist, wird er auch gepackt. Dem Verwalter sein Hund ist scharf auf die Spur. . . Wär' auch 'ne Schand, wenn der Lump, der Söffer, durchging! Hat der Lies' ihren Vater erstochen und ist mit zehn Jährchen damals viel zu gut davongekommen. Die sollen ihm wahrhaftig nicht auch noch geschenkt sein, dem Saufaus, dem Messerheld! . . .

Er geht ins Haus zurück. Mit der Mutter muß es wirklich mal wieder nicht recht stimmen. Weder zum alten Hussing noch zum Hüttenschulz hat sie was geäußert, als er davon gesprochen hat. Da fällt ihm ein, wie hat er das doch nur in der Aufregung ganz vergessen können! . . .:

„Mutter, die Deutschen haben die Festung Maubeuge eingenommen. Und vierzigtausend Franzosen Gefangene gemacht!"

Sie hat wie geistesabwesend hingehört. Endlich kommt es müd und schleppend von ihren Lippen:

„Soooh? . . . die Deutschen? . . . Franzosen? . . . Dann wollen wir uns schlafen legen."

Digitized by Google

Und sie tastet sich langsam die Treppe hinauf. Schnüpfelt ins Sacktuch heimlich, daß der Frieder nichts merkt. Der Kopf schmerzt sie rasend, als ob er zerspringen wollt'. Wahrscheinlich, weil sie damit so arg auf die Steinplatten aufgeschlagen ist. Durch ihre Glieder fließt das Zittern. . .

Als sie schon lange im Bett liegt, sieht sie noch immer das kleine spitze Messer. Das tanzt und blitzt ihr in die Augen, daß sie wehtun. Und dem Römer seine Stimme gellt und schrillt sie immerfort an: „. . . bei den Deuwel in die Höll'!" . . . Barmherzigkeit! O sie wird gewiß niemand nichts nicht sagen . . . „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitt' für uns Sünder jetzt und in der Stunde unseres Todes! Amen."

(Forts. folgt.)

Deutscher Geist.

Von Franz Leitner, z. Z. im Feld.

Ich ziehe mit Gewehr und mit Tornister,
und denk an Eines immer nur: An Sieg.
Und alle andern, die mitziehn im Krieg,
bauen darauf: Der Sieg, bei uns da ist er!

Oh, wie das köstlich ist: Selbst der Philister,
der nie zu Ungewissem sich verstieg
und zu der Glut der Jugend lächelnd schwieg,
sagt laut und fest: Der Sieg, bei uns da ist er!

Und so ein Volk, von Kraft und Recht beschienen,
nur Eines will mit tätiger Wunschgewalt,
da ist der Herrgott mitten unter ihnen —
während der Feind, von Haß betört, verbittert,
mit unverschämten, großen Lügen prahlt,
doch heimlich längst schon vor dem Ende zittert.

Digitized by Google

Stimmen der Zeit

Die Haßpredigt in der Kriegspoesie

würde nach der von Bonus im 2. Januarheft des jetzt „Deutscher Wille" genannten „Kunstwart" entwickelten Anschauung ein Zeichen von „schwächlichem Empfinden" sein. Zorn und Haß gegen die Feinde erscheinen ihm als „Surrogatwallungen" der zu Haus Gebliebenen für ernstere Kampfgefühle der wirklich im Blut Stehenden, gegen die es sich kaum lohne, anzukämpfen, es sei denn durch Ermunterung der entgegengesetzten Gefühle, die ebenfalls zum ehrlich und recht geführten Kampfe gehören. „Denn wenn wir diejenigen fragen, die wirklich den Kampf kennen, statt nur zu Haus in die Tinte zu pusten, daß sie Blasen wirft, so finden wir sehr schnell als das Hauptgefühl — manchmal fast anstößig stark für unser schwächliches Empfinden zu Haus — das der Achtung gegen den Feind."

Hier wäre also wieder ein Punkt, in dem fanatische Verächter des Kirchenglaubens, wie A. Bonus, mit den wahren Christen zusammenkommen, die ebenfalls die Erregung der Haßgefühle, als gegen die Grundlehren des Christentums verstoßend ablehnen. Die zitierten Ausführungen erklären auch einigermaßen die nicht seltene Beobachtung, daß die Kriegspoesie der Daheimgebliebenen viel blutrünstiger, haßlodernder, also unchristlicher ist als die wirklich im Kriege entstandene, von Mitkämpfern erlebte und empfundene. Der Daheimgebliebene muß eben seine Gefühle künstlich aufstacheln und erreicht damit gewöhnlich statt der ihm versagten Anschaulichkeit doch nur maßlose Übertreibung, die sich nicht selten auch durch Anhäufung bombastischer Sätze und Worte kundgibt. Wieder ein Grund mehr, die eigentliche Kriegs- und Kampfdichtung Jenen zu überlassen, die wirklich im Kampfe stehen oder gestanden sind. Gibt es denn hinter der Front nicht auch große Gedanken, Gefühle und Taten, die wert sind, von den daheimgebliebenen Dichtern besungen zu werden?

Digitized by Google

Kritische Warte

Lyrische Dichtung.

Die Lyrik der Gegenwart steht, wie es nicht anders sein kann, im Zeichen des Krieges. Die durch den Krieg erregten Gefühle und Stimmungen sind so übermächtig, daß sie alle andern weit zurückdrängen, und diese allgewaltige Übermacht der auf den Krieg gestimmten Gefühlswelt muß zunächst in der Lyrik zum Ausdruck kommen. Diese Kriegslyrik umbrandet die kritischen Richterstühle heute noch wie ein uferloses Meer, und es scheint ein aussichtsloses Beginnen, heute schon das Bleibende, Echte und Wertvolle mit sicherem Urteil herauszufinden. Diese bleibende Sichtung ist ja immer das Ergebnis einer aus vielen subjektiven Einzelurteilen sich bildenden Übereinstimmung, und daran fehlt es heute noch — davon reden wir vielleicht in zehn Jahren. Darum ist es auch heute noch eine allzuschwere Aufgabe, Anthologien, Sammelwerke aus der Kriegslyrik der Gegenwart mit dem Anspruche auf objektive Geltung zusammenzustellen; allen diesen Versuchen kann nur subjektive Geltung zuerkannt werden, sie bringen nur Einzelurteile, die literarischen Geschmacksrichtungen und Liebhabereien ihrer Urheber zur Geltung: Einzelurteile, die allerdings durch die Suggestion der absoluten Geltung alles Gedruckten auf die Bildung eines späteren objektiven Gesamturteils nicht ohne Einfluß bleiben.

Diese allgemeine Wahrheit gilt selbstverständlich auch von der, zunächst für die deutschen Katholiken bestimmten Sammlung deutscher Kriegslyrik: „Die heilige Wehr", herausgegeben von Karl Jakubczyk.[1]) Man wird dieser Sammlung gerechterweise mehr Objektivität zugestehen müssen, als den zahlreichen Sammlungen nichtkatholischer Herkunft, für die fast durchwegs die katholische Lyrik der Gegenwart nicht existiert. Nachdem unter den 49 Dichtern, aus deren Werken K. Jakubczyk Proben bringt, sich nur 10 katholische befinden, darf man sich gewiß nicht über ungerechte Bevorzugung der Katholiken beklagen; eher noch über das Gegenteil, wenn man die praktische Erwägung zur Richtschnur nimmt, daß der katholische Volksteil von seinen Dichtern eben nur aus Druckwerken katholischen Ursprungs Kenntnis erlangen kann, weil die andern in der Regel die Totschweigetaktik planmäßig üben. Es wäre somit nur ein gerechter Ausgleich, wenn sich der Herausgeber darauf beschränkt hätte, nur katholische Dichter zum Wort kommen zu lassen. Was die Auswahl der Gedichte selbst betrifft, haben wir ja schon festgestellt, daß in solchen Anthologien stets nur das subjektive Urteil des Verfassers zur Geltung kommt, und wir müssen weiter feststellen, daß die ästhetischen Grundsätze, die ihm zur Richtschnur dienten, mit den im „Gral" vertretenen sich nicht durchwegs decken, sondern eher mit jenen, die von den sogen. „Fortschrittlern" katholischer Richtung vertreten werden. Wir hätten also manches an der Auswahl auszusetzen — aber das ist ja wieder keine Kritik, sondern nur Urteil gegen Urteil. Lassen wir also die Kritik beiseite und freuen wir uns des vielen Guten, das die Sammlung unzweifelhaft enthält.

[1]) Die heilige Wehr. Deutsche Kriegslyrik, herausgegeben von Karl Jakubczyk. 96 S. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. Preis Mk. 1.80, gebd. Mk. 2.20.

Digitized by Google

Die folgenden[1]), von Nichtkatholiken herausgegebenen Sammlungen haben alle das Gemeinsame, daß für sie die reiche Kriegslyrik aus den Federn katholischer Dichter so gut wie gar nicht existiert. Nur die wenigen Gedichte von H. Lersch (Soldatenabschied), A. Pöllmann (Jungfer Lüttich) usw., die ihren Weg auch in die nichtkatholische Presse fanden, tauchen auf. Man sieht daraus klar, daß die Herausgeber die katholische Literatur und Presse gar nicht benützt haben. So machen sies! Nur wir braven Katholiken, wenn wir Anthologien herausgeben, räumen den „Andern" die bevorzugten Plätze ein. Objektivität, die schon an Schwachheit grenzt!

Die Sammlung „Poesie des Krieges" von Alfred Biese ist eigentlich ein Versuch zur Veranschaulichung der Ideen über die Poesie des Krieges, die Biese in der Einleitung breit entwickelt. Es ist hier viel heiß Erlebtes und, wie man hoffen darf, auch bleibend Wertvolles zusammengetragen — daß für katholisches Empfinden manchmal harte Töne unterlaufen, darf nicht Wunder nehmen. Noch öfter ist das letztere der Fall in der Sammlung Klabunds: „Das deutsche Soldatenlied." Bei der Auswahl dieser Lieder war augenscheinlich nicht das Bestreben, nur literarisch Wertvolles zu bieten, maßgebend, sondern es sollte möglichst vollständig alles wiedergegeben werden, was die wechselnden Stimmungen und Gefühle des Soldaten im Liede ausdrückt; das eigentliche Kunstlied tritt demgemäß stark in den Hintergrund, während das Volksmäßige, besonders von Verfassern aus dem Soldatenstande Herstammende stark überwiegt. Demgemäß findet sich zwar vieles Derbe, Triviale, aber auch sehr viele, sonst sehr schwer beisammen zu findende Zeugnisse echt volksmäßigen poetischen Empfindens, körnigen Humors und kraftvoller Erfassung des Soldatenlebens. Daß aber alle oder auch nur viele dieser Lieder wirklich heute gesungen werden, dürfte schwer zu erweisen sein.

Die dritte uns vorliegende Sammlung: „Deutschland Deutschland über alles" ist, wie schon der Titel sagt, auf Weckung und Stärkung deutschvaterländischer Empfindung, auf „Verherrlichung deutscher Heldenkraft und Herzensgüte, deutscher Kultur und Wesensart" eingestellt. Die Auswahl ist dem Zwecke sehr entsprechend. Von den Dichtungen der Vergangenheit, die aus jenem Geiste geboren sind, der in der Sammlung waltet, dürfte wenig Bedeutendes fehlen, auch heutzutage vergessene oder sehr wenig mehr bekannte Gedichte sind nicht übersehen worden. Umsomehr ist es zu bedauern, daß der sonst so belesene und seinen Zweck mit so großer Sachkenntnis verfolgende Verfasser ebenfalls die katholische Gegenwartsdichtung fast ganz übersehen hat, obwohl doch das vaterländische Empfinden in ihr wahrlich nicht weniger zum Ausdruck kommt als in der von Bern fast ausschließlich benützten nichtkatholischen Literatur. Es ist mehr als bedauerlich, mehr als betrübend, daß nicht einmal diese große Zeit, in der die deutschen Katholiken mit Gut und Blut für das ganze Vaterland einstehen, mit ihren Umwandlungsstürmen den Nebel der Vorurteile aus den Köpfen unserer zünftigen Literaten herauszufegen imstande war.

---

[1]) Poesie des Krieges. Von Alfred Biese. 1. Bändchen. 2. Aufl. 122 S. Berlin, S. Grote'sche Verlagshandlung. Preis Mk. 1.50, 2. Bd. Mk. 1.20.

Deutschland, Deutschland über alles. Ein vaterländisches Buch für jung und alt von Maximilian Born. 394 S. Berlin, O. Elsner. Preis Mk. 2.—, gebd. Mk. 3.—.

Das deutsche Soldatenlied, wie es heute gesungen wird. Auswahl von Klabund, Bilder von E. Pretorius. 318 S. München. Georg Müller. Preis Mk. 3.20, gebd. Mk. 4.20.

Digitized by Google

Noch unverzeihlicher wird diese auf grober Unkenntnis oder Böswilligkeit beruhende Unterlassungssünde der Herausgeber, wenn sie sich mit ihrer Sammeltätigkeit auf das religiöse Gebiet beschränken. Nur Dummheit oder Bosheit vermöchte zu behaupten, daß die religiöse Dichtung der Katholiken an innerem Werte gegen jene der Nichtkatholiken so wesentlich zurückstehe, daß man sie einfach überschlagen dürfe. Zur religiösen Dichtung gehört nun einmal sogut wie die künstlerische Begabung das tiefinnerliche Durchdrungen- und Ergriffensein von religiösen Idealen und Gefühlen, und daß diese tiefinnerliche Religiösität der fast gänzlich der Skepsis und dem Unglauben verfallenen nichtkatholischen Welt in höherem Maße zugemessen sei als den gläubigen Katholiken, das würde selbst ein Johannes Scherr, wenn er heute lebte, nicht zu behaupten wagen. Der wahrhaft gläubige Mensch kann inhaltlich in der religiösen Poesie der „Modernen" nicht viel anderes sehen, als im besten Falle ästhetische Spielereien mit Gefühlen, die keine feste Grundlage haben. Und gerade darauf, solche Spielereien zu sammeln, die vor dem klaren Auge des sichtenden, kritischen Verstandes zumeist in wesenloses Nichts zerflattern, beschränkt sich z. B. der Herausgeber eines „Jahrbuchs für religiöse Lyrik", das sich „Morgenglanz der Ewigkeit" (München, Müller u. Fröhlich, Preis gebd. M. 4.50) nennt.[1]) Es ist wahr, man soll darüber erfreut sein, daß sich unsere Dichtkunst wieder religiösen Problemen zuwendet, und es sei ferne von uns, auch das fast unverständliche Gestammel einer vielleicht schwerringenden Seele nach Gott, Gnade, Ewigkeit zu bespötteln. Aber was für Leser, die sich zur vollen Wahrheit erst durchringen müssen, gut sein mag, kann gläubige Katholiken nur verwirren, ja muß ihnen sogar manchmal, wenn auch gut gemeint, als Blasphemie erscheinen, zum Beispiel das von E. Hadina gezeichnete Bild des armen, hilflosen Christus unter den Kriegern, der über das Elend die Hände ringt und Gott verklagend seufzt: „Mein Gott, warum hast du das getan!" Es ist neben manchem Guten auch viel poetisches Mittelgut in der Sammlung, über das gewiß die religiösen Poesien eines Thrasolt, eines Krapp, einer Herbert usw. turmhoch hinausragen. Aber katholische religiöse Dichter kennt der Verfasser einer solchen Sammlung nicht, keinen einzigen, obwohl er eine schwere Menge von Dichtern mit ganz unbekannten Namen aufspürt. Nochmals sei es gesagt: Wir wollen beileibe nicht selbstgerecht einen Stein auf das religiöse Sehnen und Ringen unserer Zeit werfen, sondern nur die Unsitte abstellen, daß solche Dichtung unter falscher Flagge segelt. Man sage: freireligiöse, dogmenlose, evangelische religiöse Dichtung! Sagt man aber: religiöse Dichtung überhaupt, so gehören auch die Katholiken hinein, denn es wäre doch Wahnsinn zu behaupten, daß sie entweder keine Religion oder keine religiösen Dichter haben!

In etwas minderem Grade, aber doch recht auffällig macht sich auch der alte biedere Adolf Bartels in seinem sonst recht verdienstvollen „deutschchristlichen Dichterbuch: Eine feste Burg ist unser Gott" (Halle, Mühlmannsche Verlagsbuchhandlung (Max Grosse), Preis geh. 6 Mark) dieser Unterlassungssünde schuldig. Immerhin kann man hier die sehr magere Berücksichtigung der katholischen Dichtung — namentlich jener der Gegenwart — entschuldigen, denn die Sammlung ist offenbar ausschließlich für evangelische Christen bestimmt. Das hindert natürlich nicht, daß viele Gedichte darin stehen, die auch dem Katholiken nicht nur Kunstgenuß, sondern religiöse Anregung vermitteln. Namentlich aus dem Mittelalter steht ja viel Katholisches darin. Von neueren

[1]) Morgenglanz der Ewigkeit. Jahrbuch für religiöse Lyrik. 329 S. München, Müller u. Fröhlich. Preis gebd. M. 4.50.

Digitized by Google

katholischen Dichtern finden wir nur Greif vertreten, während sogar die Dehmel und Liliencron als Vertreter der religiösen Dichtung auftreten. Nach dieser grundsätzlichen Wahrung unseres Standpunktes müssen wir der leider nur gar zu umfangreich geratenen Sammlung — wer kauft heute ein Buch im Umfange von fast 700 Seiten, namentlich wenn es nur religiöse Lyrik enthält — Gerechtigkeit widerfahren lassen und feststellen, daß der Herausgeber da eine Reihe von Perlen religiöser Lyrik zu einem reichen Kranze gewunden hat, an dem auch der Katholik viel Freude haben kann — wenn er nur manches übersieht, was der Sammlung eben ihren ausgesprochen protestantischen Charakter aufdrückt, wobei natürlich auch polemische Spitzen gegen die katholische Lehre nicht fehlen. Ein Vorzug der Sammlung ist die streng durchgeführte historische Gliederung nach Zeitabschnitten, die namentlich die Entwicklung des Kirchenliedes, hauptsächlich des evangelischen, gut übersehen läßt.

Eine ganz eigenartige Sammlung volkstümlicher Spott-, Kriegs- und Siegeslieder, die sich auf unser Verhältnis zu Italien beziehen, hat Dr. Wilhelm Kosch in dem Büchlein „Italien einst und jetzt im Spiegel deutscher Dichtung seit 1848" (Lucasverlag, München, Preis M. 1.50) zusammengestellt. Dem Politiker kann das Büchlein manches sagen, was er bisher nicht wußte, dem nachdenklichen Beobachter von Zeiten und Menschen bietet es eine Fülle interessanter Züge im Spiegel der Dichtung, des Humors und der Satyre. Italien hat einen solchen poetischen Geschichtschreiber redlich verdient!

Die mehr oder minder auf Krieg und Sieg gestimmten, zu einer wahren Hochflut angeschwollenen lyrischen Neuerscheinungen ausführlich zu besprechen, ist uns leider nicht möglich — die räumlichen Schranken sind derzeit zu eng gezogen. Wir können die einzelnen Bändchen nur knapp charakterisieren; nur über zwei, die von katholischen Dichtern stammen, möchten wir etwas ausführlicher sprechen. Vor allem über die in ganz Deutschland mit Ehren genannten Kriegsdichtungen des ehemaligen Kesselschmieds Heinrich Lersch, die unter dem Titel „Herz, aufglühe dein Blut" im Verlage von Eugen Diederichs in Jena (Preis M. 2.50) erschienen sind. Von allen Dichtern, die vom Kriege, über den Krieg und im Kriege gesungen haben, hat wohl keiner aus dieser großen Zeit so stark das tiefste, innerste Erlebnis herausgeholt und als Sänger im wahrsten Sinn des Wortes gestaltet, wie dieser ehemalige Arbeiter. Manches ist so stark von der durch den Krieg geweckten Leidenschaft durchglüht, daß es mit christlichem Empfinden fast nicht mehr vereinbar scheint. So z. B. in dem Gedicht „Hört ihr", wo aus den Schlünden der Kanonen „die stärkste Liebe spricht" und aus den Gewehren die „Patronen-Vaterunser" fliegen. Dann aber findet dieser schreckliche Sänger so herzergreifende, innige Töne, wie in dem prachtvollen Gedicht „Ein Kamerad":

„Er hörte auf kein Kommando, nicht, wenn ein Schrapnell zersprang,
kein Schießen, kein Stürmen, kein Rufen — nur: daß die
Lerche sang."

Oder in dem andern: „Die Muttergottes im Schützengraben."

Diesem gewaltigen Sänger des Kriegs kommt Heinrich Zerkaulen in seinem „Kriegsbuche": „Wandlung" (Verlag des Sekretariats sozialer Studentenarbeit, Preis 1 Mk.) manchmal nahe, wenn er ihn auch nicht erreicht. Aber auch er findet für das starke Kriegserlebnis eigene, wahrhaft dichterische Töne.

Im Vergleich mit den dämonischschönen Vulkanausbrüchen des Kriegswillens in den Gedichten von Lersch müssen sogar die vor dem Kriege erschienenen „Soldaten-Balladen" von Max Geißler (Leipzig,

Digitized by Google

L. Staackmann Verlag) stark zurücktreten. Es fehlt ihnen das unmittelbar Ergreifende, Ursprüngliche, Erlebte, Hinreißende. Allein und für sich betrachtet, wird man in diesen Balladen die lebhafte dichterische Wiederspiegelung vergangener Heldenzeiten und auch sonst manche Schönheit finden.

Die „österreichischen Gedichte" von A. Wildgans (Inselverlag, Leipzig) sind eine Sache für sich. Gedankentiefe, Schönheit der Sprache wird man ihnen nachrühmen dürfen, ob sich aber Jemand im Tiefsten davon gepackt fühlt, möchten wir bezweifeln. Zuviel Bewußtes, zuwenig Geschaffenes und Erlebtes.

Auch die Gedichte von Ernst Lissauer „Der brennende Tag" (Berlin, Schuster u. Löffler) können nicht zu innerst packen und zünden. Auch hier zuviel bewußtes Kunststreben als Ersatz für die mangelnde innerste Ergriffenheit. Gedanken und Gefühle so sonderbar, daß sie nie Volksgut werden können — Artistenkunst!

Auch Alfons Petzold, der „österreichische Arbeiterdichter des Krieges", kann in seinem Versbuche „Volk, mein Volk —" (Jena, Eugen Diederich, Preis M. 2.—) das Tiefste dieser Zeit nicht ergreifen. Die natürliche Frische hat er längst abgestreift, ist als gelehriger Schüler in die Schule der Hofmannstal und der andern „Dekadenten" gegangen. Feierliche, große, schöne Worte kann er geben; aber man bleibt dabei innerlich leer und kalt. Welch ein Unterschied zwischen diesem sozialdemokratischen Hofmannstal-Schüler und dem ureigenen, ungebändigten Lersch!

In ähnlichen Bahnen, nur in noch nebelhafteren, nur den „erwählten Geistern" zugänglichen Regionen bewegt sich die „Kriegsgabe der Werkleute auf Haus Nyland", jener aus dem „Quadragintakreis": „Das brennende Volk." (Jena, Eugen Diederichs Verlag, Preis M. 2.—) Worte, nichts als Worte: dunkle, schön klingende, seltsame, auch unverständliche. Ob einem Leser das Herz dabei warm wird? Hie und da leuchtet ein warmes, rotes Erleben auf, aber es versinkt im brodelnden Wortschwall. Nichts für Leute, die Klarheit und Einfachheit in wahrer Kunstgröße suchen. Die findet man schon eher in Karl Brögers Kriegsgedichten „Kameraden, als wir marschiert" . . . (Jena, Eugen Diederichs Verlag, Preis M. 2.—). Der Dichter soll ein fränkischer Sozialist und ehemaliger Arbeiter sein. Das klingt auch aus seinen Versen heraus. Ein Lersch ist er freilich nicht, aber doch ein Sänger des Kriegs, der Erlebnisse dichterisch gestaltet und wiedergibt, einer, dessen Harfe ein Hauch der großen Zeit rührt. Dagegen ist in Max Barthel, der ebenfalls ein Arbeiter sein soll, ein Dichter erwacht, in dem der Krieg Klänge und Gefühle erweckt, die voll reifer, schöner Schönheit sind. Er zaubert in seinem Buche „Verse aus den Argonnen" (Jena, Eugen Diederichs, Preis M. 2.—) Stimmungen aus den düstern Bildern des Kriegs, die unmittelbar packen und ergreifen. In Echtheit und Stärke des poetischen Gefühls scheint dieser Dichter an Lersch fast heranzureichen, nur tritt bei ihm an Stelle der überschäumenden Kraft mehr Weichheit des Gefühls und Freude an poetischer Schönheit.

Zu den Arbeitern gesellt sich der Bauer: Hans Fr. Blunk, ein Dithmarsche, hat ebenfalls im Verlag von Eugen Diederichs in Jena ein Kriegs-Gedichtbüchlein: „Sturm über Land" (Jena, Eugen Diederichs, Preis M. 2.—) herausgebracht. Auch in diesen Versen ringt und gestaltet sich das Erlebnis der Schlachten zu einer einfachen, starken Anschaulichkeit, die sich wohltuend von der Papierdichtung der Ästheten und Kunstakrobaten unterscheidet, und etwas Bodenständiges, Kräftiges, Natürliches hat. Man muß staunen, wie auch dieser Dichter die Form

Digitized by Google

meistert, die unter seinen harten Händen mit weicher Schönheit und prächtiger Bildhaftigkeit sich schmückt.

Ob wohl unsere zünftigen Dichter viel bessere Stimmungsmaler sind?

In dem Buche „Heldentafeln" sind die Verse zu den schönen Federzeichnungen von Karl Bauer, die uns die Helden des deutschen Krieges vor Augen führen, wohl nur Gelegenheitsdichtungen. Wilhelm Müller-Büdersdorf hat sie offenbar zu den Bildern geschrieben und dabei manchen hübschen Vers herausgeholt. Das im Verlage von F. Burchard, Elberfeld-Sonnborn erschienene Buch wird als schönes Andenken an die gegenwärtige Heldenzeit dauernden Wert behalten.

Neue Romane, Novellen, Erzählungen.

Die Hemmungen, die als notwendige Folgen der Kriegsereignisse im Betrieb des Zeitungswesens sich überall geltend machen, haben bisher die Durchführung des Planes verhindert, den so überaus wichtigen kritischen Teil unserer Zeitschrift auf jene Grundlagen zu stellen, die sich durch eine zehnjährige Erfahrung als richtig und zweckentsprechend herausgestellt haben. Um jedoch bis zu dieser Neuordnung, die erst nach der allgemeinen Wiederkehr geordneter Verhältnisse möglich sein wird, das Erreichbare wenigstens anzustreben, haben wir uns entschlossen, dem bisher am meisten fühlbaren Mangel an Übersichtlichkeit einigermaßen durch Sammelreferate, die nach und nach an der Stelle der zusammenhangloſen Einzelbesprechungen treten sollen, abzuhelfen. Auf diese Weise läßt sich auch dem von uns und unsern Freunden besonders schwer empfundenen Übelstande abhelfen, daß die an Zahl verhältnismäßig geringeren Neuerscheinungen katholischer Prägung unter der Masse der andern, die aus naheliegenden Gründen im „Gral" besprochen werden müssen, fast gänzlich verschwinden. Wir werden diese Neuerscheinungen der ersten Gattung stets in besonderen Gruppen zusammenfassen und den andern voranstellen, um so die Gewinnung eines Gesamtbildes vom gegenwärtigen Stande der katholischen Literatur leichter zu ermöglichen.

I. Aus dem Bereiche der katholischen Literatur.

Ein neues Buch von Paul Keller bedeutet heute auf dem Büchermarkte immer einen „Erfolg", und von dieser Regel wird auch die Sammlung „Das Königliche Seminartheater und andere Erzählungen"[1]) keine Ausnahme machen. Als die köstlichsten dieser 7 Erzählungen möchten wir die drei ersten bezeichnen, in welchen Paul Keller Erinnerungen aus seinem Leben — allerdings wohl dichterisch ausgeschmückte — wiedergibt. In diesen ist das Erlebnis von einer Unmittelbarkeit, der Humor von einer goldigen Klarheit, die Schilderung von einer Echtheit, daß man sich ganz im Banne der liebenswürdigen Romantik eines echten Dichtergemütes fühlt. Die andern Erzählungen, z B. „Die Briefe der Tochter" und „Das Telephon des Bildschnitzers" bergen zwar erschütternde Tragik, aber die erstere ist auch zugleich ein Zeitdokument jener weichlichen Leidensfurcht, die unter dem Mantel höchster Liebe einhergeht und uns die Leiden des Krieges so schwer macht; bei der zweiten sind die Fäden der Erfindung doch allzusehr fühlbar. Aber das

[1]) Das Königliche Seminartheater und andere Erzählungen von Paul Keller. Bildschmuck von W. Baher und W. Krain. 200 S. Breslau, Bergstadtverlag W. G. Korn. Gebd. Mk. 3.—.

Digitized by Google

stört nicht den Gesamteindruck, der ein durchaus sympathischer, von reifer, klarer, gesunder, durch Liebe und Leid geläuterter Lebensanschauung getragener ist.

Von einem ähnlichen klaren und gesunden Lebenswillen getragen und von der Wärme eines sonnigen Gemüts durchleuchtet, liegt das erste größere Werk einer österreichischen Dichterin vor uns, die bisher nur einem kleinen Kreise durch Zeitungsbeiträge bekannt war: Maria Köck. Auch ihr in schön geschmückter Buchausgabe nun vorliegender Roman: „Die Wunder der Heimat" ist zuerst in der Wiener „Reichspost" erschienen.[1]) In den Mittelpunkt der Erzählung hat die Dichterin das Bild einer starken Frau hineingestellt, deren Charakterzeichnung wir fast als ein Meisterstück bezeichnen möchten. Auch die andern Gestalten sind lebenswahr erfaßt und legen Zeugnis dafür ab, daß die Dichterin es versteht, dem Leben seine tiefsten und feinsten Züge abzulauschen und getreu im Spiegel der Dichtung wiederzugeben. Neben diesem modernen Wirklichkeitssinn stehen aber auch die Vorzüge der alten Schule, Einfachheit, Klarheit, Natürlichkeit, und das ganze Werk ist über- und durchleuchtet von der Sonne eines warmen Gemütes, von der Liebe zum Volk, zur Natur, zur Heimat. Alles in allem gute, gesunde, frische heimatliche Hausmannskost, die besonders Jenen empfohlen sei, die sich in der Hexenküche moderner Literaturgiftmischerei den Magen noch nicht verdorben und sich die reine kindliche Freude am Wahren und Einfachen bewahrt haben.

Echte Heimatkunst bietet auch Anton Schott in seinen Volkserzählungen aus dem Böhmerwalde. Er hat vor Köck noch den schärferen Wirklichkeitssinn und die Routine in einer verblüffend scharfen Widergabe der bis in alle Ecken und Tiefen von ihm durchforschten Böhmerwald-Bauernnatur mit allen ihren Heimlichkeiten, Rinden und Kanten voraus; dafür fehlt ihm die sonnige Wärme, die Köck über ihre Menschen ausgießt. Vielleicht kommt das davon, daß Schott, wie wir schon wiederholt — nicht in der Absicht zu tadeln, sondern lediglich eine Tatsache festzustellen — sagten, merkwürdigerweise an einer Seite des Seelenlebens seiner Menschen, an der religiösen, wie mit geschlossenen Augen vorübergeht. Aus seinen Erzählungen merkt man fast nie, daß er katholisches Land schildert, und wenn das Leben der Bauern im Böhmerwald wirklich so wäre, wie er es schildert, nämlich, daß fast nirgends katholisches Glaubensleben, Denken und Fühlen durchschimmert, so würde das allerdings eine Erklärnng dafür bieten, daß in den Menschen, die Schott schildert, das Herbe, Lichtlose, ja sogar Abstoßende in einem Grade vorwiegt, der an diesen Menschen und ihrem Leben keine rechte Freude aufkommen läßt. Diese Vorzüge und diese Mängel konnten wir auch in den beideu neuen Werken von Schott feststellen, in den Erzählungen „Im Hochriß" und „Um die Heimat".[2]) In jeder spielt ein erschütterndes bäuerliches Drama, pulsiert Leben und Handlung, stehen Natur nnd Mensch in scharfen Bildern da; aber wenn auch der läuternde, befreiende Ausklang nicht fehlt, so überwiegt doch das Düstere, Beklemmende allzusehr, um das Gefühl der Befreiung recht aufkommen zu lassen. Diese Bemerkungen sollen aber nicht die Augen der Leser für das Gesunde, Kraftvolle und Starke in Schotts

[1]) Die Wunder der Heimat. Roman aus der Nordsteiermark von Maria Köck. 261 S. Wien, Verlag d. Buchhandl. Reichspost. Preis Mk. 4.—. Gebd. Mk. 5.—.

[2]) Im Hochriß. Roman von Anton Schott (Hausschatzbücherei). 221 S Regensburg, Fr. Pustet. Preis gebd. Mk. 1.—. Um die Heimat. Von Anton Schott (Lucasbücher). 156 S. München, Lucas-Verlag. Preis gebd. Mk. 1.—.

Digitized by Google

Romanen verschließen; so knorrig wie sein Stil, den man treffend mit einer alten Holzskulptur verglich, so echt und natürlich gewachsen sind seine Gestalten, so frisch unh lebenswahr ist seine Darstellung.

Halb und halb könnte man auch Felix Rabors Roman „Das steinerne Meer“ [1]) zu den Heimaterzählungen rechnen: denn er schildert den Unsegen der Entwurzlung eines alten Bauerngeschlechtes und der Abkehr von den Gesundquellen des Land- und Bauernlebens: Ein Bauernhof vor den Toren der Stadt, deren steinernes Meer die Kinder des alten Bauerngeschlechts mit seinen Polypenarmen einfängt, durch Sünde, Staub und Schmutz zieht und teilweise zugrunde gehen läßt, teilweise geläutert dem Leben gesunder ehrlicher Arbeit wiedergibt. So hebt sich dieser Roman durch die Kraft der ihm innewohnenden Idee aus dem Bereiche der Unterhaltungsliteratur, dem er nach seinem äußeren Habitus angehört, in eine höhere Sphäre.

Nicht leicht scheint es, dem Erstlingsroman eines Dichters gerecht zu werden, dessen Begabung sich bisher als eine ausgesprochen lyrische erwies, Sebastian Wiesers Roman „Selig sind die . . .“ [2]) Der sehr dehnbare Titel läßt vom Inhalt noch nicht viel ahnen, doch auf dem Umschlage des Buches wird als der Grundgedanke des Ganzen die Wahrheit erklärt, daß weder Beruf, noch Reichtum, noch Stand, noch Wissenschaft den Menschen selig machen, sondern allein kindlicher Glaube mit dem Bewußtsein gesühnter Schuld. Dieser Gedanke wird in der Erzählung des Schicksals eines bäuerlichen Geldprotzen durchgeführt, der alles, auch das Glück seines Weibes und seines Kindes, mit Füßen tritt unh schließlich in seiner ungezähmten Leidenschaft zum Brandstifter und Mörder herabsinkt, bis er in einer reuigen Beicht und Bekehrung den Seelenfrieden wiederfindet. Die Führung der Handlung und Charakterzeichnung scheint eine noch etwas unsichere Hand zu verraten; manches scheint mehr erklügelt als erlebt und auch die breite, offenbar in bester Absicht gegebene Schilderung so mancher Menschlichkeiten im Priesterleben scheint uns ein Gebiet, das man lieber unseren Gegnern überlassen sollte, die in dieser Hinsicht ohnehin mehr als genug tun. Daß der Roman, wenn auch als Ganzes zu unruhig und deshalb keinen ganz ungemischten Eindruck hinterlassend, im Einzelnen viel dichterische Schönheiten aufweist, muß zu seinem Lobe gesagt werden — man merkt doch überall, daß ein Dichter am Werke ist, der nur nicht ganz am rechten Platze steht.

Wie ein Guß aus dem Ganzen, ein Werk voll psychologischer Feinheiten und tiefer Ausblicke auf Welt und Menschenseele, mutet dagegen Maria von Huttens Roman: Der Erbe [3]) an. Den Erben eines alten Geschlechtes, großer Überlieferungen, aber auch — mütterlicherseits — einer furchtbaren seelischen Belastung, sehen wir hier zwischen seiner körperlich-seelischen Schwäche und Hinfälligkeit und dem Rufe des Lebens, der an ihn ergeht, einen erschütternden Kampf auskämpfen und — endlich sterbend siegen in der Hingabe an Pflicht, Opfer, Nächstenliebe. Das alles ist mit so tiefer Einfühlung, mit so staunenswertem Einleben und Eingründen in die seltsam verborgensten Verhältnisse geschildert, daß

[1]) Das steinerne Meer. Sozialer Roman von Felix Rabor. 353 S. Einsiedeln, Verlagsanstalt Benziger u Co. Preis Mk. 3.—. Gebd. Mk. 4.—.

[2]) Selig sind die . . . Roman von Seb. Wieser. 326 S. Köln, J. P. Bachem. Preis Mk. 4.40. Gebd. Mk. 5.50

[3]) Der Erbe, Roman von Maria von Hutten 1.—3. Aufl. 358 S. Breslau, Bergstadtverlag Wilh. G. Born. Preis Mk. 4.—. Gebd Mk 5.—.

Digitized by Google

man wohl nicht zuviel sagt, wenn man von einem ganz eigenartigen, neuen Talente spricht, das sich schon in dem Erstlingswerk „Rufende Weite" aussprach, hier aber noch umfassender, tiefer und von neuen Seiten offenbart.

Ganz einfache, rein aus dem Leben geschöpfte und ohne jede literarische Aufmachung durch die ihnen innewohnende Lebenswahrheit wirkende Dorferzählungen bietet Benedikt Maier in seinem Büchlein „Dorfgeläut, Erzählungen aus dem Oberbayerischen" (Freiburg, Herder'sche Verlagshandlung, kart. 1 Mark). Was das alltägliche Leben der Dorfbewohner bringt in Freud und Leid, in Scherz und Ernst, ist hier mit der Treue des Chronisten festgehalten. Ein liebes Büchlein, in dem man nicht den Wogenschlag weltbewegender Ereignisse, wohl aber den herben Erdhauch des gesunden Volkslebens spürt.

„Auf alten Pfaden" bewegt sich Otto von Schaching,[1]) indem er die im Laufe der Jahre im „Regensburger Marienkalender" erschienenen historischen Erzählungen zu einem von ihm selbst als „anspruchslos" bezeichneten Bändchen vereinigt. Diese bei einem Schriftsteller von Ruf seltene Bescheidenheit in der Selbsteinschätzung fordert die Richtigstellung heraus, daß das Beiwort „anspruchslos" sich doch nur auf die gewollte, durch die Rücksichtnahme auf einen sehr ausgedehnten Leserkreis gebotene Einfachheit und Volkstümlichkeit der Einkleidung bezieht, daß aber einige dieser Erzählungen an innerem Gehalt, geschichtlicher Treue und lebensvoller Bewegtheit über den Durchschnitt der landläufigen Volkserzählungen hinausragen und die geübte Hand des Meisters in der volksmäßigen Erzählungskunst verraten. Sie behandeln zumeist auch Stoffe, die dem Volke, namentlich dem katholischen Volke, vertraut sind und berühren mit den Erinnerungen aus den napoleonischen Kriegen vielfach die heutige Zeitlage.

Aus der näheren und entfernteren Vergangenheit sind auch die Erzählungen von Hans Stiftegger „Unter den Fahnen Prinz Eugens" geschöpft.[1]) Stiftegger (Hans Brecka) gehört auch zu jenen österreichischen Schriftstellern, die für das große Publikum noch nicht „entdeckt" sind, und voraussichtlich würde erst ein größeres Werk seinen Namen verdienterweise bekannt machen. Aber man sieht schon aus diesen kleinen historischen Erzählungen, daß ihm eine bedeutende Gestaltungskraft, eine über reiche Farben und Empfindungen verfügende, anschauliche Darstellungsgabe und eine klare, modulationsfähige Sprache eignet, deren Schmuck nicht bloß äußere Tünche, sondern aus einem reichen inneren Leben herausgewachsen ist. Zudem leuchtet aus seinen Schilderungen eine warme, reine Freude an der heimatlichen Bergnatur, deren intimste Schönheiten vor ihm aufgeschlossen liegen. Vielleicht schenkt er uns aus diesem Schatze heraus einen österreichischen Heimatsroman, der seinen Namen auch weiteren Kreisen vertraut macht.

Der vorgenannte Otto von Schaching hat mit der Übersetzung der beiden großen historischen Romane des flämischen Dichters Hendrik Conscience: „Jakob van Artevelde" und „Der Löwe von Flandern"[2]) wohl ein Meisterstück geleistet. Die beiden Ro-

[1]) Auf alten Pfaden. Gesammelte historische Erzählungen und Aufsätze von Otto von Schaching. 382 S. Regensburg, Friedr. Pustet. Kart. Mk. 2,80.

[1]) Unter den Fahnen Prinz Eugens und andere Erzählungen. Von Hans Stiftegger. (Bücherei des Österr. Volksschriftenvereins). 125 S. Brixen, Verlagsanstalt Tyrolia. Gbd. 1 Mk.

[2]) Jakob von Artevelde. Histor. Roman. 604 S. Preis gebd. Mk. 4.80. — Der Löwe von Flandern. Histor. Roman. 488 S. Preis gebd. Mk. 3. — Beide bei Friedr. Pustet, Regensburg.

Digitized by Google

mane sind die ersten zwei Bände einer großen Conscience-Ausgabe, die bei Friedr. Pustet in Regensburg erscheint. Sie konnte zu keiner gelegeneren Zeit kommen, als jetzt, da die Geschicke des großen deutschen Volkes und des vlämischen Zweiges der deutschen Völkerfamilie vom glühenden Hammer des Weltkrieges wieder eng zusammen geschmiedet werden Ganz Deutschland besinnt sich heute wieder der alten Stammesverwandtschaft, und die vlämische Literatur, zu deren Perlen die Werke von Conscience gehören, wird in ihrer im Grunde echt deutschen Eigenart wieder bei uns erhöhte Beachtung finden. Die vorliegenden Ausgaben bieten die ungekürzten Übersetzungen mit vielen wertvollen Erläuterungen, die dem Verständnisse der Dichtungen sehr förderlich sind. Auch die jedem Band vorangehende literarhistorische Einleitung aus der Feder des Übersetzers ist klar und lichtvoll gehalten und eine wertvolle Beigabe, die man nicht missen möchte. Besonders die Einleitung zum 1. Band ist eine ganz treffliche Einführung in das Verständnis der Dichtung, sie umschreibt klar und scharf die Stellung des vlämischen Dichters in der Weltliteratur und in der Literatur seines Volksstammes. Über den Dichter selbst ein Urteil zu fällen, ist hier kaum nötig, denn das Urteil der Literaturgeschichte über ihn kann wohl als feststehend gelten und dürfte sich im Großen und Ganzen mit der von Schaching gegebenen Wertung decken. (Fortsetzung folgt.)

Der Stern der Weisen. Eine Gabe für unsere Kommilitonen. Herausgegeben vom **katholischen Akademikerausschuß** München durch das Sekretariat Sozialer Studentenarbeit M.-Gladbach. 1 Mk. Volks-Verein München-Gladbach.

Gewaffneter des Kaisers. Von **Hans Steiger**, herausgegeben durch das Sekretariat Sozialer Studentenarbeit. 1 Mk. Volks-Verein München-Gladbach.

Das Heilige Feuer. Monatsschrift für naturgemäße, deutsch-völkische und christliche Kultur und Volkspflege. Jährl. 6 Mk. Einzelheft 0.50 Mk. Schriftleitung B. M. Steinmetz. Verlag Junfermann, Paderborn.

Die Ausgewiesenen. Roman in Bildern aus dem Kriegsjahre 1914—1915 von **Clara Schott.** Brosch. 3.50, geb. 4 50 Mk., Leipzig, Deutsche Handels-Gesellschaft Schleggegrell u. Co., Abt. Verlag.

In neuer Kraft. Ein Wort für den altkirchlichen Choral von P. **Willibrord Ballmann**, Benediktiner von Maria-Laach. Paulinus-Druckerei, Trier. 1.50 Mk.

Verantwortliche Schriftleitung: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11, und Otto Walter, Olten (Schweiz). — Fachredakteure: Dr. Lorenz Krapp, im Felde, und Dr. Wilhelm Oehl, Universitäts-Professor, Freiburg (Schweiz). — Verlag: Petrus-Verlag, G. m. b. H. — Druck: in der eigenen Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google

Das Zeitalter der Technik.

Von Dr. Richard Volpers.

Bereits vor hundert Jahren hat Friedrich Schlegel den Geist der Aufklärung, die Zeit der Nikolai, recht zutreffend beurteilt. Den Kampf gegen das moderne Berlin stellte sich ja die Frühromantik in Jena als erste Aufgabe. Und Friedrich Schlegel unternahm gar den nicht ganz vergeblichen Versuch, den großen Geist Lessings der Aufklärung zu entführen, um ihr diese autoritative Stütze zu entziehen.

In den Kulturbetrachtungen, die er unter dem Titel „Reise nach Frankreich" in seiner Zeitschrift „Europa" veröffentlichte, kennzeichnete Friedrich Schlegel den Geist „der Trennung und immer weiter getriebenen Trennung des Einen und Ganzen aller menschlichen Kräfte und Gedanken" als den „Charakter Europas", als dasjenige „was das Wesen unseres Zeitalters" ausmache. Daher rühre die gänzliche Unfähigkeit zur Religion, die absolute Erstorbenheit der höheren Organe.

> „Tiefer", so führte er aus, „kann der Mensch nun nicht sinken, das ist nicht möglich. Man hat es in der Kunst der willkürlichen Trennung, oder was dasselbe ist, im Mechanismus in der Tat sehr weit gebracht, und so ist denn auch der Mensch selbst fast zur Maschine geworden, in der nur gerade so viel Geist noch übrig geblieben ist, daß man zur Not daraus demonstrieren könnte: Der Mensch sei dennoch wirklich in etwas verschieden vom Tier. Ja, dieses allgemein herrschende Wesen, dieser Wuchergeist, Empfindsamkeit und Gaunerei, gesittetes Betragen und Elend, diese absolute Unbekanntschaft mit der eigenen Bestimmung, die unendliche Schreibseligkeit und Geschwätzigkeit, und dabei die törichte Einbildung von sich selbst und das absolute Nichtgefühl für alles Große, was schon wirklich auf der Erde war; alles das muß den denkenden Menschen mit Verachtung gegen sein Zeitalter erfüllen, die wieder zur Gleichgültigkeit wird." [1])

Der Mechanismus, der hier von Friedrich Schlegel in eine selbstverständliche Verbindung mit der Aufklärung gebracht wird, hatte seit den Tagen, in denen der große Kulturdenker jene Worte niederschrieb, noch zugenommen und gerade in der Neuzeit ungeahnte Fortschritte aufzuweisen.

Nachdem insbesondere durch Kant der wissenschaftlichen Erkenntnis ein, wie es schien, unübersteigbarer Damm entgegen geworfen war durch die Entdeckung, daß die reine

[1]) Deutsche Nationallitteratur. Bd. 143.

Digitized by Google

Vernunft unfähig sei zur Lösung der letzten ewigen Fragen, wandte sich das menschliche Nachdenken mehr und mehr von der Spekulation ab und den exakten Wissenschaften zu. Es folgte ein Aufblühen der Naturwissenschaften und ein Aufschwung der Technik, der unser aller Staunen erregte. Zeuge dafür ist selbst der harte Krieg, der nie mit solcher Gewalt und solcher Grausamkeit aber auch geführt werden könnte, hätte nicht der Fortschritt der Technik die Herstellung so gewaltiger und so komplizierter Mordwaffen ermöglicht. So aber kann nun der Krieg der Jahre 1870—71 eher dem Siebenjährigen Kriege an die Seite gestellt werden, als der unvergleichliche unserer Tage jenem, der nicht fünfzig Jahre zurück liegt.

Auf allen Gebieten der Zivilisation erlebten wir besonders im letzten Jahrzehnt einen Fortschritt, wie ihn die Menschen früherer Zeiten nicht einmal geahnt hatten. Wie ein Rausch bannte der große Triumph Sinnen und Denken der Menschen. Es schien ihnen beinahe, als ob sie nun doch noch dahin gelangen könnten, alles zu wissen. Und die Verwegensten glaubten es.

Das aber war das Verderbliche an der Sache: Man maß nach dem Fortschritt der Technik die Höhe menschlichen Kulturlebens überhaupt. Die Zivilisation trat der Kultur gegenüber. Oder vielmehr die Kultur wurde von der Zivilisation verdrängt. Kultur galt nun nichts weiter, als was sie einem „höchst zivilisierten" Menschengeschlecht bedeutete. Damit war man aber auf dem bestem Wege, das Leben der Seele zu ertöten.

Was sollte man noch dazu sagen, wenn man allen Ernstes in der großen Presse erörterte, um wieweit mehr die Schraube an einem Flugzeuge für die Menschheit bedeute als sämtliche Schriften Goethes, ja, als alle Werke der Kunst und der Philosophie aller Zeiten — von der Religion ganz zu schweigen?

Man erinnere sich des Romans „Der Tunnel" von Bernhard Kellermann! In mehr als hundert Auflagen konnte das Buch der erregt aufhorchenden Menschheit über großen künftigen Erfolg der Technik mit feuilletonistisch aufdringlichen Worten erzählen. Von der Seele war in dem dickleibigen Buche nicht die Rede, noch von der Bedeutung ihrer Triebkraft für alles menschliche Tun. Gerhard Hauptmann's „Atlantis" fand seinen Erfolg insbesondere durch die raffinierte Schilderung des ungeheueren schwimmenden Hotels und jener Menschen, die entweder wirkliche Akkrobaten sind oder soviel vom Akkrobatentum in sich tragen, daß sie das Undefinierbare der Seele als etwas unendlich

Digitized by Google

Dummes und Hinderliches längst abgeschüttelt haben. Das Amerikanertum feiert in dem Buche seine Triumphe. Vor dem Engländertum und dem Amerikanertum aber lag der Deutsche vor dem Kriege in den Knien!

Ein echter Engländer war Bacon. Wissen ist nach ihm Macht; aber sein Wissen geht nur auf die Naturerkenntnis zum Zwecke der Beherrschung der Natur und des Nutzens für das Leben der Menschen. Darin sieht er alle Größe und den Fortschritt der Menschheit.

Die modernen Entdeckungen und Erfindungen hatten die Menschheit dem Ideal Bacons näher gebracht, als der Engländer sich hätte zu träumen getrauen können. Denn freilich ist die Phantasie und der Traum einem solchen Geiste auch allzu fernliegend. Vielmehr wird durch solche Betonung der Wirklichkeit schon ganz von selbst im Laufe der Zeit wenigstens der Geist des Menschen eingedämmt, der Flug des Geistes behindert und verhindert. Phantasie und Traum paßten doch auch nicht hinein in das Leben und Empfinden der „klaren Köpfe", in das Leben derer, die „mit beiden Füßen auf der Erde stehen", für die es eigentlich nichts mehr geben darf, das sich nicht durch eine arithmetische Formel irgendwie restlos ausdrücken ließe.

Und es ist auch ganz selbstverständlich, daß es unsere großen fortschrittlichen Weltblätter waren, in denen dem „modernen technischen Geiste" in seiner besonderen Weise gehuldigt wurde. Denn so nur konnten sie doch mit dem Zeitgeist gehen, den sie recht eigentlich machten und machen wollten. Aber auch die Blätter anderer Richtungen konnten sich jenem Zeitgeist nicht entziehen, schon nicht aus Gründen vielfacher geschäftlicher Interessen.

Wo war die deutsche Zeitung, die es lächerlich finden durfte, daß ganz Berlin bei den Akkrobatenkünsten Pegouds in Verzückung geriet und dem Franzosen zujubelte? Oder welche Zeitung hatte darauf hingewiesen, daß man die Geldsumme, die der Ausländer mit sich fortschleppen sollte, viel besser dazu gebrauchen könne, um die große Berliner Wohnungsnot zu lindern?

* * *

Es ist eine eigentümliche Erfahrung, die man noch immer machen kann, daß der Aufbau einer neuen Fabrik in einem bisher von der Industrie unberührten Gebiete von der bäuerlichen Bevölkerung zumeist recht ungern gesehen wird. Obschon die Landleute wissen, daß ihre nachgeborenen Söhne in ihr die beste Arbeitsgelegenheit finden können und nicht mehr hinausbrauchen in eine weite Ferne, die ihnen

Digitized by Google

lohnende Arbeit bietet, obschon sie wissen, daß sie ihre eigenen Ländereien vielleicht weit über Preis loswerden und so ihre Vermögensverhältnisse erheblich verbessern können, so sind sie doch solchen Unternehmen abgeneigt. Mit einem instinktiven Widerwillen betrachten sie den kahlen Mauerbau und den Schornstein aus roten Ziegelsteinen, der sich in ihrer friedlichen Gegend erhebt, wie etwas Fremdes, das ihnen Gefahr bringt, wie einen Pfahl im eigenen Fleische.

Die Feindschaft gegen die Industrie liegt dem echten Bauer im Blute. Sein Selbständigkeitsgefühl und seine Seele, so eng verbunden mit dem Heimatsboden, lehnt sich auf gegen den Eindringling, der die Gegend unter sein Joch zwingen will, der gekommen ist, die Menschen zu versklaven. Er könnte sich nur mit ihm aussöhnen, wenn er seine Eigenart schonen, wenn er sich in sein Volkstum und das Bild der Landschaft einfügen würde. Aber wie schwer würde ihm das sein, und wie wenig hat sich die Industrie bisher darum bemüht.

Die Industrie tötet die Seele unserer Landschaften. Sie tötet, was weit schlimmer ist, die Seele der Arbeiter. Dem modernen Industriellen kommt es darauf an, eine möglichst gute Ware abzuliefern. Je höher der Gebrauchswert, um so mehr Abnehmer wird der Artikel finden, um so mehr Geld dem Fabrikherrn einbringen. Je höher der Gebrauchswert ist, um so eher hat der Artikel Aussicht, die Konkurrenz zu verdrängen und den Weltmarkt zu beherrschen. Darf man in dem Zusammenhange überhaupt nur sprechen von der Seele des Arbeiters?

Man hat immer an den Gebrauchswert der Erzeugnisse gedacht, nicht aber an den Glückswert für den Schaffenden. Und doch ist kein Mensch so arm an seelischen Bedürfnissen, daß sein Leben in den paar Handgriffen aufzugehen vermöchte, die seine Arbeit in der Fabrik ausmacht, die er leisten muß, um seines Leibes Notdurft zu stillen. Zu Maschinen, zu Maschinenteilchen machte die moderne Volkswirtschaft die menschlichen Hilfskräfte, zu geringen Bruchteilen der alten vollwertigen Handwerkskraft. Es werden nur noch Maschinenleistungen von dem Arbeiter verlangt. Und immer wieder wird ein neues Stück Maschine fertig, das seine Arbeit verrichtet und ihn achtlos beiseite schiebt an eine andere Stelle, um dort eine neue Maschinenarbeit zu verrichten.

Ohne die Lust des Schaffenden, mit der der Dorfschmied und der Dorfschuhmacher ihre Arbeit verrichten und sie befriedigt aus den Händen geben, steht der Industriearbeiter in harter Arbeitsfron seine Fabrikstunden lang, ein kleines,

Digitized by Google

oft gar zu unbedeutendes Rädchen in dem großen Mechanismus, den er selten auch nur zum Teil zu überschauen vermag. Unpersönlich ist seine Arbeit, des Glückes bar — ein langes Menschenleben lang.

* * *

Wenn der Abend sich niedersenkt, erhebt sich der Dorfschuhmacher von seinem Schemel, wirft den erst halbfertigen Stiefel beiseite, stopft seine Pfeife und schlendert hinaus in den Garten hinter dem kleinen einfachen Häuschen, das ihm zu eigen gehört. In der Küche schafft sein Weib das Abendbrot; da lärmt und schreit eine frohe gesunde Kinderschar. Der Meister aber steht nun an grünenden Beeten und besichtigt mit Kennermiene, was seine Frau heute in Ordnung gebracht; hier bindet er ein Bäumchen fester, daß der Wind ihm nicht wehe tue, dort befühlt er die rauhen Stachelbeeren, ob sie noch nicht bald zu kosten sind, und er trägt vier munteren Kaninchen frische Salatblätter zu. Dann hält er inne und sinnt und freut sich, wie alles geworden im Garten; die Bäumchen, die er selbst gepflanzt, die Sträucher, die er selbst gesetzt. Mit zufriedenem Lächeln setzt er sich auf die Bank, die er gezimmert, über die nun der letzte blühende Flieder seine blauen Blüten herabregnen läßt.

Auch der Fabrikarbeiter hat seinen Feierabend. Dann nimmt er seinen Weg von der Arbeitsstätte durch graue steinerne Straßen zu dem nichtssagenden Kasernenbau, darin er für dieses halbe oder Viertel-Jahr seine Behausung gefunden. Eine enge schmutzige Stiege steigt er hinauf zu einer Zweizimmerwohnung. Dort erwarten ihn ein blasses Weib und zwei kränkliche Kinder, denen die Luft fehlt und die Liebe und vielleicht auch noch das Brot, wenn der Arbeitslohn nicht hinreicht, um dieses neben so vielen anderen notwendigen Bedürfnissen in genügenden Mengen herbeizuschaffen.

Der moderne Industriearbeiter hat keine Heimat mehr. In irgend einem trostlosen Steinbau einer Arbeiterstadt ist er geboren. Er kannte noch nicht die Umgebung des Hauses, da wechselte der Vater die Wohnung, und er wechselte sie wieder und wieder. So weiß er dann später nicht mehr, wo er als Kind aus den Fenstern in das Gewühl der Straße geschaut, wenn der Abend kam und die Massen der Arbeiter heimkehrten, beschmutzt von Ruß und Rauch. So weiß er kaum, wo er als Knabe sich herumgetrieben oder verbotene Wege wandelte. Wieder und wieder zieht der Industriearbeiter um, er zieht immer dorthin, wo er einen lohnenderen Verdienst in der Nähe zu finden weiß. Die Industrie und unsere technische Kultur haben den Arbeiter heimatlos gemacht.

Digitized by Google

Ein Fünftel der Bevölkerung unseres deutschen Vaterlandes wohnt heute in Großstädten mit über Hunderttausend Einwohnern; beinahe drei Fünftel der Bewohner Deutschlands wohnen in Städten überhaupt. Und immer rascher, immer rascher dehnten sich vor dem Kriege die Städte und nahm ihre Volkszahl zu. Die Gier nach Genuß trieb die unbesonnene Menge der Menschen vom Lande in die Städte, wo sie sich verwöhntere Nerven anlebten, die nach immer neuen Erregungen verlangten, ohne daß sie einmal wahre Befriedigung sich zu verschaffen vermochten. Denn die konnten jene Vergnügungen den Menschen nicht geben, noch der ganze „Kultur"aufwand, die ganze technische Kultur der Städte.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Richard von Kralik hat einmal in einem Exkurs versucht, dem schwierigen Begriff „Kultur" näher zu kommen. Er leitet den Begriff ab von der Wortbedeutung und bringt diese sehr richtig mit dem Worte „Kultus" in Verbindung. Kultur ist seelische Formung, Bildung, Gestaltung. „Wahre Kultur als bildende, zuchtvolle Gestaltung des menschlichen Lebens muß so alt sein wie das Menschengeschlecht." „Die Griechen haben den Begriff der mit dem Kultus einheitlichen Kultur bereits vorgebildet," wie man auch in der augusteischen Zeit Roms „wieder mit Bewußtsein Kultus und Kultur innig vereinigte."[1]) Christus gab der Kirche einen Kulturauftrag, der Kultur und Kultus in engste Verbindung setzte. Und das Mittelalter brachte eine bisher noch unbegriffene Erfüllung und führte die deutsche Kultur auf eine nie wiedergesehene Höhe.

Alle Kultur ist „ruhige Bildung"; sie steht entgegen jedem Subjektivismus, Relativismus der modernen auf Verstandesbildung und Technik beruhenden Zivilisation. Die wahre Kultur kann nur begründet sein auf bleibenden ewigen Ideen, sie ist ihrem Wesen nach konservativ.

* * *

Die deutsche Industrie und die deutsche Technik sind gewiß Wunderwerke in ihrer Art, aber eine Kultur haben sie nicht geschaffen und konnten sie bisher nicht schaffen. Vielmehr haben sie die deutsche Seele veräußerlicht, indem sie dieselbe abzogen von ihrem tiefinnerlichen Geschäfte. Die deutsche Seele entbehrte mehr und mehr ihres inneren Halts. Die Stetigkeit des Auswirkens ging ihr verloren in dem rasenden Erfolg des technischen Fortschritts, der schließlich auch die

[1]) Richard von Kralik. Ein Jahr katholischer Literaturbewegung. Denkschrift. Regensburg 1910.

Digitized by Google

Besten irre machte. Hatte noch Richard Wagner gemeint, es sei der deutschen Seele eigentümlich, daß sie nach Innen baue, so hatte nun das deutsche Volk vor dem Kriege fast ganz sich verlan im äußeren Wirken und seine Seele verkauft an den wirtschaftlichen Erfolg.

Wenige nur waren es noch, die klar sahen und sich nicht beirren ließen: Nüchterne inmitten der Trunkenen.

Diese Wenigen blieben dabei, daß die moderne Zivilisation, welche die Fortschrittsleute machten und alle Tage neu machten — wahrscheinlich, weil sie einsahen, daß sie so schnell bereits vergilbte — nichts zu tun habe mit echter Kultur. Sie blieben dabei, daß nicht einmal die gebügelte Hose und ganz gewiß nicht die nach der Saison wechselnde Mode etwas damit zu schaffen habe — im Gegensatz zu den alten bleibenden Trachten.

Die Eisenbahn ist ein prachtvolles Ding, bequem und äußerst nützlich dazu, besonders jetzt im Kriege. Es ist zweifellos eine schöne Sache, im weich gepolsterten Auto mit Windeseile sich fortführen zu lassen in eine ferne Stadt. Etwas weit Großartigeres ist aber das Flugzeug. In rascher Vervollkommnung hat es nunmehr durch seine Brauchbarkeit die kühnsten Erwartungen übertroffen. Als etwas Gewaltigeres aber noch erscheint uns der Lenkballon, der in gemessenem Fluge majestätisch über uns dahinzieht.

Und dennoch, es bleibt dabei: Mehr wert ist ein seelenvoller Mensch, wenn er sich auswirken kann in seinem täglichen Geschäfte; mehr wert noch ist ein ganzes Volk, das, mit Hochsinn begabt, mit seiner Seelenfülle den Völkern der Erde friedvoller Helfer zu eigenem Aufstieg werden kann.

* * *

Auch jetzt im Kriege ist der materielle Rausch nicht geringer geworden. Ja, der hervorragende Anteil der Technik und Industrie am blutigen Kriegswerke hat ihre Vertreter zuversichtlicher gemacht noch, als sie bisher waren. Mit der Verachtung, die diesen Männern der „realen Wirklichkeit" eigen ist, schauen sie herab auf die armen Ideologen der Wahrheit, der Schönheit und des Rechtes, die jetzt glauben, ihre Stimme erheben zu müssen.

Dieses ist die laute öffentliche Antwort eines Fabrikleiters auf einen Aufsatz, der die Schäden der technischen Kultur aufzeigte: „Dieselben Leute, die uns Techniker von oben herab betrachten möchten, sind es, denen ein fauler Frieden mit Hungertuch und philologischen Studien in der armseligen Dachkammer, ein Frieden mit mittelalterlicher Beschaulichkeit und gottgefälliger Frömmigkeit in der Mönchs-

Digitized by Google

kutte, mit Armut und Erbärmlichkeit darbender Handarbeiter in knechtischer Unfreiheit lieber wäre als ein blutiger, aber machtvoller Sieg." Das sind Wertungen eines Mannes, der erfüllt ist vom Geiste der technischen Kultur.

Als wenn es von irgend welcher Bedeutung wäre für die Menschheit, als wenn es irgendwie darauf ankäme, ob wir den Krieg gewännen oder nicht — wenn wir nicht in Blut und Not unsere Seele retteten, wenn wir nicht wert wären, als Sieger aus dem Weltringen hervorzugehen. Dann möchten doch in Gottes Namen die Krämerseelen von jenseits der Nordsee weiter herrschen, wenn wir nicht besser sein wollten als sie. Es ist wahr: Die Völker Europas sündigten vor dem Herrn, sie alle, darum mußte dieser Weltkrieg über sie kommen!

Die Ideologen, die sich mit einer höheren „realeren" Wirklichkeit befassen, saßen allerdings sehr viel häufiger in armseligen Dachkammern als in den prunkenden Palästen, die reiche Industrieherren aus der Dividendenfülle sich erbauen lassen konnten, und oft genug nagten sie am Hungertuch. Denn noch sind wir nicht so weit, daß der Staat denen das Leben erleichtert, die ihm die treuesten Diener sind. Und freilich findet man bei rechten Philologen immer eine große Menge Idealismus aufgespeichert und dies um so mehr, je weniger sie für die Modernisierung der Schule im Interesse des reinen Nutzens eintreten. Diese Art Menschen hat aber auch einen eigenen Gesichtsausdruck, in dem Nachdenken und Selbsterziehung sich ausprägt. Sie gehören gewiß nur in ganz verschwindender Zahl zu jenen, die Friedrich Wilhelm Förster[1]) meinen kann, wenn er ausführt: „Der unerträgliche Gesichtsausdruck so vieler..., ihre Wichtigtuerei mit den Aeußerlichkeiten ihres Genuß- und Sportbetriebes, die dreisten Picknickgesichter in reichen und rücksichtslosen Familienautos, die Mast des Lebensbehagens, die Schamlosigkeit des Sich-Bedienenlassens, die Unsumme von Ernst, Mühe und Technik, die auf die Organisation eitlen Müßiggangs und leerer Spielerei verwendet wurde, bis hinab zur „Manikure" — das alles zeigte täglich greller, wie sehr alle diese Menschen mit trefflicherem Instinkte merkten, daß sie die Situation beherrschten, und daß ein Billet erster Klasse durchs Menschenleben das oberste Ziel für Millionen geworden war, ja selbst für viele, die geistig produzierten ...."

[1]) Friedrich Wilhelm Förster: „Christus und der Krieg" in „Deutsche Weihnacht". Eine Liebesgabe deutscher Hochschüler. 1914.

Digitized by Google

Sieht man ab vom gemeinen Nutzen, der an sich aber offenbar den stärksten Antrieb bildet zu allem technischen Handeln, so erscheint in der Technik der Wille zur Macht am Werke, der Wille zur Macht über die Materie. Das ist nun allerdings eine Triebfeder vorzüglich geistiger Art, es ist die Kraft einer Idee, die da wirksam wird. Gibt aber diese Idee, die doch nach außen hin wirkt, die ganze Haltung des Menschen, wieviel an seelischen Kräften werden dann vernachlässigt und gehen allmählich verloren, seeliche Werte, die durch diese eine Idee gewiß nicht ersetzt werden können.

Freilich ist der Wille eine Macht der Seele wie das Gefühl. Die Welt mag sich auflehnen gegen eine rein seelische Kultur, und die Kinder der Welt mögen ein Recht haben, daß sie ihrerseits davon nicht übermäßig viel wissen wollen. Aber ein größeres Recht hat die Seele, sich aufzulehnen gegen eine rein äußere Kultur, welche die pochenden Herzen leer und den tiefsten Drang des Menschen unbefriedigt läßt.

Die Arbeiter, die Millionen der Arbeiter empfanden das Geistige unserer technischen Kultur nicht. Das Geistige, das in der technischen Kultur steckt, „rückt in dem wirtschaftlichen Produktionsprozeß an die eine Zentrale; auf der andern Seite stehen eine lange Reihe mechanisierter Ausführungsarbeiter ... An der Zentrale der intellektuell hochentwickelte Ingenieur, der erfindet, — und in unabsehbare Ferne von ihm gerückt die Massen der ausführenden Arbeiter, von denen nur noch Maschinenleistungen verlangt werden.“ [1]) Was hätte der Arbeiter für eine Empfindung von Macht über die Materie inmitten der Maschinenungeheuer, die jeden Augenblick für ihn eine Gefahr sind und so manche seiner Kameraden zum Krüppel machen oder zu Tode bringen!

* * *

Früher war das Franzosenvolk das am meisten mechanische Volk Europas. Um das Jahr 1800 war nichts Inkommensurables mehr an ihnen. Darum war auch Napoleon, der seine Rechenkünstler, sein bester Lehrmeister. Aber am deutschen Geiste hatte er sich dann gründlich verrechnet.

Heute sind wir Deutsche den Franzosen im Mechanischen weit voraus. Die preußische Organisation ist in ihrer Weise unübertroffen. Sie hat sich endlich übertragen vom Militärischen auf alle Lebensgebiete und fand im Technischen, in Handel und Industrie ein ihr besonders zusagendes Feld,

[1]) Gertrud Bäumer: Die soziale Idee in den Weltanschauungen des 19. Jahrhunderts. Heilbronn 1910.

Digitized by Google

nachdem der Reichtum diese überhaupt möglich gemacht hatte. Die Organisation hatte hier Unübertroffenes geleistet.

Aber es war zu sehr der Unteroffizier im „geistigen Sinne", der das Wort nahm. „Er hat hie und da seine Kompetenz überschritten, indem er die ihm geistig Überlegenen kritisieren und korrigieren wollte."[1]) Er hat die Werte verrückt und die Subordination vergessen. Er hat vergessen, daß „Nikolai soll vor Goethe Ordre pariren".

Auch nach dem Kriege wird man in der Technik, in der Organisation das Allheilmittel sehen für den Wiederaufbau des Staates. Die gewaltige Staatsschuld und die Kampfstellung unserer Feinde im Wirtschaftlichen, die nach dem Kriege fortwirken wird, zwingen beinahe dazu.

Und doch müßte das der Fluch des deutschen Volkes werden. Was nützte es ihm auch, wenn es die ganze Welt gewänne, wenn es aber Schaden leiden würde an seiner Seele, wenn es seine Seele darüber verlieren würde. „Wenn das deutsche Volk einmal nichts mehr sein wird als ein „Wirtschaftswerk", nichts als ein für alle Nützlichkeitszwecke wohlgestuftes und ein- und abgerichtetes Heer, dann wird es wohl eine brave Maschine sein, die eine Zeitlang vorzüglich arbeitet, aber eines Tages wird sie sich ebenso abgelaufen haben wie die so schön organisierte Staatsmaschine Friedrichs des Großen . . . .

Unsere Nachkommen werden dann sehr vernünftig sein, fast so vernünftig, ja gar noch vernünftiger als unsere Vorvordern in den Tagen, da Nikolai das große Wort führte. Sie werden ihr Leben und ihre Kinderzahl auf den besten rechnerischen Grundlagen aufbauen und von den schönsten ökonomischen Gesichtspunkten aus regeln, das erste möglichst ergiebig, möglichst unergiebig die letztere gestalten. Aber sie werden dann eben so leere, inhalts- und kraftlose Hülsen sein wie die deutsche Menge der Nicolai-Tage, die ein dankbares Spielzeug für alle Stürme war."[2])

---

[1]) Rembrandt als Erzieher.

[2]) Anton Dürrwächter: Bayerns Eigenart vom Weltkrieg aus. Kempten 1916.

Digitized by Google

Der Junitag.

(Dem Gedächtnis meines Bruders gewidmet.)

Von Hubertus-Kraft Graf Strachwitz.

Es war ein Junitag
voll Glut und Rosenpracht,
der See so rein und hell,
Die Sonne glänzt und lacht.
dein erster Schrei erklang
in unsre weite Welt,
wobei die Mutter dich
in starken Händen hält.

Im Leben schrittst du oft
durch Glanz und Sonnenglast,
als du der Freude Licht
so froh bereitet hast.
Wie warst du glücklich da
in unsrer schönen Welt,
wobei die Mutter dich
in festen Händen hält.

Doch führte auch dein Weg
durch Sumpf und düstres Land,
der Jammer zog durchs Herz,
das Glück war jäh gebannt.
Doch stets blieb dir ein Trost
in unsrer schlechten Welt,
daß deine Mutter dich
mit Mutterhänden hält.

Es ist ein Junitag,
der Kriegslärm heult und gellt,
da legst du still dich hin
und stirbst als echter Held.
Dein letztes Wort verklingt —
in unsre wilde Welt,
wobei die Mutter dich
in treuen Händen hält.

Es kommt ein Junitag,
wo Friede ringsum blüht,
dein Herz in Seligkeit
vor Gottes Blick erglüht.
Dein höchstes Glück wird sein
in jener Himmelswelt,
daß deine Mutter dich
in ew'gen Händen hält!

Digitized by Google

Es waren Königskinder.

Eine Westerwaldgeschichte von Johannes Laurenburger.

(Fortsetzung.)

Der Römer! Der Römer!

Der Kaplan hatte mehrere Briefe erledigt und versah sie mit Aufschriften. Der Postkasten war am zweiten Nachbarhause. Da die Briefe dringlich waren, wollte er sie selber schnell hinbringen. Er eilte die Treppe hinab.

Im Hausflur stand eine Frau. Das graue Umhängetuch über Kopf und Schultern gezogen, im Arm einen großen Henkelkorb. Die Burgmarie.

Der junge Geistliche kannte die Frau und grüßte sie mit kurzem, freundlichem Gruß. „Sie möchten zu Fräulein Marianne? Wie geht's denn noch auf der Burg?"

Die Burgmarie wollte lächeln wie sonst. Aber sie brachte es nicht fertig. Grinste und nickte: „O . . . gut."

„Warten Sie mal." Er öffnete die Küchentüre. Da war niemand. Auch an der nächsten Türe bekam er keine Antwort auf sein Klopfen. Die alte Uhr im Hausgang holte aus und schlug die Stunde. Sie schien das einzige lebende Wesen zu sein. Fräulein Marianne war offenbar nicht da. Sonderbar. Es mußte doch jemand der Frau die Türe geöffnet haben.

„Wie sind sie denn hereingekommen?"

„Ei, durch die Tür." Die Burgmarie verzog keine Miene bei der Antwort und nickte nach der Hoftür hin.

„Stand denn die Türe auf. Ich hab sie doch garnicht gehen hören?"

„Die stand auf." Sie sah ihn fast furchtsam an, versuchte wieder stumpf zu lachen und nickte bei jeder Antwort.

„Fräulein Marianne hat gesagt, ich sollt' noch warten."

„Ja, wo ist die denn jetzt?"

„Ich weiß es ja nicht. Sicher noch im Garten. Da war sie mal eben."

Der Kaplan ging an die Hoftüre. War doch ein armes, beklagenswertes Wesen, die Burgmarie. Die ängstliche Unsicherheit, mit der sie dastand!

In der Türe kam ihm der Wolfspitz schweifwedelnd entgegen. Dann war der Herr auch nicht weit.

Der Hund lief auf die Burgmarie zu, schnubberte gemächlich an ihrem Rock und streckte die spitze Schnauze an ihrem Korb herauf. Sie bemerkte heute das Tier gar nicht,

Digitized by Google

während sie sonst den Hund immer streichelte: „Esche, Spitzche, esche, esche! . . .“

Der Spitz hatte seine Untersuchung beendet. Das roch nach Sauberkeit und Armut. Den Duft kannte er.

Gemessen schritt er zur Küchentüre, stieß sie mit der Schnauze auf und zog schnubbernd durch den Spalt die Küchenluft in die hoch erhobene Nase. Die Kriegsküche hatte keinen guten Geruch. Er verzichtete auf eine eingehendere Prüfung und trottete wieder nach dem Hof hinaus. Draußen hörte man Stimmen, den Kaplan und den Pfarrer, den Kaplan und Fräulein Marianne. Der Pfarrer kam langsam die Hoftreppe herauf.

„Ach, die Burgmarie! In Ewigkeit. Amen.“ Er blieb stehen, nahm seinen Hut ab und tupfte den Schweiß mit dem Taschentuch von der Stirn. Die Burgmarie hatte undeutlich ihren Gruß gesprochen und kam in demütiger Haltung auf ihn zu. Suchte nach seiner Hand, bückte sich, zog sie an ihre Lippen. Ganz unterwürfig.

Das taten sonst nur die Polenfrauen, die gelegentlich auf der Domäne in den Feldarbeiten halfen.

Der Pfarrer ließ es gern geschehen. Es ist das einzige, womit die Armut ihre Anhänglichkeit und Dankbarkeit bezeugen kann. Und die Burgmarie war arm und anhänglich und dankbar. Einmal freilich, vor vielen Jahren, war es gewesen, daß sie den gütigen Pfarrer gehaßt und seine klaren Augen gefürchtet hatte. Das war schon lange, lange her, und jetzt hatte die Burgmarie Haß und Furcht vergessen. Aber da hatten seine Augen einmal zürnend und bohrend auf ihr geruht. Als sie noch richtig denken konnte und immer alles verstand. Und sie hatte es damals gefühlt, daß diese Augen ihr bis auf die tiefste Seele blickten und ihre Schuld sahen, als noch niemand sonst davon wußte. Drum war es, daß sie zu der Zeit seinen klaren Blick gefürchtet und ihn selber gehaßt hatte. Bis . . . ja, bis nachher die große Schande kam, als es nichts mehr zu verheimlichen gab. Als jeder und jede wegwerfend von ihr sprachen, als alle sie verachteten, als die eigenen Geschwister sie von sich stießen und hilflos ihrer Schmach überließen, als die Not und die Angst sie zwischen Fiebern schüttelten. Da hatten wieder des Pfarrers klare Augen über ihr gestanden, aber ruhig und mild, und von Schuld und Anklage war garnichts darin, nur Nachsicht und Erbarmen sprach aus ihnen. Und während sie von allen Seiten geschmäht und ihr armes Kind mit häßlichem Wort gelästert wurde, hatte sie aus seinem Mund das tröstliche Ego te absolvo gehört, und seine Hand hatte das Zeichen der Gnade über sie gemacht. Damals

Digitized by Google

hatte sie zum erstenmal wie im Traum die segnende Hand ergriffen und plötzlich weinend ihren fiebernden Mund darauf gepreßt.

Langsam war die Krankheit gewichen, aber dann lag der Schleier über ihre Seele gebreitet, der die Welt von ihr trennte. Nur des Pfarrers klare Augen drangen durch diesen Schleier auf den Grund ihres leidenden Gemütes, nur seine Hand reichte aus diesem Schleier in ihr trauriges Dasein hinüber. Und sie ergriff dieselbe und drückte sie an ihre Lippen in dankbarer Verehrung, so oft sie dieser Hand begegnete. . . . .

Der Pfarrer hat ihr leise seine Hand entzogen.

„Fräulein Marianne, nicht wahr? Sie kommt gleich." Er will in sein Zimmer gehen.

Da hält sie ihn an der Soutane fest. „Ich muß Ihnen was sagen, . . . Ihnen! . . . Ganz allein! . . ."

Erregt hat sie es herausgebracht und blickt scheu um sich. „Mir? Allein? . . . Dann wollen wir hier hineingehen."

Er hat eine Tür geöffnet. Seine Worte sind so gütig, daß die Burgmarie wie ein Kind ihm vertrauend folgt. Er bietet ihr einen Stuhl an. Sie mag nicht sitzen. Aus ihrem Gesicht spricht die ängstliche Spannung.

„Sie dürfen aber nichts, garnichts weitersagen! . . ."

„Das kann ich nicht gut versprechen . . . wir sind ja nicht in der Beicht . . . Ist's denn so wichtig?" Er drückt die Türe zu. Sie nickt heftig. Dann fleht sie:

„Gelt, Sie sagen nichts, zu niemand nicht . . . Es ist ja . . .! Nein, . . . Sie dürfen nichts sagen! . . . O Gott . . . wenn ich doch richtig . . . Mir geht alles rund . . . alles rund . . .!"

Höchste Aufregung und Angst drücken auf ihre Worte. Es muß ganz Außerordentliches ihre umschattete Seele bewegen, die sonst für alles unempfindlich ist. Einen Augenblick überlegt der Pfarrer.

„Gut, Marie. Ich erzähle nichts weiter. Was ist's denn?"

Sie sieht sich scheu um. Da beruhigt er sie:

„Es ist niemand da. Die Türe ist geschlossen. Wir können unbesorgt miteinander sprechen . . ."

„Herr Pastor . . . ja gelt, es hört uns niemand . . ." sie dämpft ihre Stimme zum Geflüster . . . er ist geflüchtet! . . . Ist durch . . . fort, weg . . .! Ich hab ihn gesehen, mit ihm gesprochen . . . der Römer! . . . Sie wissen doch . . . den mein' ich! . . . den Römer . . .!

Digitized by Google

Der Pfarrer erschrickt allerdings auch. Der Mensch ist das große Kreuz für die Pfarrei gewesen. Vor vier Jahren hat er im Trunk den Himmerich erstochen. Jetzt büßte er seine Strafe ab. Und der wäre entkommen? Das wäre schlimm. Aber es ist ja ganz unmöglich . . .!

„Wo war er denn?"

„Der Frieder war grad fort" . . . sie keucht es ruckweise, in Stößen, . . . „gestern, wie es dunkel war . . . da kam er . . . wegen Geld . . . Weil sie mir manchmal geben . . . Fräulein Marianne . . . gute Leute im Dorf . . ."

„Und dann?"

„Und dann . . . ich hatte doch nichts. Der Frieder will es ja auch immer nicht haben, daß ich sammeln gehe. . . . Da hat er dem seine Kleider mitgenommen . . . und das Messer . . . das Messer! Herr Pastor . . . er will wieder stechen. Er hat ja auch der Himmerichslies' ihren Vater erstochen . . ."

Ihre Augen flackern.

„Er kommt wieder, . . . sicher, ganz sicher, . . . weil er ja kein Geld hat . . . Aber das Messer . . . das hat er . . ." Und sie sieht sich wieder scheu im Zimmer um, blickt ihren Pastor hilfesuchend an.

„Nur ruhig, ruhig, Marie. Keine unnötige Furcht! In die Burg kommt der freiwillig nicht mehr zurück. Es ist ja natürlich, daß er Geld gesucht hat, weil er ohne Geld nicht weit springen kann. Sie werden ihn schon bald wiederhaben. War recht, daß du mir's gesagt hast . . . Aber die Gefangenenaufseher werden's schon bald merken . . . nicht wahr? . . . gelt? . . . ja, ja . . . Nur, der Frieder darf jetzt abends nicht vom Haus gehn, nicht wahr? Soll doch beim Dunkelwerden sorgen, daß seine Mutter nicht mehr allein ist . . . Aber nur keine Angst! Den kriegen wir wieder . . . Der kommt nicht weit . . . Sonderbar nur, wie er herausgekommen ist . . ." Der Pfarrer schüttelt den weißen Kopf.

„Herr Pastor, Sie sollen sehen, das gibt wieder ein Unglück . . ." Sie atmet tief . . . „es ist . . . weil er . . . Und das Messer . . . Aber ich muß leben, muß! . . . für mein Kind! . . . Muß sorgen . . . Und das wissen sie all' . . . und er auch . . . und alle . . ."

Ihre Seele will wieder schlafen, nachdem der schwache Funken ihres Verstandes auf einen Augenblick unter der Vorstellung des Geschehenen hell aufgeglüht ist.

„Aber jetzt ist der Frieder groß und schön und stark . . . jetzt kann ich gehen . . . und sterben . . . daß ich nichts erzähl' . . . Und sie wissen es ja doch all . . . er ist

Digitized by Google

mein . . . mein Kind . . . ich hab für ihn gesorgt . . .“ Und sie nickt und wankt zur Türe hinaus . . . „Gelobt sei Jesus Christus . . .!“

Der Pfarrer hört sie noch vor der Türe.

Wie sie das angegriffen hat! Es ist ja wohl begreiflich, . . . aber, . . . sie ist doch sonst so unempfindlich gegen alles, . . . kaum einmal aufzurütteln aus ihrem Schlaf. . . . Und nun in ihrer tiefsten Seele so gewaltig erschüttert! Sollte der Römer zu ihrem Leben . . .? Man hat nie von ihr den Vater ihres Kindes erfahren können. Aber da wurde doch mit Sicherheit ein ganz anderer genannt. Und der alte Rödelhöfer war . . . . na, jetzt ist er tot, requiescat in pace! Aber zu zwei Kindern hat er sich ja selber vor Gericht bekennen müssen. Und damals hat die Marie auf dem Rödelhof gedient, . . . und der Leumund wird schon Recht haben. War auch ein wahres Unglück mit dem Mann. . . . Der Herrgott mag sehen, wie er mit ihm fertig wird. . . . Bei der Marie wirds wahrscheinlich nichts anderes als die pure Angst sein. Angst vor dem Römer. War ja auch ein unheimlicher Mensch. Und was hätte doch aus dem Kerl werden können. Mit seinen vorzüglichen Anlagen. Aber der Hochmut, der Hochmut! . . . Den hat der Hochmut zum Mörder gemacht. Und das arme Wesen von Burgmarie zittert nun vor Angst, fürchtet um sein bißchen Bettelkram, ängstigt sich um sein jämmerliches Dasein, das doch nur ein kläglich zerbrochenes Glück ist. Aber der Trieb nach Sonne und Lebensluft! Das klammert sich fest und hat doch von der Welt so wenig, so blutwenig! . . . Immerhin. Es war wirklich der Tod, der in diesem Unhold ihre Bahn gekreuzt hat. . . . Das hat sie gefühlt. . . . Sie hat das Kainszeichen gesehen. . . . Unstät und flüchtig sollst du sein! . . . Und da beben ihre geschwächten Sinne nun vor Furcht und Entsetzen und Angst. . . .

Er suchte nach seinem Brevier.

Da klopfte es. Der Kaplan streckte den Kopf herein: „Wissen Sie schon das Neueste, Herr Pastor? Auf der Burg ist der Römer geflüchtet. Die Polizei ist hinter ihm her. Gestern Abend soll er ausgebrochen sein. Im Dorf wußte man es schon zwei Stunden nachher. Die Leute haben sogar gleich erzählt, die ganze Besatzung sei geflüchtet. Hier oben erfährt man nichts.“

Aber der Pfarrer wußte es bereits. Und sein Kaplan wunderte sich.

Digitized by Google

Sturm.

Durch das Pfarrhaus läutete die Hausglocke Sturm.

„Es möchte sofort einer von den Herrn an die Hainroder Schneise kommen. Es wäre ein Unglück passiert . . .!"

Der Junge war atemlos.

„Was ist denn?"

„Der Römer! . . . Sie haben ihn! . . ."

„Ja, um Gotteswillen, wer ist denn verunglückt?"

„Der Römer! . . . Er wäre am Sterben!"

Der Pfarrer hatte die Meldung selber entgegengenommen. Fünf Minuten später verließ der Kaplan bereits die Kirche. In Okkult. Die Bursa mit dem Hochwürdigsten ruhte an seinem Herzen.

Im Dorfe war große Aufregung. Die Leute steckten die Köpfe zusammen. Wußten viel und nichts.

„Das hat aber mal rasch gegangen!"

„Ja, die haben Polizeihunde auf der Spur, das ist's."

„Er hätte sich's eigentlich sagen können! . . . Und der Burgfrieder hätt' ihn getroffen?"

„So heißt es."

„Da kommt auch schon der Kaplan . . . Es muß schlimm sein. Der rennt ja ordentlich! . . ."

„Ich glaub' auch. Bis zur Hainroder Schneise ist's gut und gern immer eine Stunde. Und wer kann wissen, wie es da aussieht . . . Habt Ihr's auch schon gehört, Hannpeter? . . . Schrecklich, gelt? Als ob jetzt draußen noch nicht genug des Elends wär' . . . Mir tut's nur leid für den Schütz Eckert. Es ist doch so eine Sach', ist immer Menschenblut! . . ."

„Da habt Ihr recht, Pius. Im Krieg ist das was anderes, ist Notwehr und geht für's Vaterland. Aber hier . . ."

„Gott, es war schließlich sein' Pflicht . . . vielleicht auch Notwehr . . . was kann man da all sagen?! . . ."

„Sicher, sicher! Und dennoch! Ich wollt' lieber hundert Franzosen auf dem Schlachtfeld erschießen, als so einen armen Teufel, der um sein Leben springt . . . Es ist doch was anderes . . .!"

„Ja, was kann einer da sagen! Geht mir im Grund ja auch so . . .!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Kaplan ist schon am Dorfende. Es war kurz vor Mittag. Heute früh, als er die Briefe wegtrug, hatte er die Flucht erzählt bekommen. Vom Utsch' Weind. Und nun

Digitized by Google

war der Flüchtling bereits gefaßt. Das war eine kurze Freiheit . . .!

Es regnete dünn. Der junge Geistliche achtete nicht darauf. Er hatte nur die eine Sorge, nicht zu spät zu kommen. Gleich hinter dem Dorfe stieg der Weg. Da mußte er langsam tun. An der Kreuzkapelle trug es ihn vorbei. Er verrichtete ein Stoßgebet: Mein Jesus Barmherzigkeit! . . . Gib, daß ich ihn noch am Leben treffe . . .! Er zog seinen Rosenkranz heraus.

Auf dem nassen, glitschigen Waldboden ging sich's bös. Und es war schwül. Der eng geschlossene Rock wurde lästig, von der Stirn perlten ihm große Schweißtropfen . . .

Nun hatte er bereits die Hainroder Buchen. Über den Kamm noch. Die Schneise war im zweiten Hang. Er eilte . . . .

Als der Kaplan an der Schneise ankam, sah er die beiden Aufseher beschäftigt, aus abgeschlagenen Buchenzweigen eine Tragbahre herzustellen. Er atmete auf . . . hoffte . . .

Die Männer hatten ihn kommen sehen. Jetzt zogen sie ihre Hüte und knieten nieder. Sie wußten, er trug den Leib des Herrn. Als er ihnen ein Zeichen gab, erhob sich der Ältere und kam herbei.

„Herr Kaplan, es wird wenig zu machen sein. Der Kerl hat sich ein Leid getan. Genau die Herzgegend getroffen!" Er sagte es zögernd, in scheuem, gedämpftem Ton.

„Gütiger Gott! . . . Wo ist er denn?"

„Gleich drüben, am Querschlag, in der Lohbeck liegt er. Der Verwalter und der Burgfrieder sind bei ihm . . ." Der Aufseher ging mit, zeigte ihm den Weg . . .

Einen Augenblick später kniete der Kaplan bei dem Unglückseligen.

„Römer! . . . Römer! Kennt Ihr mich? . . ."

Der Mann riß die Augen weit auf und stierte den Geistlichen an. Dann in abgerissenen Worten, mit tonloser Stimme, wie zerbrochenes Glas:

„Helft mir . . . ich will . . . gut sterben . . ." Ein leuchtender Blutfaden lief ihm aus dem Munde. Er speite ihn aus, röchelte . . .

„Blutschulden! . . . die wollen . . . bezahlt sein! . . . Herr . . . Gott! erbarm' dich . . . unser!"

Der Kaplan winkte. Sie ließen ihn mit Gott und dem Römer allein. . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Im Westersteiner Pfarrhaus, im pfarrherrlichen Studierzimmer, kniete der greise Pfarrer vor dem Bilde des Gekreuzigten. An der Tischkante. Auf dem harten Boden. . . .

Digitized by Google

Der mit rotem Seidenplüsch gepolsterte Knieschemel stand in der Fensterecke, und unwichtige Bücher, vergessene Drucksachen, Kataloge in frommen Mäntelchen und andere wertlose Dinge lagen darauf. Der Schemel war ihm vor vielen Jahren vom Jungfrauenverein seiner Kaplanstelle geschenkt und im ganzen stets rücksichtsvoll von ihm behandelt worden. Genau wie das kokette Sopha, das ihm der Gesellenverein damals in den Westerwald mitgab und dessen Aufstellung er freundlich geduldet hatte, wenn auch nachher kein Mensch ihn je im Leben darauf sitzen sah.

Der gute Pfarrer hielt das Gesicht in den Händen vergraben, und sein edles Herz rang in heißem Gebet mit Gott um die Seele des Römer. Wenn der Mann auch das große Kreuz seiner Pfarrei war. Er war ja doch immerhin sein Pfarrkind, von dem er einst Rechenschaft ablegen mußte. . . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Männer brachten die Bahre. Es ging alles wortlos. Auch der Verwalter und der Burgfrieder waren tief schweigsam. Der Schütz dachte daran, daß der Stich ins Herz gegangen war, genau wie beim Vater von der Himmerichslief'. Das glich sich aus. Aber es wäre ihm lieber gewesen, wenn er nicht hätte zu schießen brauchen. Er hatte ihn dadurch erst unfähig und hilflos gemacht. Im Eifer, daß der Mensch entkommen könne, der der Lief' den Vater erstochen hatte. . . . Zwar, eigentlich hatte er es nicht einmal gewollt, das war so schnell gekommen. . . . Er wollte sein Leben schonen, . . . hatte ihn nur an der Flucht verhindern wollen. Da konnte keiner nichts sagen, . . . er war nicht schuld, . . . hatte dreimal angerufen. . . .

Aber was er sich auch vorredete, ihm blieb doch das Gefühl, als müsse er sich die Hände waschen, . . . als stünde Blut daran.

Und plötzlich stieg heiß die Sorge in ihm auf, wie es die Lief' auffassen werde. Ihr reines Kindergemüt lebte sicherlich ohne den Wunsch nach einer Vergeltung, und ihr Herz wurde ganz gewiß durch das Geschehnis aufs neue bis in den tiefsten Grund erschüttert. Sie war ja so fein. . . . Die Erinnerung brannte in ihm. Er mußte an das Sträußchen Erdbeeren denken, das er ihr vor kurzem schenken wollte. War es nicht wie eine Ahnung bei ihr gewesen?

Und er verwünschte im Stillen das Unglück, das ihm diesen Mann mit seiner Schuld in den Weg gestellt hatte. . . .

Der Kaplan kam. Er hatte den Römer noch bei vollen Sinnen versehen, hatte ihm die Eucharistie reichen können.

— — — — — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Durch die ernsten Hainroder Buchen bewegte sich ein stiller Zug von Männern. Auf der grünen Tragbahre, die mit Reisig und Kranzmoos zu einem weichen Lager aufgefüllt war, trugen sie den Römer. Der Polizeihund hielt sich dicht bei der Bahre, mit gesenktem Kopf. Er begriff, daß ein Unglück geschehen war.

Der Schwerverletzte lag wie tot, das Gesicht so weiß wie Kalk. Ein Rinnsal von Blut zeichnete sich darauf, und seine Kleider waren rotfleckig, blutbesudelt.

Die Männer gingen mit gleichem Tritt, behutsam. Ängstlich bedacht, jeden Stoß zu vermeiden. Das Mitleid mit dem Elend. Wie sichs gehört.

Der Kaplan folgte mit dem Verwalter in kleinem Abstand.

„Wie kam es denn eigentlich?"

Mit gedämpfter Stimme berichtete der Verwalter.

Seit fünf Uhr morgens waren sie auf der Suche. Mit dem Spürhund. Der hatte gleich Witterung. Aber am Bach hatte der Hund die aufgenommene Spur wieder verloren, und es war viel Zeit verstrichen, bis er sie ein ganzes Stück bachaufwärts auf der andern Seite wiederfand. Dann war es in den Wald gegangen, hin und her. Erst in der Richtung nach Breitenburg auf die Galgenhöh', dann zurück bis zu dem Grenzstein an der Kapelle, und schließlich auf Umwegen wieder nach Hainrod zu. Der Verwalter hatte zuletzt nicht mehr mitgekonnt, hatte zurückbleiben müssen. Das Laufen war für seine Jahre zu anstrengend, ging zu schnell.

Als er hinzukam, war es geschehen. Der Schütz Eckert hatte endlich geschossen, weil der Kerl auf seinen wiederholten Anruf nicht hören wollte. Denn der Hund war leider nicht auf den Mann abgerichtet. Und so war es gekommen. Sollte mehr ein Schreckschuß sein und wäre vielleicht überhaupt garnicht nötig gewesen, weil der Römer den Fuß verstaucht hatte. Aber das konnte keiner vorher wissen. Der Schuß hatte ihn sofort zur Strecke gebracht. Und als die Männer sich ihm näherten, sahen sie noch, wie er hastig in seinem Kittel suchte und plötzlich sich den Stich beibrachte, ehe sie es nur verhüten konnten. . . . Ein Küchenmesser war es, ein ganz gewöhnliches Schälmesserchen. . . . .

Die Kreuzkapelle kommt in Sicht. Da haben sich viele Neugierige eingefunden. Die Männer mit der Bahre schreiten langsam näher. Die Leute verhalten sich schweigend, sehen stumm den traurigen Zug. . . .

Digitized by Google

Der Kaplan will sich vom Verwalter verabschieden.

„Wo werden sie ihn hinbringen?“

„Ich denke ins Klösterchen. Zu den Franziskanerinnen. Die Schwestern verstehen sich am besten darauf. Das Unglück will, daß wir keinen Arzt auftreiben können. Wir haben schon zum dritten geschickt. Der Westersteiner und der Breitenburger sind beide zufällig gerade über Land, der Maienscheider steht im Feld. . . .“

Der Geistliche hat einen Seitenweg eingeschlagen, der Verwalter holt mit wenigen Schritten seine Leute wieder ein.

An der Kapelle drängen sich die Dörfler, wo der Weg nach der Burg abgeht. Sie haben wohl geglaubt, der Römer werde dorthin gebracht. Aber der Verwalter bestimmt es anders.

Da bricht ungestüm eine Frau aus den Reihen, will an die Bahre. Das grauwollige Umhängetuch ist vom Kopf zurückgefallen, das Haar hängt in wirren Strähnen um ihre Schläfe, die Augen flackern, irrlichtern: die Burgmarie.

Einige Männer wollen sie mit Gewalt zurückhalten. Sie schlägt wild nach ihnen, reißt sich los:

„Römer! . . . Wilhelm! . . . Weg! Laßt mich! Ich muß bei ihn! Er ist mein! . . . .“

Unentschlossen bleiben die Aufseher mit der Bahre stehen, setzen schließlich ihre Last ab.

Der Römer hat die Augen aufgeschlagen.

„Marie . . . gut, daß . . . daß du . . . . da bist. . . . Der Himmerich . . . . behält recht! . . . . Unsere Sünd' . . . unser Fluch! . . . . .“

Sie ist an der Bahre zusammengesunken, ein Häuflein Jammer. Plötzlich hebt sie den Kopf, legt den Finger an den Mund. Ihre Gedanken wollten wieder in die Irre gehen. Sie zwingt sie zu bleiben. . . . .

Richtig! Hier, hier! . . . Ihre Schuld, ihre Sühne! . . . Und ihr Blick haftet wie starr auf dem Stamm der alten Buche, die mit ihrem weiten, dunklen Blätterdach die kleine Kapelle heimelig und verschwiegen überschattet. . . . .

Aus der Rinde gähnt wie eine grinsende Fratze das verharschte Zeichen der Raute. Und darin stehen vier Buchstaben. Die Zeit ist drüber hingegangen. Aber die Erinnerung der armen sinngeblendeten Frau liest sie wie frisch: . . . W R, M E . . . . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Schütz Eckert stand blaß wie der Tod. Er hatte es nie gewußt, nicht wissen wollen! Ihm konnte nichts Schlimmeres widerfahren! In seinen Augen standen Tränen.

Digitized by Google

Heimat, Ehre, Hoffnungen, ... alles war vorbei, alles hatte ein Ende! .....

Und wieder sah er die großen erschreckten Kinderaugen vor sich, wie damals am Gartenzaun in den Bruchwiesen. Kinderaugen, ... und sie konnten sein Unglück nicht wenden. .... Es war wie ein letzter Gruß, wie ein herzbrechender Abschied. .... Und alles, ja alles war aus.

Landwehr!

Auf dem großen Bahnhof im Siegtal drängten sich die zur Fahne einberufenen Landwehrmannschaften. Von allen Seiten waren sie gekommen. Zu großem Teil bereits mit den Frühzügen. Lauter Westerwälder. An der Hand trug jeder sein Päckchen, das ihm die Liebe mit auf den Weg gegeben hatte. Und wenn auch zuweilen ein munteres Wort fiel, — im allgemeinen war die Stimmung ernst.

Aber zuversichtlich, und hart und fest. Der Westerwälder kennt keine Furcht. Die liegt ihm nicht. Er hält überhaupt große Gemütsbewegungen für Äußerungen der Schwäche, die er verachtet. Drum ist auch sein Gesicht so wenig beweglich, wie sein ganzes Gebahren. Und das läßt ihn steif, unbeholfen, teilnahmlos erscheinen. So will er es. Dem entspricht auch seine endlos gezogene Sprache, die in ihrer geschmierten Breite und argwöhnischen Zurückhaltung den Fremden anwidert und wegen ihrer ausbündigen Häßlichkeit erhalten zu werden verdiente. Der Ton macht die Musik auch bei ihr, eine ganz schauerliche Musik. Daß die Sätze sich wie feuchte Wickeln um den gequälten Hörer legen und schläfrig mit ihm fortwanken. Und die Wörter sind, als trüge jedes von ihnen ein gähnendes Ruhezeichen. Daher ist die Westerwälder Sprache, so wünschenswert ihre kraftvolle Häßlichkeit es machen könnte, in Büchern garnicht festzuhalten und kann nur von Mund zu Mund erlernt werden. Und zwar ganz ausschließlich von Westerwäldern allein, von Fremden überhaupt nie. Wahrscheinlich, weil die nicht über das erforderliche unbeweglich steife Gesicht verfügen. Die wollen es aber auch schon garnicht. Denn der Westerwälder Dialekt klingt selbst für den eifrigsten Forscher sehr wenig einladend und ist unsagbar roh. Gerade, als sei er für Menschen erfunden, bei denen „em Drohnk d't Mäesser on d't Duertschtäechen für Zejren moa'" eine große Rolle gespielt hat. Dem richtigen Westerwälder ist es auch viel lieber, wenn man ihn in seiner Absonderung und Eigenart ungestört läßt. Da liegt denn die häßliche Sprache wie ein schützender Grenzzaun zwischen ihm und der Außenwelt. Und

Digitized by Google

jeder Versuch, von draußen über den Zaun zu gelangen, wird von ihm mit Mißtrauen beobachtet, und das unmögliche Beginnen mit verhaltenem, schwerfälligem Spott gehöhnt. So lebt er in seinem Westerwald mit den Stammverwandten in glücklicher Abgeschlossenheit und möchte mit Seinesgleichen am liebsten immer „onneroos blejwen". Nur wirklicher Tüchtigkeit räumt er das Recht ein, aus dieser Gemeinschaft herauszuwachsen. Dann aber auch mit erwartungsvollem Stolz und mit Einsatz jeden Opfers.

Sein Widerwille gegen alles Neue und Fremdartige allein schon im äußeren Gebahren ist so stark, daß er ein eigenes Wort „zaffig döhn" besitzt, womit die leisesten Regungen jeder selbstgefälligen Neusucht sofort gegeißelt werden. Die Schriftsprache ermöglicht nicht einmal eine hinreichende Umschreibung dieses Ausdruckes.

Der Westerwälder ist ein ganzer Mensch, ohne Halbheiten. Die sind ihm verhaßt. Drum ist er auch ganz fromm. Er denkt langsam, aber klar, und ist keine verwickelte Natur. Nur ein außerordentlicher Anlaß kann ihn aus seiner trägen Gemütsruhe herausreißen, gibt ihm dann jedoch eine seltene Spannkraft zu gewaltsamer Tat. Dabei kommt ihm eine große Anspruchslosigkeit zu statten. Der entscheidende Wesenszug aber bei ihm ist die Treue. Treue gegen Gott, gegen den Freund und gegen sich selbst. Die Treue erklärt bei ihm alles. Seine Frömmigkeit ist kindlich und rührend, seine Freundschaft zu jedem Opfer bereit, und seine Ehrfurcht vor dem Herkömmlichen ist bisweilen sogar rückständig und urteilslos.

Wo aber wäre eine Gegend im weiten lieben Vaterland, die dem Kaiser für den Krieg Männer mit besseren Eigenschaften schicken könnte, fromme, opferwillige, unwandelbare Naturen, vor denen der Schein wie Glas zerbricht? Die wirklich den Herrgott mitnehmen in den Blutbrodem der Schlacht, die einmal weniger Hurrah schreien, aber den Fronschwur der Königstreue mit jedem Herzschlag erneuern; die wie die Eichbäume ihrer Heimat knorrig, aber fest jedem Sturmhagel und Wetterschlag trotzen in unbeugsamer Kraft! Das sind Männer, auf die die Not bauen kann, das sind die Westerwälder! . . .

Ein neuer Zug läuft ein. Donnernd poltert er über die eiserne Flußbrücke. Die Wagen sind mit Tannen- und Birkenreisig geschmückt, und lustige Fähnlein flattern im Wind.

„Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt . . ." Die Brüder aus dem benachbarten stammverwandten Sauerland sind es. „. . . Wenn es stets zu

Digitized by Google

Schutz und Trutze brüderlich zusammen hält . . . !" Wie das jubelt!

Der Zug steht. Schnaubend stößt die Lokomotive den Dampf, wie in zitternder Aufregung. Als fürchte sie, zu spät zu kommen.

„. . . Von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt: Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt! . . ." Das braust durch die Bahnhofshallen, und alles, alles singt mit. Den deutschen Hochgesang! . . .

Der Zug hat sich nach kurzem Aufenthalt wieder in Bewegung gesetzt. Langsam und feierlich. Er trägt ja ein kostbares Gut, die Welt kennt nichts Edleres, Herrlicheres: Deutsche Jugend! Die jauchzend bereit ist, dem Vaterland einen schützenden Wall aus blühenden Leibern zu bauen! . . .

Der Burgfrieder ist mit dabei. Er geht freiwillig. Will beim nächsten Regiment um seine Einstellung bitten. Und sitzt still in der Ecke, während die Kameraden singen und, wie von lustiger Brautfahrt, lachend die vielen Grüße erwidern, womit Liebe, Dank und Begeisterung ihnen allerwärts huldigen.

Der Schütz kann nicht singen und lustig tun. Sein Herz ist leidvoll, trägt schwer am Kummer. Noch stehen die Erlebnisse der letzten Tage in unbarmherziger Deutlichkeit vor ihm. Er kann sich nicht losringen von den hämischen, nagenden Gedanken. Es ist ja auch gerade, als ob das Schicksal eine teuflische Freude daran hätte, ihn zu quälen! Das letzte aber war doch das Allerschrecklichste gewesen. Der Römer! . . . Auch noch gerade der Römer!! . . . Wenn er das früher nur entfernt geahnt hätte, keine zehn Pferde wären imstand gewesen, ihn in Westerstein zu halten. Gott sei Dank, es war überstanden, lag wie ein böser Angsttraum hinter ihm. Weiß der Himmel! Ja, wie ein Traum! Wie ein toller, wirbelnder Spuk! Und manchmal war ihm, als habe er immer noch nicht ausgeträumt . . . Ein Glück nur, daß die Mutter das alles ausgehalten hatte. Auch der Tod und das Begräbnis vom Römer hatten sie garnicht berührt. Als ob mit einem Schlage die Erinnerung an den Mann, der ihr Leben so unheilvoll beeinflußt hatte, in Weltenferne gerückt sei. Und wie furchtbar erschüttert war sie doch an der Kreuzkapelle zusammengebrochen. Daß er sie heimtragen mußte! Aber so war sie nun. Ihr Geist schwankte haltlos durch die Geschehnisse, und riß ein übergewaltiger Eindruck sie einmal mit Gewalt auf den Boden sicherer Erkenntnis, dann war es nachher, als suche die Natur einen Ausgleich, und ihre geistige Stumpfheit wurde umso auffälliger.

Digitized by Google

Und so erklärte er es sich, daß sein Weggang sie nicht mehr angegriffen hatte.

Im Gepäcknetz lag ein kleines Bündel. Das hatte sie mit zitternder Hand zurechtgemacht. Aber gesagt hatte sie nichts und mit keinem Wort versucht, ihn zurückzuhalten. Es war ihr offenbar leicht geworden, viel leichter als ihm selber. Und das war ja schließlich auch das Beste. Der Verwalter und der Hüttenschulz, mit denen er noch gesprochen hatte, würden sich ihrer getreulich annehmen .... Und es war immerhin ein Glück, daß sie gut über den Abschied hinwegkam. Er hatte gefürchtet! ...

Der Zug pochte und schlug die Schienenstöße in gleichmäßigen Schlägen ...

Wenn der Frieder in diesem Augenblick in der Burgschmiede gewesen wäre, hätte er viel, viel anders geurteilt. Da saß die arme Frau auf der Holzkiste und weinte und schluchzte bitterlich. Sie fühlte ihre Armseligkeit doppelt so drückend, sah ihr Elend doppelt so groß und war doppelt so hilflos, weil ihr der Frieder genommen war und mit ihm der einzige wärmende Sonnenstrahl, den ihr das Leben in Schand' und Unglück versöhnend gelassen hatte. Und sie wußte es: der Frieder kam nicht zurück ... o Gott! o Gott! ... Aber sie hatte nichts gesagt vom Hierbleiben. Weil sie es fühlte, was ihn in den Krieg trieb, wenn sie es sich auch nicht merken ließ.

Dankbar hatte ihr krankes Herz wie stillen Glanz den Schimmer von Mutterglück gefühlt, als er sie beim Fortgang zweimal küßte. Der gute Junge! Immer wiederholte sie sich seine letzten Worte: Mutter, betet für mich! Ja, so hatte er gesagt. Und er hatte sie nicht verachtet um das, was er jetzt wußte! ... O gewiß, beten würde sie für ihn, so gut es eine schwache, arme Frau beim Herrgott kann. Jeden Tag die fünf Wunden ...

— — — — — — — — — — — — — — —

In einem besonderen Abteil des vordersten Wagens saß ganz allein ein junger Geistlicher. Die Sieg schäumte zwischen hohen Bergen durch's friedliche Tal. Aber der Zug raste viel schneller, und weiße Flocken flogen ihm aus den Nüstern und fingen sich in seinen Flanken. Und jauchzend vor Lust stürzte er sich in die Berge und teilte die Schluchten, ratterte über die blitzenden Stränge und fegte wie die tolle Jagd durch's Land, voll wagender, brausender, schäumender Lebenslust ... Das kam, weil er stolz war, dem geliebten Vaterlande dienen zu dürfen, und weil er edelstes, deutsches Jungleben dem Kaiser bringen sollte. Hilalih! Hurrah!

Digitized by Google

Im Brücktännerhof aber lag eine gelähmte Mutter und schaute in tiefen Sorgen auf die Uhr mit dem großen silbernen Zifferblatt, die neben ihrem Bett an der Wand hing. Nun konnte er bald dort sein. Lieber Gott, jetzt fühlte sie erst, was das Opfer sie kostete. Und immer wiederholte sie, was sie schon hundertmal geflüstert hatte: „Alles will ich denken, reden, tun und leiden Gott zu Lieb' . . ." und den Ton legte sie auf leiden. Das war ihr ohnehin von Herzen geläufig aus der langjährigen Gewohnheit, mit der sie es sagte. Immer, wenn die Schmerzen an ihrem Körper rissen. Aber jetzt rissen sie auch an ihrem Mutterherzen. Ach, der Herrgott verlangte viel von ihr, und manchmal war es doch sehr, sehr schwer.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der alte Herr von Westerstein ging gedankenvoll in seinem Zimmer auf und ab. Nun hatte er für morgen im Anschluß an die Schulmesse die Beerdigung vom alten Utsch verkündigt, dann mußte er in die Schulen wegen des Religionsunterrichtes, dann zu den Gefangenen auf die Burg. . . Und morgen war doch sein Krankentag! . . . Was sollte das noch werden?! Ihm fehlte überall sein Kaplan, als wäre der ein Stück seiner selbst. Er hätte das nie für möglich gehalten . . .

Und der Wolfspitz in der Fensternische sah seinen Wanderungen zu und machte auch ein ganz bedrücktes Gesicht, als wollte er sagen: „Ja, nun hast du die Bescherung! Genau, wie ich es kommen sah." Und er streckte sich mißvergnügt hinter den neuen Zuggardinen und hing seinen Gedanken nach. (Fortsetzung folgt.)

Am Morgen.

Von Peter Bauer, Barmen.

Die Rosenhand des Tages hebt den Saum
des nächtgen Nebeltuchs von Menschennot,
von Bruderweh, von Todesangst und -traum —
Wir steigen in ein neues Sonnenboot.

Ob uns das Ufer endlich winken will,
wonach wir irren? Meer von Blut und Brand
umspült uns. Aber dorther weht es still,
wo unsre Sehnsucht geht gelobtes Land.

■ ■ ■

Digitized by Google

Missa sollemnis

zur Kriegszeit.

Von P. von Mathies, Zürich.

Von Glück und Freiheit möcht' ich jubelnd ſingen,
Vom Völkerfrieden, von Gerechtigkeit:
Will mir denn nur ein Kyrie gelingen,
Ein Herr erbarm' dich unſrer böſen Zeit?

Doch nein! Das Gloria ſoll nie erſterben
Auf Lippen, die geweiht dem hehren Chriſt;
Der frohen Botſchaft ſanftes Liebeswerben,
Es tönt noch durch der Völker lauten Zwiſt.

Quillt nicht im Born des Credo Mut und Stärke
Das Kreuz zu tragen, bis zum Oſtertag?
So daß der Geiſt in uns des Vaters Werke,
Des Sohnes Wunder allzeit wirken mag?

Im Sanctus darf ich Dich, erſchauernd, nennen
Der Du ob allen Himmelsheeren thronſt;
Im Benedictus tiefgebeugt bekennen,
Daß Du bei uns, verborg'ner Heiland, wohnſt.

Fromm, nach dem Vaterunſer, laßt uns preiſen
Das Gotteslamm, das unſre Sünden trägt,
Das ſich erbarmt, wenn wir uns treu erweiſen,
Und Frieden gibt, wenn Gottes Stunde ſchlägt.

Digitized by Google

Moderne Malerei.

Von G. W. Schwenzer, Wien.

I.

In einem früheren Hefte der Zeitschrift „Deutsche Kunst und Dekoration", Januar 1910, erschien ein Aufsatz von mir über die Grenzen der Malerei. Diesem lag eine doppelte Gegenüberstellung zu Grunde, einmal die Entgegensetzung von Malerei und Dichtkunst, dann jene andere von Oberflächenmalerei und Inhaltmalerei.

Ich möchte nun ganz kurz auf das Wesentlichste dieser Ausführungen zurückgreifen, um eine Urteilsgrundlage der letzten Entwicklung der Malerei gegenüber zu gewinnen.

In der ersten Entgegensetzung wurde der elementare Unterschied der beiden Künste Malerei und Dichtkunst auf die allgemeinsten Formen von Sein und Werden, Raum und Zeit, zurückgeführt, eine Begründung, welche auch das Fundament von Lessings Laokoon bildet. In die Formen Raum und Zeit und ihre Gesetzmäßigkeit ist alles Sein und Geschehen, soweit es in der sinnlichen Anschauung zum Ausdrucke kommt, unbedingt gebannt. Gegen diese Gesetzmäßigkeit darf also auch die Kunst nicht verstoßen, wenn sie eine allgemein gültige Verständlichkeit beansprucht.

Im Gegensatze zur Dichtkunst, welche ein Geschehen und somit den Inhalt der Zeit zum Gegenstande hat, ist die Malerei auf die Darstellung des Seins, welches den Raum erfüllt, angewiesen. Ihre Ausdrucksmittel verweisen sie auf die Fläche und ihr sinnlicher Gegenstand ist die farbige Erscheinung im Raume in ihrem Zusammenhange mit Licht und Atmosphäre. Sie muß sich auf die Darstellung eines einmaligen Zustandes beschränken.

Sie ist dauernde Gegenwart.

In diesem dargestellten Zustande kann allerdings ein Augenblick der Bewegung der Dinge festgehalten werden, welcher bei dem Beschauer die Vorstellung des Vergangenen und des Kommenden erweckt. Darüber hinaus vermag eine solche Darstellung im Hinblick auf den Fluß den Geschehens nichts zu bieten. Sie ist eine Anweisung, die nie eingelöst werden kann.

Deshalb erscheinen die Ausdrucksmittel der Malerei eher zur Darstellung des ruhenden Seins geeignet, als zu einer Verbildlichung von Geschehnissen, die bestenfalls der Ausdruck einer zur Ruhe erstarrten Bewegung sein kann.

Digitized by Google

Je heftiger eine dargestellte Tätigkeit ist, umso stärker wird die ununterbrochene Fortdauer derselben bei längerm Betrachten des Bildes empfunden, sie wirkt umso erträglicher, je mehr diese Heftigkeit herabgemindert ist.

So findet also die Malerei ihre Grenze in den allgemeinsten Bedingungen von Raum und Zeit, weil ihre Ausdrucksmittel diesen unterworfen sind. In dieser Begrenzung besteht der wesentliche Unterschied von Malerei und Dichtkunst.

Weitere wichtige Fragen werden durch die Gegenüberstellung von Oberflächenmalerei und Inhaltsmalerei gegeben. Ist die Malerei auf die Wiedergabe von Äußerlichkeiten der Erscheinungswelt beschränkt, oder soll sie den tiefern Inhalt, der dieser zugrunde liegt, oder den seelischen Inhalt, den die Erscheinung bei dem Künstler auslöst, zum Ausdrucke bringen?

Diese Fragen berühren das persönliche Verhältnis des Künstlers zur objektiven Welt. Sie sind mehr subjektiver Natur als das erste Poblem, welches eine übersubjektive Bedeutung hat.

Die unermeßliche Mannigfaltigkeit der Erscheinungswelt wird von jedem Künstler, seiner persönlichen Veranlagung entsprechend, verschieden aufgenommen. Jedes Kunstwerk bedeutet daher eine Auseinandersetzung des Künstlers mit dieser Erscheinungswelt, bei der das Maß seiner *Empfänglichkeit* oder seiner *Selbsttätigkeit* den Ausschlag gibt. Es kommt darauf an, was und wieviel von der Erscheinungsfülle des Daseins und was und wieviel von seinem eigenen Wesen er in das Kunstwerk einfließen läßt. Das Kunstwerk ist daher eine Synthesis von *Objektivem* und *Subjektivem*, die von dem Willen und der Fähigkeit des Künstlers abhängt; es ist eine Neuschöpfung, die um so bedeutender ist, je mehr der Künstler aus der Tiefe seiner Seele herausholen und in sie hineinlegen kann, aber auch umso bedeutender, je mehr die Tiefe seines Wesens ihn befähigt, den tiefern Inhali der objektiven Welt intuitiv zu erfassen und mit Eigenem zu verschmelzen.

So erwächst die vollendetste künstlerische Form gleicherweise aus dem Reichtum der objektiven Welt und ihrer Gesetzmäßigkeit, wie auch aus dem Reichtum und der tiefen Empfänglichkeit der Künstlerseele.

Wie aber in der geistigen Welt nicht gleichviel von jedem verlangt werden kann, so ist es auch in der Kunst. Von dem künstlerischen Wiederspiegeln der verschiedenartigsten Äußerlichkeiten der Erscheinungswelt bis zu dem tiefsten Erfassen des Wesens der Dinge sind unzählige Abstufungen

Digitized by Google

möglich, und jede künſtleriſche Äußerung hat ihren Wert, wenn ſie aus dem ehrlichen Verhältniſſe des Künſtlers zur Welt entſprungen iſt.

Die Beantwortung der Frage, ob *Oberflächenmalerei* oder *Inhaltsmalerei*, ſollte daher berechtigter Weiſe nur begründet werden in dem *Umfange und der Tiefe einer künſtleriſchen Begabung*, ſie ſollte aber nicht zu einem *einſeitigen Programmpunkte* gemacht werden. Aber gerade das geſchieht leider und macht die Auseinanderſetzung des Künſtlers mit der Erſcheinungswelt zu einer durchaus befangenen. Nur zu häufig übernehmen die Künſtler die Richtlinien, welche ihr Verhalten dem Objekte gegenüber beſtimmen und nach welchen ihr Kunſtſchaffen verläuft, von Außen. Sie unterliegen der ſuggeſtiven Beeinfluſſung eines andern Künſtlers, oder einer *Kunſtrichtung*.

Allen Vertretern einer ſolchen Richtung gemeinſam iſt das einſeitige Eingeſtelltſein auf ganz beſtimmte Erſcheinungsweiſen des Daſeins, oder auf gewiſſe künſtleriſche Darſtellungsarten. Richtung gebend innerhalb dieſer Kreiſe ſind einzelne Führer, welche ſich dieſe *eigentümliche Schaffensweiſe* herausgebildet haben, der oft ein richtiger Gedanke zugrunde liegt und welche vielfach als Wiederſpruch gegen gewiſſe erkannte Mängel der bisherigen Kunſt bis zu einem gewiſſen Grade berechtigt iſt. Das Falſche dieſer Gegenbewegung liegt jedoch in ihrer einſeitigen *Übertreibung*, welche keine eigentliche Entwicklung ermöglicht, ſondern nur ein heftiges Hin- und Hergondeln von einem Extrem ins andere darſtellt.

Mitbeſtimmend bei dieſer Abkehr von einer herrſchenden Kunſtanſchauung iſt dann meiſtens noch das Beſtreben, *ſich der gerade in Mode gekommenen Weltanſchauung anzupaſſen*, einer Weltanſchauung, die häufig ſelbſt wieder in einer ebenfalls auf Übertreibung beruhenden gewagten Hypotheſe ihren Urſprung hat.

Es iſt mindeſtens intereſſant, die Entwicklung ſolcher Zuſammenhänge zu verfolgen, um aus einem weiten Abſtande Alles das feſtzuſtellen, was ſich zwiſchen dem Künſtler und ſein Objekt drängen, die perſönliche Verbindung zwiſchen ihm und der objektiven Welt unterbrechen und das ureigene Erfaſſen ihrer zeitloſen Werte verhindern kann.

Dieſe Ausführungen ſollen nicht gegen jene Gemeinſamkeit menſchlicher Beſtrebungen gerichtet ſein, die auf die letzten und die tiefſten Gründe des Daſeins zurückgreift, und welche unſerer differenzierten Zeit leider ſo ſehr fehlt, ſondern gegen jene *kleinliche Zuſammenſchließungen*, die aus einem zu geringen Abſtande von den Dingen ent-

Digitized by Google

standen sind und die deshalb trotz aller hochtönenden Worte die innige Berührung des Einzelnen mit dem Wesen des Universums mehr hindern als fördern.

Jene umfassendere Gemeinsamkeit besaßen vergangene Epochen mehr wie wir, und deshalb ragen ihre Kunstäußerungen in ihrer Größe und Geschlossenheit in unsere Zeit hinein, als Mahnzeichen, uns an unserer heutigen Kulturhöhe ja nicht zu sehr zu berauschen.

Jede Kunst ist die Kunst ihrer Zeit. Sie kann deshalb nicht unabhängig von dem Denken und Wollen ihrer Zeit verstanden werden, denn Kunst-, Weltanschauung und Zeitstreben ergänzen sich so, wie bei der einzelnen Persönlichkeit Empfindung, Gedanke, Wille und Gefühl sich durchdringen und ergänzen.

Unsere Zeit hat sich in einer fabelhaften Einseitigkeit entwickelt. Der dem Naturerkennen zugerichtete Menschengeist hat außerordentliche Ergebnisse gezeitigt, die in Technik, Industrie und Wirtschaftsleben eine unerhörte Entwicklung herbeigeführt haben. Dieses von den Menschen mit den in der Natur aufgefundenen Mitteln Geschaffene ist ihnen über den Kopf gewachsen. Es ist ein Mechanismus von ungeheuren Dimensionen geworden, der sie zu zermalmen droht, weil die menschliche Kraft, ihn zu meistern und zu leiten, bis jetzt an ihm versagt und zerbricht. Denn die materialistische Gesinnung, die bisher am Steuerrad der Zeit herumpfuscht, besitzt diese Fähigkeit nicht. Sie hat nur die heute über uns hereingebrochene Katastrophe des Weltkrieges herbeiführen können. Doch ich bin dem, was ich sagen wollte, vorausgeeilt.

Ich wollte nur betonen, daß so Vieles, was heute mit dem stolzen Anspruche, die Kultur zu fördern, pilzartig aufschließt und oft ebenso rasch wieder verdorrt und verfault, dem krampfhaften Willen des Individuums entspringt, mit jenem selbstgeschaffenen Mechanismus, der uns veranlaßt, mit der tollen Geschwindigkeit einer führerlosen Lokomotive gleichen Schritt zu halten.

Dem Weltgeschehen liegt eine geistige Verursachung durch Gott zu grunde. Diese Verursachung beherrscht auch die Wirkung vollkommen. Mit dem Menschen ist eine neue Reihe geistiger Verursachung gesetzt, die sich von jener göttlichen auch dadurch unterscheidet, daß sie die Wirkung nicht immer beherrscht, sondern unter Umständen von ihr beherrscht wird. Das ist nun unsere Tragik, daß der entwurzelte Mensch unserer Zeit zu der Größe jener bedrohlichen Dynamik der von ihm hervorgerufenen Wirkung gewaltsam emporwachsen möchte.

Digitized by Google

Dazu kommt noch, daß der moderne Mensch als Ganzes in seinem Wachstum zurückgeblieben ist. Während manche Seiten seines Wesens sich außerordentlich entwickelten, sind andere und dazu noch die wichtigern, verkümmert und verkrüppelt. Er verkörpert eine ungeheure Unproportionalität. Die verkümmerten Organe sind aber gerade diejenigen, welche die Kultur erzeugen, wenn wir unter Kultur das verstehen, was Chamberlain in seiner zutreffenden Unterscheidung von Zivilisation und Kultur als solche verzeichnet, nämlich Religion, Kunst und Geisteswissenschaft.

Es ist verständlich, daß ein solcher Mangel, wenn auch dunkel, empfunden wird.

Daher rührt nun das konvulsivische Kulturbestreben, seine wilde Hast, Überstürzung und Übertreibung. Deshalb durchwühlt man die Kulturgräber der fernsten Vergangenheit auf der Suche nach brauchbaren Kulturelementen, deshalb belauscht man die Urtriebe der wilden Völker, um wieder den Pulsschlag einer unverbrauchten Menschlichkeit kennen zu lernen und zu verwerten, und wirbelt den Moder der ältesten philosophischen Systeme auf, um die sich widersprechendsten Begriffe mit ungeheurer Verständnislosigkeit mit einander zu verbinden und als Bausteine an dem babylonischen Turme der „Kultur" zu verwenden.

Das ist die Zeit und der Boden, aus dem die modernsten Kulturblüten Expressionismus, Kubismus, Futurismus u. s. w. herausgewachsen sind und aus der heraus sie allein verstanden werden können. Es sind freilich Blüten, die mehr Interesse erwecken, als Beiträge zur Psychologie unserer Zeit, wie als Probleme der Malerei und Kultur.

II.

Den allerletzten Kunstäußerungen in der Malerei voraus gingen der Naturalismus und Impressionismus. Die Berechtigung beider Richtungen besteht in dem Besinnen auf das sinnliche Fundament des malerischen Ausdruckes. Sie stellten wieder fest, daß die Malerei auch Augenkunst ist, gegenüber der älteren Richtung, in welcher mehr das dargestellt wurde, was man wußte, als das, was man sah und welche eine Fortbildung des malerischen Sehens durchaus vernachlässigt hatte. Die ältere Malerei hatte mehr das Gegenständliche betont in seinem Zusammenhange mit dem Verstande. So malte man die Dinge in ihrer Lokalfarbe, die man durch die Erfahrung kannte ohne Rücksicht auf die mannigfaltigen Veränderungen, welchen die farbige Erscheinung im Raume unterliegt bei verschiedener Entfernung vom Auge und bei der Verschiedenheit des Lichtes

Digitized by Google

und der Atmosphäre. Neben dieser Vernachlässigung des eigentlich malerischen Elementes machte sich ein großes Interesse geltend für die zeitlichen und kausalen Beziehungen der darzustellenden Dinge und bewirkte den literarischen Einschlag dieser Malerei, ihre Verirrung in das Gebiet der Dichtkunst.

Gegen diese zweifellos vorhandenen Mängel machten die genannten Richtungen sehr heftig Front. Sie sind der Entwicklung des 19. Jahrhunderts einzuordnen mit ihrer Abwendung vom Allgemeinen zum Besondern, vom Metaphysischen zum Empirischen, von der Philosophie zur Naturwissenschaft. Diese Entwickelung kennzeichnet das analytische Eingreifen in die besondern, zunächst liegenden Zusammenhänge. Auf dieser Grundlage entdeckte der malerische Naturalismus den physikalischen und optischen Zusammenhang der Gegenstände und engte das Gebiet der Malerei ein in die bloße Fixierung dieses Zusammenhanges. In dieser Beziehung wurde das äußerst mögliche Maß von Naturwahrheit erstrebt. Der Gegenstand an sich wurde bedeutungslos und war nur beachtenswert als Träger von Licht und Farbe. So kam es, daß man als malerischen Vorwurf einen Kohlstrunk einem Madonnenbildnis vorzog, weil man glaubte, daß dieses letztere irgendwie literarisch sei und weil man darüber ganz im Unklaren war, warum denn das Literarische in der Malerei zu meiden ist. Der letzte Grund der Grenzbestimmung zwischen Literatur und Malerei besteht, wie ich ja schon anführte, darin, daß Zeitverhältnisse sich nicht besonders zur räumlichen Darstellung eignen und darum besser der Dichtkunst überlassen werden. Weiter reicht dieser Grund nicht. Warum daher die Malerei der Darstellung alles menschlich und göttlich Bedeutungsvollen ängstlich aus dem Wege gehen soll, weil dieses auch in der Literatur dargestellt werden kann, dafür ist kein vernünftiger Grund aufzufinden.

Der dem Naturalismus verwandte, aber mit Unrecht mit ihm identifizierte Impressionalismus unterscheidet sich von ihm durch eine subjektive Nüance. Auch ihm ist der physikalisch-optische Zusammenhang der Gegenstände die Hauptsache, aber er möchte dessen malerische Wiedergabe einschränken auf den ersten flüchtigen Eindruck, den er auf das Auge ausübt. Zu der Einengung auf das Physikalisch-Optische des Objekts tritt die subjektive, die den Eindruck auf den ersten Augenblick seines Entstehens beschränken soll. Das Bewußtwerden der Empfindung ist ja der Beginn der Apperzeption, der Einordnung in das Ganze unseres seelischen Lebens. Dieser gedanklichen Bearbeitung und

Digitized by Google

Ergänzung soll der erste Eindruck entzogen und in möglichster Isolierung dargestellt werden.

Gegenstand der impressionistischen Malerei ist also der auf der Fläche erstarrte und zu beständiger Dauer verurteilte erste Augenblick der Empfindung. Damit wird nun etwas beabsichtigt, was ebenso, wie die schlimmste literarische Malerei der Gesetzmäßigkeit von Raum und Zeit widerstreitet, weil es ein mit unzulänglichen Mitteln unternommener Eingriff in den Fluß des Geschehens ist. Denn die Vorgänge unseres Bewußtseins fallen genau so unter die Bedingung der Zeit, wie die Veränderungen objektiver Dinge.

Tatsächlich ist die impressionistische Absicht räumlich nicht ausführbar, denn mit der flüchtigen skizzenhaften Technik, deren sich der Impressionismus zur Fixierung des flüchtigen Eindrucks bedient, wird die Absicht mehr gewollt als erreicht. Der Beschauer gewinnt nur den Eindruck einer flotten skizzenhaften Vortragsweise, die an sich sicherlich ihre Reize hat und kann sich außerdem an den rein malerischen Eigenschaften des Bildes erfreuen, soweit es sich um Licht und Farbe handelt, da Linie und Form bei dieser Malerei ja mit Absicht vernachlässigt werden. Das ist Alles.

Die Linie, die in dieser kurz gezeichneten Entwicklung von der richtigen Erkenntnis eines begrenzten Zusammenhanges zu dessen Überschauung bis zur Absurdität führt, ist klar erkennbar. So durchaus einleuchtend es ist, daß der Mensch von seinen Augen einen richtigen Gebrauch machen soll, besonders dann, wenn er Maler ist, so ungerechtfertigt ist das Dogma, daß er bei einer so wichtigen Kulturbetätigung, wie es die Malerei doch ist, nur Auge sein soll. Das ist die einseitigste, denkarmste Unterbindung der menschlichen Kräfte, die nur in ihrer Gesamtheit bei richtiger Hinordnung auf das Ziel eine Höchstleistung ermöglichen.

Es wäre nun noch die innige Verbindung zu erwähnen, in welche der Impressionismus zur pantheistischen Weltanschauung gebracht wird. Ich sage absichtlich: gebracht wird, denn es ist nicht einzusehen, warum man nicht allen impressionistischen Irrtümern huldigen kann, ohne pantheistisch affiziert zu sein. Ebenso wie man Pantheist sein kann, ohne impressionistisch malen zu müssen. Diese Verbindung ist ganz willkürlich. Ein Schleier, der die Oberfläche der Dinge umhüllt, und wäre es auch ein solcher von Licht und Farbe, konstituiert und beweist noch nicht die Göttlichkeit ihres Wesens. Daß die dem Impressionismus nachfolgende Richtung diese Verbindung auf einem mehr subjektiven Wege

Digitized by Google

zu demonstrieren strebt, darauf werden wir später noch zurückkommen.

Seinen eigentlichen Abschluß fand der Impressionismus in dem Vorimpressionismus oder Pointilismus. Diese Richtung versuchte das sensualistische Ziel auf begrifflicher Grundlage zu erreichen.

Das uns Gegebene ist die Empfindung. Sie ist das fertige Ergebnis eines außerordentlich komplizierten Prozesses subjektiver und objektiver Faktoren. Einen Einblick in das Wesen jenes Prozesses, der die Farben und Lichtempfindung hervorbringt, gewährt uns die Spektralanalyse. Der Pointilismus hat nun versucht, aus einem Teil der bei der Entstehung der Farben- und Lichtempfindung wirksamen Elemente, den Spektralfarben, eine der Empfindung analoge Wirkung auf der Fläche zu erzeugen und die Synthesis dem Auge des Beschauers zu überlassen. Daß mit diesem kühnen Experimente wegen seines mehr als fragmentarischen Charakters das gesteckte Ziel nicht erreicht werden kann, ist klar.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sieger.

Von Leo Sternberg, z. Z. im Feld.

Nun ringt ihr wie sich die Alpentanne biegt,
gejagte Wolken schwarz über den Himmel flammen,
gepeitscht bis zum Schäumen, und stürzt zusammen:
Nicht anders siegen, als alles Lebendige siegt!

Nun ringt ihr erst, wie jener rang
im Dunkel der Wüste, Hüfte an Hüfte
mit dem Engel des Herrn, mit euch und dem Weltensturm, am Abhang der Grüfte,
und hört in Wurzeln und Wipfeln den Urgesang

des alten Kampfs, dessen Blitz das All durchgrellt,
und werft den Siegesmantel in die Winde,
seid nur wie Meer und Mond, Gewölk und Wald,
Gesinde
des Gottes, der die Wage des Lebens hält.

* * *

Digitized by Google

Einer kleinen Konvertitin.

Von F. A. Herzog, Baldegg (Schweiz).

Im Unterricht.

Beim Unterricht haſt du ſo oft verſonnen
hinaufgeblickt ins junge Frühlingslicht;
du hörteſts wohl wie Rauſchen ferner Bronnen,
doch deine Seele wußt es nicht.

Doch wenn ichs ſah, dann legt ich ſtille
auf dich die Hand, daß Gottes Wille
auch meinem Aug und Ohre gebe,
daß ich draus lebe.

Beim Schwur.

Im Sonnenglanz der Pfingſtvigilie
hubſt du die kleine Hand zum Schwur;
ſamtweich und weiß wie eine Lilie
war ſie auf ſommerlicher Flur.
Du weinteſt, Kind, ob des Erlebten,
und deine roten Lippen bebten,
kaum konnten ſie die Worte leſen — —
wie biſt du lieb und ſchön geweſen.

Kommunion.

Es war am hohen Feſt von Pfingſt,
als du zum Tiſch des Heilands gingſt.
Wie zitterten mir Arm und Hand,
als ich ſie ſinnend ausgeſpannt,
und dann der uralt heilige Sang
auf meinen Lippen bebend klang:
„O Glanz des Lichts, das übervoll
durch alle Welt herniederquoll — —“

Umflorten Augs konnt ich nicht weilen,
ich mußte betend weiter eilen,
bis ich auf gleicher Platte mir
und dir das Gotteslamm gereicht,
dem nun deine kleine Seele gleicht.

Digitized by Google

Und nun — —

Und Eines höre noch, mein Kind!
Ein Teil bist du von meinem Ich,
und meiner Seele Fäden sind
gespannt um mein Gewissen und um dich.
Und mich trifft's mit, was deine Seele
an Leid und Schuld und Fehle
je treffen mag.
Und noch am jüngsten Tag
wird Gott nach dir mich fragen — —
Was werd ich sagen?

Die Mönche.

Von Ferdinand Mayer, Wien.

Der Nordwind streift auf Kiefern hinter Klostermauern
Sein Vesperlied und fein vergrollt ein Baß im andern.
Und Mönche, die den Abend benedeien, wandern
In Paaren auf und ab. Es hängt ein Hauch von Schauern

Um ihren Mund, nun noch das Horn der Gnade leise
Das Ave in die Tiefen ruft und alles Leere
Im Atemhauch von ihnen nimmt. Die Wucht der Schwere,
Die sie zur Erde zieht, flieht vor der frommen Weise.

Das Sein ist ihnen ein Zerbröckeln des Geschickes
Wie zwischen Stein und Stein. Doch Berge einer Welt
Uralter Ahnungen umgipfeln sie mit Lust.

Im Wimpernbusch irrlichert scheu ein Strahl des Blickes
Und für die Nacht, in deren Hand ihr Staub nur fällt.
Trägt jeder schon das Totenhemd an seiner Brust.

Digitized by Google

„Christus".

Ausgewählte deutsche Christuslyrik aus allen Jahrhunderten.

Zusammengestellt von Karl Jakubczyk, Breslau.

(Fortsetzung.)

Weine, Herze, weinet, Augen,
Weinet Blutes Tränen rot,
Weint bei Tage und bei Nacht,
Weinet viel, es tut euch not.
Denn ich hab mein Lieb verloren,
Das mir lieb vor allen war,
Die in dieser Welt erkoren.

Ich geh um wie eine Waise,
Such ihn, der mich hat getröst't,
Ihn, der meine Herzensspeise,
Der am Kreuz mich hat erlöst.
Weiß nun nicht, wohin mich kehren,
Wo ich den Herzlieben finden soll,
Nach dem ich bin der Sehnsucht voll.

Ich war reich und voller Freude,
Da mir seine Liebe war.
Nun steh' ich in tiefem Leide,
Seit ich seiner bin ganz bar.
O weh, reine Süßekeit!
Jesu Lieb, laß mich dich finden,
So wird noch meine Freude weit.

14. Jahrhundert.

Aus „Von Gottes- und Liebfrauenminne. Lieder aus der deutschen Mystik". Ins Neuhochdeutsche übertragen von G. A. Grimme. Insel-Bücherei Nr. 81.

* * *

Da Jesus in den Garten ging
Und er sein heiliges Leiden anfing,
Das trauert alles, was da was,
Es trauert alles Laub und Grab.

Maria hört ein Hämmerlein klingen:
„O weh, o weh meines lieben Kinds!
O weh, o weh, meines Herzens Kron,
Mein Sohn will mich verlassen schon!"

Digitized by Google

Maria kam unter das Kreuz gegangen,
Sie sah ihr liebes Kind vor ihr hangen,
An einem Kreuz, war ihr nicht lieb,
Maria war das Herz betrübt.

„Johannes, liebster Diener mein,
Laß dir mein Mutter befohlen sein:
Nimm's bei der Hand, führ's weit hindan,
Daß sie nicht seh meine Marter an."

„Ach Herr, das will ich gerne tun,
Ich will sie trösten also schon,
Ich will sie trösten all so wohl,
Wie ein Kind seine Mutter trösten soll!"

„Nun bieg dich, Baum, nun bieg dich, Ast,
Mein Kind hat weder Ruh noch Rast,
Nun bieg dich, Laub, nun bieg dich, Gras,
Laßt euch zu Herzen gehen das!"

Die hohen Bäume, die biegten sich,
Die hohen Felsen zerkliebten sich,
Die Sonne verlor ihren klaren Schein,
Die Vögel ließen ihr Singen sein.

Nach Wackernagel, 2. Band (mit Fortlassung der 2., 7. und 9. Strophe) übertragen. Meine 6. Strophe ist entnommen dem „Geistlichen Mai".

* * *

O Traurigkeit, o Herzeleid!
Ist das nicht zu beklagen?
Gott des Vaters einig Kind
Wird zum Grab getragen.

O höchstes Gut, unschuldig's Blut!
Wer hätt dies mögen denken,
Daß der Mensch sein Schöpfer sollt
An das Kreuz aufhenken!

O heiße Zähr, fließ' immermehr!
Wen sollt dies nicht bewegen,
Weil sich über Christi Tod
Selbst die Felsen regen.

Wie große Pein, Maria rein,
Leidst du über die Maßen!
Denn du bist von Jedermann
Ganz und gar verlassen.

Digitized by Google

Wie schwer' ist doch der Sünden Joch,
Weil es tut unterdrücken
Gottes Sohn, als er das Kreuz
Trug auf seinem Rücken.

O großer Schmerz, o steinern Herz!
Steh ab von deinen Sünden,
Wenn du willst nach deinem Tod
Gottes Gnad empfinden.

Aus dem Mainzer Gesangbuch 1628 nach Erk-Böhme, 3. Band.

* * *

Sei wohl gegrüßet, guter Hirt,
Und ihr, o heil'gen Hände
Voll Rosen, die man preisen wird
Bis an des Himmels Ende.
Die Rosen, die ich mein allhie,
Sind deine Mal und Plagen,
Die dir am End in deine Händ
Am Kreuze sind geschlagen.

Du zahlst mit beiden Händen dar
Die edlen roten Gulden
Und bringst die ganze Menschenschar
Dadurch aus allen Schulden.
Ach, laß von mir, o Liebster, dir
Die Hände herzlich drücken
Und mit dem Blut, das mir zugut
Vergossen, mich erquicken!

Wie freundlich tust du dich doch zu
Und greifst mit beiden Ärmen
Nach aller Welt, in Lieb und Ruh
Uns ewig zu erwärmen.
Ach, Herr, sieh hier, mit was Begier
Ich Armer zu dir trete!
Sei mir bereit und gib mir Freud
Und Trost, darum ich bete.

Zeuch allen meinen Geist und Sinn
Nach dir und deiner Höhe!
Gib, daß mein Herz nur immerhin
Nach deinem Kreuze stehe,
Ja, daß ich mich selbst williglich
Mit dir ans Kreuze binde!
Und mehr und mehr töt und zerstör
In mir des Fleisches Sünde.

Digitized by Google

Ich herz und küsse wiederum
Aus rechtem treuem Herzen,
Herr, deine Hand und sage Ruhm
Und Dank für ihren Schmerzen;
Darneben geb ich, weil ich leb,
In diese deine Hände
Herz, Seel und Leib und also bleib
Ich dein bis an mein Ende.

Paul Gerhardt.

Aus „Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts", 12. Band.

* * *

Trauergesang von der Not Christi am Ölberg in dem Garten.

Bei stiller Nacht zur ersten Wacht
Ein Stimm sich gund zu klagen;
Ich nahm in acht, was die dann sagt,
Tat hin mit Augen schlagen.

Ein junges Blut, von Sitten gut,
Alleinig, ohn Gefährten,
In großer Not, fast halber tot,
Im Garten lag auf Erden.

Es war der liebe Gottessohn,
Sein Haupt er hatt in Armen,
Viel weiß und bleicher als der Mon,
Ein Stein es möcht erbarmen.

„Ach, Vater, liebster Vater mein,
Und muß den Kelch ich trinken?
Und mags dann ja nit anders sein,
Mein Seel nit laß versinken!"

„Ach, liebes Kind, trink aus geschwind,
Dir's laß in Treuen sagen.
Sei wohl gesinnt, bald überwind,
Den Handel mußt du wagen."

„Ach, Vater mein, und kanns nit sein,
Und muß ich's ja dann wagen,
Will trinken rein den Kelch allein,
Kann dir's ja nit versagen.

Doch Sinn und Mut erschrecken tut,
Soll ich mein Leben lassen.
O bitter Tod, mein Angst und Not
Ist über alle Maßen.

Digitized by Google

Maria zart, jungfräulich Art,
Sollt du mein Schmerzen wissen,
Mein Leiden hart zu dieser Fahrt,
Dein Herz wär schon gerissen.

Ach, Mutter mein, bin ja kein Stein,
Das Herz mir dörft zerspringen;
Sehr große Pein muß nehmen ein,
Mit Tod und Marter ringen.

Ade, ade zu guter Nacht,
Maria, Mutter milde.
Ist niemand, der dann mit mir wacht
In dieser Wüsten wilde?

Ein Kreuz mir vor den Augen schwebt,
O weh der Pein und Schmerzen!
Dran soll ich morgen wer'n erhebt,
Das greifet mir zum Herzen.

Viel Ruten, Geißel, Skorpion,
In meinen Ohren sausen.
Auch kommt mir vor ein dörnen Kron:
O Gott, wen wollt nit grausen?

Zu Gott ich hab gerufen zwar,
Aus tiefen Todesbanden;
Dennoch ich bleib verlassen gar,
Ist Hilf noch Trost verhanden.

Der schöne Mon will untergohn,:
Für Leid nit mehr mag scheinen,
Die Sternen lan ihr Glitzen stahn
Mit mir sie wollen weinen.

Kein Vogelsang noch Freudenklang
Man höret in den Lüften,
Die wilden Tier auch trauren mit mir
In Steinen und in Klüften." Friedrich von Spee.

Aus „Trutznachtigall" (Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts 12 Band).

* * *

Am Grünen Donnerstage.

O Wundernacht, ich grüße!
Herr Jesus wäscht die Füße;
Die Luft ganz stille stand.
Man hört den Atem hallen
Und wie die Tropfen fallen
Von seiner heiligen Hand.

Digitized by Google

Da Jesus sich tut beugen,
Ins tiefe Meer sich neigen
Wohl Inseln diesem Gruß.
Ist er so tief gestiegen,
So muß ich ewig liegen
Vor meines Nächsten Fuß.

Annette von Droste-Hülshoff.

Von den 10 Strophen des Gedichtes nehme ich nur diese zwei.

* * *

Geheilet hat mich Jesu Blut!

Es sinkt vor dir, o Licht, allein,
Von deinem Kind der falsche Schein,
Dann steh ich arm, verschämt und rein,
O hüll' in dein Gewand mich ein!

In deinem Rock, den ohne Naht,
Dein Mütterlein gewebt dir hat,
Den nicht zerriß der Schergen Rott',
Hüll' dein armes Kind, o Gott!

Rot meine Lust, o Rot, tief Rot,
Reißet mich hin und tut mir Not,
Rot lacht mich an mit Liebesglut,
Weil mich geheilet Jesu Blut!

Klemens Brentano.

* * *

Christ sich der Marter übergab,
Er ließ sich legen in das Grab,
Um durch sein göttlich Wesen
Die Menschen zu erlösen
Von der Hölle Qualen.
Er wird nicht, o denket dran,
Noch einmal unsre Schuld bezahlen.

An dem ersten Ostertag,
Da erstand der Herr vom Grab,
König aller Kaiser,
Vater aller Waisen.
Seine Schöpfung er erlöste,
In die Hölle schien sein Licht,
Daß er seine Kinder tröste. 12. Jahrhundert.

Nach Hoffmann von F., Geschichte des deutschen Kirchenliedes, übersetzt von Dr. phil. Johannes Hönig, Breslau.

* * *

Digitized by Google

Chriſt iſt erſtanden
Von der Marter allen.
Deß ſollen wir alle froh ſein,
Chriſt ſoll unſer Troſt ſein.
Kyrie eleiſon.

Wäre er nicht erſtanden,
Die Welt, die wär vergangen
Seit daß er erſtanden iſt,
So loben wir den Herren Jeſum Chriſt.
Kyrie eleiſon.

Alleluja, alleluja, alleluja.
Deß ſollen wir alle froh ſein,
Chriſt ſoll unſer Troſt ſein.
Kyrie eleyſon.

Nach Wackernagel, 2. Band.

Der ſchwarze Vogel.

Von Peter Bauer.

Immer klaftert der ſchwarze Vogel über der Stadt.
Ängſtlich verkroch ſich die Sonne
und es harren die Kinder, vergeblich
lange ſchon einſam ſich tummelnd,
des lieben Geſpiels.

Nimmer tönt der Schweſter ſilberes Lachen,
trägt die ſanfte Stimme des Flügels ihr jauchzendes Lied.
Düſtere Elegien nur greift ihre Trauer
gedenkend des Bruders zerfallener Jugend
auf feindlichem Feld.

Abends ſeufzt der einſamen Alten ſtumme Klage
Des ſtolzen Geſchlechtes Untergang,
der ungeborenen Enkel.

O, daß endlich die trägen Stränge riſſe der Sieg,
die lodernde Freude ſcheuchte den ſchwarzen Vogel,
Gottes ſiebenfarbiger Bogen friedlich umſpanne die Völker
Europas.

Digitized by Google

Kritische Warte

Neue Romane, Novellen, Erzählungen.

(Fortsetzung).

II. Aus dem Bereiche der nichtkatholischen Belletristik.

Wir stellen in dieser Abteilung wieder einige Bücher voran, die sich inbezug auf Ideenausdruck und Weltanschauungsgehalt auf den mehr neutralen Grenzgebieten der katholischen Welt bewegen. Da sind vor allem zwei Bücher zu nennen, deren Verfasser in früheren Werken sich mehr oder weniger scharf in Gegensatz zur katholischen Lebensauffassung gestellt haben: der Schweizer J. C. Heer kaum jemals absichtlich, der Wiener Rudolf Hawel schon etwas angriffslustiger. Das neueste Buch von J. C. Heer „Was die Schwalbe sang“[1]) steht im Zeichen der Erinnerung, es bietet offenbar viel Selbsterlebtes, nicht blos einfach erzählt, sondern mit dem Auge des Dichters geschaut und mit seinem Herzen wieder jung und frisch und lebenswarm gestaltet. Die einzelnen Stücke sind von ungleichem Wert, manche köstlich in ihrer Eigenart, manche nur Tagebuchblätter, Stimmungsbilder. Seltsame, nachdenkliche Menschen und Ereignisse erwachen in diesen Blättern zu neuem dichterischen Leben. Auch der katholische Leser wird diesen Gestalten vielfach Teilnahme abgewinnen und sich kaum jemals verletzt oder abgestoßen fühlen.

Auch der neue, etwas breit und behäbig ausgesponnene Roman von Rudolf Hawel: „Dr. Thorns Lebensabend“[2]) steht im Zeichen einer vielfach herzgewinnenden „Gemütlichkeit“, und zwar jener, die man als ein besonderes Wiener Gewächs bezeichnet, das auf keinem andern Boden in dieser Mischung von Herzensgüte, Leichtlebigkeit und Lebensfreude so recht gedeihen kann. Dieser alte Doktor Thorn ist das Urbild eines lachenden Philosophen, eines Optimisten, der das Leben nur rosig sieht und allen Dingen noch eine gute Seite abgewinnt. Ihm steht als Widerspiel sein in Dummstolz und Selbstsucht erstarrter sauertöpfischer Bruder gegenüber, an dessen Kindern Dr. Thorn ein Rettungswerk verrichtet, indem er sie durch seine Güte vor den üblen Folgen der Erziehungskunst der rechnungsrätlichen Familie rettet. Hawel liebt es überhaupt mit Kontrasten zu arbeiten und demgemäß in der Charakterschilderung sowohl im Guten als im Bösen die Farben zu grell aufzutragen. Als trefflicher und scharfer Beobachter erweist er sich durch die Schilderung der ehelichen Szenen im Hause des Rechnungsrates und durch die nur etwas allzu rosig gefärbten Bilder, die er von den Freuden des Landlebens im Pensionistenheim des Dr. Thorn entwirft. Manchmal scheint es, als wolle aus einer Wendung noch eine Erinnerung an den früher betätigten „Antiklerikalismus“ aufdämmern, aber der Gutwetterton gibt in dem Buche so stark den Takt an, daß auch der katholische Leser kaum jemals sich mit Absicht verletzt fühlt. Und schließlich löst

[1]) Was die Schwalbe sang. Geschichten für Jung und Alt von J. C. Heer. 2.—12. Aufl. 311 S. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Preis gebd. Mk. 4.50.

[2]) Dr. Thorns Lebensabend. Roman von Rudolf Hawel, 1.—5. Tauf. 418 S. Wien, Josef Dietl.

Digitized by Google

sich alles so sehr in Heiterkeit, Friede und Sonne auf, daß man die kritische Sonde gern beiseitestellt und froh ist, sich dieser heiteren Atmosphäre eine zeitlang über den Ernst des Lebens und der Zeit hinweggeträumt zu haben.

Herbere und kräftigere Schatten fallen auf Welt und Menschen in den drei Erzählungen des Schweizers Ulrich Amstutz: Hintergroßleute im Kriegsjahr 1914.[1] Kräftige Schweizerluft und Schweizerart lebt und weht in diesen dramatisch bewegten Erzählungen, von welchen allerdings nur die erste und die letzte unmittelbar mit dem Kriege zusammenhängt: die erste mit dem durch Einberufung und den Schlachtentod des Sohnes in die von einem Reichsdeutschen in der Schweiz gegründeten Familie hineingetragenen Verhängnis, die letzte mit der Störung eines jungen Eheglücks durch den Grenzdienst des Gatten. Amstutz ist ein tüchtiger Erzähler und versteht, die Menschen und Ereignisse packend und lebenswahr zu gestalten. Manchmal streift die Darstellung heikle Gebiete, ohne jedoch ins Gemeine herabzusinken.

Nicht viele Werke von Ludwig Ganghofer dürften die Vorzüge und die Schattenseiten dieses erfolgreichen Schriftstellers so klar herausstellen, wie der bereits im 26. Tausend vorliegende Roman „Die Trutze von Trutzberg."[2] Wenn man beim Lesen dieser Erzählung so ganz hineingezogen wird in den Bann des Romantischen, in die dem deutschen Herzen so anziehende Welt des mittelalterlichen Rittertums, die unter dem Zauberstab einer trefflich geschulten Erzählerkunst so frisch und sieghaft vor uns auflebt, wenn man fühlt, wie sich hier ungezähmte Kraft und poetisch verklärte, wohl auch etwas sentimental angehauchte Liebesschwärmerei zu einem lebendigen Ganzen verbinden, so wundert man sich nicht über die große Zahl der Ganghoferschen Gemeinde und über den großen Erfolg seiner Bücher. Und doch, oder vielmehr gerade deshalb ist Ganghofer, vom Standpunkte der positivchristlichen Weltanschauung betrachtet, einer der gefährlichsten Schriftsteller, denn seine Romane sind ganz durchtränkt von einer Lebensweisheit, die in dem Spruche gipfelt: Erlaubt ist was gefällt, sind Verkünder des Evangeliums vom unbeschränkten Sichausleben, dessen Apostel und Anhänger Ganghofer offenbar selbst in seinem Leben ist. Wäre er das nicht, so würde er nicht überall mit breitem Behagen die Phantasie seiner Leser vor die verfänglichsten, die Sinne mit bewußtem Raffinement reizenden Bilder führen und den Vorhang zur Rettung eines Scheines von Wohlanständigkeit erst dann fallen lassen, wenn die entzündete Phantasie des Lesers das Weitere sich selbst ausmalen muß. Daß mit einer solchen, dem christlichen Empfinden Hohn sprechenden Weltanschauung ein besonders in der Abschilderung heuchlerischer, ihren Lüsten fröhnender oder lächerlichbeschränkter Priester sich offenbarender Pfaffenhaß Hand in Hand geht, ist eine psychologische Selbstverständlichkeit. Damit glauben wir über Ganghofer und sein Werk das Wesentlichste gesagt zu haben, was von unserm Standpunkte gesagt werden muß.

Leider müssen wir auch über das neueste Werk eines Schriftstellers, dessen hervorragende Begabung in diesen Blättern wiederholt anerkannt wurde, ein ähnliches Urteil fällen: über Hans Watzliks Roman: Phönix.[3] Man kann an diesem starken Talente ein Schulbeispiel

[1] Hintergroß-Leute im Kriegsjahr 1914. Anspruchslose Geschichten von Ulrich Amstutz. 222 S. Zürich, Art. Instit. Orell Füßli. Preis Mk. 2.—, gebd. Mk. 3.—.

[2] Die Trutze von Trutzberg. Eine Geschichte aus anno Domini 1545 von Ludwig Ganghofer. 544 S. Berlin, T. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. Preis Mk. 4.—, gebd. Mk. 5.—.

[3] Phönix. Ein Roman von Hans Watzlik. 356 S. Leipzig, L. Staackmann. Preis Mk. 4.—, gebd. Mk. 5.—.

Digitized by Google

der Verirrungen feststellen, in die ein Dichter fällt, wenn seine starke ungebändigte Kraft nicht durch die Selbstzucht künstlerischen Maßhaltens gezügelt wird. Alles ist in diesem Buche grauenhaft übertrieben, namentlich die Schilderung der tierischen Verkommenheit des Bauern- und Herrenvolkes vor Ausbruch der Hussitenkriege in Böhmen; es werden da Szenen ausgemalt, die in ihrer Grauenhaftigkeit und ekelerregender Schändlichkeit an einen ins Dichterische übersetzten Höllenbreughel gemahnen und umso unwahrer und abstoßender wirken, weil die Schilderung der Verkommenheit kaum durch einige Lichtstrahlen abgeschwächt wird — was ganz gegen alle historische Wahrheit verstößt. Der fanatische Mönch mit seiner blödsinnigen Auffassung der Gottesschöpfung, der besoffene geile Frühmesser z. B. sind Schöpfungen einer kranken Dichterphantasie, aller Wahrheit Hohn sprechend und darum auch Sünden gegen die Kunst. Sogar die Schönheit der Sprache, die Waßlik in seltener Vollkommenheit meistert und die unter seinen Händen zum Instrument werden kann, das die Feinheiten aller Töne und Harmonien widergibt, fällt dieser Übertreibungsmanie zum Opfer und wird durch maßlose Häufung gesuchter Wendungen unnatürlich — auch hier Meisterschaft ohne Zucht und Maß. Wenn Anhäufung alles Grauenvollen, Schrecklichen, Ekelhaften Kunst wäre, dann müßte man diesem Roman die Palme zuerkennen. Wir stehn aber leider noch auf dem „veralteten" Standpunkte des „veralteten" Goethe, daß Kunst ohne Maß — keine Kunst ist.

Neue Lyrik.

Bruder Willrams heiliger Kampf.

Wenn man den Entwicklungsgang eines Dichters kennt, versteht man seine Werke. Bei Anton Müller ist es der eines Mannes, den der Beruf schon früh mitten ins Volk gestellt und der nun Land und Leute seiner Heimat kennt und künstlerisch zu beherrschen weiß.

Seine ersten Seelsorgeposten waren Nikolsdorf und Niederdorf im Pustertal. Es war in Niederdorf, wo ich den jugendlichen Dichter kennen lernte, und ich muß sagen, Bruder Willram hat dem dortigen Pfarrhaus den Charakter der Idylle aufgeprägt. Sein Wesen war geistreich und liebenswürdig zugleich: alle fesselte er, alle erheiterte er. So einen Abend im trauten Pfarrstübchen vergaß man nicht gleich. Und wie das Volk den Mann erst zu schätzen wußte! Er konnte aber auch umgehen mit den Märktlern und was ihm alle Herzen besonders öffnete, war seine Güte gegen die Armen.

Ein solcher Poet wird Leid und Freud seines Volkes mit ganzer Seele erfassen und in den Jahren der Reife auch klassisch darstellen. Das hat Bruder Willram vor allem in seinen zwei Kriegsbüchern getan, im „Blutigen Jahr" und im „Heiligen Kampf". Befassen wir uns mit dem zweiten.

Was schon im „Blutigen Jahr" allseitig wohlgetan hat, das erfreut im „Heiligen Kampf" noch viel mehr: Bruder Willram pflegt immen mehr wahre Heimatkunst. Man hätte das lange schon gewünscht, doch es wird so sein müssen, daß sich die bedeutendsten Dichter jahrelang mit der Rubrik und ihren Stoffen abgeben und erst allmählig den Heimweg finden zu ihrem Volk. Diese Heimkehr verkündet unser Poet gleich im ersten Gesang: Der Kaiser ruft, Tiroleraar, Kriegsgebete. Einzig schön ist die Dolomitenwacht: so etwas wird auch nur ein Pustertaler zustande bringen und der muß Anton Müller heißen. Und so reihen sich lyrische und epische Gedichte in reicher Folge. Wie trefflich ist die Kleinmalerei im „Paradiso", im „Kampf auf

Digitized by Google

Filmoor", im „Nachgeborenen" und in der „Schipatrouille". Und aus allem weht uns tirolerische Bergluft an.

Der zweite Vorzug dieser Sammlung ist der, daß sie echt volkstümliche Töne anschlägt. Man lese den „Standschützen", die „Totenklage", den „Notschrei", „Wie die Alten so die Jungen". Sind das auch keine Lieder, wie sie Reimmichl, der Tiroler Volkspoet, machen würde, so sind es doch Weisen, die man bald singen wird. Tatsächlich sind manche bereits vertont. Das Tiroler Volk wird dem Dichter für sein kostbares Weihnachtsgeschenk lauten Dank sagen. Das Buch wird nicht nur den Müttern und Gattinnen, den Geschwistern und Bräuten ein Tröster und Helfer sein, es wird zum freundlichen Engel der Kampflinien und zum Himmelsgesandten der Schützengräben.

Verflossenen Sommer war ich mit Studenten auf der Styroneser Alm ob Meran. Während die Schüler bis zum See emporkletterten, las ich in der Hütte dem Senn ein Lied Br. Willrams vor: „Die Kaiserjäger". Der Mann lauschte gespannt und sagte zuletzt: „Das ist gut zusammengestellt." Diese einfachen Worte dürften dem Dichter mehr gelten als manche hochtrabende Buchkritik. G. K.

Deutsche Literatur.

H. Saedler, Hebbels Moloch. Ein Kultur- und Religionsdrama. (In „Forschungen zur neueren Literaturgeschichte" von Dr. Muncker. Bd. 51.) Verlag Duncker-Weimar 1916. Preis 6.60 Mk.

Das Problematische in Hebbels Wesen und Werken hat Freunde und Gegner des Dichters zu regem literarischen Schaffen angespornt. Ganz verschieden und widersprechend sind oft die Urteile der Forscher, besonders über seine Fragmente, die bald ungefügen Blöcken gleichen, an denen kaum herumgemeißelt ist, bald aber der Vollendung näher gerückt sind, so daß schon die Form erkennbar ist, die ihnen der Meister hat geben wollen. Viele Schwierigkeiten hat vor allem das Molochfragment, dessen Rätsel der Jesuitenpater Dr. Saedler in einem scharfsinnigen Buche zu lösen versucht hat. Nachdem er die Entstehungsgeschichte des Torsos eingehend festgelegt und die handschriftlichen Überreste beschrieben und datiert hat, zeigt er in einer tiefschurfernden Analyse der beiden Akte und der vorhandenen Bruchstücke die Idee des Dramas, deren Träger nicht Hieram, sondern Moloch, die Gottheit selbst ist, die persönlich eingreift, um den Eintritt der Kultur in eine barbarische Welt zu bewirken und ein Volk durch Religion zu bilden und emporzuheben. (S. 95.) Dabei gibt uns Saedler interessante Aufschlüsse über Hebbels Welt- und Kunstanschauung im allgemeinen, sowie über seine Stellung zur Geschichte und zur Musik. Die gewonnenen Ergebnisse werden ergänzt durch den Nachweis der Anregungen, die der Dichter durch Werke von Goethe, Kleist, Hoffmann, Grabbe und besonders auch durch Joseph von Görres erhalten hat. Saedlers Studie ragt weit über die Flut der vielen Spezialarbeiten zur Hebbelliteratur hinaus.

Dr. L. Bette-Gladbeck (Westf.)

Verantwortliche Schriftleitung: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11, und Otto Walter, Olten (Schweiz). — Fachredakteure: Dr. Lorenz Krapp, im Felde, und Dr. Wilhelm Oehl, Universitäts-Professor, Freiburg (Schweiz). — Verlag: Petrus-Verlag, G.m.b.H. — Druck: in der eigenen Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft, G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google

Mozart.

Von Marie Herbert, Regensburg.

Du weißt nicht, wo er ſchläft! Die Maſſengruft
Verſchlang den Meiſter voll Unſterblichkeit
Wie tauſend Andre! Die ihm das Geleit
Zur letzten Ruhſtatt gaben, kehrten um —
Weil ſchlechtes Wetter war!
So ließ man ihn im Tode ganz allein.
Ja ſelbſt ſein Weib hat nie ſein Grab gekannt.

Doch ſeine Seele ſtarb nicht. Weltenweit
Hin wanderte ihr ewiges Lied und ſang
Von Lenz, von Glück und Liebe und vom Tod;
Gebete ſtammelnd und der letzten Not
Erſchüttert denkend: Aber frei beſchwingt
Und voll von Lerchenjubel war der Sang.
Der Menſchen Schmähung — lange ſchon verweht!
Der Großen Ungunſt — lachend längſt vergeſſen! —
O wie er Alle nun zum Lauſchen zwang!
Der lebend kaum ſein karges Brod beſeſſen,
Der Schönheitsdurſtige, der die Kunſt geliebt
Und alle Formen der Vollkommenheiten.
Ein Luſtigmacher galt er ſeiner Zeit,
Viel mehr nicht als ein Narr im Schellenkleid.
Nun darf er herrſchen über alle Zeiten!
Sein Don Giovanni wühlt die Tiefen auf,
Hellgolden perlen ſeine Cantilenen
Weiß ſchimmerndes Geſchmeide ſeine Tränen.
Er ſchwingt das Szepter ſeiner Melodien,
Süßeſte Klänge, holder Jugend Weiſe
Voll Troſt und Licht. So lebt er königlich
Und zieht des Lebens nimmermüde Kreiſe.

Digitized by Google

Not der Einsamkeit.

Von Dr. Richard Volpers.

Darauf war die moderne Welt stolz: dem Individuum sein Recht, wie man sich ausdrückte, gegenüber den Mächten, die es beengten, gegenüber Kirche und Staat errungen zu haben. Ein immer mehr wachsender Individualismus und der Kult der Persönlichkeit sind die bedeutsamsten Kennzeichen der neuen Zeit. Über die Maßen hat seit den Tagen der Renaissance die Isolierung der Einzelnen Fortschritte gemacht.

In keiner Zeit aber auch ist das Lied der Einsamkeit so oft gesungen worden wie in den vergangenen Jahrhunderten. Der erlöste Mensch ward der Einsame, dessen Stimme nun hallte wie die Stimme des Rufenden in der Wüste. Er suchte das Ohr, das ihn hörte, das Herz, das mit ihm empfand, aber es gab nicht Ohr und Herz, die auf ihn horchten, weil er eine Stimme sprach, die jene nicht mehr verstanden. Denn der wahrhaft erlöste Mensch war ja frei von der Gemeinschaft, losgelöst von seinem Volke, losgelöst vor allem von der Gemeinschaft der christlichen Kirche. Er war allein auf sich selbst gestellt.

Nur der Nutzen noch führte die Menschen zusammen. Oder es war vielleicht sonst ein anderes künstliches Band, das Menschen zusammen brachte? Ein Band etwa, wie es das moderne Kulturleben um die genießenden Teilhaber schlingt?

— — — — — — — — — — — — — — —

Es ist schon vielfach darauf hingewiesen worden, in welcher seelischen Not oft gerade der intelligente Arbeiter leben mußte. Das soziale Band, in das die Gewerkschaft ihn einfügte, glitt über die Tiefe der Seele und ihre Bedürfnisse hinweg. Die Arbeiterbewegung riß ihn aus dem kirchlichen Verbande. Dann ließ sie ihn einsam stehen; denn sie selbst führte zu keiner neuen religiösen Bindung hin und wollte nicht zu ihr hinführen. Der Mensch sollte sich mit der materiellen Kultur, wie sie die Gewerkschaft bot, zufrieden geben.

Nun hinderten ihn aber der harte Arbeitstag und die mangelnden Mittel, seiner Seele aus eigener Kraft heraus einen wenn auch noch so dürftigen Tempel aufzubauen. Er hatte keine Zeit und hatte es nicht gelernt, sich selbst ein System zu schaffen, das dem ernsteren Nachdenken auch nur

Digitized by Google

in etwa standhalten konnte. So griff denn seine religiöse Sehnsucht immerfort ins Leere, und keine Hand war da, die ihn liebend emporzog.

Die Religion, die ihn stützen konnte, hatte er weit von sich gewiesen. Sie, die er selbst vielleicht schon von Jugend auf nicht kannte, hatten die Bücher, die ihm zur Hand waren, und die Meister, auf deren Reden er im Gewerkschaftshause so aufmerksam horchte, bis zur Lächerlichkeit verunstaltet. Die Kameraden, an die er sich wandte, zuckten die Achseln und hatten kein Verständnis für seine religiösen Bedürfnisse, da ihre Interessen in dem wirtschaftlichen Kampfe aufgingen. Es war hier nicht wie in guten alten Zeiten oder noch heute auf stillen Dörfern, daß der sinnende Träumer immer einer gewissen Teilnahme und der denkende Bauer hoher Achtung sich erfreut. Dem modernen Arbeiter blieb nur die eigene Person; auf sich allein war er angewiesen. So verbitterte er denn, verwünschte sich und sein besseres Selbst — und wünschte, daß er wäre wie alle andern, die längst gelernt hatten, die großen Fragen des Lebens und der eigenen Menschenbrust als blinde Täuschungen zu verlachen oder zu vergessen.

Das war einst im Mittelalter eine andere Welt, da der Handwerker in den Zünften sich auch geistiges Besitztum und dem Unfrieden seiner Seele Ruhe und Frieden zu schaffen vermochte. Die Organisation der Zünfte garantierte ihm förmlich den Leibesunterhalt und bewahrte ihn vor der Not des Lebens. Noch riß ihn nicht die Unrast der Zeit mit fort, noch war er auch nicht geworden zum reinen Werkzeug in einem die Seele ertötenden Mechanismus. Damals konnte der Handwerksmann gar ein Dichter sein, und der ehrsame Schuhmachermeister durfte hinter bunten Glaskugeln den Welträtseln nachsinnen, wenn er sein mit Pech bestrichenes Hanfende durch das ungefügige Leder zog.

Allertiefstes Mitleid mußte uns ergreifen, wenn wir an den begabten modernen Arbeiter dachten und sahen, wieviel dem intelligenten katholischen Arbeiter auch jetzt noch die alte Kirche bedeuten konnte, sie, die einem jeden Menschen eine Zuflucht und Befreiung gibt in den Nöten der Seele. Die alte Kirche ist noch heute die Erlöserin der Menschen von sich selbst, indem sie die dunkle Welt in des Menschen Innern erhellt und deutet, und ihre Kraft auch in das Herz des Aermsten gießt. Freilich ist die Wirkung nicht mehr die gleiche wie ehemals, weil selbst das gläubige Herz nicht mehr so bereit ist, ihren Segen zu empfangen.

Digitized by Google

Die moderne Entwicklung riß den Mann der Arbeit von den vollen Tischen, an denen seine Seele Ueberfluß hatte, und trieb ihn hinaus in die Wüste, wo die Seele einsam steht, verarmt und nackend — und doch nicht sterben kann.

— — — — — — — — — — — — — — —

Unsere moderne Kultur mit dem Raffinement ihres Lebens und Erlebens war nicht für den armen um die Not des Lebens kämpfenden Arbeiter. Sie war eigentlich nur für die ganz Reichen, die Geld in Ueberfluß hatten, und für solche, die bei jenen zu Tische saßen. Diese Menschen und nur diese Menschen hatten auch Zeit genug, religiös zu „erleben" und dieses religiöse „Erlebnis" in einem recht aparten Tempelchen unterzubringen, von dem man zumeist nicht wußte, ob wirklich ihr religiöses Bedürfnis oder vielmehr das Raffinement ihres Empfindens es aufrichtete.

Und doch, gestehen nicht auch hier die Besten, daß sie tiefeinsam sind? Ist nicht sogar Nietzsche, der Prophet des schrankenlosen Individualismus erkrankt unter den Schrecken der Einsamkeit und hat sein: „Weh' dem, der keine Heimat hat!" in die Welt hinausgerufen? Aber die Menschen haben ihn allein gelassen, mußten ihn allein lassen. Darüber ist er zu Grunde gegangen.

Die Seele gefriert in einsamen Gemächern, und sie vermag es nun einmal auf die Dauer nicht, sich selbst die nötige Wärme zu erzeugen.

Aus ergreifender Tiefe holte der oft so stille, feinsinnige Künstler Hermann Hesse[1]) sein Lied des Ausgestoßenen („Der Ausgestoßene"). Inmitten allen Kulturfegens stöhnt er auf:

„Jahre ohne Segen,
Sturm auf allen Wegen,
N i r g e n d H e i m a t l a n d,
Irrweg nur und Fehle!
Schwer auf meiner Seele
Lastet Gottes Hand.

Und aus allen Sünden,
Allen dunkeln Schlünden
Nur noch Ein Begehr:
Endlich Ruhe sehen
Und zu Grabe gehen
Ohne Wiederkehr."

Wir hatten eine hohe Zivilisation vor dem Kriege, aber eine Kultur fehlte uns. Die Isoliertheit der Individuen verhinderte eine wirkliche Kultur, an der die Einzelnen

[1]) Hermann Hesse: Musik des Einsamen. Heilbronn 1915.

Digitized by Google

Anteil nehmen, von der sie emporgehoben werden konnten. Vor allem war ohne größere Einheitlichkeit der religiösen Werte eine Kultur im großen Stil unmöglich.

Darum war auch die Sehnsucht nach Kultur vergeblich, da sie nicht als Sehnsucht nach religiöser Bindung allgemein gedeutet werden konnte. Darum mußte ein peinlicher Zwiespalt die Seelen der Aufrichtigen erfüllen, die diese Einsicht besaßen, die aber den Weg nicht wußten, den sie gehen sollten. Und denen die Hoffnung auf eine neureligiöse Bindung wie eine bunte Fata Morgana im Nichts verschwinden mußte.

Das war die Tragik im modernen Leben: daß es so reich war und dennoch so arm; daß es so voll des Glückes schien und es dennoch war aller Sehnsucht voll; daß so viele Tränen heimlich flossen, indeß die Lust mit Weinlaub bekränzt die weiten Straßen zog.

Vorfrühling im Gebirge.

Von Ilse Franke, Freiburg (Schweiz).

Ein Rosenschein haucht von den weißen Bergen,
Die dunkle Tannenkränze ernst umschmiegen.
Die Wolken ruhen, wie auf Marmorsärgen
Die grauen Schleier stiller Trauer liegen.

Wie Lächeln huscht es nun um stumme Grüfte,
Wie Hoffnung steigts aus blauen Bergesschatten.
Ein Traum vom Frühling flattert durch die Lüfte,
Und Vogelstimmen schweifen von den Matten.

Nicht lange mehr, und Sonnenhände heben
Die weißen Decken von den fernsten Gipfeln,
Und ihrer Güte goldne Strahlen weben
Das grüne Spitzenkleid den nackten Wipfeln.

Und du und ich, die wir zusammen gehen,
Wir wollen wieder unsre Herzen schmücken.
Im Liebsten werden wir den Frühling sehen,
Eins wird im Andern an die Brust ihn drücken.

Digitized by Google

Heimgefunden.

Von Hans Eſchelbach, Bonn.

Du weißt es, Gott, in wie viel bangen Stunden,
Wie ein verängſtigt Kind, das ſich verlief,
Mein Herz vereinſamt ſchluchzend nach Dir rief,
Unglücklich ſtets, bis daß es dich gefunden.

Und was die Welt als Schuld und Fehl mir buchte,
Des Zweifels Qual, des Irrtums ſchwere Laſt,
Ich fühl' es, nun ich deine Hand gefaßt,
Daß meine Sehnſucht immerfort dich ſuchte.

Wenn mir der Zweifel Ruh' und Frieden raubte,
Wenn meiner Nacht erloſch ſo Stern um Stern,
Wenn ich dich wähnte unerreichbar fern,
Warſt du mir näher, als ich jemals glaubte.

Aus Einſamkeit in Einſamkeit geſchritten,
So fand ich dich, ſo warſt du endlich mein,
Und als mir ſtrahlte deiner Liebe Schein:
Mein Beten war ein Jauchzen, nicht ein Bitten.

So mögen nun die letzten Schmerzen ſchwinden,
Daß oft mein Herz ſo ganz vereinſamt ſtand,
Weil leidvoll ich die Wahrheit hab' erkannt:
Vereinſamt ſein heißt Gottes Wege finden.

Digitized by Google

Es waren Königskinder.

Eine Westerwaldgeschichte von Johannes Laurenburger.

(Fortsetzung.)

Allerseelen.

Ueber ein ganzes Jahr schon wütet der Krieg. Er hat den Völkern den Giftbecher des Todes gereicht, und durch die Welt geht das große Sterben. Wann wird der Jammer enden? —

Ein jugendlicher Recke von unbändiger Kraft steht in furchtbarem Kampf. Von seiner Stirne fließt eitel Gold die reine Glut der heiligen Liebe zu Kaiser und Reich. Aus den blauen Augen sprüht Zorn und Bitterkeit. Und Schrecken und Vernichtung. Die blendende Stahlbrünne deckt seine treue Brust und spiegelt den Glanz der Himmelssonne. Seine Rechte führt das furchtbare Schwert, das blitzend sich in die Feinde gräbt und ihre Macht zerspellt; aber die Linke reckt sieghaft das Zeichen des Heils: Gott mit uns!

Die Not stählt ihm den Arm, die Sorge gürtet seine Lenden mit überirdischer Kraft.

Zu seinen Füßen windet sich die Schlange und bleckert die Zähne und fletscht aus dem giftgeschwollenen Maul. Geifert in Wut und speit Haß und Verleumdung. Lügt, für das Recht zu streiten, und hat Gott, dem Urquell allen Rechtes, den Dienst doch laut gekündigt; lügt, für die Freiheit zu kämpfen, und hat doch die halbe Welt vergewaltigt und hält sie in Ohnmacht geknechtet; lügt, den Völkern Wahrheit und Liebe zu bringen, und hat doch nur Betrug und Frömmelei im salbungsvollen Munde und erstickt alles Widerstreben in Blut.

„. . . . Und ein großes Gefecht begab sich im Himmel: Michael und seine Engel kämpften wider den Drachen; und der Drache und seine Engel kämpften; und sie bestanden nicht, es ward ihre Stätte nicht mehr gefunden im Himmel: und geworfen ward der große Drache, die alte Schlange, die da heißt Teufel und Satanas, er, der die ganze Welt verführte; geworfen ward er auf die Erde, und seine Engel wurden geworfen mit ihm. Und ich hörte eine laute Stimme im Himmel, die sprach: Nun ist das Heil und die Macht und die Herrschaft geworden unserm Gott, und die Gewalt seinem Gesalbten . . ."

Von dem gewaltigen Ringen zittert der Erdball. Das Blut rötet seine Gründe. Die Weltanker beben, und Riesen-

Digitized by Google

reiche sinken, fallen, zerschellen ... Und die Welt begeht ein großes, erschütterndes Allerseelen ...

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Pfarrer von Westerstein hatte sich aus der benachbarten Ordensprovinz der Kapuziner einen Pater zur Aushilfe für Allerheiligen und Allerseelen kommen lassen. Er mußte wohl. Denn ihm fehlte der Kaplan, und der Bischof hatte noch keinen Ersatz schicken können. Der Pater kannte Westerstein aus früheren Besuchen, und er kam gern zu dem alten Herrn, weil er ihn aufrichtig verehrte und seine Zigarren dankbar schätzte. Zu den Zeiten Franzisci von Assisi, seines heiligen Ordensstifters, kannte man dieses neuzeitliche Genußmittel noch nicht, und so war es von dem Abstinenzgebot der Minderen Brüder nicht gefaßt worden. Im Kloster freilich verbot es die Hausordnung und die klösterliche Armut. Und der alte Herr kannte die stille Neigung des braunen Kapuziners und sorgte, wenn er kam, immer rechtzeitig für eine Gute. Dem Pfarrer schmeckte die Pfeife besser.

Wer den kleinen Pater sah, wunderte sich, wieviel ursprüngliche Heiterkeit hinter der geistvollen Brille heraus in die Welt schaute. Und wer ihn dann hörte, wunderte sich noch mehr, wieviel feiner Humor, tiefe Wissenschaft und innige Frömmigkeit in einer groben Kapuze Platz haben. Denn der unscheinbare, bescheidene Pater mit dem lachenden Herz war ein grundgelehrtes Haus und verfügte als Forscher in der historisch kritischen Exegese trotz seiner Jugend über einen Namen, der nicht nur innerhalb der Kirche von Autoritäten mit Achtung genannt wurde. Und von seiner rüstigen Frömmigkeit hätten mehr noch als die dickleibigen Werke seiner Feder und die flammenden Presseartikel, die seinen Namen aus der stillen Klosterzelle in alle Welt trugen, die Beichtstühle erzählen können. Und zugleich von dem Segen, den er in die Menschenherzen zu lenken wußte. Aber die Beichtstühle sind verschwiegen und dürfen nicht sprechen. Der Hochaltar aber in Westerstein kennt kein Schweigegebot. Der darf reden und weiß zu sagen, wie er einmal von der Frömmigkeit des Paters beinahe in Brand gesteckt worden wäre. Als der ihn zu Frohnleichnam in eine wahre Lichterflut gestellt hatte, daß von jedem Eckchen und Türmchen eine Kerzenflamme züngelte. Damals war dem alten Herrn von Westerstein die Frömmigkeit des bärtigen Paters fast unheimlich geworden ...

Und nun war der Pater seit einigen Tagen wieder da. Hatte fünf und sechs Stunden bis in die Nacht mit dem

Digitized by Google

Pfarrer Beicht gehört und an beiden Tagen im Hochamt die Festpredigt gehalten. Und hatte dabei den Westersteinern von der Riesensäule eines ehernen Denkmales erzählt, das vom obersten Hirten der Kirche, dem Andenken der im Weltkrieg Gefallenen gesetzt worden sei. Und die frommen Westersteiner hatten ihn verstanden.

Kein anderes Denkmal in aller Welt kommt je entfernt an Wucht und Größe dieser Säule gleich. Ihr Fuß ist in die Weiten der Erde verankert und überspannt die Weltmeere, ihr Haupt ragt in den Himmel, sichtbar allen Völkern bis zum jüngsten Tag. Im Säulenschaft aber sind drei Quader verklammert, unendlich groß und von ewigem Wert. Und von ihnen künden Flammenzeichen: Gott ist die Liebe ... Und wenn einst die Zeiten brechen und der Riesenbau des Weltalls wankt, wenn die vier Enden sich zum Sturze neigen und des Himmels Lichter in ein Nichts zerfließen, dann wird im letzten Jahre noch, am letzten Allerseelentage, die Welt weit überragend, sich der Riesensäule Zeichen bauen, Erbarmen heischend für die Menschheit: Des Weltkriegs Denkmal, das die Kirche hat errichtet ...

So ehrt die Kirche ihre tapferen Kinder. Und segnend breitet sie die Hände über den heiligen Kelch. Dem heiligsten Blut des Welterlösers vermengt sie das helle Blut von Millionen Streitern und hoch erhebt sie dreimal fortan am Allerseelentage die Flammenschale des ewigen Opfers: „O du Lamm Gottes, das du hinwegnimmst die Sünden der Welt, schenk' ihnen die ewige Ruhe! ..."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Pater nahm eine Zigarre aus der freundlich gebotenen Kiste und holte aus den Tiefen seines groben Habits ein Taschenmesser, das so würdig und gediegen aussah, wie ein echter Münsterländer. Bedächtig schnitt er die Spitze ab und griff nach den Streichhölzern.

Die beiden Herren saßen schon eine gute Weile und hatten gerade ihr Steckenpferd ein wenig geritten. Sie waren nämlich beide große Freunde des Griechischen und lasen die Kirchenväter im Urtext. Das machte ihnen nicht jeder nach. Denn die Anmerkungen auf den einzelnen Seiten nahmen auf die Grammatik kaum Bezug, und ihr Vokabularium hatten sie im Kopf. Was aber mehr besagen will, sie konnten sich in der schönen Sprache Homers fließend unterhalten. Als ob es Latein sei. Mit dieser Fertigkeit hatte der alte Herr schon manchen jungen Konfrater nicht wenig in Staunen und wohl gar in einige Verlegenheit gebracht. Kein Mensch fällt gern mit seinen Schwächen auf, und jungen Menschen-

Digitized by Google

kindern pflegt das besonders peinlich zu sein. Und so tat man vor ihm vielfach, als sei jeder ein geborener Altphilologe, und der alte Herr war gutmütig genug, jeden, der es wollte, dafür gelten zu lassen. Vielleicht rächte er sich auch auf diese Weise an den armen Professoren, die ihm einst den Besuch des Gymnasiums verekelt hatten.

Vom Kirchturm kam der Angelus. Die Unterhaltung ward abgebrochen. Der Pfarrer stellte die Pfeife weg, der Pater warf den Rest seiner Zigarre in den Aschenbecher.

Und jeder hielt sein Käppchen in der Hand ...

Leise ward angeklopft. „Die Herren möchten so freundlich sein, und der Tisch wäre schon gedeckt." So sagte das Gretchen. „Und Fräulein Wachtel sei dageweſen. Und der Herr Pastor möchte doch so gut sein, und ihre Nichte, die Himmerichslies' wär' seit gestern wieder so schlecht. Und die müßt' sofort versehen werden."

Der Pfarrer nickte bloß: „Es ist gut, Gretchen. Ich weiß schon. Nach Tisch geh' ich gleich hin."

Der Pater aber besah sich das Gretchen mit gerechtem Interesse. Als der Negerpater nämlich kürzlich da war, hatte das Gretchen ganz besorgt Fräulein Marianne gefragt, ob man dem schwarzen Herrn denn auch weiße Bettbezüge geben könne. Und das also war das Gretchen!

Der Pfarrer steckte sein Brevier ein, und die beiden Herren begaben sich zum Mittagessen.

Beim Teller des Pfarrers lag die zweite Post. Nur eine Feldpostkarte.

„Mein Feldgrauer, der Herr Kaplan ..." Er las.

„Gott sei Dank, es geht ihm noch gut ...: „Eine wunderbare Fügung hat mich mit mehreren Westersteinern zusammengebracht. So etwas ist ein Ereignis in der Front. Wir haben es gebührend gefeiert. Der Burgfrieder ist auch dabei.

Herzliche Grüße ans ganze liebe Westersteiner Pfarrhaus! ... Ihr dankbarer Kaplan ..." Der Gruß gilt also auch für Sie, Pater."

Der Kapuziner lächelte. — — —

Fräulein Marianne war fest entschlossen, dem Gast ihres Herrn alle Ehren zukommen zu lassen, welche die Küche zu verteilen hatte. Du liebste Zeit! Sie wußte es. Die Männerklöster, die führten ja eine ganz unmögliche Küche. Nein, in einem Pfarrhaus, wie das Westersteiner, lebt man, wie es sich gehört. Gewiß nicht verschwenderisch. Aber doch auch nicht so arm wie die Jöbse. So dachte

Digitized by Google

Fräulein Marianne. Lief wie ein unruhiges Wiesel über die sauber gescheuerten, blätterrissigen Sandsteinplatten, schaute gleichzeitig in allen Töpfen und Näpfen und Schüsseln und Tellern nach dem Rechten und belehrte sehr eindringlich das Gretchen:

„Also, Gretchen, was ich noch sagen wollte, — ich habe es dir schon oft gesagt, und das sage ich immer wieder, ich kann dir gar nicht oft genug sagen, wie ungemein wichtig alles ist, was ich dir sage. Also paß gut auf, was ich jetzt sagen will.

Beim Servieren vergiß nur ja nicht, daß du immer hübsch von der linken Seite her die Sachen anreichst. Und hin und wieder sagst du schon einmal Bitt' schön! dabei. Aber nicht zu oft. Und nicht zu leise und nicht zu laut. So mittelmäßig. Wie's recht ist und wie ich es dir vorsage, verstehst du, Kind? Aber, liebste Zeit! Nun starr' mich doch nicht fortgesetzt an, als ob ich das unglaublichste Siebenwunder unterm Himmel wäre. Und mach doch um Gotteswillen den Mund zu! Wie oft soll ich's dir denn sagen?! Nein, man meint, es wäre rein nicht möglich. Was muß nur der fremde Herr denken! So, Kind, jetzt noch die Kartoffeln! Haben wir nun auch alles? Dann geh schön. Geh aber fein langsam, mein Kind. Halt den Mund zu und das Tablett hübsch gerade, daß nicht wieder alles herunterrutscht wie neulich. Und denke immer und in jedem Augenblick an alles, was ich dir vielleicht gesagt haben könnte. Verstanden? Und nun zu, zu! Daß die Herren nicht zu warten brauchen. Nein, halt, noch eins, —" Fräulein Marianne dämpfte die Stimme. „Nimm dich ganz besonders in acht, wenn du die Schnittlauchsauce reichst. Es gibt böse Flecken. Und das ist nicht wie bei unserm alten Herrn. Der arme Pater hat nur das eine Habit. Du liebe Zeit, wenn da etwas dränkäme! Ich wäre ja unglücklich! Nun also geh' in Gottes Namen. Paß auf, und stolpere nicht über die Türschwelle!"

Das Gretchen ging. Und es machte seine Sache so gut es konnte, und sagte fleißig Bitt' schön und bemühte sich, in jedem Augenblick an alles zu denken, was Fräulein Marianne vielleicht gesagt haben könnte. Das war keine Kleinigkeit.

Es ist vollbracht.

Über den endlosen Wäldern und Sümpfen von Rokitno breiten graue Nebel den Totennessel. Frierend und wispernd hängt das falbe Sommerlaub am öden Ried. Die dürren Rohrstengel drängen sich schirbend ineinander, und wie irres

Digitized by Google

Klagen ſchluchzt der Wind über das tückiſche Moor, die grundloſen Stickwaſſer und unheimlichen Sumpfgärten, darin Tod und Verlaſſenheit das Vergeſſen zeugen! Ein armſeliges Zeugen.

Seit Monatsfriſt ſchon liegt der Schnee und deckt die ſchweigenden Schrecken, das lauernde Sterben. Macht die Gegend noch trauriger, das Leben noch hoffnungsloſer.

Der Pripet ſchleppt ſeine trägen Waſſer, kommt irgendwoher, geht irgendwohin. So mühſam und lebenſatt, als ob er ſterben wolle, wie rings das vergeſſene Land. Und Not und Entſagung ſtehen an ſeinen armen Ufern und blicken ihm hohläugig nach durch den froſtigen Nebel.

Auch an den Pripet, in die großen Sümpfe, iſt der Krieg gekommen. Aber ſelbſt ihm, dem ergebenſten Freund des Todes, war dieſe Gegend zu troſtlos traurig. Er brachte ſich deshalb ein wenig Leben mit und ſtellte es mitten hinein. Weil es ja ſonſt auch garnichts für ihn zu tun gegeben hätte.

Und ſo ſteht der Krieg mit der Not und der Entſagung an den Ufern des Pripet und ſtarrt in den froſtigen Nebel.

Von der anderen Seite des Fluſſes ſteigen Schwärme von Krähen auf. Sie freuen ſich über den mildtätigen Krieg, der ihnen ein ſchönes Leben für dieſen Winter verſprochen hat. . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Eine ſilberne Schelle wimmert andächtig leiſe durch den kalten Morgen. Müde Lichter glänzen ſchlaftrunken von bleichen Wachskerzen und wirken trübſelige Heiligenſcheine in das farbloſe Nebelgrau.

Achthundert Männer, die der Krieg mit hunderttauſend Waffengefährten in dieſe Einöden ſteckte, ſind zur Feldmeſſe vor dem elenden Schober in Andacht verſammelt. Der iſt nicht unwürdiger, als der Stall von Bethlehem. Hier wie dort ſind fromme Menſchenkinder bedacht geweſen, der Gottheit die Aufnahme ſo gut wie möglich zu bereiten. Dort waren es arme Hirten, hier ſind es arme deutſche Soldaten, die dem Heiland den herzlichſten Willkomm geboten haben. Die Liebe gab ihnen die beſcheidenen Mittel. Und als vor Jahren der reiche Rödelhöfer das vielbeſtaunte Fenſter von der Not Gottes in die Weſterſteiner Kirche geſchenkt hat, war es nicht ſoviel, als was der Frieder und ſeine Freunde in den armen Schober an den Rokitnoſümpfen gaben. Der Rödeler mag auch ſelber Zweifel gehabt haben. Denn er ließ damals breit ſeinen Namen darunter ſetzen, daß der Herrgott es nie vergäße, wem er das ſchöne Fenſter zu

Digitized by Google

verdanken habe. Der Frieder aber hing seine Kränze aus Sumpfgras und Zeitungsschnitzeln in dem Schober auf, ohne was daran zu schreiben. Der Herrgott hat jedoch gerade für die stillen Kleinigkeiten der Armen ein besonderes Gedächtnis. Und es wäre drum kein bißchen zu verwundern, wenn am jüngsten Tag ein freundliches Engelchen dem Frieder die Kränze vom Pripet in echter Feuervergoldung entgegenbrächte, und wenn ein anderes, weniger freundliches Engelchen das große Fenster von der Not Gottes unversehens fallen ließe, daß es in tausend Scherben ging mitsamt dem eingebrannten Namen darauf. . . .

Der junge Geistliche hat das heilige Opfer beendet und kniet an der Altarstufe. Seine Stimme ist wie die eines Rufenden:

„In der Angst und Not eines Krieges, der die Völker und Nationen in ihrem Bestande bedroht, fliehen wir, o Jesu, zu deinem so liebevollen Herzen als zu unserem sichersten Zufluchtsort. . . ."

Banges Klagen und felsenfestes Vertrauen ringen in den Worten des apostolischen Weltgebetes um das göttliche Mitleid.

Achthundert harte Männer falten ihre Hände in Einfalt wie Kinder, und aus ihren rauhen Kehlen hallt es erschütternd dreimal durch die Sumpfnebel:

„Erbarme dich unser! . . ."

Der Priester hat die Kasula abgelegt und ist auf eine notdürftig hergerichtete Kanzel getreten, zu der ein zerstörtes russisches Feldgeschütz den Unterbau geliefert hat. Seine schmale jugendliche Gestalt ist von dem weißen Gewand eng umschlossen, die Stola kreuzt sich auf seiner Brust.

Genau so stand er immer in Westerstein auf der Kanzel, denkt der Frieder.

Genau so sind seine Worte:

„Christen, stehet auf! Und bezeichnet euch mit dem heiligen Kreuz! . . ."

Und dann kommt das herrliche Evangelium der Verheißungen:

„Beim Anblick der Volksscharen stieg Jesus auf einen Berg und setzte sich. Seine Jünger traten zu ihm und er tat den Mund auf und lehrte sie:

Selig die Armen im Geiste, ihrer ist das Himmelreich.
Selig die Sanftmütigen, sie werden das Land besitzen.
Selig die Trauernden, sie werden getröstet werden.
Selig die hungern und dürsten nach Gerechtigkeit, sie werden gesättigt werden.

Digitized by Google

Selig die Barmherzigen, sie werden Barmherzigkeit erlangen.
Selig die reinen Herzens sind, sie werden Gott schauen.
Selig die Friedfertigen, sie werden Kinder Gottes heißen.
Selig die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen, ihrer ist das Himmelreich.
Selig seid ihr, wenn euch die Menschen schmähen und verfolgen und alles Böse euch fälschlich nachsagen meinetwegen; wenn sie euch hassen, euch ausschließen, beschimpfen und euren Namen verachten um des Menschensohnes willen! Freuet euch und frohlocket, euer Lohn im Himmel wird groß sein. So hat man vor euch auch die Propheten verfolgt. . . . ."

Der Kaplan küßt die Worte und legt das heilige Buch zur Seite, zupft die Ärmel seiner Albe zurecht, steht einen Augenblick wie in stillem Sinnen. Dann beginnt er:

„Und wenn ich einen Glauben hätte, daß ich Berge versetzen könnte, besäße aber die Liebe nicht, dann wäre ich nichts. . . ."

Liebe Kameraden im Feld.

Für das hohe Fest, das wir begehen, hat der Heiland selbst die Predigt übernommen. Ich will mich daher kurz fassen.

Acht Sterne von leuchtender Pracht hat die ewige Gottesgüte entfacht. Sie flammen wie Lichtsanale durch die Jahrhunderte, zeichnen wie riesige Scheinwerfer glänzende Richtbahnen in unser Leben.

Aber der Heiland sah unsere Armseligkeit, die ein blödes Kind ist, nichts versteht und nichts begreift.

Und er stellte noch zwei strahlende Sonnen neben das Achtgestirn. Daß die Werke des Christen in dem Weißbrand ihrer fließenden Glut zur Reinheit des Goldes gesintert würden:

„Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen und aus deiner ganzen Seele und aus deinem ganzen Gemüte und aus allen deinen Kräften! . . ." und „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!"

Achtmal selig preist der heiligste Mund, die ihre Werke in das Sonnenbad dieser beiden Gebote tauchen.

Christus hat der Welt den ungetrübten Frieden seiner Liebe angeboten. Aber die Welt zimmerte dem Gottmenschen, der verkörperten Liebe, das Kreuz. Denn die Menschen wollen keine Liebe, nicht die Gottesliebe und nicht die Nächstenliebe. . . .

Digitized by Google

„Das Licht leuchtet in der Finsternis, aber die Finsternis hat es nicht erfaßt."

Und heute, in dieser Stunde, hängt blutend aus Millionen Wunden das Erbe Christi, seine heilige Liebe, sein mystischer Leib am Kreuz. . . .

Der Erzverräter, Judas Iskariot, ging hin an seinen Ort. Und der Christusmeuchler wurde von der Verzweiflung eingeholt. Aber willige Schurken, die sich Christen nennen, vollenden sein Werk.

Dreißig elende Silberlinge waren der Blutpreis für den Gottgesandten. Wohlan, Habgier und Neid berechnen mit kaltem Gesicht und erstorbenem Herzen, was können wir gewinnen, was können wir verlieren? prägen das lästerliche Wort vom heiligen Eigennutz! Und vor unseren Augen wird die gottgesandte christliche Liebe in das entsetzlichste Blutopfer verhandelt. —

Die zweite Hauptrolle in dem erschütternden Drama des Welterlösers spielten die bibelfesten, heuchlerischen Pharisäer. Ihr wahnwitziger, geistiger Hochmut schlug sie mit Nacht und Blindheit. Sie sahen das Licht und erfaßten es nicht. Der Fluch des Herrn hat sie getroffen, lastet auf ihnen. Sie können nicht sterben und tragen das Zeichen ihres Verbrechens an der Stirn: Lüge und Verleumdung.

Und sie klagen mit falschem Zeugnis wider die Wahrheit, durch den Bau der Jahrhunderte fort, bis auf unsern Tag. Und suchen ihr Werk. Heute hängt die christliche Liebe, wie einst ihr Herr und Meister, arm und bloß, in elender Schmach, zerfetzt, zwischen Himmel und Erde. Zur Hohnfreude der versammelten Hölle. „Mein Gott, warum hast du mich verlassen!" —

Aber die dritte Hauptrolle im Prozeß Jesu hatte Pontius Pilatus. Dem freiheitsstolzen, selbstsüchtigen Volk der Römer ward das Urteil über Leben und Tod zugeschoben. Pilatus berief sich auf seine Neutralität und heuchelte den Willen zur Gerechtigkeit. „Ich bin unschuldig am Blute dieses Gerechten!" Doch er lieh der Tücke und Bosheit seine Gewalt und stellte die Werkzeuge für den Gottesmord zur Verfügung. So machte er sich zum fluchwürdigen Mitschuldigen am Tode des Allheiligen.

Wehe ihnen, denen Gott die Entscheidung im Riesenprozeß der christlichen Liebe übertragen hat. Denn auch Pilatus schwankt fort unter der Wucht seines Verbrechens durch die Weltgeschichte, verfehmt und verflucht, ruhlos und rastlos. Und auch Pilatus bleibt, der er ist. Er trägt ein totes, lebloses Herz, tut stolz in der Rede und ist fertig in der Tat. Er wäscht die blutbespritzten Hände und spricht

Digitized by Google

in klangvollen Worten von seiner Unschuld beim Tode der christlichen Liebe. Er setzt ein ehrbares, gottesfürchtiges Gesicht auf und liefert doch geschäftig die Waffen zu dem welterschütternden Sterben . . . ! —

Achtmal selig preist der Heiland, die die Liebe erfassen. Achtmal Wehe ruft er über die Heuchler und Pharisäer. Die getünchten Gräbern gleichen, die äußerlich den Leuten hübsch erscheinen. Inwendig aber sind sie voll von Totengebein und allerlei Unrat! . . . Wehe, wehe! . . ."

Der jugendliche Geistliche hat das Haupt gebeugt, wie in tiefem Herzleid. Nach einer Weile fährt er traurig fort:

„Und der starre Tod hielt die ewige Liebe umklammert. Der blutende heiligste Leib des armen Erlösers war festgeschmiedet an das Holz der Schande und konnte sich nicht mehr rühren. Aber sein süßester Mund konnte noch Worte formen, Worte der Fürbitte.

Und heute ist die christliche Liebe in Fesseln aus Stahl und Eisen geschlagen. Das Gebet, die Fürbitte ist ihre einzige Waffe. Und sie schreit das Weltgebet mit lautem Ruf aus den Schmerzen, die ihr bereitet sind, daß es durch die Weiten der Erde gellt:

„. . . Zu dir o Gott der Barmherzigkeit, flehen wir mit Inbrunst: wende ab diese schreckliche Geißel! . . .

Ach möge dein Herz sich unser erbarmen auch in dieser Stunde, die schwer auf uns lastet mit ihrem verhängnisvollen Hasse und dem entsetzlichen Blutvergießen!

Erbarme dich so vieler Mütter, die in Angst und Sorgen sind um das Schicksal ihrer Söhne . . . !

Gib du den Herrschern und den Völkern Gedanken des Friedens ein;

laß aufhören den Streit, der die Nationen entzweit;

mach, daß die Menschen in Liebe sich wieder zusammenfinden;

gedenke, daß du sie um den Preis deines Blutes zu Brüdern gemacht hast! . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Christus sprengte die Fesseln des Todes. Und den zweifelnden Emausjüngern sagte er: „Mußte nicht Christus solches leiden und so eingehen in seine Herrlichkeit?" So fragt die christliche Liebe in ihrer Marterstunde auch uns, wenn wir verzagen wollen; „Muß ich nicht solches leiden, daß meine Herrlichkeit vor allen Völkern offenbar werde?" Sie duldet. Aber ihren Verrätern und Henkern gilt wie ehemals die Warnung und Drohung Christi . . . : „Es wäre besser nicht geboren zu sein! . . ."

Digitized by Google

Wieder unterbricht der Priester seine Worte. Ein freundlicher Sonnenstrahl teilt die Nebel und gießt sein Strahlenlicht über die frommen Gesichter der trutzigen Krieger, die barhäuptig den von Begeisterung glühenden Redner der heiligen Liebe umstehen. Der fährt fort:

Meine lieben Kameraden! Heute feiern wir den Triumpf derer, die mit Christus durch die Totenpforte bereits in seine Herrlichkeit eingegangen sind. Viele gute Kameraden sind mit dabei. Aus ihren Todeswunden leuchtet der Triumpf der gemarterten Liebe. Möge Gott uns gnädig sein und uns helfen durch die Fürbitte seiner lieben Heiligen, daß wir alle einst gleich ihnen die Seligkeit erlangen, den ewigen Lohn einer werktätigen Liebe Gottes und des Nächsten. . . ."

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Kaplan hatte geendet. Sein Vortrag war ruhig. Er wiegte nicht in den Tönen und trommelte nicht auf den Herzen. Aber was er sprach, hatte Hand und Fuß. Das liebten die Leute sehr.

Als er sie einige Stunden nachher in ihren Quartieren aufsuchte, begegnete er überall freundlichen und dankbaren Gesichtern. Doch das war er gewöhnt und sein Herz wußte nichts von Eitelkeit. (Fortsetzung folgt.)

Ich muß noch steigen . . .

Von Ilse Franke.

Hochwasserlachen, darin sich die Wolken
Im Wandern spiegeln. Fette Wasserpflanzen
Verschlingen sich zum Kranz an samtnen Wolken.
Nach Erlenschatten zückt das Schilf die Lanzen.

Die wilden Tauben in den Weiden girren,
Und Schwalben weben Silbergarn ins Blaue,
Mit Zwitscherlauten und mit Flügelsirren.
Ein blasser Friede rastet auf der Aue.

Ein blasser Friede will auf meine Stirne
Die dämmerkühlen Schlummerschatten decken.
Doch ich muß gehn. Es ist noch weit zur Firne.

Ich darf in seichten Wassern nicht versinken.
Brennt auch in meiner Hand der Wanderstecken:
Ich muß noch steigen, wo die Fluhen winken.

Digitized by Google

Moderne Malerei.

Von G. W. Schwenzer, Wien.

(Fortsetzung.)

II.

Das Unzulängliche der bisher besprochenen Richtungen, die durch sie der Malerei auferlegte Beschränkung auf das Objektive mit möglichster Ausschaltung subjektiver Einflüsse und weiterhin die willkürliche, nicht im Wesen der Malerei bedingte Einschränkung innerhalb des Objektiven mußte naturgemäß eine Gegenbewegung erzeugen.

Diese ist nun wieder durchaus kennzeichnend für die ganze Haltung unserer Zeit. Sie baute sich auf der schroffsten Gegensätzlichkeit auf und mündete in einen ebenso übertriebenen Subjektivismus.

Man setzte gegen die extremste Sinnlichkeit extremste Geistigkeit, gegen einseitigste Empfänglichkeit einseitigste Selbsttätigkeit und so folgte auf den Impressionismus, die übertriebenste Eindruckskunst, der Expressionismus, die übertriebenste Ausdruckskunst.

Als Nebenerscheinungen begleiten diese Richtung noch der Kubismus und Futurismus.

Da aber die Linie der modernen Bewegung am klarsten durch den Expressionismus gegeben ist, so werden wir uns vorläufig an diesen halten.

Wenn ein unbefangener Mensch, dem die moderne Kultursonne noch nicht gestrahlt hat, vor eines der Bilder dieser modernen Richtungen tritt, so wird er, ganz milde gesagt, mit ihnen nicht viel anzufangen wissen. Hat er einen ausgebildeten Farbengeschmack, so werden ihn vielleicht, von allem Übrigen losgelöst, einzelne Farbwerte ansprechen; am ehesten aber werden allerhand drollige und zu Scherzen aufgelegte Kobolde der Komik und des Humors ihr neckisches Spiel mit ihm treiben.

Diese Bilder brauchen einen Kommentar, was bei ihrer ungeheuren „Geistigkeit" kein Wunder ist, einen Kommentar, der ihren abgrundtiefen Sinn erläutert und enthält.

Und diesen Kommentar haben sie. Die Künstler selbst, ich verweise auf das Buch Kondinskys: „Über das Geistige in der Kunst", dann die Zeitschrift „Der Sturm", der „blaue Reiter", eine zwanglose Schriftenfolge der gleichnamigen Künstlervereinigung und außerdem viele begeisterte Kunstschriftsteller bemühen sich, das expressionistische Gold aus allerhand dunklen Schächten an das Tageslicht der gemeinen Verständlichkeit zu fördern, und so erfahren wir

Digitized by Google

denn, daß hinter diesen scheinbar so harmlosen und spaßhaften Dingen ein furchbarer „transzendentaler" und „kosmischer" Wille steht, eine Wille, der den Geist des Universums in einigen Pinselstrichen auffängt und auf die Leinwand streicht.

Das ist das, was der Expressionismus letzten Endes will. Das Verhältnis dieser Absicht zu ihrer Ausführung und auch zu der Einsicht, auf der sie beruhen sollte, hat etwas Erschütterndes.

Es ist gewiß im höchsten Grade berechtigt, daß es den Künstler drängt, mehr als das naturalistisch-impressionistische Dogma es erlaubt, den Inhalt seines persönlichen Lebens in das Kunstwerk ausströmen zu lassen und den Reichtum seiner Seele und ihren Anteil an dem Ewigkeitsgehalte der Dinge, soweit dieser Anteil eben reicht, in der künstlerischen Form zu kristallisieren. Der allermodernste Künstler aber will, unabhängig von der gegebenen Wirklichkeit, nur auf sich selbst gestellt, sich mit dem Urgrunde des Seins ganz verschmelzen und Eins fühlen, um aus dieser Einheit heraus, in der alle nur denkbaren Grenzen und Unterschiede verwischt sind, etwas unerhört Neues selbsttätig zu schaffen.

Das ist der Wahn, der als das Gespenst der kosmischen Idee in dieser modernsten Kunst herumspuckt. Die kosmische Idee tritt mit ungeheuren weltanschaulichen und metaphysischen Ansprüchen auf. In Wirklichkeit ist sie ein Aggregat der verschiedensten unverstandenen philosophischen Gedanken. Stirner, Nietzsche, Bergson, Schopenhauers Voluntarismus, die indische Philosophie, Kants transzendentaler Idealismus und der Monismus haben befruchtend auf sie gewirkt, ganz besonders aber der so beliebte Pantheismus, der in der kühlen, an der Oberfläche haftenden, eingeengten Objektivität des Naturalismus und Impressionismus nicht recht gedeihen wollte, nun aber in dem kosmischen Daseinsgefühl den wunderbarsten Nährboden findet und wieder üppig ins Kraut schießt.

Dieses kosmische Daseinsgefühl ist kein gewöhnliches Gefühl, es ist ganz einfach die Identität aller subjektiven und objektiven Kräfte. Es ist der Mittelpunkt, aus dem eine ganz funkelnagelneue Welt herauswächst, eben jene Welt des Expressionismus, die jenen Leuten, die nicht von der kosmischen Welle getragen werden und lustig in ihr herumplätschern können, so unsaglich ulkig vorkommt. Was nämlich bis jetzt erzeugt worden ist und was in den mannigfaltigsten Formen und Abstufungen in der ausgegebenen Wirklichkeit sichtbar wird, ist ein ganz banaler Irrtum, den

Digitized by Google

die Kosmiker mit aller Heftigkeit auf der Leinwand und mit sonstigen Kunstmitteln verbessern. In diesem Bestreben bekundet sich also zunächst ein heftiger Widerspruch gegen das uns Gegebene, gegen die anschauliche Welt, wie wir sie in der Sinnesempfindung als fertiges Ergebnis empfangen. Diese erscheint den Kosmikern wie den indischen Philosophen als die Maja, der Schleier des Truges, der das wirkliche Wesen der Dinge verdeckt, als eine ungehörige Verhüllung des Göttlichen, eine läppische Maskerade Pans.

Also Krieg dieser Welt der Individuation, des Scheines, der Illusion.

Schopenhauer hatte diese „Scheinwelt" auf einen blinden Urwillen zurückgeführt, der durch seine Individuation, d. h. durch seine Weltwerdung, seine Zerlegung in unzählige Einzelwillen mit sich selbst in Widerstreit gerät und darum das hoffnungslose Leid der Welt durch immer neues Wollen ohne dauernde Befriedigung und immer neuen Widerstreit verschuldet. Als einzige Erlösung von diesem Zustande erschien ihm die Aufhebung des Willens auf Grund der Erkenntis seiner Nichtigkeit und das Eingehen in das Nirwana.

Nicht so der Kosmiker.

Zwar ist auch ihm das, was von der Welt sichtbar ist, wie den indischen Philosophen und wie Schopenhauer, nur eine Verhüllung und zwar auch eine solche, die man lüften kann. Hinter der Vielfältigkeit der Verhüllung scheint auch ihm eine Einheit zu sein, ein kosmischer Wille, ein kosmisches Gefühl, das aber nicht, wie es dem Atheisten Schopenhauer schien, nur blinder Wille ist, sondern der pantheistische Gott. Mit ihm kann man sich jederzeit identifizieren und selbst Gott sein, nicht um wie der Pessimist Schopenhauer empfiehlt, sich aufzuheben, sondern um mit ungeheurem Optimismus selbsttätig zu wirken. Dieses pantheistisch-kosmische Daseinsgefühl ist der Punkt, von dem aus man die Welt aus den Angeln heben kann. Und eben das besorgt der Kosmiker. Wozu ist man Gott, wenn man nicht autonom ist.

Also hoch die autonome Form!

Diese autonome Form bot nun einen willkommenen Anlaß an Kant anzuknüpfen, was immer etwas sehr Verlockendes hat, besonders dann, wenn man ihn gar nicht versteht. Aber man wollte den äußersten Subjektivismus, und so erschien Kant sehr geeignet, die philosophische Grundlage zu diesem herzugeben. Also proklamierte man im Anschluß an Kant die Idealität der Form, ohne daß man

Digitized by Google

von dem Wesen dieser Idealität die allergeringste Ahnung hatte.

Kant hatte die Subjektivität und Apriorität der Anschauungs- und Denkformen, also die Tatsache, daß sie subjektiver Grundbesitz und ihrem Ursprunge nach unabhängig von der Erfahrung seien, behauptet, obwohl er vergessen hatte, das Rätsel zu lösen, wie es denn kommt, daß diese subjektiven Formen mit dem so wesensfremden objektiven Stoffe übereinstimmen, und obwohl die Tatsache dieser Übereinstimmung und die von dem Objektiven ausgehende Anschauungs- und Denknötigung ihn vor dieser Subjektivitätserklärung hätte warnen müssen.

Es war nun ein Akt der Vorsicht und ein sehr berechtigtes Mißtrauen gegen die von ihm behauptete subjektive Herkunft dieser Formen, daß er sie, die er dem Ursprunge nach durch eine gewagte Abstraktion von der objektiven Welt gänzlich losgelöst hatte, in der Anwendung an diese objektive Welt, an das durch die Sinnesempfindung Gegebene wieder kettete und ernstlich davor warnte, ihren Gebrauch über diese hinaus auszudehnen, um durch sie etwa zum Wesen der Dinge, wie es unabhängig von ihrer sinnlichen Erscheinungsweise ist, zu gelangen.

Diese letztere Einschränkung hätte er nun freilich ohne die vorausgegangene irrige Subjektivitätserklärung nicht zu machen brauchen. Sie war nur die notwendige Folge dieses Irrtums und darum gehört sie notwendig in ihrer agnostischen Bedeutung zum Wesen dieser Kant'schen Idealität der Form.

Sie leistet daher gerade das Gegenteil von dem, was die Kosmiker von ihr erwarten, indem sie mittels der idealistischen Form die Erscheinungswelt übergehen wollen, um mit dogmatisch pantheistischer Sicherheit und Geschwindigkeit geradeaus zum göttlichen Wesen der Dinge zu gelangen.

Man hat also diese Idealität für das genaue Gegenteil von dem gehalten, was sie ist. Der agnostizistische Idealismus und der dogmatische Pantheismus passen wirklich nicht zusammen.

Das wäre so Einiges von dem weltanschaulichen „metaphysischen" Charakter der modernsten Malerei, von ihrer gepriesenen „Geistigkeit".

Die Herren Kosmiker haben wirklich nicht so ganz Unrecht, wenn sie mit aller Heftigkeit gegen die alte „verstaubte" und „vermoderte" Logik lospoltern, da ihnen von dieser Seite, wie sie richtig ahnen, allerhand Unannehmlichkeiten drohen.

Digitized by Google

Sie hätten übrigens, statt ihren Anker in allerhand philosophische Untiefen zu werfen, die Sache viel billiger haben können, wenn sie sich nur auf ihre Abneigung gegen die Naturnachahmung und ihr Bestreben, um jeden Preis etwas unerhört Neues zu machen, berufen hätten. Dann hätten sie allerdings ihr Prunkstück, die kosmische Idee, opfern müssen und die philosophische Begründung ihres Subjektivismus, die ihnen so ja auch nicht gelungen ist.

Auch der Neoimpressionismus hatte ja das Experiment gemacht, nicht von dem fertig empfangenen Ergebnis, welches die Sinnesempfindung ist, auszugeben, sondern auf Elemente ihres Entstehungsprozesses zurückzugreifen, freilich auf objektive. Der Expressionismus wiederholt dasselbe Experiment mit subjektiven Mitteln.

Wir können nun innerhalb des Expressionismus zwei Richtungen deutlich unterscheiden, eine mehr *extensive* und eine *intensive*.

Die Vetreter der ersteren suchen ihr Ausdruckswollen in einer Auseinandersetzung mit der Erscheinungswelt zu verwirklichen. Sie ringen mit der Natur, (glücklicher Weise nur auf der geduldigen Leinwand), um ihr den Ausdruck aufzuzwingen, der ihnen als die höchste Natur erscheint. Der Pulsschlag des heftigsten natürlichen Lebens, der in ihnen pocht, dünkt ihnen als das Wesentlichste, Göttlichste, das nach Formwerdung schreit. Das ist ihnen die Dynamik des innern Gestaltens, der Rhythmus des Lebens, dem sie Ausdruck geben wollen.

Der Sturm des bis zur Fieberglut erhitzten Blutes braust in effigie über die Erscheinungswelt dahin und die Verheerung, die er hinterläßt, sind eben die Erzeugnisse dieser Ausdruckskunst.

Ein Kunstschriftsteller hat die treffende Bemerkung gemacht, daß die Präraffaeliten einen Akt wie bekleidet und daß van Gogh oder Cázanne eine Landschaft, ein Stilleben, einige Äpfel in blutvoller, animalischer Nacktheit malten. Diese Bemerkung erhellt die Situation blitzlichtartig. Der Pantheismus verwischt jede Distanz, jeden Unterschied, jede Abstufung; alles ist gleich göttlich. Also warum soll nicht der ungezügelste menschliche Trieb in dem rotbäckigen Apfel zur Fleischwerdung gelangen?

Wenn ein Künstler sich mit der Erscheinungswelt auseinandersetzt, so kommt es darauf an, was für ein Mensch hinter dem Künstler als Ganzer steht; ob dieser Mensch ein ungeordnetes Chaos ist, ein Tummelplatz für die wildesten Orgien aller Instinkte, oder Einer, aus dem der höchste, auf die Vollendung der eigenen Persönlichkeit hinzielende

Digitized by Google

Formwille etwas gemacht hat, ob er eine herrliche, zu Gott emporstrebende Ordnung ist. Das in ihm Herrschende wird bei dieser Auseinandersetzung mit der Natur zum Ausdruck kommen.

Die menschliche Seele ist ein Abgrund. Sie kann sein, wie ein Bergsee, in dem der unermeßliche Reichtum der Welt sich in ewiger Schönheit spiegelt, sie kann aber auch dem Vulkane gleichen und eine schauerliche Tiefe sein, wo im wilden Rauschen des Blutes die dunkelsten Triebe, Wille und Intellekt verzehrend, auflodern und ihren versengenden Qualm hinausstoßen, um die unberührte Natur zu verhüllen und zu verunreinigen.

Glücklicherweise wird nicht von allen Expressionisten das Letzte, was im Bereiche ihres Programms liegt, gewollt und auch nicht gekonnt, wie ja überhaupt bei ihnen das Gewollte zu dem Verwirklichten in argem Mißverhältnis steht.

Ein Vorläufer der heutigen Expressionisten und auch Vorbild ist der von Meier-Gräfe wieder ausgegrabene El Grego, der zu Kandia auf Kreta um die Mitte des 16. Jahrhunderts geboren, über Italien, wo er seine Lehrjahre verbrachte, nach Toledo kam und hier von 1570 bis 1614 lebte und schaffte.

Die Bilder dieses Barokmalers zeigen eine ungeheure Übersteigerung des Ausdrucks in der Richtung des Seelischen, von der Natur Abgekehrten. Das Bestreben, den Raum zu überwinden, führte zu jener äußersten Konzentration, in der sich die menschlichen Körper auf seinen Bildern zusammendrängen. Aus den ekstatischen Gebärden ihrer ins Maßlose gedehnten Glieder lodert eine mystische Inbrunst, die aller Erdenschwere entfliehen möchte, und in der alle materiale Substanz entmaterialisiert und vergeistigt erscheint.

Ich will nicht entscheiden, wie weit die Seelenverfassung dieses Künstlers über das gesunde Maß hinausging, jedenfalls aber war es ein verhängnisvoller Irrtum, an die Formgebung eines solchen Malers anknüpfen zu wollen, ohne über seinen religiös seelischen Gehalt zu verfügen.

Der ekstatische überschwängliche Ausdruck, der nur dann, wenn er über das Subjektive zum Ewigen emporlodert, die Ahnung mystischen Schauers aufkommen läßt, wird, wenn er in das Subjektive zurücksinkt und in ihm wieder einmündet, zur Grimasse. Das zeigen uns die merkwürdigen malerischen Ausdruckskonvulsionen Oppenheimers, Noldes und vieler Anderer, und dadurch unterscheiden sie sich so sehr und nicht zu ihrem Vorteile von ihrem Vorbilde.

(Forts. folgt.)

Digitized by Google

Irgendwo . . . / Von Hans Eschelbach, Bonn.

Es wußte mein Herz der Straßen
Und Wege mancherlei,
Darauf es sonder Maßen
Mit Glück gesegnet sei.

Auf erste Liebe bauend,
Drauf all sein Glück gestellt,
Zog es, der Treue vertrauend,
Aufjauchzend in die Welt.

Aufjauchzend nach Jugendtaten,
Bis es dann plötzlich erfuhr,
Daß man daheim verraten
Der Liebe Treueschwur.

Da hat es in Schmerzensstunden
Die Wege im Sonnenlicht
Niemals mehr wiedergefunden;
Es fand nur die Pfade der Pflicht.

Es ist in der Fremde geblieben,
Fand nimmer heim nach Haus;
Es löschte ein treuloses Lieben
Ihm alle Sterne aus. —

Ihr fernen Tage der Wonne,
Im Traum nur noch erreicht,
Längst hat mir des Südens Sonne
Das wirre Haar gebleicht.

Daheim schon längst vergessen,
Wie kommt es, fremder Mann,
Daß dir so unermessen
Das Heimweh kommen kann? . . .

. . . Und würde es nie verstanden
Und niemals mehr dort froh:
Mein Herz liegt doch in Banden
In Deutschland irgendwo.

Digitized by Google

„Christus".

Ausgewählte deutsche Christuslyrik aus allen Jahrhunderten.

Zusammengestellt von Karl Jakubczyk, Breslau.

(Fortsetzung.)

Ostergesang aus „Faust" I. Teil.

Chor der Engel:

Christ ist erstanden!
Freude den Sterblichen,
Den die verderblichen,
Schleichenden, erblichen,
Mängel umwanden.

Chor der Weiber:

Mit Spezereien
Hatten wir ihn gepflegt,
Wir seine Treuen
Hatten ihn hingelegt;
Tücher und Binden
Reinlich umwanden wir,
Ach! und wir finden
Christ nicht mehr hier.

Chor der Engel:

Christ ist erstanden!
Selig der Liebende,
Der die betrübende,
Heilsam' und übende
Prüfung bestanden.

Chor der Jünger:

Hat der Begrabene
Schon sich nach oben,
Lebend Erhabene,
Herrlich erhoben;
Ist er in Werdelust
Schaffender Freude nah;
Ach! an der Erde Brust
Sind wir zum Leide da.
Ließ er die Seinen
Schmachtend uns hier zurück;
Ach! wir beweinen,
Meister, Dein Glück!

Chor der Engel:

Christ ist erstanden
Aus der Verwesung Schoß.
Reißet von Banden
Freudig euch los!
Tätig ihn preisenden,
Liebe beweisenden,
Brüderlich speisenden,
Predigend reisenden,
Wonne verheißenden
Euch ist der Meister nah,
Euch ist er da!

Goethe.

* * *

Christe, Du bist der helle Tag,
Für Dir die Nacht nicht bleiben mag;
Du leuchtest uns vom Vater her
Und bist des Lichtes Prediger. Erasmus Alberus.

Ist nur die 1. Strophe eines 7strophigen Liedes (Erk-Böhme, 3. Band).

* * *

Digitized by Google

Ein' Blum' steht auf der Heide,
Es mag wohl Jesus sein,
Darum trag ich groß Leide,
Daß ich nit bei ihm bin.

Ach, Gott, möcht er mir werden,
Wollt alle Welt lan stahn,
Mein eigen Willen lassen,
Wollt auf die engen Straßen
Und auf die Heide gahn.

Nach Erk-Böhme, 3. Band. 1. Strophe eines längeren Liedes.

Jesu, Du süßer, denk ich Dein,
kehrt Freude mir im Herzen ein,
süßer Jesu, lieber Jesu, guter Jesu.

Herr Jesu wandelt im Paradeis,
Er spendet allen Keuschen Preis,
süßer Jesu, lieber Jesu, guter Jesu.

Herr Jesu liegt im Krippelein,
nun soll das Kind bejubelt sein,
süßer Jesu, lieber Jesu, guter Jesu.

Herr Jesu harrt der Liebe sehr,
begehrt der reinen Bräute mehr,
süßer Jesu, lieber Jesu, guter Jesu.

Herr Jesu klopfet an das Tor,
begehrt der reinen Bräute Chor,
süßer Jesu, lieber Jesu, guter Jesu.

Herr Jesu spendet Freuden viel,
Er ist der Seele Saitenspiel,
süßer Jesu, lieber Jesu, guter Jesu.

Nach Hoffmann von F. übertragen von Dr. Johannes Hönig, Breslau.

Wohin soll ich Dich legen?
Wie soll ich Deiner pflegen?
Ich will Dich in mein Bettlein legen,
Das ist das Herze mein,
Und will bei Deiner Kripp erwägen,
Wie Deine Liebe groß muß sein.
Ich geb Dir auch ein Wangenkissen,
Das ist die Reue mein,

Digitized by Google

Es soll Dich nimmermehr verdrießen
Zu kommen in mein Herz hinein.
Zum Bettlein ich die Decke finde,
Das ist die heilige Begier.
Vergib, o Herre, mir die Sünde
Und bleibe stets bei mir. Mechtild.

Aus Lindemanns „Blumenstrauß von geistlichen Gedichten".

Schönster Herr Jesu, Schöpfer aller Dinge,
Gottes und Marien Sohn!
Dich will ich lieben, Dich will ich ehren,
Meiner Seelen Freud und Wonn.

Alle die Schönheit Himmels und der Erden
Ist gefaßt in Dir allein.
Keiner soll nimmer lieber mir werden
Als Du, schönster Jesus mein!

Schön ist die Sonne, schön ist der Mond,
Schön sind die Sterne allzumal:
Jesus ist feiner, Jesus ist reiner
Als die Engel im Himmelssaal.

Schön sind die Blumen, schöner sind die Menschen
In der frischen Jugendzeit;
Sie müssen sterben, müssen verderben
Jesus lebt in Ewigkeit.

Erk-Böhme, 3. Band.

Morgenstern der finstern Nacht,
Der die Welt voll Freuden macht,
Jesulein,
Komm herein,
Leucht in meines Herzens Schrein.

Schau, Dein Himmel ist in mir,
Er begehrt Dich, seine Zier;
Säum Dich nicht,
O mein Licht,
Komm, komm, eh der Tag anbricht.

Deines Glanzes Herrlichkeit
Übertrifft die Sonne weit;
Du allein,
Jesulein,
Bist, was tausend Sonnen sein.

Digitized by Google

Du erleuchtest alles gar,
Was jetzt ist und kommt und war;
Voller Pracht
Wird die Nacht,
Weil Dein Glanz sie angelacht.

Deinen freudenreichen Strahl
Wird gedienet überall:
Schönster Stern,
Weit und fern
Ehrt man Dich wie Gott den Herrn.

Ei nun, guldnes Seelenlicht,
Komm herein und säum Dich nicht;
Komm herein,
Jesulein,
Leucht in meines Herzens Schrein!

Johann Scheffler (Angelus Silesius).

* * *

Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur ist,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt:
Weiß ich nichts von Leide,
Fühle nichts als Andacht, Lieb und Freude.

Wenn ich ihn nur habe,
Laß ich alles gern,
Folg an meinem Wanderstabe
Treugesinnt nur meinem Herrn;
Lasse still die andern
Breite, lichte, volle Straßen wandern.

Wenn ich ihn nur habe,
Schlaf ich fröhlich ein,
Ewig wird zu süßer Labe
Seines Herzens Flut mir sein,
Die mit sanftem Zwingen
Alles wird erweichen und durchdringen.

Wo ich ihn nur habe,
Hab ich auch die Welt.
Selig, wie ein Himmelsknabe,
Der der Jungfrau Schleier hält.
Hingesenkt im Schauen
Kann mir vor dem Irdischen nicht grauen.

Digitized by Google

Wo ich ihn nur habe,
Ist mein Vaterland;
Und es fällt mir jede Gabe
Wie ein Erbteil in die Hand:
Längstvermißte Brüder
Find ich nun in seinen Jüngern wieder.

Novalis.

Crux fidelis.

Dein Liebesfeuer,
Ach Herr! wie teuer
Wollt' ich es hegen,
Wollt' ich es pflegen!
Hab's nicht geheget
Und nicht gepfleget,
Bin tot im Herzen —
O Höllenschmerzen!

Eduard Mörike.

Nach „Jesu benigne" im Passionshymnus des Fortunatus frei übersetzt.

An Christus.

Mit schwerer Zunge rede ich von Dir,
Ganz so wie einer, der Dich nimmer kennt;
Es bleiben kühl und hart die Worte mir,
Wie dem, dem keine Lieb im Herzen brennt.

Herr! Wende her Dein hohes Angesicht!
Dann glänzt mein Aug, es wallt und wogt mein Blut,
Dann leuchtet jedes Wort wie Sonnenlicht
Und flammt und bannt in heil'ger Gottesglut.

Ernst Thrasolt.

Aus „De profundis" (Kösel, Kempten, 1908).

Jesus Christus.

Auf den Burgen des Himmels sehn wir Dich segnend stehn,
Deinen Mantel spüren wir schauernd vorüberwehn,
Deinen Sonnenwagen ziehen der Stürme Heer,
Deine brausenden Renner, weit über Länder und Meer:

Digitized by Google

Doch immer noch kränzen wir unsere Stirnen mit Mohn
Und rufen Dir eitel mit frevelnden Lippen Hohn
Und wühlen im Staube mit zuckender, gieriger Faust,
Indessen Dein Wagen die Ewigkeiten durchbraust.

Lorenz Krapp.

Aus „Christus" (Kirchheim, Mainz, 1903).

❀ ❀ ❀

Brot.

Er sah mich an
Mit den Augen der Ewigkeitstiefe,
Als ein Wissender:
„Du wirst verhungern ohne mich,
Denn ich bin Brot."

Und als Er mich ansah,
Stand in meiner Seele
Der Hunger auf und rief:
„Gib mir das Brot!" —

Ich aber ging hinweg zu den andern
Und aß Erde und nannte es Leben. —

Aber die Seele ward nicht stille in mir,
Soviel ich ihr befahl und das Beste der Erde
Ihr brachte zu essen — —
Daß ich zuletzt sie ausreißen wollte
Und konnte nicht.

Und sie flehte bald wie ein Kind,
Bald stand sie auf wie ein Sturm
Und rüttelte mich und schrie mich an
Als Mörder —
Und wollte Brot.

Da hab ichs länger nicht ertragen. — —

Nun kam ich wieder, Herr Jesu,
Und weiß, daß Du recht geredet:
Ich muß verhungern ohne Dich,
Denn Du bist Brot.
. . . Und Er sah mich an
Mit den Augen der Ewigkeitstiefe . . .
Und brach das Brot.

Fritz Philippi.

Aus „Menschenlied" (E. Salzer, Heilbronn).

❀ ❀ ❀

Digitized by Google

Überall Jesus.

Hoch schau ich auf die Stadt herab,
Das große, übertünchte Grab
Voll Sünde, Täuschung, Leid und Schmerz —
Und doch, wie nah des Heilands Herz!
Ein Türmlein hier, ein Türmlein dort:
Ich zähle sie, da zieht ein Wort
Mir still und selig durchs Gemüt,
Und sieh, wie jetzt die Wüste blüht:
Überall Jesus!

Sie spielen dort das alte Stück:
Verkohltes Herz, verwelktes Glück;
Ich sah die Menge, wie sie starrt,
Und einen, der da hofft und harrt,
Ob liebend, auf der Reue Pfad,
Nicht ein verlornes Kindlein naht.
Verirrtes Herz, wie nah dein Port:
Ein Kirchlein hier, ein Kirchlein dort —
Überall Jesus!

Wär das ein Leben in der Stadt,
Die keinen, keinen Jesus hat!
Rings zitterndheiße Höllenbrunst
Und Seufzerqualen und Sündendunst,
Und kein Altar — kein ew'ges Licht —
Nur Nacht, nur Nacht so teuflisch dicht.
O Gott, wär das ein Elendsmeer,
Riefs' nicht von jedem Türmlein her:
Überall Jesus!

Franz Eichert.

Digitized by Google

Stimmen der Zeit

„Eine neue Strömung im deutschen Katholizismus"

meint Dr. C. M. Kaufmann feststellen zu können. („Der Fels" Nr. 8, S. 295 ff.) Er wirft zuerst einen Rückblick auf die Gefahren, die sich für die Katholiken naturgemäß aus der Schulter an Schulter mit Nichtkatholiken verrichteten gemeinsamer Arbeit auf allen Kulturgebieten ergeben mußten und hebt unter diesen Gefahren besonders das Suchen nach einem gemeinsamen Boden „christlicher Weltanschauung" hervor, der kein katholischer Boden mehr wäre. „Und wenn sich ein solcher Interkonfessionalismus als unhaltbar herausstellte, mußte dann nicht die Neigung entstehen, den religiösen Boden überhaupt zu verlassen, um sich auf den Boden des Rein-Wirtschaftlichen und des „Rein-Politischen" zu stellen?" — Wir alle wissen, daß es nicht bei der Neigung blieb, daß der hochselige Papst Pius X. vergeblich gegen diese Verirrung ankämpfte, daß seine Stimme ungehört verhallte und daß die Vorsehung die Stürme des Weltkriegs senden mußte, um diesen Babylonischen Turm des „Rein-Wirtschaftlichen", „Rein-Politischen" und „Rein-Künstlerischem" zu fällen. Jetzt freilich sieht man ein, daß dieser Weg ein Irrweg war. So sagte z. B. der unsern Lesern aus seinem Strauß mit dem „Gral" bekannte Werner E. Thormann in der „Frankfurter Zeitung", es habe im katholischen Deutschland bisher fast völlig eine philosophisch und künstlerisch durchgebildete Intelligenzschicht gefehlt, die das praktische und nur für den Tag vorsehende Wirken katholischer Politiker und Journalisten sub speciem aeternitatis gestellt hätte.

Kaufmann fährt fort:

> „Neuerdings sind es Kreise der Münchener Zeitschrift „Hochland", welche sich gegen die ausschließliche oder vorwiegende Betonung des Wirtschaftlichen, des Realen, des Rein-Politischen wenden und eine katholische Orientierung für das Kulturleben der deutschen Katholiken auch für die Zeit nach dem Kriege fordern. In einer Artikelserie des Jahrgangs 1915/16 verwirft Max Scheler das, was Friedrich Naumann in seinem Buche „Mitteleuropa" die „Wirtschaftskonfession" genannt hat: „jenes Ideal eines ungehemmten Wirtschaftsstrebens, verbunden mit einer unbedingten

Digitized by Google

Pünktlichkeit, Wissenschaftlichkeit, Pflichttreue und Arbeitsamkeit auch in kleinsten Dingen, jenes Leben, das nur die Arbeit kennt und den Erfolg, das aber die Seele verkümmern läßt, das dem metaphysischen und künstlerischen Ideal keinen Platz läßt, und die Rekordziffer in der wirtschaftlichen und technischen Produktion höher wertet, als das Leben und die Entwicklung einer Seele" (W E. Thormann, a. a. O.). Es ist diese „Wirtschaftskonfession" in der Tat etwas ebenso durch und durch unkatholisches, wie die Lehre vom Rein-Wirtschaftlichen. Ueber sie schreibt Dr. Hermann Platz im Februarheft 1917 von „Hochland": „Die neudeutsche Wirtschaftskonfession, wie Naumann bezeichnenderweise sagt, und die psychozentrische Konfession, wie sie am entschiedensten durch die katholische Kirche vertreten wird, sind an und für sich unvereinbare Gegensätze". Der Züricher Universitätsprofessor Dr. Robert Saitschick verurteilt in derselben Zeitschrift (Januar- und Februarheft 1917) jene Realpolitik, jene kurzsichtige Eintagspolitik, die ohne religiöse, mithin konfessionelle Weltanschauung — denn Religion ohne Konfession ist Konfusion! — auszukommen vermeint.

Die technische, wirtschaftliche, realpolitische Kultur, die den Wert der Dinge nach Millionen schätzt, die Seele aber und die Ewigkeitsideale verkümmern läßt, tragen nach Scheler und Platz ein norddeutsch-preußisches Gepräge. Von ihr und ihrem Golde und ihren Gegenwartserfolgen haben sich nach Scheler die deutschen Katholiken berauschen lassen, ohne ihre uralte Tradition, den eigenartigen Rhythmus ihrer Weltanschauung, ihre Bodenständigkeit genügend zu wahren. Noch prägnanter spricht Dr. Platz diesen Gedanken aus: „Wäre in unserer industriellen und kommerziellen Welteroberung mehr süddeutsch-österreichischer Rhythmus, mehr Anmut und Form, mehr Menschliches und Seelisches neben dem Technischen und Sachlichen zur Geltung gekommen, dann hätten wir wahrscheinlich eine Reihe Milliarden Volksvermögen weniger, aber wir wären vielleicht um diesen Krieg herumgekommen".

Und weiter:

„Als Katholiken spüren wir das eine seelentief: Wir sind keine Eintagsmenschen, zu Eintagswerken tauglich und berufen. Wir kommen von weither und fernhinaus dehnt sich unsere Straße. In unserem Blute zittern uralte Erinnerungen nach und Weltgerichtsernst zuckt durch unsere Seele. Wir tragen schwer an manchem, was die Geschichte uns aufgebürdet, aber ewig jung bleiben wir, wenn wir uns aufrichten, die Firnen entlang sehen und der Ewigkeit Winde uns umwehen. Der Krieg hat manchen uns näher gebracht. Wir aber stehen erschauernd, versehrt, aber fest . . . Das ist unsere Art. Die Art der Katholiken Mitteleuropas und aller Katholiken der Welt. Etwas mehr oder weniger, was macht das aus? Wir werden an Mitteleuropa bauen helfen, in fester mitteleuropäischer Gesinnung, aber wir können und wollen nur katholisch bauen. Das Menschheitliche, das Ewige, das Typische, das Organische, das ist das uns Gemäße. Das können und wollen wir leisten, daß die Seelen nicht in Sache und Sucht versinken, sondern gewurzelt und gerundet dem Wechsel widerstehen, daß sie den großen Zug, den Zuschnitt, das Ausmaß des Ewigen nicht verlieren, daß sie getragen und getränkt werden von einem Ganzen, in dem sie leben, und das doch über sie hinwegflutet."

Wir haben die Ausführungen des Herrn Dr. Kaufmann so ausführlich widergegeben, weil es sich hier um die

Digitized by Google

für uns höchst wichtige Feststellung handelt, daß das, was sich auf wirtschaftlichem und politischem Gebiet als eine folgenschwerer Verirrung herausstellte, auf literarischem und künstlerischem Gebiet doch keine Heilsbotschaft sein und keine Wiedergeburt verbürgen kann. Der Interkonfessionalismus und das „Reinliterarische" und „Reinkünstlerische" sind vielmehr auf dem Gebiete der Literatur und Kunst gerade so abgetan wie auf den Gebieten der Politik und des Wirtschaftslebens. Die Schlußfolgerung aus dieser Tatsache zu ziehen sei unsern Lesern überlassen, denn man hat es uns schon wieder sehr übel genommen, daß wir neuerdings sooft zu der Feststellung genötigt waren: „Das haben wir ja schon lange gesagt."

Hau- u. Bausteine

Vom fortschrittlichen Geiste.

Von Rudolf Freiherr von Manndorff.

Der bedeutungsvolle Aufsatz, welchen der „Gral" (an der Spitze des 8. Heftes des 11. Jahrganges) brachte — (Dr. Richard Volpers „Vom konservativen Geiste") — bringt in wirksamer, anregender Art einen großen Unterschied in den Geistesrichtungen der menschlichen Gesellschaft zum Bewußtsein. Und es ist hohe Zeit, an der Schwelle der neuen Zeit, die aus den Ruinen des Weltkrieges emporblühen soll, sich des Unterschieds bewußt zu werden, auf welchen dort in so meisterlicher Weise hingewiesen wird.

Es ist der verharrende und der fortschrittliche Geist, die sich in allem gegenüberstehen, und die Übertreibung ist's, die beiderseits gefürchtet wird. Bei dem einen die Erstarrung, welche Rückschritt ist und Krankheit, Tod des Lebens bedeutet, beim andern Überstürzung, welche wie ein Fiebersturm die Kräfte aufzehrt, wie eine Uhr ohne Perpendikel immer schneller läuft, wie eine Schneelawine, die zermalmt, was in den Weg ihr kommt. Ein jeder mutet dem andern die Übertreibung zu und will dem Anfänger derselben rechtzeitig noch begegnen.

Nicht was der andere eigentlich verfehlt, nein, was er verfehlen könnte, wird oft voreilig schon bekämpft. Und

Digitized by Google

daß damit Gefahr geschaffen ist, daß selbst recht gute Freunde auch sich hart befehden, wo eigentlich nichts zu befehden ist, wird niemand übersehen.

Demokratie, die Herrschaft der bunt gemischten Menge und Monarchie, die leitende Stellung eines Einzelnen und seiner näheren Gefolgschaft, sind Gegensätze. Und daß gewöhnlich Herrscher, die Verantwortungsgefühl haben, doch besser mehr unbefangen überlegen, was der Gemeinsamkeit in Wahrheit frommt, als eine Mehrheit, die der Zufall zusammenwürfelt, ist gewiß. Doch es besteht die Möglichkeit des Mißbrauchs beiderseits. Es kann bei dieser wie bei jener Form statt besserer Erkenntnis, der eigensüchtige Wille, der Eigennutz, die Herrschgier, Eitelkeit und auch zuweilen Trägheit der jeweils Herrschenden dazu verleiten. Dann wird bald hier bald dort das öffentliche Wohl gefährdet. Der Volksgenossen und Untertanen vorübergehendes wie dauerndes Gedeihen fällt meist zum Opfer dann. Denn gegenseitige Zumutung solchen Mißbrauchs erzeugt die Feindschaft der Personen. Sie verbittert besonders dann, wenn dort wie da der beste Wille herrscht, das allgemeine Beste nur zu fördern. Denn die Beschuldigung, die einzig auf Verdacht beruht, statt auf bestimmten Taten, erscheint nur als Verleumdung, die jede Verständigung auch später ausschließt oder doch erschwert.

Es ist nicht leicht, bei der Verschiedenheit der Ansicht über wichtige Dinge des Gegners Meinung und Bestreben gerecht zu würdigen. Die Ungeduld, ihn möglichst rasch zurückzuschrecken, auszuschalten, verleitet zu solchen Verdächtigungen, statt zu rein sachlicher Erörterung des für und wider. Und die persönliche Empfindlichkeit sieht oft in bloßem Widerspruche schon Beleidigung, die dann zur Notwehr herauszufordern scheint, welch' letztere überdies noch überschritten wird. Die ideal Gesinnten, ja diese erst recht in dem Gefühle der eigenen Uneigennützigkeit und Objektivität, sind oftmals unduldsamer als solche, die, sich selber kennend, dem Gegner gewisse Schwächen nicht gar so übel nehmen.

Gleichwohl muß es versucht werden, mit Verstand und gutem Willen zu freundschaftlicher Verständigung in wichtigen Fragen der Gesellschaft zu gelangen, sonst ist diese führerlos in Zeiten der Entscheidung, dem Zufall und den Ränken preisgegeben.

Erleichtert wird Verständigung der Wohlwollenden unter einander, wenn sie der höhern Einheit sich bewußt, des Zweckes, rechtzeitig erkennen, daß ja gar kein eigentlicher Gegensatz besteht, um den sie sich zu streiten hätten. Sie

Digitized by Google

mögen lieber die Zeit benützen zur Sammlung einheitlicher Mittel.

Die hohen Ideale, die der „Gral" verficht in Kunst, wie Wissenschaft und öffentlichem Leben, berufen ihn umso mehr dazu, an diesem Werke der Sammlung mitzuwirken, namentlich an diesem Wendepunkt der Weltgeschichte. Und so sei es betont, daß weder Volk noch Herrscher, sondern Gott allein stets Lenker der Geschichte, daß der Creator zum *Κραχεῖν* allein berufen ist. Und alle Menschen, hoch oder nieder, gelehrt und ungelehrt, reich oder arm, sie müssen den Mut zum dienen haben. Sei's als Bevollmächtigte der Autorität Gottes, sei's als bescheidene Vollbringer der Ratschläge und Weisungen der führenden Genossen soll jeder den andern lieben wie sich selbst, — und Gott über Alles.

Wenn alle Vorkämpfer des Guten von diesem Geiste beseelt sind, wird die Sorge überwunden, ob der liebe Nachbar etwa genug verständig und ernsten Willens sei, das Richtige genau und wirklich zu denken und zu tun. Bekümmern wir uns lieber nicht um viele Dinge, die nur trennen können, Schwestern und Brüder verfeinden, statt sie zu einen, für das im Augenblicke bereits sehr Nötige — zur raschen Tat!

Nicht alles ist demokratisch im anmaßenden Sinn des Worts, was den Regierten die Teilnahme an der Regierung einräumt. Selbst väterliche, elterliche, des Lehrers wie des Meisters Autorität hat im Verlauf des Erdenlebens eine Grenze. Mündig, großjährig und reif, Geselle, Meister, Lehrer wird, der Kind war, Lehrling, Schüler. Und aus der Vormundschaft entlassen heißt nicht, die so Befreiten schon der Anarchie preisgeben.

Es ist zu hoffen, daß in den weiteren Erörterungen neben dem Geist des sicheren Erhaltens und Wohlverhaltens, der Geist des Fortschritts und ebenbildlich schöpferischen Neuentstehens großer Dinge auch aus alten Formen befördert werde. Es ist die höchste Zeit, daß Beides den Gleichgesinnten zum Bewußtsein komme, die oft nur auf verschiedenen Wegen zum gleicherhabenen Ziele streben. Schriftum, Schönheitslehre ist berufen, gerade jenen dies zu zeigen, die als Geistesführer den andern solche Wege zeigen wollen.

• • •

Die wildelnde Gans . . .

Der „Fall Wildgans", den der Wiener deutschchristliche Schriftsteller Franz Christel in der Zeitschrift „Österreichs Reichswehr" ausführlich behandelt, ist geradezu ein

Digitized by Google

Schulbeispiel für die künstliche Mache eines weder durch literarische noch durch ethische Qualitäten verdienten, sondern nur durch die Zugehörigkeit zu einer preßmächtigen Kameradschaft bedingten Erfolgs. Und das Allertraurigste bei der Sache ist, daß regelmäßig auch katholische Kritiker und katholische Zeitungen auf die jüdische Preßmache hineinfallen, sich von verlogenen Phrasen blenden und um ihr selbstständiges Urteil bringen lassen. Man sollte doch meinen, daß jeder literarisch Gebildete, der auch nur ein paar Verse von Wildgans liest, die Phrasenhaftigkeit, die hohle Rhetorik, innere Leere und Unnatur dieses Schwätzers, der sich Dichter nennen läßt, erkennen müßte. Wenn jemals das Urteil: „Rhetorik, leeres Wortgeklingel, keine Poesie, berechtigt war" — auf die Dichtung des Herrn Wildgans paßt es wie angegossen. Wer z. B. die Schlußverse aus einem der „berühmtesten" Wildgans-Bandwurm-Gedichte (Vae victis) anders charakterisieren kann als gänzlich poesielose Reimerei eines Dilettanten, der weiß nicht und hat niemals gewußt zu unterscheiden, was Poesie und Prosa, was leeres Gestammel und blutvolles Dichterwerk, was künstlichgequälte Mache und blühendes Leben ist.[1]) Aber diese Quatsch-Poesie wurde von der „berufenen" Kritik, d. h. von der tonangebenden jüdischen und Freimaurerpresse, als neue Kunstoffenbarung gepriesen.

Das war aber alles noch nichts gegen den Begeisterungstaumel, in welchen der „gebildete", am Nasenring des großen Bärenführers „Judenpresse" tanzende Philister anläßlich der Aufführung des Wildgans'schen Trauerspiels „Armut" versetzt wurde. Die Pforten des Ruhmestempels wurden für die neue Größe bis zur Maulsperre aufgerissen, die für das Christengesindel sorgfältig verschlossenen Geldschränke der literarischen Stiftungen öffneten sich und schütteten drei goldene Preise über das jüngste literarische Schoßkind aus.

Und was ist der Inhalt dieses Stückes? Angeblich ein sehr edler, wie der Dichter selbst durch den Mund des sterbenden Vaters erklären läßt: „Herzen zu werben, die sonst für die Armut verhärtet sind." In Wirklichkeit, wie

[1]) Die Verse lauten:

„Das ist der Sinn von diesem großen Sterben:
Ihr, die ihr dann noch betet, merket gut:
Die großen Toten wollen große Erben,
Ihr Todesmut will unsern Lebensmut.
Ihr ungemeines opferndes Verrichten
Bewirkt ein neues Maß für unsere Pflichten,
Und wehe dem, der dann nicht liebt und tut!"

Digitized by Google

Christel nachweist, ein Sammelsurium von Sentimentalität, Unnatur, Unwahrscheinlichkeit und viel Schmutz — soviel, daß er eigentlich den Hauptbestandteil dieser sauberen Tragödie bildet, über deren literarische Qualitäten man vielleicht streiten kann, während das Urteil über den ethischen Wert unter Christen doch wohl nicht zweifelhaft sein sollte. Es widerstrebt uns, zum Beweise dessen den ganzen Schmutz aufzurühren, den der Dichter in seinem Stücke angesammelt hat — wer sich darüber unterrichten will, lasse sich die betreffende Nummer der „Reichswehr" (Nr. 1, V, Volksheilverlag Graz, Bischofplatz 1) kommen. Nur soviel sei hier verraten, daß die Heldin des Stückes, die „wildende Gans", wie Christel sie witzig tauft, mit ihrem Zimmerherrn ein Geschäft abschließt und sich ihm für eine Nacht verkauft, um das Geld für eine Übersiedlung des schwerkranken Vaters aufs Land aufzubringen. Der Handel kommt nicht zur Ausführung, weil der Vater früher stirbt; der Vorsatz des Verführers, seine Schuld durch Heirat gut zu machen, kommt auch nicht zur Ausführung, weil „sie" ihren Pappenheimer kennt: „Viele Tänzerinnen gehören noch in Ihre Arme, bevor Sie sagen können: Diese, nur diese!" — und weil es zufällig läutet, ein Zeichen des Zufalls, daß es „nicht sein soll."

Für uns hat der „Fall Wildgans" hauptsächlich die Bedeutung, daß er zugleich einen Hereinfall der ins „andere Lager" hinüber liebäugelnden katholischen Kritik auf eine plumpe jüdische Preßmache bedeutet, einen Hereinfall, über den wohl am schadenfrohesten die Auguren lächeln, die den ganzen „Wildgans-Rummel" gemacht haben. Wann werden wir es doch einmal erleben, daß sich die katholische Kritik in solchen Fällen ein unabhängiges, eigenes, nur aus katholischem Denken und Empfinden geschöpftes Urteil zutraut und auch den Mut findet, dieses Urteil öffentlich zu vertreten. Wann wird denn einmal dieses schwächliche, uns in den Augen aller ehrlichen Gegner nur blosstellende Sich-Verneigen nach beiden Seiten, dieses Kerzenstümpfchen-Anzünden vor Gott und Teufel zugleich, dieses angeblich weltläufige und zeitgemäße In-die-Westentasche-Stecken der katholischen Grundsätze, das mit dem Verstecken des Eheringes eines auf Seitenwege schleichenden Ehemanns eine gewisse Ähnlichkeit hat, endlich aufhören?

■ ■ ■

Digitized by Google

Die blaue Blume als christliches Natursinnbild.

Von Prof. Dr. Johannes Chr. Gspann, St. Florian Oö.

Die blaue Blume blühte im romantischen Garten des beginnenden 19. Jahrhunderts. Die Romantiker des ausgehenden 18. Jahrhunderts hatten sich eine ungemein hohe Aufgabe gesetzt: alles Geistige sollte in das Licht der Poesie getaucht werden. Friedrich von Schlegel bezeichnet als Wesen der neuen Romantik „das Streben nach einem unendlichen Gedichte, welches die Reime aller anderen Gedichte in sich verhüllt". „Alle tausendfarbigen Erscheinungen der Wissenschaft und Kunst müssen in einen Brennpunkt zusammenstrahlen und dieser muß hinfallen auf die Stelle, wo der Dichter steht." Auch das gesellig-geistige Leben, der Gedankenverkehr unter den Menschen, Plauderstunden, Gesellschaftsabende, Briefe .... sollten von Poesie verklärt sein. „Also Kunst, Wissenschaft, das ganze Leben selbst sollte zur Poesie werden."

Welch ein großzügiges Streben! Es sollte demnach, um ein modernes Wort zu gebrauchen, die ganze Weltanschauung poetisch verklärt werden. Von den älteren Romantikern hat aber keiner jenes „Gedicht" gesungen, das alle anderen in sich geheimnisfroh verhüllte. Die Romantiker des 18. Jahrhunderts leisteten nur Mosaikarbeit. Freilich wurden der bunten Steinchen immer mehr, das herrliche, farbensprühende Universalgemälde Poesie ging langsam seiner Vollendung entgegen.

Da kam der letzte Ritter der wundersamen Romantik Joseph von Eichendorff. Dieser suchte nicht mehr nach Brücken, um das Endliche mit dem Unendlichen, das Wirkliche mit dem Idealen zu verbinden und so das ganze Leben mit Poesie zu umranken, sondern er fand diese Vermittlung schon vor. In seinem feinen katholischen Instinkt fand Eichendorff das Ineinander von Endlichem und Unendlichem, Zeit und Ewigkeit, Ideal und Wirklichkeit schon ausgedrückt im Dogma von der Menschwerdung Gottes. Eichendorff findet, daß durch den göttlichen Vermittler von Natur und Freiheit ein tieferes Liebesgefühl in die Welt kam, das sehr verschieden vom antiken Schicksal, nicht erbarmungslos vernichten, sondern vielmehr das ganze irdische Dasein mit allen seinen Freuden und Leiden zur christlichen Schönheit verklären will.[1]) Aufgabe der Poesie sei es

[1]) Dietz, Richard, Eichendorffs Werke I, 30 ff.

Digitized by Google

daher, das Ewige darzustellen, wie es sich im Geschaffenen spiegelt.

Eichendorffs und der romantischen Schule gewaltiger Vorläufer ist in bezug auf diese höchste und tiefste Auffassung der Poesie Calderon. In diesem Dichter sieht Eichendorff das Vorbild aller Dichter. Ganz begeistert schreibt er über diesen unvergleichlichen spanischen Sänger, dem es zum erstenmal gelang, „das Uebersinnliche und Unfaßbare mit leuchtender Klarheit zu verkörpern, dem allegorischen Personal individuelles Leben zu verleihen und auf überirdischem Boden eine spannende, echt dramatische Handlung zu schaffen": „Indem das Göttliche menschlich, das Irdische aber, die ganze Natur, gottestrunken in Stern und Baum und Blume mitredend, zum Symbol des Uebersinnlichen wird, spielt das Ganze in einer Höhe, wo das Diesseits und Jenseits wunderbar ineinanderklingen und Zeit und Raum und alle Gegensätze in dem Geheimnis der ewigen Liebe verschwinden. Wir fühlen: es schlummert unter dem irdischen Schleier ein unergründlich Lied in allen Dingen, die da sehnsüchtig träumen. Calderon aber hat das Zauberwort getroffen und die Welt hebt an, zu singen."

Nach dieser tiefsten Auffassung von Wesen der Poesie ist diese eine echte Tochter der katholischen Religion. Denn in dieser finden wir überall [1]) die Idee der Inkarnation, der Menschwerdung Gottes, des ewigen Wortes Jesus Christus, in dem das Höchste und Schönste der unsichtbaren Welt, der Uebernatur im engsten Sinn, und das Schönste der sichtbaren Welt, für immer vereinigt sind. So wird nach ihrer sinnbildlichen Seite die blaue Blume, eben als blaue Blume genommen, zum Natursymbol der katholischen Kirche.

Zum Natursymbol? finden wir denn auch in den leblosen Naturgegenständen wie Salz, Asche, Wasser . . . die Idee der Inkarnation? Ist auch das Körnchen Asche ein Spiegelbildchen Jesu Christi? Gewiß! So mag es für den liebwerten Leser von Interesse sein, im heiligen Museum der Naturssymbole eine Zeit lang sinnend zu verweilen. Der Zweck soll sein, die Poesie, die höchste Kunst, nach ihrer tiefsten Auffassung verstehen zu lernen, verklärt vom religiösen Licht und an scheinbar geringfügigen, völlig bedeutungslosen Sachen die Idee der Inkarnation aufleuchten zu sehen. Und muß nicht das die wahre Religion sein, bei der sogar das Wassertröpfchen und Aschenstäubchen das wunderschöne Bild Jesu Christi spiegelt?

[1]) Für eingehendere Beweisführung vgl. meine Schrift Vernunft und wahres Christentum (Manz 1912).

Digitized by Google

Die Naturſymbole der Kirche ſind: Waſſer, Chriſam, Oel, Brot, Wein, Salz, Aſche, Weihrauch, Wachs und Licht.[1]) Es führte freilich viel zu weit ab, die reiche Sinnbildlichkeit aller Naturſymbole der Kirche hier aufzuzeigen; für dieſen Zweck müßte man ein ganzes Buch ſchreiben. Aufs Geradewohl nehmen wir eines heraus z. B. das Waſſer. Als Sakramentsſymbol (Taufe) und als Materie eines Sakramentale für Lebendige und im Totenkult (Weihwaſſer) figuriert das Waſſer.

Die Idee der Menſchwerdung verkörpert das geweihte Waſſer ohne weiters, weil eben das herrliche Element durch die Weihe ſeinen Heiligenſchein bekommt, Verbindung des ſichtbaren Waſſers mit der unſichtbaren, überſinnlichen Weihe, zu einer Syntheſe, wie in Jeſus Chriſtus die göttliche Perſon des Sohnes Gottes mit der menſchlichen Natur, genommen aus Maria, der Jungfrau, zu einer Perſon, zu einer metaphyſiſchen Syntheſe verbunden ſind.

Der Sohn Gottes nahm eine vollkommene menſchliche Natur auf, um uns zu erlöſen, „empfangen vom hl. Geiſte" im Schoße des allerreinſten Geſchöpfes, damit die unendliche Vollkommenheit des ewigen Sohnes Gottes nach außen geſpiegelt werde. Der Gottesſohn von Ewigkeit wird Menſchenſohn in der Zeit und zwiſchen der unendlich vollkommenen göttlichen Natur und der ganz vollkommenen menſchlichen Natur aus Maria, der Jungfrau, herrſcht heiliggeheimnisvolle Wahlverwandſchaft.

Was uns Chriſtus verdient hat, wird ſubjektiviert durch die ſieben Sakramente. Und wunderbar: Auch in den ſieben Sakramenten iſt das ſinnfällige Element ein wunderſchönes, durchſichtiges Spiegelbildchen der unſichtbar-geheimnisvoll wirkenden göttlichen Gnade. Da ſtehen wir alſo wieder beim Waſſer.

Das Kindchen kommt zur Welt als Sünder, ſeine Seele trägt den Schmutz der Erbſünde. „Siehe! In Ungerechtigkeit ward ich empfangen, in Sünden empfing mich meine Mutter!" (Pſ. 50, 7) jammert der königliche Sänger und der edle Job klagt in ſeinem Elende: „Wer iſt denn unberührt vom Schmutz (der Sünde)? Niemand! Wenn auch ſein Leben nur einen Tag dauerte! (Job 14, 4). Ja, was Schmutz und Unrat in der phyſiſchen Welt, das ſind die Sünden im Reich der Sittlichkeit! Nun höre: „Wer nicht wiedererzeugt iſt aus dem Waſſer . . . ., kann nicht ins Himmelreich eingehen" (Joh 3, 5). Waſſer iſt weitaus das allgemeinſte Reinigungsmittel!

[1]) Bis ins kleinſte durchgeführt in meinem Eſſay Gott iſt das Licht (Katholiſche Kirchenzeitung 1915).

Digitized by Google

Durch die Taufgnade wird der Mensch ein Kind Gottes, des reinsten Geistes. Wieder sagt es Christus zu Nikodemus: „Was geboren ist vom Fleische, ist Fleisch, was geboren ist vom Geiste, ist Geist" (Joh 3,6). Dem für das göttliche Leben erzeugten Kinde wird jener Grad von Geistigkeit mitgeteilt, der erforderlich ist, um hier auf Erden Gott zu schauen im Dunkel des Glaubens, im Jenseits den einen und dreieinigen Gott klar sehen zu können. Das Kind erhält Licht für höhere Wahrheiten, das geistige Auge wird für Gott geöffnet — welch ein wunderschönes Symbol ist so das hellklare, reine, durchsichtige, für das Licht ungemein empfängliche Wasser!

Fleisch und Geist sind in ständigem Kampf miteinander. So bringt die Taufgnade mit ihrer Vergeistigung auch eine Abkühlung des Feuers der Begehrlichkeit, das auf unserem Naturherd brennt. Die großen Gottesgelehrten des Mittelalters haben diesen Zusammenhang spekulativ erweitert und bereichert. Wie sinngemäß erscheint wieder das Wasser als Materie, das kühlende, kältende, erfrischende Wasser!

Oben (Joh 3, 5) sind Wasser und Wiedererzeugtwerden verbunden. Nun höre man: Unsere Erde hat sich aus chaotischer, sei es tropfbar-, sei es gasförmig-flüssiger Materie gebildet — im Laufe von Jahrtausenden. Die Grundbildung aller Planeten ist neptunisch, vollzieht sich auf nassem Wege. Die Kristallisation der Steine, die organische Entwicklung des Pflanzenkörpers ist Uebergang vom flüssigen zum festen. Tier- und Menschenembryo werden, gestalten sich in der wässerigen, mütterlichen Lymphe.

Alles Werden — „wer nicht wiedergeboren ist (für das göttliche Leben) aus dem Wasser" . . . .

Wie sie leuchtet die blaue Blume, wie wundersam sich so die Poesie einfügt in den Rahmen der katholischen Weltanschauung!

Digitized by Google

Kritische Warte

Neue Romane, Novellen, Erzählungen.

I. Aus dem Bereich der katholischen Literatur.

Ein neuer Stern ist über den Schweizerbergen aufgegangen: Anna Richli. Als ein reichveranlagtes, vielseitiges, große Hoffnungen erweckendes Talent erweist sich diese bisher ganz unbekannte Erzählerin in ihrem bei F. Pustet erschienenem Buche: „Höhenleuchten", über das an anderer Stelle ausführlich berichtet wird. Hier sei nur erwähnt, daß sich in diesem Novellenbande die vielversprechendsten Ansätze finden: Zur Romantik in der prachtvoll farbenglühenden, mit dem Zauber einer reichen Dichterphantasie durchwebten, ein Menschenschicksal typisch für unsere Zeit gestaltenden Erzählung: „Die Rosen von San Pons"; Ansätze zu tiefschürfender, oft bis zur Erschütterung lebenswahrer Wirklichkeitsdichtung in den Skizzen: „Grenzen des Rechts", „der kleine Paßwächter", „Herrenkind" usw. In andern wie in „Liber scriptus proferetur" fließt Romantik und Wirklichkeitsdarstellung in einen wunderbar schimmernden Fluß zusammen — kurzum, große Versprechungen schenkt, große Erwartungen weckt diese Erstlingsgabe.

Neben der Werdenden reicht ein schon Gewordener, Peter Dörfler, uns in seinen „Dämmerstunden"[1]) eine köstliche Dichtergabe. In diesem Buche hat Dörfler so recht sich selbst, seine ureigenste Art gegeben, sein besinnliches, im Sonnenstrahl echter Poesie funkelndes, herzgewinnendes Dichtergemüt. Es wäre schwer, einer dieser schlicht-gewaltigen Erzählungen den Preis zu geben: jede ist köstlich, einzig in ihrer Art: Ihr Fest — die Blumenmissionarin — Im Schatten — Krumm-Annele — jedes einzelne ein Kabinetstück. Das ist eins jener seltenen, allzuseltenen Bücher, das den Kenner entzückt und zugleich dem einfachen Leser das Herz gefangen nimmt.

Von Peter Dörfler zu Paul Keller ist scheinbar kein weiter Weg und doch sinds zwei grundverschiedene Dichternaturen. Keller ist ganz Herz, ganz Gemüt, ganz Poesie — aus Dörflers Dichtergemüt funkelt immer wieder der scharf geschliffene Geist, die bewußte Künstlerschaft. Dieses Unterschiedes wird man auch bewußt, wenn man Kellers neueste Gabe, die er unsern „Feldgrauen" in den Tornister packt, neben die „Dämmerstunden" legt, obwohl gerade das letztere Buch eins der naivsten von Dörfler ist. „Vom Hause ein Päckchen Humor"[2]) nennt Paul Keller seine Liebesgabe, eine Auswahl von Stücken aus seinen Werken, die ein buntes Farbenspiel aus den Strahlen der Sonne goldigen Humors, die über Paul Kellers Dichtungen scheint, vor den Augen des Lesers aufleuchten lassen. Mehr braucht wohl zur Empfehlung dieses liebenswürdigen Büchleins, das im großen Kriegsspital der Welt helfende Arznei sein will, nicht gesagt werden.

---

[1]) Dämmerstunden. Erzählungen von Peter Dörfler. 202 S. Freiburg i. Br. Herdersche Verlagsbuchhandlung. Preis gebd. Mk. 3.40.

[2]) Von Hause. Ein Päckchen Humor aus den Werken von Paul Keller. 220 S. Breslau, Bergstadtverlag W. G. Korn. Preis gebd. Mk. 3.—.

Digitized by Google

Auch zwei andere Bücher dürfen nur genannt werden, denn sie empfehlen sich schon zur Genüge durch die Namen ihrer Verfasser: Die Bändchen 13 und 14 der „Hausschatzbücher" (Regensburg, F. Pustet, jeder Band gebd. Mk. 1.—): „Unter dem österreichischen Roten Kreuz" von Enrica Freiin von Handel-Mazzetti und „Dornbekränztes Heldentum" von Hans Stiftegger; und „Liebesirrtum der Briggitta Zeitlos" von M. Herbert. — In dem ersten Bändchen erzählt die berühmte Dichterin ihre Erlebnisse im Linzer Reservespital; unter dem Zauberstab ihres schöpferischen Genius wird die einfachrührende Geschichte eines ungarischen Landwehrsoldaten oder eines armen Juden zu einer Menschheitstragödie, zu einem hohen Lied des Schmerzes und der Liebe. Für die angehängten Erzählungen des hier schon genannten, hochbegabten Wiener Literaten Hans Stiftegger (H. Brecka) spricht schon die Tatsache, daß eine Handel-Mazzetti sie würdig fand, neben den ihren zu stehen. Und sie sind dieser Auszeichnungen wert.

Die Erzählungen von M. Herbert zeigen das Ausgereifte, Abgeklärte in der Kunst dieser Dichterin, Denkerin und Lebenskünstlerin — das letztere Wort beileibe nicht in dem Sinne genommen, den die moderne Welt damit verbindet, sondern im Sinne des christlichen Lebensideals, dessen höchste Lebenskunst im Streben nach innerer Läuterung und Heiligung gipfelt.

Die unsern Lesern durch Beiträge im Gral bekannte Tiroler Dichterin Henriette Schrott, verehelichte Pelzel hat bei Martin Warneck [1]) in Berlin einen Tiroler Roman: Doktor Urthaler, erscheinen lassen, der in literarischer Hinsicht eine Fortsetzung und Steigerung der ausgesprochenen Eigenart dieser Erzählerin, inhaltlich aber einen zwar nicht sehr auffallenden, aber doch merkbaren Bruch mit der Vergangenheit bedeutet. Der in den früheren Werken der Dichterin stark hervortretende warme Sinn für die im Tiroler Volkscharakter waltenden religiösen Kräfte hat nämlich einer mitunter kleinlichen, blaustrümpflich anmutenden Kritisiersucht Platz gemacht, die sich z. B. recht unangenehm in der Charakterzeichnung des Pfarrers, besonders aber in der mit den ältesten freisinnigen Ladenhütern verbrämten Verurteilung der kirchlichen Vorschriften, die Selbstmördern die geweihte Erde verweigern, bemerkt macht. Sonst wäre über die gesundkräftige Art der Charakterzeichnung, über die oft hinreißend poetischen Naturschilderungen, auch über die von scharfer Beobachtung zeugende Schilderungsgabe viel Gutes zu sagen.

Zur Klasse jener Romane, die weniger aus innerstem dichterischem Schöpfungsdrang entsprungen, aber mit vollendetem technischen Geschick komponiert sind, scheint uns der in der Verlagsanstalt Benziger erschienene Zeitroman: „Dem Frieden entgegen!" [2]), von Kurt von Leyden zu gehören. Der Roman schildert die durch die Leiden des Krieges angebahnte innere Wandlung im Leben einer hochmütig kalten Weltdame mit tiefer Seelenkenntnis und mit einer stets auf gleicher Höhe der Spannung sich haltenden Erzählergabe, also eine Seelen- und Bekehrungsgeschichte auf dem düsteren Hirtengrunde der welterschütternden Kriegsereignisse von 1914 bis 1916. Die niemals aufdringlich hervortretende Tendenz ist eine durchaus christliche, edle und gesunde. Das Buch ist der deutschen Familie, besonders der deutschen Frau als veredelnde Unterhaltungslektüre warm zu empfehlen.

---

[1]) Doktor Urthaler. Tiroler Roman von Henriette Schrott-Pelzel. 331 S. Berlin, Martin Warneck. Preis gebd. Mk. 5.—.

[2]) Dem Frieden entgegen! Roman aus 1914—16. Der deutschen Frau gewidmet von Kurt von Leyden. 284 S. Einsiedeln, Verlagsanstalt Benziger & Co. Preis gebd. Mk. 4.50.

Digitized by Google

Als eine sehr wertvolle Bereicherung unserer volkstümlichen Literatur ist ein Buch von Maria Böck, „Wiener G'müat",[1]) warm zu begrüßen. Was die Verfasserin hier bietet, sind durchwegs Skizzen und Bilder aus dem Wiener Volksleben, das sie von Grund aus kennt und nicht nur mit äußerlich treuer Widergabe, sondern mit dem Herzen schildert, mit dem warmen Herzen einer dichterisch hochbegabten Frau. Die Leiden unseres armen Volkes in der harten Kriegszeit („Koserls Kriegsdienst", „Die Kriegsmutter"), das stille Wirken edler Seelen („Die G'statzte"), das Frauen- und Familenleben in der Kriegszeit werden mit so lebendiger Treue abgeschildert, daß man die Dichterin den Klassikern in der Schilderung des Wiener Volkslebens ruhig anreihen kann.

Als eine liebenswürdige, feinsinnige, gehaltvolle Schöpfung der volkstümlichen Literatur möchten wir die historische Erzählung des Schweizer Benediktinerpaters Maurus Carnot: „General Demont"[2]) bezeichnen. Es ist wohl eins der anziehendsten Bücher, die Carnot geschrieben hat. Die einfach schlichte Erzählung des Aufstiegs vom Schweizer Bauerbüblein und Klosterschüler zum General Napoleon I., die innigherzliche Darstellung seines Verhältnisses zu seinem ehemaligen Lehrer, dem weichherzig-versonnenen und doch tatkräftigen Jugend- und Volksfreund im Mönchshabit — das alles gibt eine köstliche Mischung von Einfachheit und Größe, von Ruhe und Bewegung, von Starkem und Zartem und das gibt einen guten Klang. Ein prächtiges Buch, namentlich für unsere Zeit, und eine Musterleistung der historischen Volkserzählung.

Auch der Meister der Schilderung katholischen Volkslebens in Tirol, der in seiner Heimat so vielgekannte und geliebte „Reimmichl" (Sebastian Rieger) hat ein neues Buch erscheinen lassen, die Erzählung „aus dem großen Krieg": „Auf unsern ewigen Bergen."[3]) Rieger ist ein anderer in seinen kleinen Geschichten und Skizzen und ein anderer in seinen größeren Erzählungen. So fein, zart, frisch und innig seine kleinen Bilder aus dem Volksleben als köstliche Wiederspiegelungen eines kindlich naiven Dichtergemüts hingeworfen sind, so dick aufgetragen erscheinen oft die Farben in seinen größeren Erzählungen, die in dieser Art manchmal an Werke der modernen Malerei erinnern, wo die einzelnen Farben bunt und schreiend sich häufen und erst in ihrer Gesamtwirkung, von der Ferne betrachtet, ein wirkungsvolles Bild ergeben. In diesem Stil ist auch das neue Buch entworfen, eine aufregende spannende Häufung von außergewöhnlichen, mit Karl May'scher Phantasie geschilderten Situationen und Verwicklungen. Aber das eine ist sicher: gerade solche Geschichten liebt das Volk. Und Reimmichl, der als Dichter immer auch Seelsorger ist, hat sich dieser Vorliebe geschickt angepaßt. Der Erfolg ist ihm sicher. Lassen wir also die „literarische" Betrachtungsweise lieber beiseite und freuen wir uns, daß das Tiroler Volk in dem stillbescheidenen Dichterpfarrer heute einen zweiten Speckbacher gefunden hat, der ihm mit hocherhobenem Kreuz voranschreitet in Kampf und Sieg.

Neuauflagen von Kümmels Volkserzählungen bedürfen keiner Empfehlung mehr. Sie empfehlen sich selbst. Wir zeigen also hier lediglich die Neuauflage des 6. Bändchens der Serie „Des Lebens

[1]) Wiener G'müat. Erzählungen und Sklizzen von Maria Böck, 298 S. Insbruck, Verlagsanstalt Tyrolia. Preis gbd. Mk. 5. —

[2]) General Demont. Erzählung von P. Maurus Carnot. 276 S. Zürich, Artist. Institut Orell Füßli. Preis Mk. 2.50, gebd. Mk. 3.50.

[3]) Auf unsern ewigen Bergen. Eine Geschichte aus dem großen Kriege vom Reimmichl. 291 S. Innsbruck, Verlagsanstalt Tyrolia. Preis gebd. Mk. 2.50.

Digitized by Google

Flut" im Herderschen Verlage in Freiburg pflichtgemäß an in der sichern Erwartung, daß es keinen Gralleser gibt, der an diesen prächtigen Volkserzählungen nicht seine helle Freude hätte.

Als wir die historische Volkserzählung „Das Erbe der Helfensteiner" von Katharina Hofmann hier mit verdientem Lob anzeigten, dachten wir nicht, daß wir dieses Lob bald noch steigern müßten. Die neue preisgekrönte historische Erzählung von K. Hofmann: „Pfalzgraf Hugo von Tübingen"[1]) ist in der Tat ein Haupttreffer. Man kann sich kaum eine Forderung denken, die wir von unserm Standpunkte an eine gute geschichtliche Volkserzählung stellen müssen, die hier nicht erfüllt wäre. Das ist wohl die kürzeste und erschöpfendste Kritik dieses Buches. Möge sie bewirken, daß es in jede katholische Volksbibliothek, in jede katholische Familie Eingang finde.

II. Aus dem Bereiche der nichtkatholischen Literatur.

Robert Heymann hat nun seit Kriegsbeginn schon den 4. Band seiner „modernen Kulturromane" als die 3. Fortsetzung des Romans „Das flammende Land" erscheinen lassen.[2]) Diesmal verlegt er den Schauplatz der Handlung nach Marokko und auf den Balkan, den roten Faden liefert ihm die weitreichende Wühlarbeit der Brüder Buxton. Wir möchten unser Urteil über diesen Roman in den Worten zusammenfassen: Mit vollendeter Technik gemacht, aber tiefere Kräfte im Bild des Zeitgeschehens weder auslösend noch gestaltend. Also zugeschnitten auf Spannung, Unterhaltung. Es ist ein Abenteuerroman, die Fahrten und Fährnisse eines amerikanischen Reporters und seine Erlebnisse mit einer geheimnisvollen Verkörperung der Sphinx, einer türkischen Spionin, behandelnd, die sich schließlich als natürliche Tochter eines der Brüder Buxton entpuppt.

Als literarisch und ethisch höherstehend möchten wir den Kriegsroman von Friedrich Freksa mit dem mystisch anmutenden Titel „Gottes Wiederkehr"[3]) bezeichnen. Der Verfasser will hier zeigen, „wie die Gewalt der Zeit alles überrennt und alle Menschen, selbst die Widerstrebendsten, zu Werkzeugen des deutschen Volksgottes macht." Also ein Versuch, die läuternde Wirkung des Krieges in religiös-ethischer Hinsicht auf dem Boden einer von Menschen ersonnenen Verstandsreligion und eines von Menschenhand gemachten Gottesbegriffs („Der deutsche Volksgott") darzustellen. Der katholische Leser, der das merkt, wird natürlich stutzig; wer's aber nicht merkt — und es ist in der Tat nicht leicht zu merken — der mag die mit tiefem psychologischen Verständnis dargelegte Wandlung der 5 Gesellen, eines Gutsbesitzers, eines Zeitungsherausgebers, eines dekadent-sozialdemokratischen Schriftstellers usw. — als Typen sind alle sehr scharf und geschickt gezeichnet — mit Interesse verfolgen.

Wir, die wir auf dem Standtpunkte stehen, daß die bloße Darstellung von Zeiterscheinungen, besonders von Entartungserscheinungen, an sich noch keine würdige Aufgabe der Kunst sein kann, können ein Buch wie den Roman von Ludwig Winder: „Die rasende Rotations-

[1]) Pfalzgraf Hugo von Tübingen. Preisgekrönte historische Erzählung aus dem 12. Jahrhundert von Katharina Hofmann. 368 S, Freiburg in Br. Herdersche Verlagshandlung. Preis gebd. Mk. 3.50.

[2]) Das Lied der Sphinxe. Roman von Rob. Heymann. 398 S. Leipzig, Paul List. Preis Mk. 3.—, gebd. Mk. 4.—.

[3]) Gottes Wiederkehr. Roman von Friedrich Freksa. Erster Teil: Brand. 309 S. Berlin, Egon Fleischel & Co.

Digitized by Google

maschine" (Berlin, Schuster & Loeffler) nur als Zeitdokument gelten lassen. Der Roman schildert mit grauenhafter Treue und eingehender Sachkenntnis das Treiben des jüdischen Zeitungs-Raubrittertums, von dessen lichtscheuen Praktiken und Schlichen alle Schleier unbarmherzig weggerissen werden, und insofern könnten auch reife katholische Leser viel daraus lernen, wenn nicht leider die Darstellung des unverschämtesten „Sichauslebens" in dieser unverfälscht galizisch-jüdischen Gemeinde mit einer Ungenirtheit und Selbstverständlichkeit sich vollzöge, die dem christlichen Schambegriff ins Gesicht schlägt Wer in dieser Hinsicht abgebrüht und schmutzbombenfest ist, kann sich hier von einem „Wissenden" den richtigen Begriff vom Treiben dieser jüdischen Preß- und Künstlerbande beibringen lassen.

Gegen das Treiben dieser Bande erscheint das Schmugglerleben der masurischen Bauern, das der soeben in einer billigen Feldausgabe erschienene Roman „Der Bruchhof"[1]) von Richard Skowronnek schildert, wie ein Kinderspiel. Übrigens waltet in dem Roman die ausgleichende Gerechtigkeit, die Schuld wird gesühnt und der Sohn macht gut, was die Väter gesündigt hatten. Die Art der Darstellung und der Erzählung ist, vom literarischen Standpunkt betrachtet, prachtvoll. Der Charakter des masurischen Bauern, die Welt, in der er lebt, ist mit dichterischer Kraft geschildert, sodaß die Schilderung oft zum Leben wird. Manchmal stört ein bischen Sentimentalität in der Liebesgeschichte, manche andere Stellen müssen den Widerspruch des katholischen Lesers erregen, aber im Ganzen eine sehr tüchtige Leistung neuerer Romandichtung.

Bildende Kunst.

Burg Hermann: Der Bildhauer Franz Anton Zauner und sein Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte des Klassizismus in Österreich. Herausgegeben vom K. K. Ministerium für Kultus und Unterricht. Mit 10 Tafeln und 70 Abbildungen im Texte. Wien, Anton Schroll u. Co. 1915. Geb. K. 30.

In der so verwickelten Frage des Stilwandels läßt sich eine nicht unwichtige Feststellung machen, daß nämlich alle Stilentwicklung sich meist zwischen zwei Prinzipien vollzieht, zwischen dem statischen, konstruktiven und dem destruktiven. Das erste ursprüngliche entspricht den Bedingungen der Masse, das zweite drängt zur Überwindung, Auflösung der Masse und findet die letzte Grenze in einem Linienstil destruktiver Natur. Ist diese Grenze erreicht, so erfolgt naturgemäß ein Besinnen auf die elementaren ursprünglichen Bedingungen der Kunstgestaltung, eine Rückwendung zum Statischen. Seit den Tagen der Antike ist eine solche Rückwendung meist verknüpft mit einem Zurückgreifen auf die mustergültigen Grundsätze dieser Stilperiode. So setzte die Renaissance ein, nachdem zuvor ein vom religiösen Geiste beseeltes Kunststreben nach Überwindung der Erdenschwere, Entmaterialisierung der Form in der Gotik den höchst erreichbaren Ausdruck gefunden hatte. So folgte die Periode des Klassizismus, nachdem die destruktiven des Barock in dem rein sinnlichen Rokoko ad absurdum geführt worden waren.

Burg hat sich in seiner Monographie die Aufgabe gestellt, die er mit den einleitenden Worten umgrenzt, „jene große Wandlung, die aus dem Barock den Klassizismus erwachsen ließ, an dem Wirken eines Künstlers zu schildern, der zwar keiner von den gewaltigen Herren war, welche

[1]) Der Bruchhof. Ein Roman aus Masuren von Richard Skowronnek. 354 S. Stuttgart u. Berlin., J. G. Cottasche Buchhandlung, Nachf. Preis Mk. 1.—.

Digitized by Google

der Menschheit als die Gipfel einer Epoche erscheinen, jedoch ein Meister in seiner Kunst, dessen feinfühlige Begabung vollendet dem Kunstvollen der Besten seiner Zeit Gestaltung gab."

An diese Aufgabe ist Burg mit großer Gründlichkeit und feinsinnigem Verständnis herangetreten und es ist ihm gelungen, das Leben und Werk des Meisters vor uns lebendig werden zu lassen im Zusammenhange mit dem Kunstvollen und der Stilentwicklung jener Zeit. So fallen interessante Streiflichter auch auf das Schaffen anderer Zeit- und Kunstgenossen Zauners, und das künstlerische Leben des damaligen Wiens, dem das Mäzenatentum des Fürsten Kaunitz ein besonderes Gepräge gab, erfährt eine treffliche Darstellung. Die Anführung eines reichen archivalischen Materiales ergänzt die Ausführungen Burgs, und eine große Anzahl vorzüglicher Abbildungen kommt dem Anschauungsbedürfnisse des Lesers in der glücklichsten Weise entgegen. Die vornehme Publikation kann jedem Kunstfreunde angelegentlichst empfohlen werden.

G. W. Schwenzer.

Deutsche Literatur.

Leo Heller. Das schwarzgelbe Buch. Bei Reuß u. Itta zu Konstanz a. B.

Gustav Falke. Fern vom Krieg. Hanseatische Verlagsanstalt in Hamburg. 30 Pfg.

Gustav Falke. Vaterland, heilig Land. Bei Quelle u. Meyer, Leipzig. 1.20 Mk.

Willy Ashauer, O. M. J. Fürs liebe heilige Vaterland. Bei Fredebeul u. Koenen zu Essen a. d. R. 1.20 Mk.

Alfred Biese. Poesie des Krieges. Grotescher Verlag, Berlin. 1.20 Mk.

Berthold Funke. Harfe im Sturm. Im Xenien Verlag zu Leipzig.

Wigbert Reith. Fürs deutsche Herz. Bei Kühlen in M.-Gladbach.

Emil Hadina. Sturm und Stille. Beim deutschen Schulverein in Wien.

Es bleibt doch ein gutes Zeichen für den Idealismus der deutschen Natur, daß eine so reiche Kriegsliteratur uns umblüht. Alles hier Angezeigte enthält echte Poesie; am meisten werden wohl ansprechen Wigbert Reith mit seinem idyllischen Sang. Er trifft den Ton, wie er heute am meisten zieht und zaubert uns die Tage der Jugend herauf: es sind Lieder fürs deutsche Herz. Alfred Biese steuert eine geistvolle Rede bei, Gustav Falke schlägt eiserne Weisen an, Berthold Funk findet ergreifende Töne, Willy Ashauer weiß zu erbauen mit Prosa und Reim. Emil Hadina schlägt eine zarte Saite und Leo Heller begeistert für Österreich.

G. K.

Verantwortliche Schriftleitung: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11, und Otto Walter, Olten (Schweiz). — Fachredakteure: Dr. Lorenz Krapp, im Felde, und Dr. Wilhelm Oehl, Universitäts-Professor, Freiburg (Schweiz), — Verlag: Petrus-Verlag, G. m. b. H. — Druck: in der eigenen Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google

Kulturelle Journalisten.

Von Dr. Richard Volpers.

In seinen „Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur", die er im Winter des Jahres 1806 in Dresden gehalten hat, sprach **Adam H. Müller**, der spätere berühmte konservative Politiker Oesterreichs, auch seine Anschauungen aus über vermittelnde Kritik, auf die er größtes Gewicht legte. „Eine Kritik in diesem Sinne des Wortes," führte er aus, „giebt es noch nicht, aber die Bestrebungen der deutschen Kritiker, besonders Lessings und Friedrich Schlegels haben die Idee derselben begründet."

Friedrich Schlegel nahm zu jenen Vorlesungen selbst das Wort in den „Heidelberger Jahrbüchern", und er kommt da eingehend auf diese vermittelnde Kritik Adam H. Müllers zu sprechen. Nachdem er den Begriff derselben geklärt hat, meint er, daß eine solche Kritik im Kreise der Wissenschaft und Literatur am Platze sei als Mittelglied, „um diese in ihrer einsamen Idealität verschwebende literarische Welt mit der tätigen des bürgerlichen und vaterländischen Lebens in wirksame Berührung zu setzen, und dadurch sie selbst erst in einem höheren Sinne zu realisieren."

„Was ist," sagt er weiter, „eigentlich das literarische Bedürfnis des denkenden Staats- und Geschäftsmannes, den wir hier vorzüglich im Auge haben müssen? Er kennt, wenn er das ist, was wir sagten, auch das Allgemeine der Geschichte, nicht bloß das Besondere; einige Teile der Kunst sind ihm wohl zugänglich und leicht ansprechend; aber das Tiefere der Kunst und die Philosophie bleiben ihm mehr oder minder fremd. Es bedarf hier der ergänzenden Nachhilfe, und derjenige ist ihm der wahrhaft unterrichtende oder nach Herrn Adam Müllers Ausdruck der vermittelnde Gelehrte, der dem Leben und der Zeitgeschichte nicht fremd, das Allgemeine der Geschichte wohl noch besser inne hat als er, dabei aber die Kenntnis und die Fähigkeit besitzt, durch jenen gemeinschaftlichen Berührungspunkt ihm auch die unbekannteren Regionen der Kunst, besonders aber der Philosophie zu eröffnen."

Friedrich Schlegel selbst möchte jene Art der Kritik lieber eine philosophische nennen, in dem Sinne, daß man unter der Philosophie „nicht eine geschlossene Wissenschaft, wäre es auch die höchste Urwissenschaft, sondern das freie Studium der Ideen versteht." Diese Kritik ist „eben darum das verbindende Mittelglied zwischen dem Leben und der literarischen Welt, weil sie der gemeinschaftliche, zwar nicht

Digitized by Google

das Ganze beherrschende, aber doch mehrere Glieder zugleich belebende, hie und da lenkende Geist der Bildung in derselben ist." [1])

Mit solchen Worten hat Friedrich Schlegel treffend die Aufgaben eines ganz bestimmten Typus von Schriftstellern gekennzeichnet, dessen großer Repräsentant er selbst gewesen ist. Nicht ganz Dichter und doch voll von jenem unwiderstehlichen Drang, ihr eigenes Innere mitzuteilen, nicht ganz Gelehrte, denn es fehlt ihnen die Ruhe, in langatmigen Ausführungen einen ganz bestimmten Gedanken systematisch zu Ende zu führen, sind die Schriftsteller dieser Art die Mittler des lebendigen, wirkenden geistigen Gutes. Sie sind bedeutsame Faktoren einer werdenden Kultur, insofern sie nicht nur das vorhandene Kulturgut weitergeben bis in Volkskreise hinein, in die es sonst nach Jahrzehnten erst gelangen würde, sie sind auch die sinnenden Horcher, die das Rätsel der werdenden Zeit zu lösen versuchen. In all diesen Geistern lebt, wie Friedrich Alaßberg einmal sagt, „eine Art philosophischer religiöser Drang", und erfüllt von der Größe ihrer Mission, „werden sie zu Trägern einer überragenden Epoche in der Geschichte ihres Berufs." [2])

Kulturelle Journalisten kommen auf in Zeiten besonderer seelischer Erregung. Ihr Auftreten setzt voraus irgendwie wertvolle neue Erkenntnisse oder solche, die es wert sind, wieder einmal von neuem oder in neuer Weise hingenommen zu werden. Sie setzen ein Publikum voraus, das fähig und willig ist, an solchen Erkenntnissen teilzuhaben.

Eine Zeit seelischer Erregung war bereits die Zeit vor dem Kriege. Die Erkenntnis, die wie über Nacht gekommen war, lag in der Ueberzeugung der Verödung der deutschen Seele inmitten gewaltigsten materiellen Aufschwungs.

Zwar beklagt sich noch im Oktober 1913 der bekannte Verleger moderner Kulturwerke Eugen Diederichs über das wichtigste Organ der Beeinflussung des breiteren Publikums, über unsere Presse. Sie leide, so führte er aus, „an einer ganz miserablen Information über die geistigen Vorgänge im Leben des eigenen Volkes." [3])

Die Presse ist in der Tat in Deutschland wie in andern Ländern abhängig von dem trustartig sich ausdehnenden,

[1]) Deutsche Nationalliteratur. Bd. 143.

[2]) Friedrich Alaßberg: Aufstieg. Bekenntnisse zu Gegenwart und Zukunft. Leipzig 1912.

[3]) Die Tat. V. Jahrgang (1913/14). 1. Heft (Oktober).

Digitized by Google

kulturpolitisch völlig gleichgültigen Verlagskapital. Daher wird sie der Forderung nicht gerecht, welche um die Kultur besorgte Männer an sie zu stellen gezwungen sind.

Aber dennoch gab es vor dem Kriege „Kulturelle Journalisten". Hugo von Hoffmannsthal hat sie in seinen Prosaschriften begrüßt und gemeint: „Sie werden, wenn ich nicht irre, für einen Zeitraum den politischen Journalisten, dessen Typus wir kennen, und dessen Haltung durch eine etwas verblassende Konvention gegeben ist, in den Schatten stellen." [1])

In den Aufsätzen unserer Wochen- und Monatsschriften und bisweilen auch in den Feuilletons und Beilagen unserer großen Zeitungen trat uns der neue Journalismus bedeutsam entgegen. Begabte Schriftsteller stellten sich bewußt in den Dienst der Stunde. Aber sie faßten nicht nur die Oberfläche und die äußeren Erscheinungen, sondern sie suchten wenigstens auch das Tiefe und Wesentliche an ihnen festzuhalten. So glaubten sie dem Zeitbedürfnis gerecht zu werden und doch Höherm zu dienen. Seher wollten sie sein und Propheten zugleich. Beeinflußt von der Zeit und sie wieder beeinflussend, bildeten sie sich aus zu einer tiefeinwirkenden Kulturmacht.

Der große Krieg ist gekommen; der politische Journalismus erhielt von neuem Gewalt und Auftrag. Aber der kulturelle Journalismus wurde darum nicht überflüssig. Er wurde unentbehrlicher denn je, aber auch ernsteren und getrageneren Geistes. Wir kämpfen ja nicht um Macht und Reichtum und neue Landesgrenzen — wir kämpfen um unsere Wesenheit, um den deutschen Geist gegen eine Welt von Feinden zu behaupten.

Was sollen uns nun noch die dummen, durch den Kitzel der Aufmachung wirkenden Sensationen der Stunde! Sie herrschten in der Presse vor dem Kriege. Das Publikum aber, das heute noch nach ihnen hungert, kommt für eine ernste Kulturentwicklung nicht mehr in Betracht. Es ist verdorben, und keine Sehnsucht wird es höher ziehen.

Heute langt eine Ewigkeitshand aus jedem Zeitungsblatt, und jeder Heeresbericht hält die Lettern der Weltgeschichte. Gewaltiger Ereignisse, deren Erinnerung viele Jahrhunderte überdauern wird, sind wir Zeuge, und voller Furcht und Schrecken sehen wir Unvergängliches so nahe an uns vorüberziehen.

Da erscheinen von selbst die großen Fragen des Lebens und drängen sich auf, bewußt und unbewußt, und wollen

[1]) Hugo v. Hoffmannsthal: Prosaische Schriften.

Digitized by Google

Antwort haben. Die Seelen verlangen nach Klarheit über die großen Richtlinien des Lebens und suchen das Licht, um das Dunkel zu erhellen.

Gab es denn eine Zeit, in welcher der Mensch mehr Ursache hatte, zu fragen nach dem Sinn von Tod und Leben? Und gab es eine Zeit, in der die Behüteten mehr Ursache hatten, zu fragen, ob sie ein Recht hatten, von dem Tode geschont zu sein, ob sie so vieler Blutopfer wert? So mancher sinnt und sinnt, wie es kommen mag, daß die Jugend der Völker sich führen läßt ohne Widerwillen in Nacht und Tod. „Was ist es?" fragt er, „was muß es sein um ein Volk? Was ist es um des deutschen Volkes Wesenheit, um seine Seele, die so viele heute suchen gehn?"

Müssen wir als Deutsche nicht das Vertrauen haben, daß es schließlich die Zahl der Bataillone nicht ist, die entscheidet, sondern der Geist, der sie führt und die Seele, die sich führen läßt, die im Einzelnen sich kundgibt, und der Wille, der im Einzelnen sich dem großen Volkswillen unterwirft, damit dieser lebe, damit das Volk nicht untergehe!

Die seelischen Bedürfnisse sind gewachsen und harren der Lösung. Viele, viele Seelen pochen und pochen wieder an, an vielen Pforten, hinter denen sie Erfüllung und Befriedigung zu finden hoffen. Es harren, die da Antwort suchen für die Fragen der Zeit. Es harren die Weinenden, die Trost verlangen in ihrem Leid um den gefallenen Vater, Bruder oder Freund. Es harren arme Krüppel, die flehend fragen, wie sie das Leben weiter ertragen sollen. Es harren die ewig Grübelnden, die Ruhelosen, die den Frieden der Seele suchen und ihn nicht finden können, ihn jetzt erst recht vielleicht nicht finden können.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Katholizismus hat die Antwort auf die Fragen, welche die Zeit stellt und alle die Menschenkinder mit den pochenden Herzen. Er weiß auch die Antwort für die Grübelnden mit den kalten Sinnen und dem kühlen Blute.

Wir wissen es ja: Wir sitzen am lebendigen Herdfeuer alles höheren Lebens, an jenem Feuer, das fähig ist, die Welt zu erneuern und die Herzen der Menschen. Nur die Religion vermag die Trauernden zu trösten und zu heilen, die kranken Herzens sind. Nur die Kirche vermag, der Seelen dunkles Ahnen richtig zu deuten und den bangen Herzen Antwort und Erfüllung zu geben.

Die Kirche ist die erste Kulturmacht, gestern und heute und immerdar. So sollten wir es wissen, so sollten wir es gewußt haben.

Digitized by Google

Indes handelten wir bisher nicht oft, als hätten wir den Glauben nimmermehr? Handelten wir nicht, als ob die Religion mit dem Kulturleben nichts zu schaffen habe, während man anderswo die falschverstandene Religion wieder emporhob und die Forderung stellte nach einer neuen religiösen Kultur? Wollten wir die Religion nicht ausgeschaltet wissen bei unseren politischen Erwägungen, ausgeschaltet in der Literatur und in der Kunst? Anderswo überzeugte man sich mehr und mehr von der Notwendigkeit einer neuen Kristallisation des religiösen Empfindens. Wir aber wollten die Kulturbedeutung der für uns gegebenen Objektivation der Religion nicht beachten: der Religion in der konkreten Gestalt des katholischen Glaubens!

Der Kampf um die politische und wirtschaftliche Gleichberechtigung nahm vor dem Kriege die besten Kräfte des deutschen Katholizismus in Anspruch. Dazu kam mehr und mehr die soziale Frage, die man aber in erster Linie als eine wirtschaftliche zu lösen versuchte.

Erst in letzter Zeit kam es Vielen zum Bewußtsein, wie Wichtiges man darüber vergessen hatte. Vor allen Sorgen um unsere politische Machtstellung, vor allen sozialen Mühen und Anstrengungen hatten wir das Leben der Seele übersehen. Wir hatten unsere Begeisterung erschöpft in äußerem Tun und unsere Seele verkauft an den äußeren Erfolg. —

Die neue Zeit stellt gebieterische Forderungen. Pflicht der katholischen kulturellen Journalisten ist es, diesen Forderungen gerecht zu werden. Sie brauchen darin nur dem Zuge dieser schweren Zeit zu folgen. Das Sehnen der Zeitgenossen trifft mit den Bedürfnissen des Katholizismus zusammen, die, an sich unabänderlich, heute vielleicht mehr empfunden werden denn je. Ihm entgegen zu kommen heißt, sich der hohen Mission des Katholizismus bewußt zu sein, Kulturträger zu sein in des Wortes eigenster Bedeutung.

Die erste Aufgabe der kulturellen Journalisten in katholischen Lager ist und bleibt: Das Interesse der Katholiken muß zurückgeführt werden auf das Wesentlichste, auf die Religion selber! Darum muß die Bedeutung der Religion für das ganze Leben von neuem allen ins Bewußtsein gerufen werden. Es muß klar und deutlich gezeigt werden: Der Fortschritt des Katholizismus — wenn man von einem solchen sprechen will — wird allein erreicht durch die volle Verlebendigung der Religion, durch ihre Auswirkung in allem Kulturwesen!

Digitized by Google

Wir suchten so lange auf allen Kulturgebieten vor allen Dingen eine **Vermittlung mit der modernen Kultur.** Wir glaubten durch ein ewiges Nachhinken etwas zu erreichen und standen dann doch immer wieder da mit niedergeschlagenen Augen, im Innern des Herzens uns selbst bedauernd. Was war auch damit gewonnen, wenn man etwa auf literarischem Gebiete bei uns den Naturalismus feierte zu einer Zeit, wo er anderswo längst überwunden war. **Ja, so waren wir wirklich rückständig geworden!**

Der Katholizismus würde sich selbst aufgeben, wollte er auf seinen bestimmenden Einfluß auf die Kultur und jede Kulturarbeit verzichten. Es ist darum die andere Aufgabe des kulturellen Journalismus: **Die Produktivität des Katholizismus und seine Bedeutung für die Gestaltung aller Kulturformen gebührend hervorzuheben!**

Wir schreiben dem Katholizismus einen höchsten Kulturberuf zu, er vermag eine Kulturhöhe herbeizuführen, die auf keine andere Weise zu erreichen ist. Das ist unsere lebendige Ueberzeugung, sollte unsere lebendigste Ueberzeugung sein. Haben wir aber immer aus dieser lebendigen Ueberzeugung heraus gehandelt? Zeigten nicht insbesondere wir deutschen Katholiken in allem, was den Zusammenhang der Religion mit den Kulturgütern betraf, einen Mangel an Selbstvertrauen, der auch den Mutigen zaghaft machen konnte?

Und doch brauchten wir nur zurückzuschauen zu des deutschen Reiches alter Herrlichkeit, um uns wieder bewußt zu werden, was der Katholizismus als Kulturmacht bedeutet!

Ein goldener Glanz liegt über jenen großen Zeiten, in denen die Religion Sinnen und Denken der Menschen beherrschte und die deutsche Nation unter dem Segen der Religion einen Weltberuf erfüllte.

Es ist die besondere Aufgabe der kulturellen Journalisten: das deutsche Volk hinzuführen zu den hohen Gipfeln seiner vergangenen Kultur, mit der die Unkultur unserer Tage auch nur zu vergleichen Vermessenheit bedeuten würde. Nicht durch gelehrte Abhandlungen kann das geschehen und durch philologische Kritik der Quellen. Die hat oft genug radikal und revolutionär gewirtschaftet, „daß die heilbringende Kraft der so mühsam wieder aufgedeckten Quellen des Volkstums dadurch geradezu wieder aufgehoben erscheint.“ [1]) Was nützt es, ein totes Wissen über die Ver-

[1]) Richard v. Kralik: Kulturarbeiten. Münster 1904.

Digitized by Google

gangenheit zu geben! Den Sinnen, dem Empfinden und Fühlen des modernen Menschen muß die Vergangenheit nahe gebracht werden, damit sie in ihn eingehe und wirksam werde, damit der alte Geist lebendig werde in seinem Herzen, seine Seele weite, sein Denken beeinflusse und seine Taten segne. Es muß der Geist der längst vergangenen Jahrhunderte erneuert werden, der auch jetzt noch nicht in deutschen Landen, im deutschen Bauernvolke gänzlich erloschen ist.

So viele Gebildete knieten zwar schon vor alten Altären. Sie hängen Madonnenbilder in ihre Zimmer, aber ihr Kopf blieb kühl und ihre Herzen blieben kalt. Sie bewunderten, aber sie wollten nicht nachahmen; sie liebten auch ein wenig, aber ihre Liebe war nicht stark genug, um wirksam zu werden.

Die kulturellen Journalisten müssen die wirksamere Liebe entfachen durch eine glühendere Begeisterung. Sie müssen sein des alten Glückes frohe Künder, die echten Liebhaber altdeutscher Ideale. Sie müssen das deutsche Volk wieder zu überzeugen wissen, indem sie es hinführen zu den Quellen seiner Kraft!

So könnte dann auch der Katholizismus wieder eine aggressivere Macht werden, während es bisher schien, als ginge seine ganze Lebensäußerung in den großen europäischen Staaten auf in der Verteidigung seiner Position. Alles Leben aber ist lebendig, alle Kraft will sich entfalten, und die Wahrheit will siegen!

Der Katholizismus hat das Recht, an seinen Sieg zu glauben und für diesen Sieg zu werben — dazu erhielt er göttlichen Auftrag. Bedeutet sein Aufstieg den Aufstieg eines höchsten Kulturideals, so muß man dieses auch durchsetzen und die Welt bekehren wollen zum katholischen Gedanken!

In harter Kriegsnot besinnen sich die Menschen auf alte Ideale. Die Ueberzeugung, daß es notwendig ist, das deutsche Leben zu erneuern, hat weite Kreise ergriffen. Sorgen wir, daß der Katholizismus an dieser Erneuerung des deutschen Volkes seinen Anteil hat. Alle konservativen Tendenzen der Zeit müssen ihm notwendig entgegen kommen. Alle konservativen Männer, auch die evangelischen Glaubens, sollten sich freuen über seine Kraftäußerung im konservativen Sinne, denn der Katholizismus war noch immer das stärkste Bollwerk gegen den überhandnehmenden Radikalismus auf allen Gebieten.

Digitized by Google

So ſei es denn: Kulturelle Journaliſten vor die Front! Tragt die wahre Sonne in die Täler des Lebens! Ihr wißt es ja, ihr handelt im Intereſſe der Kirche nicht nur, ihr handelt auch im Intereſſe der Nation und im Intereſſe aller wahren Kultur.

Jeder Glockenſchlag.

Von Paul Lingens.

Jeder Glockenſchlag, jeder Glockenſchlag
iſt mir ein langer, endloſer Tag.

Wie lange ſchon, wie lange ſchon
hörte ich nimmer der Glocken Ton?

Wie lange ſchon, wie lange ſchon
fragt er mich, fragt mit grimmigem Hohn.

Kam aus dem Kriege heilfroh nach Haus.
Möcht' wieder fort in die Welt hinaus.

Wieder mit den Andern zuſammenſein,
tragen gleiche Not und tragen gleiche Pein.

Jeden Glockenſchlag fällt ein lieber Freund,
eine Braut, eine Witwe zu Tode ſich weint.

Jeden Glockenſchlag ſtirbt einer Mutter Kind,
der Mutter ſind vor Tränen die Augen blind.

Jeden Glockenſchlag ſchwebt in neuer Gefahr
mein Vaterland, das ſo friedlich war.

Jeder Glockenſchlag, jeder Glockenſchlag
hämmert auf mich am endloſen Tag.

Digitized by Google

Das System der Künste.

Von Dr. Oskar Katann, Wien.[1])

Unter einem System im wissenschaftlichen Sinne versteht man die Ordnung zusammengehöriger Erkenntnisse nach gemeinsamen Gesichtspunkten zu einem in sich geschlossenen Ganzen. Dabei spielen neben den Denkformen des Beweises und der Methode insbesondere die Begriffsbestimmung und die Einteilung eine Rolle. Unter einem System der Künste versteht man eine nach gemeinsamen Gesichtspunkten vorgenommene Einteilung der Künste, die ihren tatsächlichen Verschiedenheiten wie ihren Gemeinsamkeiten Rechnung trägt. Daß diese Einteilung, die als solche nur ein Teil eines wirklichen Systems ist, System genannt wird, das hat wohl zunächst in der Verschwommenheit des Wortes System, das als Ausdruck vieler verschiedener Begriffe verwendet wird, seine Ursache; man könnte aber auch sagen, es sei mit diesem Worte gut darauf hingewiesen, daß die Einteilung der Künste ihren Einteilungsgrund aus den höchsten Prinzipien zu nehmen geneigt ist und sosehr im Mittelpunkte der Kunsttheorie steht, daß sie deren Kern enthält.

Man kann fragen, wozu eine solche Einteilung der Künste dienen soll. In der Tat wirft Hermann Lotze (Geschichte der Ästhetik in Deutschland 458) diese Frage auf. Seine Bedenken sind dreifacher Natur. Die Einsicht in die Natur und Gesetze der einzelnen Künste, sagt er, werde durch eine solche Gliederung wenig gefördert, denn die Stellung jeder Kunst in der Einteilung sei nicht der Keim einer zu gewinnenden, sondern nur letzter Ausdruck einer gewonnenen Erkenntnis. Aber damit wagt es der Geschichtsschreiber der Ästhetik in Deutschland doch nicht einer Systematik jede Bedeutung für die Kunsteinsicht abzusprechen. Zum Mindesten hat die Darstellung und eine gedrängte Zusammenfassung der bereits gewonnenen Erkenntnisse ihren Wert, wie sie eben am schärfsten in einer Gruppierung der Künste geboten werden kann.

An zweiter Stelle befürchtet Lotze, daß das Bemühen, das Wesen der Künste zum Zweck der Einteilung in eine kurze Formel zu pressen zu einseitiger Hervorhebung und

[1]) Das Wesentlichste dieser Darlegungen wurde in ausführlicherer Darstellung bereits in einem Vortrage in der österreichischen Leogesellschaft am 9. Januar 1911 geboten.

Digitized by Google

Verschärfung einzelner Züge und zu steifer Festsetzung dessen führen werde, was jeder Kunst erlaubt oder verboten sei. Aber diese Befürchtung enthält höchstens die Feststellung einer allfalsigen Tatsache, nicht aber einen Beweis gegen jede Einteilung. Und gesetzgebende Aufstellungen werden nicht erst durch eine Gruppierung der Künste ermöglicht, vielmehr genügen bereits die der Einteilung zu Grunde liegenden Erkenntnisse.

Glaubt aber Lotze — und das ist sein dritter Einwand — „daß im Leben und in der Wirklichkeit die Künste zwar zu mannigfachem Zusammenwirken bestimmt sind, aber nirgends dazu, sich in einer systematischen Reihenfolge zu gruppieren", so hat schon Dinger (Dramaturgie der Wissenschaft II 1) richtig entgegnet, daß die Künste doch auch in der Wirklichkeit in ihrer Sonderart bestehen und daß die Ästhetik, wenn sie ein System der Künste aufstellt, nichts anders als die in der Natur gegebenen Tatsachen behandelt und überblickt, ebenso wie die Naturgeschichte es in ihren Einteilungen versucht. (Vgl. auch Schasler, Kritische Geschichte der Ästhetik II 1217.)

Nun hat Jonas Cohn (Ästhetik 91) die Einwürfe Schaslers und Hartmanns gegen Lotze dadurch zu entkräften versucht, daß er wie auch Dinger (Dramaturgie II 24) die Begriffe „System der Künste" und „Unterscheidung der Künste" streng auseinander zu halten sucht. Aber er bringt das doch nur so zustande, daß er von dem wunderlichen Namen „System der Künste" mehr verlangte als alle früheren, die diesen Namen gebrauchten, und die Gruppierung eines Systems als von vornherein notwendig aus dem ästhetischen Tatsachengebiete abgeleitet wissen will. Aber dann dürfte man — wenn ich Cohn recht verstehe — überhaupt nie von einem Systeme reden. Wenn auch jeder Allgemeinbegriff Unterbegriffe zählt, so können diese Unterbegriffe doch nie abgesehen von der Erfahrung aus diesem Allgemeinbegriff abgeleitet werden. So wenig wie aus dem Begriff des Gedichtes ohne Kenntnis der Erfahrung Lyrik, Epik und Dramatik, oder aus dem Begriffe der Lyrik die Unterscheidung der Ode und des Stimmungsgedichtes abgeleitet werden kann, so wenig kommt aus dem Begriff der Kunst der Begriff der Baukunst, Dichtkunst u. s. f. — Somit liegt zu der von Cohn gewünschten Verengung des nun einmal eingebürgerten Wortbegriffes kein Grund vor. Übrigens ist die ganze Frage eine solche der Namengebung. Der Sache nach würdigt denn auch Cohn die verschiedenen Einteilungsversuche und erörtert ausführlich die Gruppierung der Künste, die übrigens nach Schaslers, Hartmanns

Digitized by Google

und Alts Vorgang neuerdings auch Deſſoir, Dinger, Gietmann, Lipps, Meumann, Schmarſow und Volkelt eingehend in ihren einſchlägigen Schriften behandelten. „Der philoſophiſche Äſthetiker — ſagte bereits Fechner in ſeiner Vorſchule der Äſthetik — findet ſich in ſeinem Gange nach oben getrieben, aus dem allgemeinen Begriff und Weſen der Kunſt auch eine angemeſſene Gliederung abzuleiten" — was freilich, möchten wir hinzufügen, nur mit Zuratziehung der Erfahrung möglich iſt — „und damit Begriff und Weſen desſelben in prinzipieller Weiſe zu gliedern, und warum nicht; nur daß im vollen Umfang des Begriffes und Weſens der Kunſt eben nicht bloß die Möglichkeit einer, ſondern ſehr vieler Gliederungsweiſen nach verſchiedenen Richtungen inbegriffen iſt."

Damit berührt Fechner eine Frage, auf die ſchon Eduard von Hartmann — da auch Lotze (a. a. O. 459) dieſen Gedanken verwendet — eine Antwort erteilt hat (Äſthetik I 524): „Es kann ja ſein, daß zwei oder drei Einteilungsprinzipien völlig gleichberechtigt und gleich allgemein einander kreuzen. Es kann aber auch ſein, daß ein einziges Einteilungsprinzip an Wichtigkeit den oberſten Rang einnimmt." Daraus folgt die Notwendigkeit einer Unterſuchung. Übrigens ſind die verſchiedenen Einteilungen eines Begriffes nicht gleichwertig; ſondern je mehr ein Einteilungsgrund das Weſen des Begriffes trifft, deſto gründlicher und beſſer iſt die Einteilung. So lehrt die Logik (Vgl. Hagemann-Dyroff Logik[5] 120). Die Gliederung wird aber zugleich um ſo vollkommener ſein, jemehr ſie die berechtigten Einteilungen anderer Denker in ſich aufzunehmen imſtande iſt. Nicht nur, daß alſo die Berechtigung einer Einteilung der Künſte anerkannt iſt, es gilt von ihr dasſelbe, was Neklapil (Kultur XI (1910), 409) von der Einteilung der Religion ſagt: „Sie hängt mit der Frage nach dem Weſen der Religion und ihrem objektiven Werte aufs innigſte zuſammen. Eine Einteilung der Religion, die objektiv ſtandzuhalten vermöchte, würde das Weſen der Religion ebenſo wiederſpiegeln, wie eine richtige Einteilung der Organismen in der Naturgeſchichte."

So ſehr Fechner (Vorſchule II 4) Recht hat, wenn er verſchiedene philoſophiſche Geſichtspunkte aufzählt, nach denen eine Einteilung der Künſte erfolgen kann, ſo iſt andrerſeits doch aus der Tatſache, daß ſich ſämtliche aus der Geſchichte der Äſthetik bekannten Einteilungsverſuche auf ſolche entwicklungsgeſchichtlicher, pſychologiſcher und objektiver Natur zurückführen laſſen (Neumann, Einführung in die Äſthetik der Gegenwart[2] 147), zu ſchließen, daß damit wohl die

Digitized by Google

am ehesten in Betracht kommenden Möglichkeiten erschöpft sind. Wir, die wir darangehen, eine Einteilung aufzustellen, die ganz auf dem Begriff und Wesen der Kunst aufgebaut ist, dessen Entfaltung sie gleichsam sein soll, lassen von vornherein die Einteilungen entwicklungsgeschichtlicher Natur beiseite, da die Frage nach dem Wesen der Kunst eine andere, als die nach ihrem Werden ist, wie auch Volkelt (System III 371) richtig hervorhebt. Wohl sind gerade die Einteilungen entwicklungsgeschichtlicher Natur in der Ästhetik der Gegenwart beliebt, wenn sie auch nicht erst in unserer Zeit geschaffen wurden, sondern schon Dubos, Rousseau und Adam Smith bekannt waren. Ob diese Einteilungen die Künste aus einer einzigen Urkunst ableiten (Hirn) oder aus zweien (Spencer) oder aus dreien (Möbius), ob die Einteilungen von Schmarsow oder Hörnes oder Foth herrühren und bald die eine, bald die andere Kunst als die ursprünglichere bezeichnen — ihnen allen ist entgegenzuhalten, daß die ethnologischen Grundlagen, auf denen sie aufgebaut sind, heute noch viel zu unsicher erscheinen, als daß nur im entferntesten daran gedacht werden könnte, auf dem Wege der Erfahrung zu sicheren Resultaten zu kommen. Es sind denn auch die meisten dieser Theorien Spekulationen mit wenig vollständigem Material. Der Hauptgrund aber bleibt folgender: Es handelt sich uns um die *schöne* Kunst, der als subjektive Entsprechung das ästhetische Erlebnis gegenübersteht. Um diese zu finden, müssen wir von dem uns bekannten Material ausgehen, soweit es unserer Betrachtung unterstellt ist. Nun ist es gewiß wichtig, bei Darstellung der Geschichte der Kunst die Quellen aufzuzeigen, aus denen die schönen Künste sich entwickelt haben. Um aber überhaupt zu einer Abgrenzung des Gebietes „Kunst" zu gelangen, ist es notwendig, zur Geschichte bereits einen Begriff der schönen Kunst mitzubringen. Denn nur dann weiß ich, wovon ich eine Geschichte zu entwickeln habe. Dieser Begriff der schönen Kunst kann aber nur auf das Erlebnis des gegenwärtigen Menschen sich stützen. Wenn es nun notwendig ist, um eine Entwicklung festzustellen, wenigstens einen ungefähren Begriff der schönen Kunst sich gebildet zu haben, so kann die Entwicklungsgeschichte der Kunst für ihr begriffliches Wesen und daher auch für die begriffliche Einteilung der Kunst keinen Aufschluß geben, da ein solcher Aufschluß eine petitio principii beinhalten würde. Daraus folgt unmittelbar, daß eine Einteilung der Künste, die aus dem Wesen der Kunst hervorgehen will, sich nicht auf entwicklungsgeschichtliches Material stützen kann. Was aber die übrigen Einteilungen betrifft, so werden wir zeigen, daß

Digitized by Google

die Einteilung nach den Darstellungsmitteln nicht nur die richtigste, sondern auch die umfassendste ist, die die andern Einteilungen in sich aufzunehmen fähig erscheint. Dieser Ansicht huldigt auch Neumann (System 134).

Es muß hier als bewiesen vorausgesetzt werden, daß die Kunst ihrem innersten Wesen nach Darstellung, Formung eines Inhaltes, Ausdruck ist, womit natürlich der Zweck des Kunstwerkes, ein ästhetisches Erlebnis in uns hervorzurufen, nicht in Widerspruch steht. Es muß daher der Stoff, der geformt, mit dem etwas ausgedrückt wird, bei der Unterscheidung der Künste einen großen Einfluß haben, und die Einteilung der Künste nach den Darstellungsmitteln, die schon Aristoteles kennt, muß füglich als die Gruppierung der Künste schlechthin bezeichnet werden. „Für die Ausscheidung der verschiedenen Arten der schönen Künste ist maßgebend die Verschiedenheit des Darstellungsmittels, d. i. des Substrates, welchem die künstlerische Konzeption, das dem Künstler vorschwebende Ideal eingebildet wird, um in die Erscheinung zu treten und sich zur Anschauung zu bringen. Je nach der spezifischen Verschiedenheit der Darstellungsmittel unterscheiden sich auch die bezüglichen Künste spezifisch voneinander. Die Darstellungsmittel aber, welche der schönen Kunst zu Gebote stehen, sind nicht mehr und nicht weniger als drei. Als Darstellungsmittel kann nämlich gebraucht werden entweder ein aus der äußeren Natur entnommener Stoff oder der Ton oder das Wort. Demgemäß sind auch nicht mehr und nicht weniger als drei Arten der schönen Künste auszuscheiden: die bildende Kunst, die tönende Kunst und die Dichtkunst" (Stöckl, Ästhetik[3] 183, Willems, Institutiones[1] I 552). Zu dieser Einteilung der Neuscholastiker hat bereits Kant den Weg gewiesen, da er (Kritik der Urteilskraft, hrsg. v. Erdmann 162) die Künste nach der analogen Art der Ausdrucksmöglichkeit unseres Innern einteilte und dem Worte die Poesie, der Geberde die bildende Kunst, dem Tone die Musik zuschrieb; Herbart verbesserte diese Einteilung, indem er statt Geberde Bild setzte, bis dann endlich Karl Werner (Grundlinien der Philosophie 324) und Carriere statt Bild Räumliche Materie sagten und damit einen einheitlichen Einteilungsgrund durchführten.

Gegen die Einteilung der Künste nach den Darstellungsmitteln wurden manche Einwände erhoben, neuerdings z. B. von H. Dinger (Dramaturgie II 24—27). Nach ihm vertritt die „Theorie der äußeren Mittel" die Ansicht, daß die Plastik der Form, die Malerei der Farbe, die Poesie dem Wort, die Musik dem Ton entspreche; es ist ihm daher leicht aus der Tatsache der „farbigen" Plastik die Einteilung eines

Digitized by Google

Widerspruchs zu zeihen; aber er trifft eben damit nicht die oben dargelegte Einteilung, die er nicht zu kennen scheint. Auch einem Bedenken Volkelts (Ästhetik III 374 f.) kann nicht zugestimmt werden. Er meint, die Worte bilden nicht den Gegenstand der Dichtkunst, vielmehr die an die Worte geknüpften seelischen Vorgänge. Ganz richtig. Aber das Wort ist für die oben dargelegte Einteilung nach den Darstellungsmitteln eben kein Darstellungs*gegenstand*, sondern ein Darstellungs*mittel*. Und ebenso lösen sich die Einwände Volkelts, die er von der Musik und den bildenden Künsten hernimmt.

Wie die Einteilung nach den Darstellungsmitteln eine vorherrschende Stellung in der Geschichte der Ästhetik einnimmt, so auch die Einteilung nach *Zeit und Raum*, bezüglich der selbst Zechner (Vorschule II 6) meint, daß sich mehr oder minder alle Künste auf die eine oder andere Seite legen lassen, und die ihre Bedeutung namentlich Lessing verdankt, der durch Mendelssohn beeinflußt, im Laokoon lehrt, daß die Poesie sukzessiv, die Malerei koexistent darstelle, daß der Malerei der Raum, der Poesie die Zeit entspreche. Aber Lessing hatte die Musik außer Acht gelassen. In diese Lücke sprang Herder ein; er erkannte in den „Kritischen Wäldern", daß die Kunst, die durch Aufeinanderfolge wirke, nicht die Dichtung, sondern die Musik sei, ihr entspreche der Begriff der Zeit, den bildenden Künsten entspreche der des Raumes, der Poesie der der Kraft. Die Folgezeit überwand den unklaren Begriff der Kraft und stellte, wie Schasler und Hartmann, die Poesie und Musik als Zeitkünste den bildenden Künsten als Raumkünsten gegenüber. Freilich werden diese Einteilungen vielfach der Mimik nicht gerecht. Statt sie als raumzeitliche Kunst anzuerkennen, wie schon Krug, Werner, Zeising, später besonders Hartmann und Alt es taten, werfen sie dieselbe wie z. B. Schasler mit Unrecht zu den reinen Zeitkünsten. Läßt man die Mimik außer Betracht, so fällt mit der Einteilung in Zeit- und Raumkünste die alte Einteilung in *permanente* und *momentane* oder apotelestische und praktische Künste, die sich bei Harris, Herder, Werner, neuerdings noch bei Kirstein (Entwurf 117), Gietmann (Allgemeine Ästhetik 309), Lange (Wesen der Kunst[2] 47) findet, völlig zusammen. Bei den einen, den bildenden Künsten hängt der Genuß an einem ἔργον, bei den anderen (Musik, Poesie, Mimik) an der ἐνέργεια; die einen bedürfen keiner Mittelsperson, die anderen bedürfen des Sängers, Schauspielers, Rapsoden, kurz des darstellenden Virtuosen. Vergleicht man diese Einteilung mit der nach Zeit und Raum, so ist klar, daß jede in der

Digitized by Google

Zeit wirkende Kunst eine momentane ist, sowie andrerseits alle Künste, die einer Mittelsperson bedürfen, zeitlich sind. Wie schon der Güntherianer und Geschichtsschreiber der Scholastik Karl Werner (Grundlinien 325) erkannte, fällt die Abhängigkeit der Zeit-Raum-Einteilung von der Einteilung nach den Darstellungsmitteln sofort ins Auge, denn die Darstellungsmittel Ton und Wort sind notwendig zeitlich, das Darstellungsmittel der Materie notwendig räumlich. Daraus ergibt sich, daß das Festhalten der einen Einteilung die andere durchaus nicht ausschließt, sondern sie im Gegenteil beinhaltet. Da die Schauspielkunst ohne weiteres als raumzeitliche Kunst und wie wir später sehen werden als Kombinationskunst zwischen Poesie und bildenden Künsten aufgefaßt werden kann, läßt sich auch dem Volkeltschen Einwand (III 374 f.), der sie in Widerspruch zu der Einteilung nach den Darstellungsmitteln bringen will, begegnen. Es läßt sich also die Einteilung in Raum- und Zeitkünste sehr wohl halten, wenn man sie der Einteilung nach den Darstellungsmitteln unterordnet (vgl. Lohn a. a. O. 90 ff.).

Wenn wir nun die neueren Einteilungsversuche kennen lernen wollen, so müssen wir an erster Stelle den Richard Wagners anführen. Er unterscheidet (Kunstwerk der Zukunft in sämtl. Schriften 1872, III. 78, 147) Darstellungsmittel, die dem Wesen des Menschen entspringen, der also sein eigener künstlerischer Stoff ist, und solche, die an die tote Natur gebunden sind, bei welchen natürliche Stoffe Verwendung finden. Noch Minjon hält diese Einteilung fest (Kunst und Schönheit 33). Es stellen sich daher bei Richard Wagner die Darstellungsmittel der Geberde, des Tones, des Wortes den Darstellungsmitteln des Steines und der Farbe gegenüber; so erhält er 2 Reihen von Künsten: Tanzkunst, Musik, Poesie und Architektur, Plastik, Malerei. Der Mangel dieser Einteilung liegt darin, daß die Plastik nicht nur in Stein, sondern auch in Erz, Bronce, Porzellan u. ff. möglich ist, daß Stein und Farbe nicht in so scharfen Gegensatz gestellt werden können, da die Färbung auch bei Stein, Erz, Porzellan eine Rolle spielt, daß Mimik und Tanzkunst nicht das nämliche sind, daß wohl die menschliche Stimme ein dem Wesen des Menschen entspringendes Darstellungsmittel ist, nicht aber der Ton der Instrumentalmusik. Indessen gehen diese Ausstellungen zum Teil nur die Unterabteilungen, nicht aber die Haupteinteilung an, die mit der Einteilung in apotelestische und permanente Künste verwandt ist und anerkannt werden könnte, wenn sie nicht die Musik verkennen würde.

Digitized by Google

Der Jesuitenpater Gietmann hat versucht (Allgemeine Ästhetik 304 f, vgl. Werner a. a. O. 325 f.) die Einteilung Richard Wagners zu verbessern. Er stellt die Gruppen auf: einerseits Geberde – Mimik, Stimmton – Vokalmusik, Sprach – Poesie, andrerseits Gestalt-Architektur und Plastik, Licht-Malerei, Ton — Instrumentalmusik. Aber weder gibt das Licht allein eine Malerei noch der Stimmton allein eine Vokalmusik, sondern es sind dazu Fläche und Wort notwendig. Ob die Mimik im Sinne der Pantomimik eine Kunst im vollsten Sinne des Wortes ist, nämlich ob ihr ein ästhetisch vollwertiges Erlebnis entspricht, erscheint wohl sehr zweifelhaft.

Wundt und Dessoir (Ästhetik 310) treffen auf Grund psychologischer Erwägungen eine Einteilung in musische und bildende Künste, denen eine verschiedene Phantasietätigkeit, eine anschauende und kombinierende, entsprechen soll. „Die nachahmende Kunst (die bildende Kunst) findet ihr Material vor: sie belebt und beseelt es umschaffend und nachbildend und wirkt dadurch wiederum belebend zurück auf die Seele des Schaffenden wie des Schauenden, indem sie in diesem die Gemütsbewegungen erregt, die von dem durch die Phantasie zu gesteigertem Leben erweckten Gegenstande ausgehen. Die musische Kunst (d. i. Musik, Poesie) trägt dagegen die subjektiven Gemütsbewegungen in Sprachlauten, rhytmischen Bewegungen des eigenen Körpers und in Schallbildungen und Bewegungen äußerer Objekte, die den natürlichen der menschlichen Sprach- und Bewegungsorgane nachgebildet sind, unmittelbar nach außen." (Wundt, Völkerpsychologie[2] III, 108.) Aber es findet ja auch die Epik ihr Objekt vor und belebt und beseelt es umschaffend und nachbildend. Im übrigen ordnet sich diese Einteilung der nach den Darstellungsmitteln unter, auch sie ist mit der Einteilung in permanente und momentane Künste eng verwandt und läßt sich als Unterabteilung verwenden, sofern man den Unterschied der Phantasietätigkeit anerkennt. (Vgl. Dessoir a. a. O.)

Es bedarf keines großen Scharfblickes, um zu erkennen, daß sich mit dieser Wundtschen Gruppierung die Einteilung Lipps' nahe berührt, die (Kultur der Gegenwart I, VI, 375) zwischen mittelbar und unmittelbar darstellenden Künsten unterscheidet und wonach sich einerseits das Epos und die Architektur, andrerseits Lyrik, Dramatik, Plastik und Malerei gegenüberstehen. Bei den unmittelbar darstellenden Künsten liege in den Mitteln (Wort, Farbe) das dargestellte Leben selbst, bei den mittelbar darstellenden gebe sich dagegen ein „Ich" kund, das gestaltet, Ding und Begebenheit sich geistig gegenüber stellt und sie innerlich betrachtet. Diese

Digitized by Google

Einteilung ist schon darum überaus seltsam, weil die Dichtkunst mitten entzwei gerissen wird, obwohl doch auch das Epos lyrische Teile hat, das Drama epischen Geist nicht entbehren kann, und sich die Epik von der Plastik doch gewiß mehr als von der Lyrik unterscheidet. Lipps hat diese Einteilung in dem Abschnitt über Ästhetik gegeben, der in dem Sammelwerk „Kultur der Gegenwart" Aufnahme gefunden hat. Hält man die einschlägigen Ausführungen seiner Ästhetik daneben, so erhellt sofort, daß die ganze Einteilung von der Poesie hergenommen ist und auf dem Wege der Analogie (Lipps selbst gebraucht Ästhetik I 501 diesen Ausdruck) auf die anderen Künste ausgedehnt wurde. Lipps spricht darum auch von der Epik und Lyrik als dem reinsten Gegenüber dieses Gegensatzes, aber schon in der Ästhetik (a. a. O.) gibt er eigentlich zu, daß selbst dieser reinste Gegensatz nicht rein durchzuführen ist. Denn wenn er nach den Schlagworten „objektiver Bericht" und „subjektive Verlautbarung" Epik und Lyrik trennt und bezüglich der Epik meint, „Worte haben immer zugleich verlautbarende Kraft", so hat er seine Einteilung über den Haufen geworfen.

Wir haben bemerkt, daß sich der Lipps'sche Einteilungsversuch mit dem Wundts sehr nahe berührt. Aber gerade diese Verwandtschaft mag uns zeigen, was es mit den Worten „mittelbare" und „unmittelbare Darstellung" für eine Bewandtnis hat. Wundt sagt: die musische Kunst trägt die subjektive Gemütsbewegung in Sprachlauten, rhytmischen Körperbewegungen usf. unmittelbar nach außen (die momentanen Künste der Antike). Lipps wiederum sagt: die subjektiven Gemütsbewegungen werden unmittelbar nach außen getragen durch die Plastik und Malerei, bei welchen das dargestellte Leben in den Formen und Farben selbst liegt. Daraus mag man entnehmen, wieviel mit den Worten „unmittelbar" und „mittelbar" anzufangen ist. Während nach Lipps Malerei und Plastik unmittelbar darstellende Künste sind, sind nach Wundt diese Künste sowie die Architektur das gerade Gegenteil. (Nicht ohne Reiz wäre es mit diesen Einteilungen nun noch die Einteilung Nietzsches: dionysische (Musik, Lyrik, Drama) und appollonische Künste (bildende Künste, Epik) zu vergleichen. (Siehe Zeitler, Nietzsches Ästhetik 104.)

Eine zweite Einteilung Lipps' (Kultur der Gegenwart I, VI 375) unterscheidet zwischen abstrakten und konkreten Künsten. Abstrakt werden jene genannt, die nicht einzelne Personen, Gestalten, Ereignisse zur Darstellung bringen, sondern die aus diesen konkreten Wirklichkeiten ein Allge-

Digitized by Google

meines, allgemeine Züge und Gesetzmäßigkeiten für sich zur Darstellung bringen. Die konkreten Künste, die Lipps auch wiedergebende nennt — erinnern wir uns an Wundts „nachbildende Künste" — stellen dagegen immer einen einzelnen Fall vor, ein Erlebnis oder Ereignis (Neumann a. a. O. 131). Zu den abstrakten Künsten gehören Musik, Ornamentik, Architektur und Tanz; zu den konkreten Poesie, Plastik, Malerei, Mimik, Zeichnung. Diese Gruppierung hat auch Volkelt (III 381) übernommen, der dingliche und undingliche Künste trennt, je nachdem der Vorstellungsinhalt etwas Bestimmtes, Individuelles bezeichnet oder sich im Unbestimmten hält. Der Sache nach vertritt diese Einteilung auch Jodl (Psychologie[3] II 435, 438), der direkt nachahmende und indirekt nachahmende Künste unterscheidet, dann auch Dessoir Ästhetik 308), der (nach Milthaler) Plastik, Malerei, Mimik, Poesie als Künste der bestimmten Assoziationen, der realen Formen und Architektur und Musik als Künste der unbestimmten Assoziationen, der irrealen Formen einander gegenüberstellte. Aber schon Alt (System der Künste 2 ff.) unterschied Künste, welche von der Nachahmung der Erscheinungen der Natur ausgehen und solche, für die außerhalb der menschlichen Phantasie in der Natur keine Vorbilder gegeben sind.[1])

Neumann (Einführung[2] 151) hat bereits bemerkt, daß die Ornamentik keinesfalls zu den abstrakten Künsten gezählt werden kann, da sie gerade in ihren höchsten Entwicklungsstufen mit bestimmten Gegenständen arbeite. Und Dessoir (a. a. O.) machte sich selbst den Einwand, daß auch Zeichnung und Malerei, Skulptur und Kunsthandwerk Verbindungen kennen, die in der Wirklichkeit nicht vorkommen und daß auch das Metrum und die Regelmäßigkeit der Poesie unter diesen Gesichtspunkt falle. Daß die Poesie nichts Allgemeines darstelle, ist so gewiß unrichtig als es eine Gedankenpoesie gibt.

Neumann fragt, ob die Unterscheidung von konkreten und abstrakten Künsten nicht in erster Linie von den Mitteln abhängig sei, womit die Künste arbeiten. Wir sind davon so überzeugt, daß wir diese Frage nur als eine rhe-

[1]) Gewissermaßen zwischen der 1. und 2. Lipps'schen Einteilung steht die Diltheys (Deutsche Rundschau 72. Bd. 200—36); nach ihm ahmen Malerei, Skulptur, Epos und Drama nach, Tanz, Lyrik, Musik suchen einen Affekt mitzuteilen, die Architektur und verwandte Künste verschönern das Praktische oder das von der Natur Hervorgebrachte. Dilthey folgt mit dieser Einteilung Groos, der sie zuerst (Die Spiele der Tiere) aufstellte und aus dem Nachahmungs-, Bewegungs- und Bauspiel ableitete.

Digitized by Google

torische betrachten können, denn natürlich kann die Poesie einen bestimmten Fall darstellen, weil sie in dieser Beziehung den weitesten Spielraum hat infolge ihres Darstellungsmittels, der Sprache. Im Vergleich zu ihr sind alle bildenden Künste abstrakt, da sie von einer Reihe von Eigenschaften, die die Poesie noch irgendwie darstellen kann, (z. B. Geruch), absehen müssen. Es ist auch zuzugeben, daß im Vergleich zur Malerei die Plastik noch abstrakter ist, und noch mehr die Architektur und die Musik (Vgl. Dessoir a. a. O. 336). Aber das ist ganz abhängig von Darstellungsmittel und -gegenstand und reicht nur für eine Stufenfolge, nicht aber zu einer Scheidung aus, die Künste, die wie Architektur und Plastik mehr miteinander gemein haben als sie trennt, auseinander reißt. Diesen Mangel weist auch Volkelts Unterscheidung auf.

Volkelt will (System III 369, 432) nur eine Gliederung der Künste gelten lassen, die auf die schöpferischen Akte zurückgeht, denen die Künste entspringen, eine wesensgenetische psychologische Einteilung. Nun kann man freilich auch die Einteilung der Künste nach den Darstellungsmitteln eine wesensgenetische nennen, wie eine flüchtige Betrachtung unserer Darlegung zeigen kann. Aber sie hat überdies den Vorzug, daß sie sich nicht nur in eine Ästhetik, die auf dem Schaffen aufgebaut ist, sondern auch in eine, die die Psychologie des Genusses voranstellt, einreihen läßt. Nicht nur die Kunst als Ausdruck, sondern auch als Eindruck läßt sich mit der Unterscheidung der Künste nach den Darstellungsmitteln vereinen. Doch das nur nebenbei.

Da Volkelt es verwirft, einen einzigen Einteilungsgrund geltend zu machen, finden sich bei ihm nicht weniger als vier, die der Mannigfaltigkeit der Kunst gerecht zu werden hoffen. Einen davon haben wir bereits kennen gelernt. Ein zweiter ist von den Sinnen hergenommen. Darnach wird zwischen optischen, akustischen und optisch-akustischen Kunsttypen unterschieden (378). Als viertes gleichberechtigtes Glied stellt Volkelt das Phantasiematerial als Entsprechung der Poesie daneben. Aber damit wird das Einteilungsprinzip durchbrochen. Denn offenbar kommt es Volkelt auf die Empfindungen an, welche dem Wahrnehmungsprozeß der Künste zu Grunde liegen; dann aber muß auch die Poesie zum akustischen Kunsttypus gerechnet werden, die ja ihrem Empfindungsgehalte nach akustisch ist, wenn man nicht lediglich die Lesepoesie gelten lassen will. Es sind also in dieser Einteilung die Gesichtspunkte nicht rein durchgeführt. Korrigiert man aber den Fehler, so fällt die Einteilung mit der nach den Darstellungsmitteln zusammen, sie ist nur die psycho-

Digitized by Google

logiſche Seite derſelben, wie wir ſehen werden. Volkelt iſt eben in ſeiner Äſthetik ſehr ſtark von Eduard von Hartmann abhängig, der (625) Wahrnehmungs- und Phantaſiekünſte als Hauptgruppen der freien Künſte unterſcheidet.

Eine dritte Einteilung Volkelts geht von dem Grade der Formung aus und ſtellt Formungen erſter und zweiter Ordnung gegenüber, je nachdem der vom Künſtler zu bearbeitende Stoff verhältnismäßige Ungeformtheit oder Geformtheit beſitzt (a. a. O. 385). Baukunſt, Malerei und Muſik wären Formungen erſter Ordnung, Dichtkunſt, Schauſpielkunſt, Tanzkunſt ſolche zweiter Ordnung, weil dort der Körper oder das Wort, die als ſolche ſchon eine Form beſitzen, zu einer Formung zweiter Ordnung benützt werden. Aber dieſe Anſicht läßt ſich ſchwerlich halten. Volkelt ſagt (a. a. O. 385) das Wort ſei ein in ſich bereits geformter Naturſtoff. Aber was iſt ein Wort? Nichts anderes als eine Verbindung von Lauten und inſofern iſt es genau ſo zu betrachten wie eine Verbindung von Bauſtoffen. Nun wird gewiß eine Bedeutung — ob rein aſſoziativ oder durch eine gedankliche Relation bleibe dahingeſtellt — mit dem Lautkomplex verknüpft. Aber auch mit der Verbindung von Bauſtoffen kann eine ſolche Bedeutung verknüpft werden, ſo z. B. gilt die Säule als Träger, eine große Maſſe als drückend uſf. Und zwar nicht erſt in der Kunſt, ſondern ſchon vor jeder Kunſt, alſo iſt auch hier bereits eine Formung vorhanden. (Schluß f.)

Sonnenregen.

Von Peter Bauer.

Zwiſchen Himmel und Erde ſchwingen blinkende
Saiten im Spiel der Sonne. Übergnadet
leuchten kleine Wieſenblumen wie die
Weißen-Sonntags-Mädchen vor dem Heiland.

Badende Birken bäumen ſich hoch hinein
in die wonnigen Wirbel leiſe trommelnder
Tropfen. Flinkbeſchwingte Schwalben ſchweben
wie auf goldnen Hängematten ſchaukelnd.

Grauen Schmutz der Straße überblüht
Baſalt wie dunkelblau karierter Teppich.
Über die dampfende Stirne der Landſchaft wiegt ſich
Strahlend des Himmels ſiebenfarbiger Fächer.

Digitized by Google

Kriegsmutter.

Von Hans Eſchelbach, Bonn.

Ich hatte nur einen zu geben,
Nur einen einzigen Sproß.
Rein, wie ihn Gott mir gegeben,
Jung wie das ewige Leben,
So ſaß er auf ſtolzem Roß.

Er iſt nicht wiedergekommen,
Ich weiß nicht, wo er ſtarb;
Gott hat ihn mir genommen.
Ich weiß nur, daß er den frommen,
Den Heldentod erwarb.

Ich habe die Fenſter geſchloſſen,
Ich kann die Sonne nicht ſehn,
Nicht hören das Schnauben von Roſſen,
Nicht ſehen die Roſen ſproſſen,
So weh iſt mir geſchehn.

Doch ziehen in ſchweren Stunden
Wieder junge Truppen zuhauf,
Den Helm mit Roſen umwunden,
Dann reiß ich die Fenſter und Wunden
Immer von neuem auf.

Es folgt mein Mutterſegen
Euch allen in den Streit;
Wer zieht dem Feind entgegen,
Iſt ja auf allen Wegen
Mein Sohn, mein Stolz, mein Leid!

Digitized by Google

Es waren Königskinder.

Eine Westerwaldgeschichte von Johannes Laurenburger.

Kulturträger. (Schluß.)

In dem verlassenen Gehöft eines russischen Kleinbauern hatten deutsche Musketiere ihre Wohnung genommen. Staubiges Spinnweb lag auf den lehmverschmierten Zimmerwänden. Die Decke war, wer weiß aus welch' glücklichem Anlaß, vor offenbar nicht langer Zeit einmal neu getüncht worden. Eine Sorgfalt, die sich leider den Wänden nicht mitgeteilt hatte. Dicht unter der Decke hingen, wahllos zusammengetragen, große und kleine schmutzige Heiligenbilder von einer jämmerlich armen Zeichnung und von unglaublich grellen Farben. Der Boden war mit rissigen, rohen Dielen belegt, denen nie im Leben die Wohltat der bescheidensten Reinigung geworden war. Ein spitziger, brenzlicher Geruch saß in den Wänden und Möbeln. Durch die bleigefaßten, blinden Fenster fiel stumpf und steif ein trübes Licht, das sich willfährig dem starren Schmutz anzupassen schien, der überall speckig lagerte. Auch der Garten um das Haus trug die Zeichen der gänzlichen Verwahrlosung.

Es wäre sicher voll Reiz gewesen, die anspruchslosen Menschen kennen zu lernen, die einst hier gewohnt hatten und denen dieses urständige Besitztum gehörte. Die der gewalttätige Weltkrieg rücksichtslos aus ihrer warmen, schmutzklebrigen Behaglichkeit aufgescheucht und mit dem plötzlichen Verlangen erschreckt hatte, dem Westen die Kultur zu bringen. Eine verhängnisvolle Aufgabe. Denn die Deutschen waren nach den ersten vielversprechenden Proben, die ihnen Mütterchen Rußland von seiner blühenden Kultur in gutgemeinter Absicht gab, so begehrlich geworden, daß sie gar nicht einmal abwarteten, bis ihnen der Rest gebracht wurde. Und auf einmal waren sie mitten in den Rokitnosümpfen, standen an den Quellen der Kultur und staunten nicht wenig, wie sonderbar natürlich die waren. Und Hussing's Aloys sagte zum Frieder: „Jung', ich weiß jetzt bald ganz genau, was man unter Kultur versteht. In Frankreich hab' ich sie zuerst kennen gelernt. Bloß, daß man das bei uns auf dem Westerwald anders nennt."

Der Aloys sprach gerade hochdeutsch. Drum konnte er das echte Westerwälder Wort „Säuerei" nicht wohl in den Mund nehmen. Aber das meinte er. Er nahm an, auch so schon verstanden zu sein und fuhr also treuherzig fort:

Digitized by Google

„Verlaß dich drauf, so ist das. Ich hab früher mal ein Buch in die Finger gekriegt: Die Kultur des weiblichen Körpers. Wie ich's aufmachte, war es dasselbige, wie in Polen und Nordfrankreich. Das ist nur, daß sich das Hochdeutsche feiner anhört, wenn man Kultur dazu sagt .... Aber Jung', was fehlt dir denn? Du hast ja Tränen in den Augen?! Dir ist doch nichts Schlimmes passiert? ... Frieder?!"

Der Aloys guckt aus den wasserblauen Augen ganz erschrocken den Burgfrieder an. Man könnte meinen, sein blatternarbiges Gesicht mit dem strohfarbigen Haar darüber wäre das alte Gebetbuch von der Mutter Hussing in Westerstein mit seinem groben Druck und dem schönen Gelbschnitt am Kopf. Und auf beiden Seiten stehen auch hübsche Anfänger und gucken lustig in die Welt. Nur, daß dem Aloys seine nicht rot und grün sind, sondern einfach blau, wie der Mutter Gottes ihr hübscher Mantel auf dem Westersteiner Seitenaltar.

Ganz leise hat er seinen Arm um den wehleidigen Freund gelegt und dann drängt er seinen Kopf dem Frieder so dicht unter die Augen, daß der mitten in das altehrliche, gutherzige Gebetbuch der Mutter Hussing hineinblicken muß. Und der Frieder liest, was gerade aufgeschlagen steht: Gute Meinung in allen Stücken.

Da hält es den Frieder nicht mehr.

„O Aloys, ich hab' das Leben satt. Was hab' ich ihm nur getan, daß es mich wie einen Hund hetzen muß. Nicht den fernen Schimmer von Glück darf der Burgfrieder einmal sein nennen, nichts, nichts, garnichts!! ..."

Er ist an dem roh gezimmerten Tisch zusammengebrochen. Schluchzend hat er sein Gesicht in den Arm vergraben. Heiß und unaufhörlich rinnen seine Tränen.

In der Rechten hält er, lose zusammengeknittert, einen Brief.

Schlechte Nachrichten, denkt der Aloys. Und teilnahmvoll, vorsichtig entwendet er dem Freund den Brief.

„Darf ich lesen, Frieder?"

Der nickt nur und schluchzt.

Und der Aloys liest. Sein Gesicht wird ernst und traurig. Dann faltet er den Brief zusammen und steckt ihn dem Frieder wieder in die Hand. Das hat er nicht geahnt, der Frieder hat nie etwas gesagt. Ihm ist ganz seltsam zu Mut, so weich und feierlich.

Mit dem Mitleid ist das ein eigenes Ding. Es kann sehr wortreich und tränenschwer sein. Wie das Tagwasser aus flüchtigen Quellen nach einem Gewitter. Mit solchem

Digitized by Google

Wasser muß man auch zuweilen den Durst stillen, wenn nichts anderes zur Hand ist. Das Mitleid kann jedoch auch wortlos und ganz tränenarm sein und doch echt und rein im Herzen fließen, wie ein richtiger Heilborn, der Wunder wirkt, wenn er glücklich erschlossen ist.

Der Aloys saß stumm und still neben seinem Freund. Er verstand alles, denn er war ein Westerwälder mit einem rechten Herzen darnach. Drum wußte er nicht viel zu sagen. Nur mitfühlen, das konnte er.

Da fiel ihm etwas Gutes ein:

„Komm Frieder, hör' auf mit dem Weinen. Ich gehe auch heute abend für dich auf Nachtwache."

Der Frieder stand auf und schüttelte den Kopf.

„Ach, laß gut sein, Aloys. Es ist ja doch alles einerlei."

„Frieder, das darfst du mir nicht abschlagen. Sieh, sonst denkst du ja draußen viel zu viel drüber nach. Und auf einmal merkst du es garnicht mal, wenn die Russen aus ihren Löchern kommen. Jetzt ist noch eine halbe Stund' bis zum Dienst. Wir gehen etwas in die Luft."

Und der Frieder stand auf und ging mit. Und trank von dem Heilborn echten Mitleides, den der Aloys ihm reichte. Das tat unendlich wohl . . .

Der trübe russische Tag lag träge im Raum. Er hätte für sein Leben auch gern gewußt, was in dem Brief stand. Zwar hatte er verstohlen mit dem Aloys in den Brief geschaut. Aber gelesen hatte er ihn nicht. Einmal, weil er viel zu sehr jede geistige Anstrengung scheute, dann, weil er ja doch kein Deutsch verstand, zur Hauptsache aber, weil er überhaupt nicht lesen konnte, da er es nie gelernt hatte.

Denn die Kultur an den Rokitnosümpfen ist sehr klug und bedächtig. Und das Lesen und Schreiben hält sie für eine höchst gefährliche Wissenschaft und für die Wurzel allen Uebels.

Der Brief aber war aus der Heimat, zeigte eine schöne, wenn auch schüchterne Handschrift, wie die eines Kindes, und er lautete:

Westerstein, den 15. Oktober 1915.

Lieber Frieder!

Ich bin sehr krank. Heute morgen wurde ich versehen. Da habe ich unsern Herrn Pastor gefragt. Er hat gesagt, es wäre nichts dabei, ich solle es Dir nur immer schreiben.

Nun bitte ich Dich also noch einmal um Verzeihung, wenn ich Dir damals an den Bruchwiesen wehtat. Ich will nicht, daß jemand in Bitterkeit an mich

Digitized by Google

zurückdenkt, wenn ich nicht mehr dahin. Am wenigsten möchte ich, daß Du es tust. Ich hoffe und bete, daß Du aus dem blutigen Krieg gesund und glücklich als Sieger heimkehrst. Wenn das ist, werde ich wohl unter den alten Linden des Friedhofs ruhen. Dann wüßte ich ein Sträußchen, wofür ich sehr dankbar wäre. Du brauchst es nicht mühsam zu suchen. Es wächst in den Herzen, und der liebe Gott bestimmt seinen Wert.

Und nun will ich Dir noch etwas schreiben, wozu ich nur den Mut finde, weil ich ja Abschied nehmen muß von der Welt. Wenn Du an mein Grab kommst, bring ein Kränzchen mit von weißen Rosen und winde es um das Kreuz. Denn die darunter liegt, wäre sehr gern einmal Dein Bräutlein geworden.

Leb' wohl, lieber Frieder. Bleib immer glücklich und froh, bis wir uns einst wiedersehen in der Ewigkeit, wohin ich zu meinen lieben Eltern gehe.

Es grüßt Dich herzlich

Elisabeth Himmrich.

In die Arena.

Der alte Herr von Westerstein wischte sich eine Träne aus dem Auge. Dann las er den Brief, den er in zitternder Hand hielt, noch einmal.

Am Pripet, 4. Nov. 15.

Euer Hochwürden,

Sehr geehrter Herr Pfarrer!

Mit dem Ausdruck der herzlichsten Trauer beehre ich mich Ihnen mitzuteilen, daß Ihr früherer Kaplan, Herr Ferdinand Behner, in heldenhafter Ausübung seines hohen Berufes den Tod für das Vaterland erlitten hat. Gleichzeitig mit ihm ist der Musketier Friedrich Eckert, ebenfalls von Westerstein und Ihnen zweifellos bekannt, auf dem Felde der Ehre geblieben. Die beiden Leichen wurden in enger Umarmung gefunden. Es scheint, daß Ihr Kaplan mit todesmutiger Selbstaufopferung dem schwerverletzten Eckert den letzten Beistand leihen wollte, als ihn selber die tückische Kugel ereilte.

Ich bitte in der Ihnen geeignet scheinenden Form die Angehörigen der beiden Gefallenen gütigst in Kenntnis setzen zu wollen, damit sie von der amtlichen Benachrichtigung nicht unvorbereitet getroffen werden.

Digitized by Google

Gleichzeitig ist es mir eine besondere Ehre, davon Mitteilung geben zu dürfen, daß beide seit wenigen Tagen im Besitze des Eisernen Kreuzes waren, worüber ebenfalls amtliche Anzeige an die Angehörigen erfolgen wird.

v. Basselbrunck,
Regimentskommandeur.

Lange, lange saß der gute Pfarrer gebeugt über dem inhaltschweren Brief, und einigemal schon hatte es über seine Lippen gezuckt: Requiescant in pace! Endlich stand er auf. Mühsam, schwerfällig.

Er war in wenigen Augenblicken viel, viel älter geworden.

Und er humpelte an sein Schreibpult und holte mit bleichen nervösen Händen einen Brief daraus hervor. Der letzte, den ihm sein lieber, treuer Kaplan geschrieben hatte.

Als er ihn öffnete, war es ihm deutlich, als wehte ihn aus den geistvollen Schriftzügen ein feiner Hauch an. Er hielt den Scheidegruß eines edlen, jungen Freundes in Händen, der seinem Herzen wie ein braver Sohn nahegestanden hatte. Und eine silberhelle Träne perlte darauf.

Brest-Litowsk, 25. Sept. 1915.

Hochverehrter, guter Herr Pastor!

Vorauf die Mitteilung, daß es mir noch gut geht, wenn ich auch seit einigen Tagen dem Feldlazarett überwiesen bin. Die Sache bedeutet nichts. Eine Gelenkentzündung, die hoffentlich bald beseitigt ist.

Ihr gütiger Brief hat mir viele Freude gemacht, vor allem, weil ich ihm entnahm, daß Sie, Hochwürdiger Herr Pastor, sich wohl und munter fühlen. Von der Einförmigkeit unseres Stellungskrieges hier im Osten gibt es wenig oder nichts zu berichten. Ein Fliegerbesuch bedeutet für uns schon eine große Abwechslung und ist eine willkommene Zerstreuung. Und hier in Brest gar bekommen wir den nicht einmal mehr. Umso lieber weilen dann die Gedanken in der Heimat. Was machen meine armen Strafgefangenen? Sollten Sie es für möglich halten, daß ich oft etwas wie Sehnsucht nach der finsteren Burg und ihren rauhen Insassen im Herzen fühle?! —

Doch was mich namentlich zu diesem Briefe drängte: In der letzten Zeit haben sich schon wiederholt Gedanken bei mir eingestellt, als ob es mir bestimmt sei, die Heimat nicht mehr wiederzusehen. Es

Digitized by Google

mag ja sein, daß es ganz bedeutungslose Vorstellungen sind. Wir stehen überall in Gottes Hand. Aber die Gedanken kommen einem doch leicht, wenn man sieht, wie der Tod im Krieg seine Opfer fordert. Nun hätte ich für den Fall meines Todes eine Bitte an Sie.

Meine Muter, — ihre Adresse ist Ihnen ja bekannt, — hat, als ich zuletzt bei ihr weilte, mir die Bestimmung über mein Vermögen anheimgestellt. Es dürfte sich nach amtlicher Schätzung auf etwa zweihundertachtzig Tausend Mark beziffern. Unsere einzigen weitläufig Verwandten sind sehr wohlhabend. Wir haben nun beide den Wunsch, der Brücktännerhof möge zu einem Armenheim eingerichtet werden. Das Nähere ist bereits vor dem dortigen Notar letztwillig festgelegt, und meine Mutter wird mit Freuden bereit sein, Ihnen jede weitere Auskunft zu geben. Ich habe dabei vor allem an die Aufnahme von Armen aus Westerstein gedacht. Fünfzehnhundert Mark der Jahreszinsen aber bleiben Ihnen, bezw. einem von Ihnen zu bestimmenden Rechtsnachfolger zur Verfügung gestellt, damit einem armen Westersteiner Knaben ein frei zu wählendes Studium daraus ermöglicht werde. Es ist meiner Mutter Wunsch, daß, falls ich früher sterben sollte, noch zu ihren Lebzeiten im Sinne dieser Bestimmungen verfahren werde, mit der Maßgabe, daß sie vier Wohnräume im Gutshause mit bescheidenen Reservaten für sich eingerichtet bekommt.

Verzeihen Sie gütigst, hochwürdiger Herr Pastor, wenn wir Sie mit der Angelegenheit bemühen und bereits so weitgehend über Ihre Person verfügt haben. Ich weiß, Ihr edler Sinn wird die Mühen gern auf sich nehmen im Dienste der Gottes- und Nächstenliebe.

Leben Sie wohl, lieber Herr Pastor. Ich schließe mich ein in Ihre Gebete und vergesse Ihrer nie.

In dankschuldiger Verehrung
Ihr Kaplan
Ferdinand Behner.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Pfarrer stand an dem Fenster seines Studierzimmers. Seine weißen Hände hielten das Samtkäppchen umschlossen und ruhten gefalten an der Scheibensprosse.

Der Novembersturm raste über den Westerwald, schüttelte und rüttelte in den alten Bäumen, fegte die klappernden Dächer entlang und heulte um die Firsten. Der Regen schlug knisternd in breiten Strähnen wider die Glasrauten.

Digitized by Google

Der Pfarrer hörte und sah das alles nicht. Seine Augen waren geschlossen. Aber er hielt gleichwohl das ehrwürdige Gesicht nach dem Kirchenchor gerichtet. Da war das Tabernakel. Er suchte eine Herzensaussprache mit dem menschgewordenen Heiland.

— — — — — — — — — — — — — — —

Seelenamt.

Requiem aeternam dona eis, Domine . . . . . .

Wer nie einem Requiem beigewohnt hat, dem wird aus der besten Schilderung kein rechtes Bild erwachsen.

Das Requiem gestattet dem lebenden Menschen ein kurzes Verweilen im Reiche der Schatten.

Es ist garnicht traurig, das Requiem. Nur ernst, groß, gewaltig. Ist nicht unheimlich. Nur weihevoll, ergreifend, erschütternd. Nicht tot und kalt. Sondern warm, fließend, lebendig. Denn der Tod meistert das Leben nicht, und die Ewigkeit gehört nicht dem Tod, sondern dem Leben.

Und selbst eine unglückliche Ewigkeit ist lebendig, hoffnungslos lebendig. Aber eine glückliche Ewigkeit ist wie lichtvolle Pracht, wie leuchtendes, unvergängliches Morgenrot, das in ewiger Jugend blüht.

Das Requiem kettet die Zeit an die Unendlichkeit. Wohl ist seine Sprache ernst, wie die Stimme des Weltgerichtes, groß, wie die Gottheit, gewaltig, wie die Ewigkeit. Aber sie erstirbt nicht in Trauer.

Und wohl ist seine Feier weihevoll, wie ein Festamt, ergreifend wie eine Bußpredigt, erschütternd, wie ein Charfreitag. Aber sie röchelt nicht in Schauern.

Requiem! Leuchtendes Leben fließt in lebendigen flutenden Wellen. Ohnmächtig droht nur der Tod. Ihn hält die Erde gebunden. . . . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Vor der langen Kommunionbank in Westerstein steht hochgebahrt ein Sarg. Darüber ist das weiße Kreuztuch gebreitet. Denn die Verewigte war noch ein Mädchen, mit der reinen Seele eines Kindes: die Himmerichslies'. Sechs Totenkerzen stehen um die Tumba. Sie sind nicht dunkel umflort, sondern weiß bekränzt. Es sind Kommunionkerzen unschuldiger Kinder, die ihrer älteren Freundin den Ehrendienst tun.

Die Kirche ist gedrängt voller Leute, wie an einem Sonntag. Der Himmerichslies' ihr Seelenamt, da fehlt keiner.

Digitized by Google

Das liebe Kind hatte kaum ins Leben geschaut, war kurz und flüchtig, wie ein Sonnenblick in Winterzeit gewesen. War so klar und rein und keusch, und deshalb von allen geliebt, wie man das Licht liebt; war so freundlich und gut und mild, und deshalb von allen umworben, wie man die Kinder umwirbt; war so herzlich und innig und zart, und deshalb von allen bewundert, wie man die Blumen bewundert. Nun hatte Gott die weiße Menschenblüte zu sich gerufen in die Gesellschaft seiner lieben Engel und Heiligen.

Der Hannpeter kniet an seinem gewohnten Platz. Die Himmerichslies' hat's kaum nötig, daß man für sie betet. Ihre Seele, so klar wie Sonnentau, ruht geborgen im Urquell allen Glücks. Da mag sie lieber beten für uns hienieden im Jammertal. Für uns und für die armen Soldaten! Der Hannpeter wünscht, er wäre an ihrer Stelle. Er wüßte schon, für wen er beten wollte. Aber die Himmerichslies' wird's auch schon wissen. . . . Daß der Herrgott doch endlich ein barmherziges Einsehen braucht. Es ist ja gar zu entsetzlich mit dem Krieg.

Und seine Gedanken brauchen Hilfe, seine Gebete suchen Stützen: . . . . „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns arme Sünder! . . . ."

— — — — — — — — — — — — — — —

Dies irae, dies illa! . . . .

Majestätisch gleitet es dahin. Reißt mit sich fort. Die Seele zittert unter der überwältigenden Größe dieser Melodien, die in wenige Töne gebannt sind; erhebt vor der erdrückenden Wucht dieser Worte, die kein Mensch je ergründet; schaudert vor der heiligen Einfachheit dieses Liedes, dessen Größe unfaßbar ist . . .

Der Hannpeter nimmt das alles so selbstverständlich, als ob es garnicht anders sein könnte. Genau so wird einst bei seiner Sterbefeier gesungen und gebetet, so soll auch sein Seelenamt einmal gehalten werden . . .

Vom Altare senken sich voll und schwer die Worte in den Raum: . . . Per omnia saecula saeculorum! . . .

Die alte Sakristeiuhr tickt dem Hannpeter in die Ohren, langsam und wohlgezählt, als ob sie mit der Zeit sparen müsse, wie die Leute mit dem Kriegsbrot: e—wig, e—wig, e—wig! . . .

Vor ihm glüht still die rote Ampel des Ewigen Lichtes, vertraulich, zuversichtlich. Am Altare vollzieht sich das Ewige Opfer. Die Himmerichlies' ist eingegangen in die Ewig' Ruh', Gott hab' sie selig. Wie lang noch, dann wird ihm selber das letzte Erdenstündlein schlagen. Dann muß auch

Digitized by Google

er durch das enge Ewigkeitspförtlein, darunter jeder das Atmen vergißt, und jenseits dessen nur mehr nach Ewigkeiten die Stunden gezählt werden. Das Pfand dazu ist ihm bereits ausgehändigt, seine ewige, unsterbliche Seele... So sinniert er. Und dann betet er um eine glückselige Sterbestund'.

In der vordersten Bank, ganz an der Ecke, kniet in schwarzen Kleidern der Himmerichsignaz. Er hat in den Tagen schon soviel weinen und beten müssen. Jetzt zählt er andächtig die Buchstaben, die auf der breiten bandseidigen Kranzschleife behäbig glänzen: „Möge dir die Erde leicht sein!" Und plötzlich denkt er über die Worte nach, und sie tun ihm gewaltig leid. Weil die arme, schwache Lies' das ganze Grabloch voll Erde aufgeladen bekommt. Nur, das Wünschen hilft ihr gar doch nichts dabei, sie muß die ganze Lehmlast tragen. Zwar, eigentlich ist es auch ganz einerlei. Sie spürt ja doch nichts mehr davon. Aber es sind wunderschöne rührsame Worte und aufs Haar ganz genau vierundzwanzig goldene Buchstaben . . .

Neben dem Ignaz kniet die Betammi. Von ihrem Krepphut schneppt würdig und achtungheischend das schwarze Trauerband. Sie ist sehr in ihrer Andacht gestört. Der verdasterte Küster hat wahrhaftig vergessen, die Kerze an der Schmerzhaften Mutter in Brand zu setzen. Und sie hat es ihm viermal gesagt, vorgestern schon, gestern wieder und heut morgen doch noch zweimal. Der ganze Segen ist verloren, und die Lies' in ihrer Seelenruh' gestört. Und immer, wenn sie aus ihrem Gebetbuch aufschaut, muß sie in hellem Aerger nach der Schmerzhaften Mutter schielen . . .

In einer der hintersten Bänke hat ein armes Weib Platz genommen. Das große graue Umhängetuch hüllt Kopf und Schultern ein. Die Burgmarie. Ihre Gedanken gehen wie im Traum, und die Orgel macht sie immer irr . . . . Er wäre tot! Ihr Frieder, ihr Junge, ihr Kind! Der Pastor hat es ihr gestern gesagt. Erst war sie wie erstarrt, nachher hat sie lang, lang geweint, bis sie endlich nicht mehr weinen und nur noch wimmern konnte. Und schließlich hatte auch das aufgehört. Nun waren sie alle tot, der Himmerichswirt, der Römer, die Lies', der Frieder, all waren sie fort, unter den Linden . . . Sie läge am liebsten auch im Sarg. Denn nun fing die Not erst an, sie mochte garnicht daran denken, was der Pfarrer noch mehr gesagt hatte: Sie solle fortgebracht werden! In eine Anstalt, wo sie es gut hätte . . . Ach, Gott, ach Gott! . . . . Sie zittert bei dem bloßen Gedanken.

Digitized by Google

O, der Frieder, der Frieder! Der hätte das nie zugegeben .... Das muß einer dem guten Pfarrer in den Kopf gesetzt haben .... und .... und .... Plötzlich kreisen wieder ihre Gedanken, immer rund, rund, wie ein Sprudel, in dem alles untergeht. Nur das eine ist ihr klar: Sie kann sich nicht wehren, darf nicht. Sie hat kein Recht, nur Schuld! Und jetzt ist der Frieder tot! ...

„O liebe Gottesmutter, hilf mir! O barmherziger Gott, sei mir armen Sünderin gnädig! ..."

Lux aeterna luceat eis! ....

Das heilige Opfer neigt sich zu Ende. Die Melodie hat sich zu vollendeter Freiheit durchgerungen. Sieg, Lohn, Herrlichkeit kündet sich verheißungsvoll an. Und die Worte, welche schüchtern und beklommen das Requiem begonnen, schwingen klingend in den Ring der Gläubigen: Requiem aeternam dona eis, Domine! ....

— — — — — — — — — — — — — — —

Das Amt ist aus. Der Pfarrer hat mit zitteriger Stimme das Requiescant in pace! gesungen. Die Orgel ist verstummt.

Der Geistliche will den Altar verlassen, die Meßknaben knien bereits vor den Stufen und erwarten ihn. Da bleibt er auf der obersten Stufe stehen, in den Händen die verhängten Kelchgeräte.

Er will sprechen. Die Leute merken auf ...

„Die Beerdigung der Jungfrau Elisabeth Himmerich findet im Anschluß an die heilige Messe statt. Die Verblichene wünschte keine Grabrede. Sie bittet ihre Freunde und Bekannten um das Almosen des Gebetes.

„Ich habe meinen Pfarrkindern zu verkünden, daß der Krieg zwei weitere Opfer aus unserem Kirchspiel verlangt hat ..." Einen Augenblick stockt er, dann fährt er fort. Die Sätze sind wie florumhangen, klingen wundweh und schmerzgebrochen:

„.... Der Musketier Friedrich Eckert, Sohn von Maria Eckert, aus Westerstein hat in Rußland den Ehrentod gefunden ... Ferner ..." Seine Mundwinkel zucken, seine Hände umspannen fester den Kelch. Aber seine hohe Stirne reckt sich und von seinen weißen Haaren geht ein Leuchten. Nur seine Stimme ist wie Klagerufen:

„... Der Feldgeistliche Ferdinand Behner, Sohn von Johann Engelbert Behner und dessen Ehefrau Gertrud..." Noch einmal stockt er. Dann fügt er bei, — der alte Mann zittert — ... Unser ... Kaplan ...!"

Digitized by Google

Er ist die wenigen Stufen hinabgetreten, kniet zwischen den Meßknaben am Fuße des Altares.

„Herr, gib ihnen die ewige Ruhe!" fleht seine Stimme durch den Raum.

„Und das ewige Licht leuchte ihnen!" so antwortet ihm das ganze Volk.

„Herr, laß sie ruhen in Frieden!"

„Amen."

„Und die Seelen aller abgestorbenen Christgläubigen mögen ruhen durch die Barmherzigkeit Gottes in Frieden!"

„Amen."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Bergwasser.

Drei richtige Königskinder, die spielten an der rastlosen Quelle und schöpften das träumende, blaue Bergwasser.

Ihre Kleider waren aus reiner schimmernder Seide. Die floß über ihre Glieder, wie das liebe Sonnenlicht über den weißen Schnee und umhüllte sie mit züchtiger Anmut. Die langen Blondhaare lagen darauf wie Wellen von Gold und Silber. Und jedes der königlichen Kinder trug sein blitzendes Krönlein, mit Perlen und schillerndem Edelgestein besetzt. Wie Prinzessinnen sie immer tragen. . . . Und sie beugten sich über die flinke Quelle und lauschten auf ihr Geflüster, was sie raunte und erzählte.

Da glitt es manchmal wie rechtes Leid über ihre hoheitsvollen Stirnen, und wieder manchmal schauten sie einander an und lachten. Dann einmal war es, wie stille Andacht in ihren Blicken, dann wie Zürnen und Entrüstung. Und schließlich tauschten sie ihre Gedanken, und sie einigten sich, wie sie es machen wollten, nahmen ein weißes Blatt und schrieben alles auf, was sie von der Quelle erlauscht hatten, einfach und deutlich, wie sie es für gut fanden . . .

Kam ein fahrender Schüler gezogen, und sein Weg führte ihn über den Berg und an der Quelle vorbei, darin das blaue Bergwasser träumte. Und die schönen Kinder saßen daran.

Und als sie ihn erkannten, daß er es sei, da achteten sie es gering, daß er ein zerrissenes Mäntelein trug, weil sie wußten, daß er mit seiner Armut ihnen von Herzen zugetan war. Da freuten sie sich und winkten, daß er kommen möge. Das machte ihm Mut und er nahm sich ein Herz und ging zu den feinen Kindern. Sie waren gar lieb und

Digitized by Google

artig, zeigten ihm auch, was sie fleißig aufgeschrieben hatten und fragten ihn:

„Johannes, kannst du lesen?"

Ich sagte: „Ja."

„Dann sieh einmal, was wir geschrieben haben." Und sie reichten es mir.

Als ich es gelesen hatte, fragten sie:

„Johannes, gefällt es dir?"

Nun sagte ich: „Es gefällt mir sehr. Ich möchte, daß es viele lesen."

Ich sagte das geradeso, wie es mir in den Sinn kam. Das machte ihnen wohl Freude. Und sie fügten huldreich bei: „Ei, so wollen wir es dir in Gottes Namen schenken. Nimm es hin und mach ein Buch daraus. Sieh' zu, daß du einen wohlklingenden Namen dazu findest, und sorge, daß viele es mit Nutzen lesen."

Und die eine der lieblichen Schwestern sah sinnend aus den klaren schönen Augen, und ihre Stimme war voll Hoheit und Warnung: „So muß ich schreiben."

Die das sagte, war die Geschichte.

Die andere schaute mich an wie ein Traum und meinte herzgewinnend in fromm vertrauender Einfalt: „So darf ich berichten."

Die Sage war es, die so sprach.

Das letzte der Kinder aber war die Schönheit selber, und lieb und zart, wie ein Marienblümchen. Seine herrlichen, lichten Augen waren wie Kindergrüße und fromme Sterne. Und schalkhaft kam es über sein golden Mündlein: „So will ich erzählen."

Das sagte das Märchen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Und ich dankte wieder und versprach noch einmal, was immer sie wollten. Das Blatt aber steckte ich sorglich ein und barg es in meinem Ränzlein, daß es vor Unbill und übler Fährnis geschützt sei. Und zog meiner Straßen.

Weil ich nun einen trefflichen Namen dazu suchen sollte, dachte ich oft und lang. Fand jedoch keinen, der besser klang und mehr besagte als: . . . . „Es waren Königskinder. . . ."

Mag damit das Buch hinausgehen und seine Freunde grüßen, wie die freundlichen Schwestern sagten: In Gottes Namen!

— Ende. —

Digitized by Google

Alter. / Von Marie Herbert, Regensburg.

Aus unverbrauchter Erde ſchuf euch Gott,
Ihr erſten Menſchen! Lichte Flammenrieſen!
Euch rührte Kummer nicht, noch Neid und Spott,
Ihr gingt mit Lachen in den Paradieſen.

Das Lachen war dem Schöpfer alſo wert,
Daß er's geſammelt hat in ew'gen Bronnen,
Daß er es unſren Kindern noch beſcheert
Solang ſie atmen in der Unſchuld Wonnen.

Ach längſt beſudelt ward des Schöpfers Ton.
Wir ſind aus Gräbern wieder aufgeſtiegen
Und Milliarden Menſchen lagen ſchon
In unſren Särgen und in unſren Wiegen.

Atom von König oder Paria,
Sind wir die Kinder urweltalter Zeiten.
Soviel Geſchlechter dieſe Erde ſah,
Wir mußten durch ſie unſer Leben leiten.

Von ſeiner Kraft und ſeiner Schwäche hat
Von ſeinen Laſtern jedes uns gegeben,
Halb Helden ſind wir, halb zum Tode matt.
Und müſſen unſern Schatz aus Schlacken heben.

Digitized by Google

Moderne Malerei.

Von G. W. Schwenzer, Wien.

(Schluß)

Aber erst mit dem Holländer Vincent van Gogh und den Franzosen Cézanne und Gauguin, die zuvor dem Impressionismus gehuldigt hatten, setzte der moderne Expressionismus ein. Diese Maler bestrebten sich, die „tote" Natur zu verlebendigen, d. h. sie mit dem Hauche einer leidenschaftlichen und menschlichen Sinnlichkeit zu durchdringen. Die Vermenschlichung einer andern Gesetzen gehorchenden Natur, dieses Hineintragen einer blutvollen Sinnlichkeit, die sich Wille und Intellekt dienstbar gemacht hat, in ihre keusche Unberührtheit, konnte nicht ohne Vergewaltigung abgehen, und so wird unter dem fiebernden Pinsel dieser Maler die Natur auf das grausamste verstümmelt und verzerrt; sie erhält eine unter konvulsivischen Krämpfen erzeugte Sichtbarkeit.

Da bei dieser Art von Malerei ein solides Können eher hinderlich als förderlich war, so schien für alle diejenigen, die nichts gelernt hatten, eine goldene Zeit angebrochen zu sein, und so erhielt diese Richtung eine ungemessene Zahl von Anhängern, Männlein und Weiblein, die den unbezwinglichen Drang in sich spürten, ihren Ausdrucksfanatismus an der armen Natur loszulassen und mit Farbe und Pinsel auf der unschuldigen Leinwand herum zu wüten.

Aber auch Maler von unzweifelhaft starkem Talente haben sich in diesen Wirbel hineinziehen lassen. So ist von deutschen Künstlern in erster Linie Max Pechstein zu nennen, ein Maler, der besonders in seinen Zeichnungen und Holzschnitten Improvisationen des animalischen Lebens von äußerst künstlerischer Gedrängtheit gegeben hat.

Neben ihrem Verhalten der Natur gegenüber haben die bedeutendsten Expressionisten dem Bildmäßigen eine größere Aufmerksamkeit zugewendet. Hatten die Impressionisten die Struktur des Bildchens an sich vernachlässigt und sich mit der bloßen Wiedergabe eines Naturausschnittes begnügt, so wurde jetzt wieder eine Organisation der Bildelemente erstrebt. Die abstrakte Bildfläche gewann erhöhte Bedeutung. Auf ihr drängten sich die optischen Elemente, Farben, Linien und Massen zu einer mosaikartigen Gemeinsamkeit zusammen, welcher durch die beabsichtigte Vernach-

Digitized by Google

lässigung der Perspektive die gewollte pantheistische Ausschließung jeder Distanz nicht fehlte.

In diesem optischen Farben- und Linienrausch sollte ein Zusammenklang gegeben werden, der musikalische Wellen und Rythmen entsendet.

Wenn auch diese Bestrebungen bei dem extensiven Expressionismus eine mehr untergeordnete Bedeutung hatten, gegenüber der Absicht, der darzustellenden Natur in knappster Form den Ausdruck eines subjektiven sinnlichen Erlebnisses von größter Heftigkeit zu geben, so kann man doch in ihnen das Hinübergleiten in den intensiven abstrakten Expressionismus, der die letzte subjektivistische Konsequenz zieht, deutlich erkennen.

Ist dieser letztere der konsequentere, so ist der erstere der gefährlichere, weil in ihm die Möglichkeit des Wollens enthalten ist, die unter Umständen zur Perversität entartete Sinnlichkeit auf den Thron der pantheistischen Gottheit zu erheben und ihr eine konkrete Sichtbarkeit zu geben. Damit wird das Zeitlichste, Vergänglichste, dem auch der Geruch einer in Fäulnis übergegangenen Überkultur anhaften kann, zum Ewigen und Göttlichen gestempelt.

Ich rede wohlgemerkt nur von Absichten und von einer Konsequenz, die sich von selbst ergibt. Diese Absichten kommen in der mit dieser Malerei parallel verlaufenden literarischen Bewegung (man denke nur an Wedekind), noch viel unverhüllter und deutlicher zum Ausdruck.

Auch der Archaismus und Primitivismus verfolgen subjektivistisch-expressionistische Tendenzen, indem sie an die Primitivität der Kunstäußerungen ältester und unzivilisierter Naturvölker anzuknüpfen versuchen, in der Annahme, bei diesen Naturkindern am ehesten ein von allen kulturellen Einflüssen unberührtes, rein instinktives Ausdrucksvermögen zu finden.

Die letzte Konsequenz des Subjektivismus jedoch zieht der intensive abstrakte Expressionismus, der die letzte Brücke zu der sichtbaren Wirklichkeit hinter sich abgebrochen und die vollständigste Autonomie der Form zu seinem Dogma gemacht hat.

Ein markanter Vertreter dieser Richtung ist unter vielen Andern der Russe Kawlinsky.

Diese Richtung begnügt sich, ganz abgekehrt von der sichtbaren Erscheinungswelt, mit dem erwähnten kosmischen Grundgefühl und einer abstrakten Fläche, auf der sich dieses Gefühl produziert. Ein Farben- und Liniengewirr erscheint hier als schwingender und wo-

Digitized by Google

gender Rhythmus, in dem das tiefinnerste Wesen der Welt und des Künstlers zugleich zum Ausdruck kommen soll.

Abgesehen von der metaphysischen Bedeutung, welche diese Maler ihrer „Linienmagie" und „Farbensymbolik" beilegen, kann man zugeben, daß die, von der natürlichen, objektiven Erscheinungsweise losgelösten und einzig auf dem Gefühl des Künstlers aufgebauten Linien- und Farbenkompositionen gewisse verschwommene, ästhetische Empfindungen auslösen können, tiefere Wirkungen aber können nur auf einer Art von Suggestion beruhen und bei dem Beschauer einen über das gesunde Maß hinaus gesteigerten Zustand des Innenlebens voraussetzen.

Auf derselben Linie liegen die musikalischen Associationen, die man auf diese Weise auf der Fläche erzeugen will, und die in der gewollten Überspannung nicht minder eine Verirrung bedeuten. Man verkannte dabei vollständig, daß der Bewegung im räumlichen Sinne, also auf Linie angewandt, nur eine übertragene, bildliche Bedeutung zukommt, und daß der Rhythmus räumlicher Formen und der musikalische zeitliche Rhythmus ihrem Ursprung und Wesen nach grundverschieden sind.

Das grundsätzlich Verkehrte dieser Bestrebungen besteht darin, daß der Linie und Farbe an sich eine selbständige Bedeutung zugemessen, daß das Mittel zum Selbstzweck wird. Nun soll allerdings ein subjektiver Zustand des Künstlers damit ausgedrückt werden. Die Linie soll einen gewissen Rhythmus des Lebens, die Farbe bestimmte Gefühlswerte ausdrücken. Aber das ist natürlich Alles von äußerster subjektiver Willkürlichkeit. Das Kunstwerk ist nicht nur der Ausdruck einer Persönlichkeit, es soll auch zu einem Beschauer reden. Es muß deshalb eine über das Individuum seines Schöpfers hinausreichende Verständlichkeit haben. Diese Verständlichkeit beruht auf objektiven Normen und Formen, die der Künstler niemals autonom schaffen kann, sondern die er vorher intuitiv empfangen haben muß, weil der Einzelne eben nicht der Mittelpunkt der Welt ist. Mit der äußersten Autonomie gelangt man deshalb nur zu höchst sonderbaren Machwerken, die einem Andern nichts mehr sagen, sondern nur sein Befremden oder seine Heiterkeit erregen. Wenn Jemand z. B. das Gefühl der Erhabenheit mit Purzelbäumen ausdrücken wollte, und möglich wäre so was ja immerhin, so wäre das seine eigene, individuelle Angelegenheit. Vom Standpunkt der Allgemeinverständlichkeit jedoch würde man in dieser Produktion nicht die beabsichtigte Wirkung wahrnehmen, sondern den „Künstler" höchst wahrscheinlich für verrückt erklären.

Digitized by Google

Gegen diesen malerischen Soliphismus in seinem letzten Stadium läßt sich daher nichts Objektives mehr sagen, da die Gebilde dieser Richtung dem normalen Beschauer gegenüber in ihre tiefste subjektivistische Rätselhaftigkeit zurückweichen.

Mit ihr verwandt, wenn auch von ihrer gefühlsmäßigen Subjektivität etwas abweichend und zu einer mehr objektiven Gesetzlichkeit hinneigend, ist der Kubismus, wie ihn unter andern Pablo Picasso vertritt.

Der Kubismus ist ebenfalls rein abstrakt und naturfeindlich. Die Kubisten wollen das Wesen der Dinge, ihre Gesetzmäßigkeit auf dem Wege der Abstraktion zergliedern und, von allem Zufälligen, Individuellen losgelöst, wieder zu Form verdichten. Gegen die Vernachlässigung des Gegenständlichen, die dem Impressionismus eigentümlich ist, reagieren sie durch ihre stereometrisch geometrische Betonung des Körperhaften und gelangen so zu der Einseitigkeit, das Wesen der Dinge in ihre dimensionalen Beziehungen zu verlegen und auf ihre kubische Existenz zu beschränken.

Gegen das Abstrakte des Kubismus lehnen sich nun wieder die Futuristen, die zuerst in Italien auftauchten, und von denen ich nur Severini nennen will, in der heftigsten Weise auf.

Sie beschränken sich darauf, aus dem zeitlich verlaufenden Fluß des Geschehens Empfindungsbruchstücke zu erhaschen und die in der Aufeinanderfolge empfangenen Eindrücke, zu einem Ragout vereinigt, auf der Fläche nebeneinander darzustellen. Ihr Ziel ist letzten Endes Bewegung. Sie führen das Streben der Malerei, die Gesetzmäßigkeit von Raum und Zeit mit raum-zeitlichen Mitteln zu überwinden, in der grassesten Weise ad absurdum, sodaß also der Futurismus durch die ihm innewohnende Vernunft die sicherste Aussicht hat, am schnellsten im Orkus der Vergangenheit zu verschwinden.

Dann wäre noch die Malerei der Symbolisten und Mystiker zu erwähnen. Ihr weltanschaulicher Untergrund ist vielfach jene indische Philosophie, der die Wirklichkeit zum Traume und der Traum zur Wirklichkeit wird. In dieser Malerei schafft sich die fabulierende Phantasie eine geheimnisvolle Traumwelt, die von seltsamen Gestalten und Wesen bevölkert, bald den Beschauer mit rätselhaften Augen anstarrt, bald wie ein schwerer Alpdruck auf ihm lastet. Ein wirklichkeitflüchtiges Künstlergemüt läßt sich in dieser Kunst zu den seltsamen Launen und Verknüpfungen des Traumes

Digitized by Google

verleiten, die von keinem aufspürbaren Gesetz bedingt sind, und zieht den Beschauer in den Bann dieser rätselvollen Gestaltung.

In dieser Weise haben sich Khnopff, Toorop, Redon und viele Andere betätigt.

Neben allen diesen Richtungen giebt es glücklicherweise noch eine große Anzahl Künstler, die in diesem Strudel der Zeit nicht herum wirbeln, die nicht den Trieb und Ehrgeiz haben, in dem Allzuzeitlichen ganz aufzugehen und im Schnellzugstempo in die Ewigkeit zu sausen, sondern die ihre eigenen stillen Wege gehen und ihrer Persönlichkeit ein naturgemäßes und gesundes Wachstum gönnen. Sie werden, unberührt von der fieberhaften Unrast der Zeit jenes Maß erreichen, das in ihrer Veranlagung beschlossen ist.

Zu diesen gehören unsere deutschesten Maler, in deren Bildern deutsches Wesen sich am reinsten ausprägt. Es sind allerdings diejenigen, die von einer gewissen Kritik am wenigsten verhätschelt worden sind. Diese Kritik, die mit dem Handel in so intimen Beziehungen steht und die den Marktpreis macht, hat bisher nur das zu einer schwindelhaften Höhe hinaufgelobt, was aus dem Auslande und ganz besonders aus Paris kam; sie hat kein deutsches Talent gelten lassen, das nicht zuvor in Paris abgestempelt und krumm gebogen worden war. Man wird in Zukunft, wenn man eine gesunde deutsche Kunst will, gegen diesen groben Unfug energisch Front machen müssen.

In der modernsten Kunst ist nun freilich auch ein Zug, zu dem in Deutschland immer eine gewisse Hinneigung bestanden hat; es ist dies das Bestreben nach äußerster Subjektivität. Insofern ist diese subjektivistisch expressionistische Malerei der absurde Schlußpunkt einer langen subjektivistischen Entwicklungslinie, innerhalb welcher Luther das Christentum, Kant die Erkenntnis dem Subjektivismus ausgeliefert hatten. Das Werk dieser beiden Männer konnte es nur zu einer so langen Dauer bringen infolge der Inkonsequenz. Nur diese verschafft Irrtümern ein langes Leben, die Konsequenz führt sie ad absurdum.

Der Subjektivismus bedeutet Entwurzelung, denn unsere tiefste Wurzel greift nicht in uns selbst und was entwurzelt ist, verdorrt und verfault.

Aus übersubjektiven Gründen strömt Maß und Gesetz in alles menschliche Tun. Wenn aber der Mensch sich zum Maß der Dinge macht, dann wird das Maßlose Gesetz.

Zum Teil waren ja alle diese künstlerischen Bestrebungen der letzten Jahre hervorgegangen aus einem Ueberdruß am Materialismus und aus der Sehnsucht, sich von ihm abzu-

Digitized by Google

kehren und wieder in geistige und seelische Tiefen einzudringen. Daß sie aber nur irrlichtartige Zuckungen blieben, ist die Tragik des entwurzelten, gottentfremdeten modernen Menschen, dem eine feste, über allen subjektiven Schwankungen stehende Weltanschauung und ein tiefer Lebensinhalt fehlt.

Von dieser Erkenntnis berührt ist auch eine kürzlich in der deutschen Kunst und Dekoration erschienener Aufsatz von Wilh. Michel: „Die neuen Inhalte".

Michel schreibt unter Anderm: „Der Impressionismus ist der Materialismus der Hand und des Auges. Ihn habt ihr beseitigt. Aber den Materialismus des Geistes habt ihr bestehen lassen. Hier dauern noch alle die Plattheiten und Halbheiten, die unkünstlerische Gestaltlosigkeit, die spießbürgerliche Beschränktheit. Noch einmal: Es läßt sich nicht vereinigen, nach den Kunstschöpfungen begeisterter, gesetzesfroher und gottestrunkener Menschen die Grammatik der gehobenen Sprache studieren und zugleich der ‚geistigen Mittelstandsbewegung' des Monismus huldigen — um nur diesen einen Vorstoß des Spießertums zu nennen". Diese Auslassung eines nicht auf dem Boden unserer Weltanschauung stehenden Schriftstellers können wir durchaus unterschreiben.

Es ist nicht zu verkennen, daß der furchtbare Ernst der gegenwärtigen Zeit auf das Wesen der modernen Kunst ein grelles Licht wirft, das ihre nackte Lebensfremdheit ganz enthüllt. Der über die Gegenwart dahinbrausende, unser tiefstes Wesen aufwühlende Sturm hat alle Blüten eines spielerischen und philosophisch maskierten Aesthetizismus geknickt. Es zeigt sich, daß keine der besprochenen Richtungen fähig ist, Ausdruck für das zu werden, was in denen auflebt, die ihre Herzen der eindringlichen Mahnung dieser Ereignisse geöffnet haben.

Möge der Kriegssturm, der so Manches erneuert, auch ein Frühlingssturm werden für die deutsche Kunst, der alles Welke fortreißt und das Echte und Starke in seinen tiefsten Wurzeln befestigt, wieder wachsen läßt.

Verantwortliche Schriftleitung: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11, und Otto Walter, Olten (Schweiz). — Fachredakteure: Dr. Lorenz Krapp, im Felde, und Dr. Wilhelm Oehl, Universitäts-Professor, Freiburg (Schweiz). — Verlag: Petrus-Verlag, G. m. b. H. — Druck: in der eigenen Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google

Nur eine Einzige.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von M. Buol.

Hell fiel das Mondlicht durch die hohen Bogenfenster des Klosters Santa Cruz. In jede Zelle drang es und grüßte die schlafenden Brüder. Still bescheiden grüßte es sie, um sie nicht zu wecken, denn jeder von ihnen hatte ein hartes Tagewerk hinter sich und bedurfte der Ruhe.

Nur einer wachte noch im Kloster, ein Alter mit weißen Haaren; der kniete in später Nachtstunde vor seinem Kruzifix und weinte heiße Tränen auf des Heilands Füße. Und während er weinte, kam eine Bitte über seine Lippen, immer wieder dieselbe: „Eine Einzige, o Herr, nur eine Einzige!"

Lange betrachtete der Mond den einsamen Beter; seine Strahlen glitten über die silbernen Haare und das weiße Ordenskleid. Aber aus den Worten des weinenden Mönches wurde der Mond nicht klug. Und endlich stieg er über das Dach des Hauses hinweg und ließ den alten Mann im Dunkeln. Eine Stunde später klang die Mettenglocke, und in den Zellen wurde es lebendig. Der stille Beter aber brauchte sich nicht erst von der Ruhe aufzuraffen; der zündete seine Lampe an und war wie immer der Erste am Chore. Und auch dort, hingestreckt vor dem Tabernakel wiederholte er, was er in einsamer Zelle gebetet hatte: „Eine Einzige, Herr, nur eine Einzige!"

Es war das Gebet seines Herzens seit Jahren schon, und bis zum heutigen Tage fühlte er sich unerhört. Seine Mitbrüder hielten ihn für einen Heiligen und Weisen und redeten mit Ehrfurcht von ihm; denn er war ein tiefer Denker und großer Gelehrter, der viele gottgeweihte Jünglinge in die Geheimnisse der heiligen Theologie einführte. Und weil man in seinem Heimatlande seiner so sehr bedurfte, hatten ihm die Obern die Bitte abgeschlagen, die er immer wieder voll Ungestüm an sie richtete. Seit den Tagen seiner Kindheit waren die Heidenländer seine Sehnsucht gewesen; seit er das weiße Kleid des heiligen Dominikus trug, hatte er danach verlangt und hatte sein Verlangen nie erreicht.

Als er noch jung war, erfreute er sich an herrlichen, kühnen Träumen. Da schritt er durch die tiefen dunkeln Forste am stillen Maranon, da bahnte er sich neue Wege durch Schlinggewächse und Sumpf, da zog er siegreich hin-

Digitized by Google

durch zwischen heulenden Waldtieren und zischenden Giftschlangen und kam zu den Siedelungen der braunen Wilden und erzählte ihnen die Wunder von Bethlehem und Golgotha. Dann weinten die Armen vor Rührung und verlangten ungestüm nach der Taufe. Und er taufte sie zu Hunderten, nein, zu Tausenden und baute ihnen Dörfer, wo sie lebten wie die ersten Christen. Die wilden Söhne des Urwalds legten ihr Kampfbeil bei Seite und wurden zu sanften, arbeitsfrohen Menschen. Im Gewirre jahrhundertalter Bäume klang fröhlich die Axt, und tief grub sich die Pflugschar in die unberührte Erde. Saaten sproßten, wo früher das schaurige Dämmerlicht des Waldes herrschte. Gebet und Arbeit wechselten lieblich ab: ein Volk war für Christus gewonnen!

Ja, so hatte es Pater Raimund geträumt, zur Zeit, da er als junger Novize zwischen den blühenden Beeten seines Klostergartens wandelte. Darüber war aber schier ein halb Jahrhundert hingegangen, und hatte seinen Rücken gebeugt und seine Haare gebleicht. Seine Seele war jetzt klein und demütig geworden wie die Seele eines Kindes; er zielte nicht mehr so hoch. Nicht ein ganzes Volk begehrte er vom Herrn: wenn er nur eine Seele für ihn retten durfte, ach, nur eine! Und deshalb flehte er so oft in stillen Stunden: „Nur eine Einzige, Herr!" Wenn die jüngern Mitbrüder den Greis bei seinen Gebeten belauschten, verstanden sie nicht, was er meine; aber der Eine, dem die Bitte galt, der verstand das einfältige Wort des großen Denkers, dem all seine Wissenschaft nichts galt, wenn es ihm nicht gelang, eine Seele zu retten.

Die Nacht verging, und der folgende Tag brachte dem Kloster von Santa Cruz hohen Besuch. Padre Alfonso kam, der Provinzial, um das Kloster zu visitieren. Als das geschehen war, wurde im großen Refektorium ein einfaches Mahl genommen, bei dem heilige Fröhlichkeit herrschte, denn der Anwesenheit des Provinzials zu Ehren waren die Mönche der strengen Pflicht des Schweigens entbunden.

Nach dem Mahle ging man in den Klostergarten. Der Provinzial schritt an des Priors Seite und besprach mit ihm so manche Angelegenheiten des Hauses, die ihm am Herzen lagen. Da kam ihnen über den Kiesweg des Gartens Pater Raimund entgegen, schweigend und gesenkten Blickes, wie einer, der in tiefes Denken versunken ist. Der Provinzial hielt ihn an.

„Was ist's mit Euch, Bruder Raimund? Seid Ihr noch immer gleichen Sinnes?"

Digitized by Google

Verwundert blickte der Alte zuerst. Dann glaubte er zu verstehen und ein wunderbarer Schimmer flog über sein welkes Gesicht. Er kniete zu den Füßen des Provinzials und schaute fragend zu ihm auf. Und als er in den Mienen des Vorgesetzten Ermutigung las, erwiderte er mit fester Stimme: „Ehrwürdiger Vater, mein Sinn ist noch immer derselbe, und meines Herzens ganze Sehnsucht zieht mich zu den armen Heiden, daß ich ihnen Christum verkünde. Doch ob Ihr diese Sehnsucht stillen wollet, das sei Euch anheimgestellt."

Der Provinzial legte seine Hand auf Raimunds Schulter und gebot ihm aufzustehn. Dann sagte er freundlich: „Wohlan, ehrwürdiger Bruder, weil es Euch nicht genügt, euere Wissenschaft zu Gottes Ehre hier in der Heimat leuchten zu lassen, so tun wir Euch kund, daß wir Euch mit drei andern Brüdern dieses Konvents für die Missionen in Südamerika bestimmt haben und befehlen Euch im heiligen Gehorsam, Euch auf diese Reise zu rüsten. Im Hafen von Xeres liegt ein Schiff vor Anker; ich habe mit dem Kapitän bereits alles ins Reine gebracht. In drei Tagen möget Ihr fahren."

Auf Pater Raimunds alten Wangen flammte jugendliches Rot; seine Augen leuchteten wie die Augen eines Kindes, das eine gütige Hand reich beschenkt hat. Er küßte unter Tränen die Hand des Vorgesetzten, aber er brachte kein Wort hervor. Nein, keinem Menschen konnte er sagen, was jetzt an stiller Freude in seiner Seele wogte; vor den Tabernakel eilte er hin, um die Freude seines Herzens auszusprechen, auszuweinen!

Doch was war das? Kaum kniete er im Chore, da schwand mit einem Schlage die ganze stürmische Freude, und bleischwere Sorge legte sich auf sein altes Herz. Schrecklich schien ihm alles, was jetzt vor ihm stand. Still und mit der Regelmäßigkeit eines Pendels war ihm sein Leben bisher verflossen; zwischen engen Klostermauern war es dahingegangen. Seine Pflichten als Lehrer, seine langen, eifrigen Studien in den großen Folianten der Klosterbibliothek hatten ihm keine Zeit gelassen, sich in Gottes freier Natur zu bewegen. Hatte er einmal einen weitern Weg zu machen, denn fühlte er sich schnell erschöpft; er war trotz all seinem Nachtwachen und Fasten empfindlicher für Hitze und Kälte als seine Ordensbrüder, die als Volksprediger weit im Lande umherwallten. Und nun sollte er, der schon nahe an den Siebzig war, eine Weltreise antreten, eine Reise auf engem Schiffe, allen Unbilden und Launen der Witterung ausgesetzt. Und drüben angelangt, wie sollte er sich in seinem neuen Berufe zurechtfinden? Was halfen ihm

Digitized by Google

seine alten Sprachen, was half ihm das Lateinische, das Griechische und Hebräische, wenn er den Rothäuten in schlichten Worten die frohe Botschaft künden sollte? Würde er je imstande sein, die wilde Sprache dieser Urwaldmenschen zu erlernen? Ach, mit siebzig Jahren lernt man nicht mehr! Auch merkte Pater Raimund erst jetzt, wie sehr er an seinem regelmäßigen Leben hing, an dem geräumigen Kloster und der schönen Kirche, an der herrlichen Bücherei und dem luftigen Studiersaale, wo er die verborgenen Schätze heiliger Gelehrsamkeit seinen lauschenden Jüngern erschloß. Nun aber nahm das alles ein jähes Ende! . . . . Ach Gott, dem alten Mann war es zu Mute, als wollte er lieber hundertmal sterben!

Lange kniete er so und begriff sich selber nicht mehr, daß das, was er von Jugend an erstrebt hatte, ihm mit einemmale so schwer und bitter geworden war. Er meinte, das Herz müsse ihm vergehen vor Weh; aber er kämpfte mannhaft und warf sich vertrauend in Gottes Arme. Und dann stand er auf, zu jedem Opfer gerüstet.

— — — — — — — — — — — — — — —

Wilder Sturm tobte über dem Ozean. Tiefe Nacht lag über dem rauschenden Gewässer, und inmitten der dunkeln Fluten trieb hilf- und steuerlos ein Schiff. Wie eine Nußschale hob es die rasende See auf ihre weißen Wogenkämme und jeder Augenblick schien der letzte für das kleine Fahrzeug. Während die Matrosen mit voller Kraft sich mühten, das Schiff zu retten, kniete eine kleine Schar in weißen Kleidern auf dem überströmten Verdecke und empfahl sich dem Schutze der Meeresherrin. „Ave Maris Stella," klang es zwischen dem Rauschen und Brüllen des zürnenden Wassers. Da plötzlich . . . ein Ruck, ein Stoß . . . das Schiff war an einen Felsen geschleudert worden: es flog in Trümmer.

Aber die auf dem Schiffe waren, klammerten sich an den Felsen und rangen sich daran empor. Der Meeresstern hatte geholfen! Nicht ein Mann fand den Tod in den Wellen.

Als der Morgen leuchtend rot aus dem Meere heraufstieg, sahen die Schiffbrüchigen, daß der Sturm sie nicht an ein ödes Land verschlagen hatte. Nur die Küste fiel felsig schroff in den Ozean ab; aber hinter den wilden Küstenriffen dehnten sich Fluren aus in unermeßlich grüner Fruchtbarkeit. Palmen schwangen sich hoch empor; dazwischen üppige Laubbäume, und von Stamm zu Stamm schlangen und wanden Lianen ihre wilden Kränze. Vöglein

Digitized by Google

wiegten sich in den Baumzweigen und sangen den Gestrandeten einen freundlichen Willkomm. Da dankten die Männer Gott für ihre Rettung und wanderten landeinwärts, um Menschen aufzusuchen. Die Matrosen waren schon wieder guter Dinge, lachten und sangen und schritten rüstig voran. Aber langsam folgten ihnen die Mönche, denn in ihrer Mitte war einer, der fast nicht mehr voran konnte. Pater Raimund war schon während der Seereise häufig krank gewesen, und nun nach dem schrecklichen Bangen und Ringen dieser Nacht war er mit seinen Kräften fast zu Ende und schleppte sich in seinen vom Meerwasser durchtränkten Kleidern nur mühsam weiter. Endlich bat er seine rüstigern Gefährten, sie möchten ihn zurücklassen. Er wolle ausruhen, wolle sich an der Sonne trocknen und wärmen. Später, wenn sie etwa menschliche Wohnungen gefunden hätten, möchten sie sein gedenken und ihn holen.

Am Saume eines Waldes warf sich Pater Raimund zu Boden, halb tot vor Schwäche. Die Sonne begann ihren Siegeslauf über den tiefblauen Himmel der Tropen. Höher und höher stieg sie und immer brennender wurden ihre Feuerpfeile. Kein Lüftchen regte sich; schwere Dünste krochen über den Waldboden. Raimund hatte gehofft, die Ruhe werde ihm wohl tun, nun aber war er schwächer und elender als zuvor. Seine Pulse flogen, sein Blut schien zu sieden. Wild wirbelte es in seinem Kopfe, ein schwerer, schwarzer Schleier hob und senkte sich vor seinen Augen. „Ich bin krank!" dachte er.

Aber es war mehr als das. Manche Krankheit hatte Pater Raimund in seinem Leben durchlitten, doch so wie jetzt war ihm noch nie gewesen. Ihm war, als sei das Herz in seiner Brust zu Wachs geworden, und in der innern Glut, die ihn verzehrte, fühlte er es flüssig werden und zusammenschwinden. Da dachte er: „Ich muß sterben!" schloß seine Augen und empfahl Gott seine Seele.

Plötzlich in der Stille des großen Waldes dringt ein Laut an sein Ohr wie fernes Stöhnen. Raimund horcht. Lauter, deutlicher wird der Ton. Aus der Tiefe des Urwaldes kommt er. Wie ein Hilferuf klingt er.

Da durchrieselt für einen Augenblick neue Kraft die erstarrenden Adern des Alten; er richtet sich auf und ruft. Aus dem Dickicht klingt Antwort. Worte sind es, menschliche Worte, in fremder, wilder Sprache gesprochen und doch verständlich für ein mitleidiges Herz. So jammervoll, so flehend klingt der Antwortruf.

Und nun zwingt sich der Greis empor und schleppt sich ins Dickicht hinein, immer wieder zusammenbrechend

Digitized by Google

und sich aufraffend, immer wieder rufend und auf Antwort harrend. Da endlich ... was ist das? Mitten im Waldesdunkel ein kleiner Holzbau, halb zerfallen, von Schlinggewächs und Gestäude überwuchert. Vom morschen Dache winkt ein roh gezimmertes Kreuz und unter dem zerfaulenden Holzwerke erscheinen die Überreste eines Altars. In den Tropen schießt Gestäude und Unkraut rasch empor; es ist vielleicht noch nicht lange her, seit dieses kleine Waldesheiligtum aufrecht stand und auf diesem demütigen Altare Christi Leib geopfert wurde. Und der Priester — was ist wohl aus ihm geworden? Hat er dieses Land verlassen als unfruchtbares Ackerfeld oder hat ihn mitten in seinem Apostelamte der Tod ereilt, daß seine Kapelle nun öde steht und allen Winden offen?

Sieh, aus dem Gestrüppe, das den Holzbau umrankt, hebt sich ein Kopf empor, ein rotbraunes Gesicht von straffen, rabenschwarzen Haaren umrahmt, und zwei braune zitternde Hände strecken sich aus, o so hilfeflehend! Schon hat der braune Mann den nahenden Mönch erspäht, und über seine vom Tättowiermesser schaurig entstellten Züge fliegt ein froher Schimmer.

Und nun kniet der Mönch neben ihm, und o Freude! — der braune Mann spricht seine Sprache, er dankt dem Gott der Weisen, der sich seiner erbarmt. Vor Monden ist ein weißer Glaubensprediger auf die Insel gekommen; der hat die Kapelle aufgerichtet und Christum gepredigt, aber das Volk der Insel hat ihn abgewiesen. „Und auch ich," fährt der Indianer fort, „auch ich wollte mich nicht taufen lassen, obwohl meine Seele fühlte, daß es die Wahrheit sei, die der Weiße verkündete. Nein ich trieb ihn von meinem Zelte weg und wollte nicht mehr von ihm hören. Da siehe, heute Nacht hat mich der Biß einer Schlange ereilt und das Gift der Schlange kocht in meinem Blute, und ich weiß, daß ich sterben muß. Da hab ich meine Brüder und Freunde angefleht, sie möchten nachsehen, ob nicht vielleicht der weiße Mann noch auf der Insel weile; sie aber wollten nicht gehn und schmähten mich ob meiner Bitte. Und nun hab ich mich mit meinen letzten Kräften hiehergeschleppt, aber ach! ich fand das Heiligtum des großen Gottes in Trümmern, den Priester aber fand ich nicht mehr. Und ich glaubte, der große Gott habe mich verworfen und verstoßen, und ich müsse in Verzweiflung dahingehen. Da bist du gekommen, weißer Mann, und siehe, du trägst dasselbe Kleid wie jener Priester. Sage mir nun, o Greis, bist auch du ein Bote des großen Gottes der Weißen? Kannst du mir helfen in

Digitized by Google

meiner Todesnot, daß ich nicht in den Ort der ewigen Peinen versenkt werde? Sage mir, ob du das kannst!"

Durch Raimunds Seele flutet wunderbares Erkennen: Das also ist es, wonach er geseufzt und gedürstet hat! Das ist die Einzige, um die er gerungen hat in heißem Gebete in den stillen Klosterräumen von Santa Cruz! Das ist die Seele, für die er die stürmischen Wogen der Atlantis durchschiffte, und um diese Seele zu retten, diese einzige, hat sein Schiff an der Felsenküste einer öden Insel stranden müssen, und um dieser einzigen willen muß er nun sterben! O die liebe, die einzige Seele, für die er so viel gebetet und gelitten hat und die er nun endlich findet in letzter Stunde!

Der Indianer weist ihm eine Quelle in der Nähe und reicht ihm eine hölzernes Trinkgefäß, das er am Gürtel trägt. Raimund hebt sich empor und wankt zur Quelle hin mit letzter, höchster Anstrengung; er weiß, Gott wird ihn nicht verlassen. Er schöpft, kehrt zum sterbenden Manne zurück, beugt sich über ihn. Einige Fragen, einige Worte der Mahnung, des Gebetes, und das reinigende Wasser strömt über das dunkle Haupt des Indianers.

Spät am Abende kehrten die andern Mönche zurück, um ihren Mitbruder zu holen. Sie fanden ihn nicht; sie riefen und erhielten keine Antwort. Erst als sie ringsum das Gebüsch durchstreiften, trafen sie ihn; aber nicht ihn allein. Seite an Seite lagen sie da wie zwei Brüder, der Missionär und der Getaufte. Noch umschloß Pater Raimunds erkaltete Hand das hölzerne Trinkgefäß des Indianers, und auf seinen bleichen Lippen irrte ein Lächeln. Sein Gebet war erhört. Gott hatte ihm seine Seele geschenkt . . . eine Einzige!

Digitized by Google

Das System der Künste.

Von Dr. Oskar Katann.

(Schluß.)

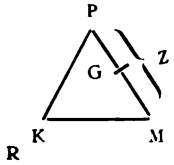
Die vierte Haupteinteilung Volkelts unterscheidet mit Eduard von Hartmann freie Künste und Gebrauchskünste voneinander. Aber dieser zweifellos existierende wichtige Unterschied ist zu einer Unterscheidung der Künste nicht geeignet, da er durch alle Künste hindurchgeht. In der Musik gehört die Kirchenmusik, Kampfmusik, in der Poesie die Rhetorik hieher. Dieser Unterschied kann daher nicht als Einteilungsprinzip der Künste gelten, da er sich in allen vorfindet; er ist vielmehr ein Einteilungsgrund der Kunst überhaupt, insofern man eine freie und angewandte Kunst unterscheiden kann und dieser Unterschied sich in allen Künsten durchführen läßt. Betrachtet man nun aber die vier Einteilungsgründe Volkelts, die eigentlich fünf sind, in ihrer Vereinigung, so muß ihre Zusammenhangslosigkeit getadelt werden. Da sie überdies nur fünf Künste einteilen (Gesang, Schauspiel usf., betrachtet Volkelt als Kombinationen, sie haben daher hier wegzubleiben) und diese fünfmal, hat die Einteilung wenig systematischen Wert. Zum mindesten aber wird sie überholt, wenn ihre sachlich-berechtigten Grundlagen sich auf andere Weise zum Ausdruck bringen lassen. Volkelts Gruppierung bedeutet in dieser Hinsicht gegenüber Hartmann einen Rückschritt, da Hartmann seine mehrfachen Einteilungen insofern ineinander unterzuordnen verstand, als er bei den freien Künsten die Gruppierung in Wahrnehmungs- und Phantasiekünste mit den Gruppierungen nach Raum, Zeit und nach den Sinnen vereinigte.

* * *

Es stellt sich also heraus, daß die Einteilung der Künste nach den Darstellungsmitteln eine durchaus grundlegende ist, sodaß eine Reihe anderer Gruppierungen wie die nach Zeit und Raum, nach permanenten und momentanen Künsten, ja selbst die Einteilungen Wundts und teilweise Lipps und Volkelts sich ihr unterordnen, sowie sich das Besondere dem Allgemeinen unterordnet. Daneben ergab es sich, daß diese oberste Einteilung sich sofort in eine weitere Einteilung spaltete, insofern es Künste mit einem und solche mit mehreren Darstellungsmitteln gibt (Steinbart bei Lemcke, Ästhetik[1] 274). Ziehen wir zunächst nur die Künste mit einem Darstellungsmittel in den Bereich unserer Betrachtung, also Dichtung, Musik, bildende Künste; die erste bedient sich des Wortes,

Digitized by Google

die zweite des instrumentalen Tones, die bildenden Künste der räumlichen Materie, um durch diese Darstellungsmittel den geistigsinnlichen Erlebnisprozeß des ästhetischen Anschauens hervorzubringen. Poesie und Musik sind notwendig zeitlich, die bildenden Künste notwendig räumlich, das heißt ihre Existenz als Kunstwerke ist eine zeitliche oder räumliche; dessen ungeachtet ist natürlich das ihnen entsprechende psychische Erlebnis immer zeitlich, auch das Räumliche wird zeitlich perzipiert (zu Volkelt III 377); aber die Existenz des Kunstwerkes wird durch diese Erwägung nicht im geringsten berührt. Stellen wir diese Vereinbarkeit der Einteilung in Zeit und Raumkünste mit der Einteilung nach den Darstellungsmitteln graphisch in einem gleichseitigen Dreiecke dar:



so bezeichnen K bildende Künste, M Musik, P Poesie, Z soviel wie Zeit, R soviel wie Raum.

Es verlangt zunächst M eine nähere Erläuterung. Wir gehen in unserer Einteilung vom Kunstwerk aus und fassen jene ins Auge, bei denen nur ein Darstellungsmittel vorhanden ist, daher ist unter Musik (M) nur die Instrumentalmusik verstanden, der schon Carriere (Vgl. Kirstein 440 f.) vorzugsweise den Charakter der Kunst zuerkannte. Von der Vokalmusik ist vorderhand nicht die Rede. Denn die Vokalmusik, das gesungene Wort verwendet zwei Darstellungsmittel zu gleicher Zeit; das Wort in ihr hat sie mit der Poesie gemein, die Melodie mit der Musik (Sulzer, Hartmann, Gietmann, Volkelt). Wir haben daher in ihr eine Vereinigung nicht zweier Künste, aber zweier zeitlicher Darstellungsmittel vor uns, was uns berechtigt, die Vokalmusik graphisch im Punkte G anzusetzen.

Unsere Einteilung hat unter „Bildende Künste" (K) die drei Künste Architektur, Plastik und Malerei zusammengefaßt. Mit vollem Grund; denn verglichen mit den anderen Künsten P, M, G stehen sich diese drei einander näher als eine von ihnen irgendeiner der andern. An dieser durch die Geschichte und das allgemeinmenschliche Bewußtsein festgelegten Tatsache können geistreiche Vergleiche wie die Architektur sei gefrorne Musik, die auf die Romantik zurückgehen, oder Zusammenfassungen dieser Künste unter dem

Digitized by Google

Namen abstrakte Künste nicht das Mindeste ändern. Trotzdem gilt es nun die Verschiedenheit dieser drei Künste zu besprechen.

Der wichtigste Unterschied liegt darin, daß Architektur und Plastik dreidimensional, Zeichnung und Malerei zweidimensional darstellen. Die Künste verhalten sich also zueinander wie die Stereometrie zur Planimetrie, oder wie Volkelt (III 400) sich ausdrückt: das Gebiet der bildenden Künste teilt sich in ein wirklichkörperliches und scheinkörperliches Gebiet; je nachdem es sich um ein wirkliches Sehen der Tiefenausdehnung oder um ein Scheinsehen derselben handelt. Da es auch eine polychrome Plastik (und zum Teil auch Architektur) gibt und auch die eintönige Farbe bei den Werken der Skulptur durchaus für den ästhetischen Eindruck ausschlaggebend ist, ist die Farbe kein wesentliches Unterscheidungsmittel der Künste von einander, sondern ein Darstellungsmittel, das sie alle nebst anderen verwenden können, wieder ein Beweis der Zusammengehörigkeit der drei Künste. Die Verwendung der Farbe bildet auch den Unterschied der Griffelkunst (Zeichnung, Radierung usf.) von der Malerei. Das Relief aber (dessen künstlerischer Wert übrigens nicht unbestritten ist) ist nichts anderes als der Versuch gleichzeitig 3dimensional und 2dimensional darzustellen und steht in dieser Hinsicht zwischen Plastik und Malerei: es verzichtet einerseits auf die allseitige Betrachtung, andererseits auf die Darstellung der malerischen Perspektive.

Wie nun aber die Zeichnung (Griffelkunst) figural oder ornamental sein kann je nach ihrem Gegenstand, so kehrt dieser Unterschied auch zwischen Plastik und Architektur wieder. Schon Kant hat erkannt, daß sich die Architektur und angewandte Kunst von der Plastik nur durch den Gegenstand unterscheidet, insofern die eine Organisches, die andere Anorganisches darstellt. Versuchen wir dies graphisch darzustellen:

2dimensional		3dimensional		2 und 3dimensional	
Ornamental	Figural	Anorganisch	Organisch		farblos
Ornament	Griffelkunst	Architektur	Plastik	Relief	
Ornament	Malerei	Architektur	Plastik	Relief	farbig

In dieser Darstellung kommt auch zum Ausdruck, was Volkelt (III 405) durch den Unterschied der abbildlichen und

Digitized by Google

nichtabbildlichen Anwendung der Farbe über Malerei und Griffelkunst sagt. Es geht auch daraus hervor, wie Recht Alt hat, wenn er (System der Künste 113) betont, daß die polychrome Skulptur keine Verbindung von Malerei und Skulptur ist.

An dieser Stelle müssen wir uns der sogenannten psychologischen Einteilungsversuche erinnern, die mit Sulzer die Künste nach der Verschiedenheit der Sinne, auf die sie wirken, einteilen und etwa dem Gehör die Musik, dem Gesicht die zeichnenden Künste, dem Intellekt die redenden Künste zu erkennen. Sulzer hat damit bereits die Einteilung des Batteux verbessert, der wie bereits Leonardo da Vinci alle Künste auf Gesicht und Gehör zurückführen wollte, und den Weg beschritten, den später die idealistischen Ästhetiker Schelling, Hegel und Vischer gingen, die Künste äußerer Wahrnehmung, die nach Gesicht und Gehör weitergeteilt wurden, und innerer Vorstellung unterschieden, um der Poesie gerecht zu werden, zu deren Leistung das Ohr jedenfalls eine andere Stellung als bei der Musik einnimmt. Wir haben bereits gehört, daß auch Hartmann und Volkelt eine ähnliche Einteilung kennen. Auf diesem Wege mußte schließlich für die Poesie das Wort nicht mehr als sinnliche Erscheinung in Betracht kommen, sondern nur mehr als Zeichen eines übersinnlichen Gedankens; so bei Vischer, Hartmann, auch bei Gietmann, Poetik 6, 465, Ästhetik 309 (Vgl. Stöckl [3] 286, dazu im Widerspruche 289). Erst der neuesten Zeit blieb es vorbehalten die Poesie deutlich und folgerichtig als die Kunst der Sprache, des Wortes zu erkennen (Th. Meyer, Stilgesetz der Poesie, Dessoir, Lehmann, Geiger, Cohn u. a.) freilich schritt man hier oft zu einem andern Irrtum über, der indessen für unsere Zwecke nicht näher dargelegt zu werden braucht.

Volkelt (III 379), der richtig ausführt, daß die Worte den Stoff für die Ausgestaltung eines eigentümlichen ästhetischen Wertes bilden, will doch die Sprache nicht als Darstellungsmittel bezeichnet wissen, weil diese Bezeichnung den Sachverhalt, daß die Worte Phantasiezeichen sind, gänzlich verkenne. Aber wenn auch das Wort nicht dasselbe ist, wie der Ton oder der Stoff, so kann doch auch ein bestimmter Ton oder eine bestimmte Farbe ein Zeichen, ein Träger von Phantasiemäßigen sein; es kann daher gegen die Bezeichnung der Sprache als Darstellungsmittel nichts eingewendet werden.

Ein ähnlicher Streit wie inbezug auf die Poesie herrscht in der Theorie der Plastik. Herder hat bekanntlich zuerst

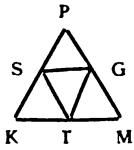
Digitized by Google

die Plastik als Kunst des Tastsinnes aufgefaßt und sie auf diese Weise von den Künsten des Auges, der Malerei und Architektur zu scheiden gesucht und Robert Zimmermann ist ihm in seiner Ästhetik hierin gefolgt. Aber schon bei Fechner (Vorschule II, 6) zeigte sich eine Abschwächung dieser Behauptung, da er den Tastsinn nur als stellvertretenden Sinn gelten läßt und unter den neueren Ästhetikern hat sich mit Schärfe vor allem Eduard von Hartmann gegen diese Ansicht gewendet. Die Rücksichtnahme der Plastik auf Lichtwirkung bei verschiedenem Material zeige, daß ihr Stil ausschließlich auf den Gesichtssinn berechnet sei. Eine Plastik für Blinde würde nicht auf die Farbe, auf das Reflexions-, Dispersions und Absorptionsvermögen und auf den Grad der Durchsichtigkeit oder Undurchsichtigkeit des Materials Rücksicht zu nehmen haben, sondern auf die Glätte oder Rauhe, auf die spezifische Wärme und auf fühlbare (harte, weiche, klebrige, kernige, faserige, schraffierte usf.) Oberfläche, und dadurch würde ihr Stil bestimmt werden. Solange es eine derartige Plastik nicht gibt, solange ist die Plastik unter die Künste der Gesichtswahrnehmung einzureihen. Mit ähnlichen treffenden Gedanken wendet sich Dessoir (Ästhetik 407 f.) gegen die neuerdings wieder vertretene Lehre vom Tastsinn als plastischem Sinn. Die Plastik kann nicht für die Nahbetrachtung geschaffen sein, denn dadurch wird die Einheitlichkeit „fast unmöglich und die wirkliche Form des Körpers wird statt der künstlerisch ihm eingebildeten zum Gegenstand der Betrachtung." Überdies merkt man gerade an der plastischen Gruppe, daß die Zusammengehörigkeit sich nicht der Abtastung, sondern nur der „eigentlichen Gesichtswahrnehmung erschließt". Mit Recht hebt Volkelt (System III 377) hervor, daß den Verfechtern der bekämpften Lehre das phantasiemäßige Tasten vorschweben mag.

Damit wäre die Einteilung der Künste mit einem Darstellungsmittel erschöpft und wir wenden uns den Künsten zu, die *mehrere* spezifisch von einander verschiedene Darstellungsmittel anwenden. Als solche sind zu nennen zuerst die Vokalmusik oder das gesungene Wort, die Schauspielkunst oder das von Mimik begleitete Wort, die Tanzkunst oder die von Musik begleitete bewegte Materie. In allen diesen Künsten werden zwei von einander verschiedene Darstellungsmittel verwendet: bei der Vokalmusik Wort und Ton, bei der Schauspielkunst Wort und Geberde, bei der Tanzkunst Ton und Geberde. Alle diese Künste sind zeitlich, Schauspiel und Tanzmusik — welche die Bewegung charakterisiert — raumzeitlich. Der Mensch als Darsteller

Digitized by Google

tritt in allen diesen Künsten hervor. Werden diese Gemeinsamkeiten graphisch dargestellt, so erhalten wir ein neues, dem ersten eingeschriebenes Dreieck:



Das Dreieck SGT drückt uns aus, daß alle diese Künste den Menschen als Darsteller benötigen und zeitlich sind.

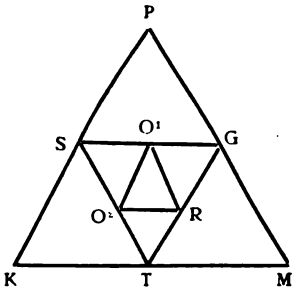
Wir gehen bei unserer Einteilung wie gesagt vom Kunstwerk aus. Nur jene Tätigkeit ist Kunst, die ein Kunstwerk, d. i. ein ästhetisch **vollwertiges** Gebilde hervorbringt. Es ist daher von der Schauspielkunst als dem Wortdrama, nicht aber von der Pantomime die Rede. Schon Richard Wagner (Kunstwerk der Zukunft a. a. O. 80) hat ja das richtige ästhetische Urteil über sie gefällt; sie ist ohne Musik überhaupt ungenießbar, das will sagen, es gibt keine ästhetisch vollwertige Pantomime. Sobald aber Musik dazu kommt, stellt sich — bleibt es nicht bei einer äußerlichen unästhetischen Verbindung — notwendig der Tanz ein. Es handelt sich uns also bei S um das ausgeführte Drama, das nicht der Poesie allein angehört, wie meistens (z. B. Willems a. a. O. 552) noch angenommen wird, sondern das als selbständige Kunstgattung gelten muß, wie schon der Jesuitenpater Jungmann, später Schasler, Müller, Dresdener, Foth und Dinger erkannten. Von den bildenden Künsten ist am meisten das polychrome Hochrelief mit S und T verwandt.

Etwas ähnliches ist über die Tanzkunst zu sagen. Auch hier kommt das Tanzkunstwerk als solches in Frage. Und da steht vor allem fest, daß ein Tanz ohne Musik keine ästhetische Wirkung ausübt (Fechner, Vorschule II 8), sondern lächerlich oder gespensterhaft wirkt. Wir haben daher bei der Einteilung der Kunst nur einen musikalischen Tanz zu berücksichtigen und dieser verwendet eben zwei Darstellungsmittel: die räumliche Malerei der menschlichen Gestalt und Geberde und den instrumentalen Ton. Ein wahrhaft ästhetisches Erlebnis hinterläßt ferner immer nur der betrachtete, nicht aber der mitgetanzte Tanz.

Es gibt nun aber auch Kunstwerke, die **drei** Darstellungsmittel verwenden; hierher gehört die Oper, dann das Reigenlied. In der Oper wird das gesungene Wort

Digitized by Google

zugleich mit der menschlichen Gestalt und Geberde verwendet, im Reigenlied, das derzeit nur im Variété ein kümmerliches Dasein fristet, aber einen vollkommenen ästhetischen Eindruck zu hinterlassen im Stande ist, mischen sich Gesang und Tanz miteinander. Man kann auch diese Erkenntnis graphisch darstellen:



O^1 und O^2 sind beide Opern, nur mit dem Unterschied, daß bei O^2 der Tanz eine etwas größere Rolle spielen mag. R bezeichnet das Reigenlied. Alle diese Künste sind raumzeitlich, alle Künste der Bewegung, alle verwenden den Menschen als Darsteller. Das Dreieck $O^1 O^2 R$ stellt das Gesamtkunstwerk in verschiedenen Arten vor, es erscheint als Vereinigung aller Darstellungsmittel. So erfüllt sich Richard Wagners Idee, die übrigens schon bei Batteux und Sulzer, Ast und Werner zu treffen ist. Für Schasler ist das Drama die „Universalkunst"; aber das kann nicht zugegeben werden, weil die Oper über den Begriff des Dramas hinausgeht und mehr Darstellungsmittel verwendet.

Hugo Dinger wollte finden (Dramaturgie II 26 f.), daß die Lehre von der Kombination der Darstellungsmittel das System durchbreche. Im Gegenteil, sie baut das System aus, erweitert es. „Durch die Kombination der Mittel entsteht noch kein Kunstwerk", sagt er; ganz richtig, auch nicht durch ein Mittel allein. Auch der Rhythmus an und für sich gibt noch keine Musik. Aber wie man den Rhythmus und die Melodie als Merkmal der Musik aufstellt, so kann man mit demselben Recht die zwei- oder dreifache Kombination der Mittel als Merkmal der Künste aufstellen. Vor allem handelt es sich nicht um eine „Mischkunst" oder eine Kombination, Vereinigung oder Zusammensetzung der Kunstwerke oder der Künste, wie Dinger durchweg voraussetzt und noch Volkelt (III 408) annimmt, sondern nur um eine Kombination der Kunst*mittel*. Daher sind auch Dingers

Digitized by Google

Einwendungen gegen die Schauspielkunst als Mischkunst (a. a. O. II 262, 267) hinfällig.

Ebenso hat Richard Wagner Unrecht, wenn er behauptet, daß keine einzelne Kunst als solche einer vollen Kunstwirkung fähig sei, daß nur im Gesamtkunstwerk die höchste Wirkung der Einzelkunst erreicht werde. Sofern man überhaupt von einer Vereinigung der Künste spricht, muß mit Hartmann und Gietmann gesagt werden, daß gerade im Gesamtkunstwerk jede einzelne Kunst von ihrer Eigenart etwas aufgeben muß, was schon auf die Kombination zweier Darstellungsmittel angewendet werden kann; man sagt darum, ein zu komponierendes Gedicht muß für diesen Zweck gedichtet sein und eine Oper sei nur soweit möglich, als sich die seltsame Vereinigung von musikalischer, poetischer und schauspielerischer Phantasie vorfindet. Kurz: das Gesetz der Arbeitsteilung, das das ganze menschliche Leben beherrscht, hat auch im ästhetischen Genuß seine Berechtigung, woraus unmittelbar die Berechtigung der Einzelkunst folgt. Von diesem Gesichtspunkt aus kann dann auch eine teleologische Einteilung der Künste versucht werden, wie sie Volkelt (System III 410 ff.) gibt, aber es ist dies im Grunde keine Einteilung, wenigstens keine systematische, vielmehr eine Erörterung über die Vorzüge und Schranken der einzelnen Künste, wie sie sich eben aus der Natur ihrer Darstellungsmittel ergeben. Der Mensch sucht in der Kunst das Schöne mit den Mitteln darzustellen, die ihm durch ihre Natur hierzu geeignet erscheinen, er sucht durch die Anwendung dieser Darstellungsmittel zu einem ästhetischen Erlebnis zu gelangen. Da nun aber jedes Mittel einerseits Vorzüge, andrerseits Schranken hat und auferlegt, sucht der Mensch durch Anwendung mehrerer oder aller Darstellungsmittel sein Ziel zu erreichen, wofür er nun freilich wieder die größere Schwierigkeit und Vergänglichkeit in Kauf nehmen muß. Zwar ist jede Kunst der Zeit unterworfen, aber die Künste des zweiten Dreieckes mehr als die des ersten, die des dritten am meisten: ihre Kunstwerke erscheinen kann man sagen nur einmal in der Weltgeschichte und niemals wieder in einer auch nur annähernd ganz gleichen Gestalt.

Digitized by Google

Still waltet Gott.

Von Peter Bauer.

An den leid- und ſtreiterfüllten Strand
des Tages ſpült der Abend ſeine ſanfte Glut.
So wundertiefer Friede ruht
und ſtrahlt aus dieſem letzten Leuchten überm Land,
als leuchte froh das Glück —
Dann ebbt die goldne Flut
zurück
und einſam dunkelt und verarmt die Ferne.
Doch alle Sterne
blühen auf zu alter, märchenſamer Pracht.
Still waltet Gott und wacht.

Digitized by Google

Der Phönix.

Von Elli Bilecki, Oppeln.

Vom Gestade der Friedensinsel stieg ein goldener Phönix jubilierend in den Atherraum. Er konnte wohl jubeln, denn er durfte heut ja hinausziehn in die Welt, weit fort von der Heimat in die lockende, blühende Ferne, um die Herrlichkeit der Erde zu schauen.

Eine weiße, glänzende Taube, die seine Freundin war, begleitete den Phönix. Unter ihnen rauschte und blitzte das Meer in wunderbarem Farbenspiel; aber der Phönix sah es nicht. Er hastete nur vorwärts nach den dämmernden Küsten, die ihn fern schon grüßten.

„Warum eilst du so, Brüderlein?" fragte ihn die Taube. „Lockt dich die Schönheit des Meeres nicht zu deinen Füßen? — Klingt es dir nicht wie Heimatlieder aus dem Rauschen der Wogen? Sieh wie es in ewiger Sehnsucht das Friedenseiland umschlingt, als möchte es zurückkehren in den Born des Lebens, aus dem es geflossen ist, in den Wunderquell, der unsre Heimat mit ewigem Leben beglückt."

Aber den Phönix trieb ein gewaltiges Sehnen den fremden Küsten zu. Er träumte bereits von Lust und Freudenwundern, die er dort finden wollte.

„Weshalb sollte wohl das Meer zurückverlangen nach dem Urquell?" fragte er nur im Vorwärtseilen, „ist es doch so herrlich und mächtig, daß es an seiner eigenen Erhabenheit Genüge findet. —

Ich hege andere Träume als du mit deinem ewigen Heimweh. Mir scheint das Meer ein herrliches Atlaskleid mit Diamanten besät, das die Erde angelegt zu meinem Empfang."

„O werde nicht stolz," bat die Taube. — Dann schwiegen beide; denn sie hatten das Gestade erreicht und hielten Umschau nach einem Ruheplätzchen. Ein Felsengrat reckte sich hoch und steil über die brandenden Wogen.

„Komm, dort wollen wir rasten," rief die Taube freudig, „sieh nur, wie die Felsen alle hinausspähen ins Meer, als ob ihr Blick das Friedenseiland suche."

Der Phönix aber hatte für das Bild eine andere Deutung. Ihm war, als blickten die Felsen weit ins Land

Digitized by Google

hinein, nach den Freudenwundern der Erde. Mißmutig ließ er sich auf dem kahlen Steine nieder und fühlte innerlich, daß er der sanften Freundin überdrüssig sei. Da beschloß er, sich von ihr zu trennen.

Vor ihnen dehnte sich eine sonnige, frischgrüne Ebene, die in der Ferne von gewaltigen Gebirgsmassen begrenzt wurde. Der Goldglanz des Mittags umwob die schroffen Bergformen und die majestätische Urweltschönheit der Gletscherriesen gewann in dem verschwimmenden Duft einen Hauch zarter Lieblichkeit.

Links ein blühendes Hügelland, wo Silberquellen spielten und weidende Herden gingen, rechts dunkelgrüne, geheimnisvolle Wälder, aus deren verworrenen Gründen nur ab und zu ein leises, süßes Singen kam, wie träumender Vogellaut. Zwischen Wald und Hügel blitzten krystallene Ströme herauf, und über allem wogte der Äther in Gold und Duft. — Den Phönix umfing es wie süße, geheime Zauberei und ein leidenschaftlicher Trieb erfaßte ihn, all diese Schönheit zu besitzen und die Tiefen der Wälder zu ergründen.

„Ich muß dorthin," rief er verlangend aus, „mich tötet sonst die Sehnsucht!"

„Denkst du nimmer an den Lebensborn, an den Born des Lebens, der dich ewig verjüngt?" fragte die Taube.

„O laß mich," wehrte er murrend, „du weißt ebenso wie ich, daß ein großes Glück mich in jenen Wäldern erwartet. Meine Heimat ist dort, wo ich glücklich bin."

Die Taube war voll hoher Weisheit und durchschaute alle Dinge. Sie wußte auch, daß jeden, der das Scheinglück dieser Wälder suchte, ein böser Zauber umfing, sodaß er den Weg zur trauten Heimat für immer verlor. Da bat sie noch einmal den Freund, von seinem törichten Begehren zu lassen. Doch vergebens. Er spreitete stolz sein feuerfarbenes Gefieder und hob die Schwingen zum Flug in die lockende Ferne. — „Ade, auf Wiedersehn!" rief er noch zur Felsenspitze nieder, „ehe die Nacht einbricht, kehre ich wieder."

„Ade, ade, mein Brüderlein!" rief die Taube weinend; denn sie wußte ja, daß, ehe der Abend kam, er seine Heimat vergessen würde. Dann flog sie traurig den weißen Möven nach, die fern übers Meer zur Friedensinsel zogen.

* * *

Indessen kam der Phönix in den Wald. Tausend Vogelstimmen schwirrten da um ihn, und es war ringsum

Digitized by Google

ein buntes, freudenlautes Leben. Durch dunkelgrüne Hallen zitterte in rotgoldnen Flammengarben des sinkenden Tages Glut. Und im Wunderspiel der Farben und Töne versank der Heimat Bild von geheimnisvollem Zauber in Vergessenheit entrückt.

Als die Vögel des Waldes den schönen Fremdling sahen, umringten sie ihn jubelnd und bewunderten sein goldenes Gefieder; und wie sie ihn zu ihren Freudenfesten luden, zog er mit den neuen Freunden durch den Wald.

In Rausch und Lust vergaß er die Heimat und den Lebensquell, der einst seine Wonne war und die schneeweiße Taube, die er einst geliebt. Bei Tau und süßen, lockenden Früchten tafelten sie bis in die Nacht hinein und waren guter Dinge. Bis einen nach dem andern die schwere Müdigkeit des Rausches übermannte, und der laute Jubel verhallte.

Einer von den Genossen lud den Phönix in sein Nachtquartier, und führte ihn in sein stolzes grünes Blätterschloß im Wipfel einer Eiche. — Hier lebte nun der Phönix viele Wochen lang, am Tage bei rauschenden Festen, nachts in dem hohen, dunkelgrünen Haus. Aber seltsam, das große, märchenhafte Glück, das er sich erträumt, kam nicht zu ihm. Immer schwerer und müder wurden die einst so regen Schwingen und heimliches, unbewußtes Sehnen erwachte in seinem Innern.

Erschrocken gewahrte der Phönix, wie die einst so begeisterten Genossen sich mehr und mehr von ihm zurückzogen; den Grund ihrer Treulosigkeit aber konnte er sich nicht denken. Er sah ja nicht, was ihr scharfer Blick erkannte, daß sein Flammenauge erlosch und sein leuchtendes Gefieder verblaßte. Er konnte ja nicht ahnen, daß er sich aus purpurroten Blumen den Tod getrunken hatte, den bittern Tod, der langsam aber sicher sein Opfer vernichtet und ihm alle Schönheit raubt.

In tiefen Nächten saß er nun oft allein und sein verzaubertes Herz mühte sich vergebens, sich ein Erinnern abzuringen an ein fernes, wunderbares Glück, das er hier vergessen und verloren hatte. Einst als er sehnsüchtig hinauf zum nächtlichen Himmel blickte, war es ihm, als löse sich aus der dunkelblauen Tiefe ein weißer Stern und senke sich herab zum Wald. Hoch über der Wildnis zog der Stern in weiten Kreisen; und manchmal war es dem kranken Phönix, als höre er Taubenflügel rauschen und als hätte der Stern da droben weißes, schimmerndes Gefieder.

Digitized by Google

Eine namenlose Sehnsucht erfaßte ihn, dem trauten Sterne zu folgen. Schon hob er die Flügel, um sich emporzuschwingen; doch bleierne Schwere drückte sie ihm nieder. Mutlos überließ er sich wieder seinem dumpfen Träumen. „Morgen", tröstete er sich, „morgen, wenn der Stern wiederkommt, will ich ihm folgen." —

Aber das Sternlein kam nicht mehr. Endlich nach wochenlangem Harren und Sehnen hielt es den Phönix nicht länger. Bei Nacht und Nebel verließ er heimlich die Genossen, um in fremden Fernen sein verlorenes Glück zu suchen. Doch wohin sich wenden in den endlosen, verworrenen Wildnissen? Müde flog der kranke Vogel von Wipfel zu Wipfel, oftmals rastend und noch öfters rückwärtsschauend. Endlich, im ersten Morgengrauen erreichte er das Ende des Waldes.

Fremd und unwirtlich dehnte sich hier eine weite, unfruchtbare Ebene vor seinen Blicken. Im Süden wuchs ein zerklüftetes Steingebirge dunkel in die Dämmerung hinein. Ihm graute vor dem Gedanken, diese meilenweite, starre Fläche zu überfliegen, wo Steine und nacktes Dorngestrüpp wie bleichende Gebeine in einem offenen Grabe lagen. — Doch es mußte sein, wenn er dem Zauber des Waldes entrinnen wollte. —

Endlich, als der Tag sich neigte, hatte der Phönix den Fuß der Berge erreicht und sank zu Tode erschöpft ins kühle, feuchte Moos, das hier den Boden eines mählich ansteigenden Nadelwaldes bedeckte. Wohl war es hier still und schön und der Abend leuchtete in durchsichtiger Klarheit; doch der Phönix fühlte den Tod in seinem Herzen sitzen und mochte sich nimmer daran freuen. Über dem ernsten Dunkel schweigender Tannen sah er senkrechte Felsen himmelhoch hinaufsteigen, die er mit seiner gebrochenen Kraft nimmer überfliegen konnte. Ihm blieb kein anderes Schicksal, als hier in der Fremde einsam und hilflos zu sterben.

Da, als er so traurig zu den Bergen emporschaute, sah er plötzlich droben einen herrlichen, weißen Vogel aus seinem Horste treten, hoch am jähen Absturz eines Felsens, der im Abendrote glühte. Mit leichtem Anflug schwang er sich von der Felsenkante und ließ sich eine Weile senkrecht hinunter, als wollte er in's Tal herniedersteigen. Doch dann entfaltete er plötzlich mit majestätischer Bewegung seine leuchtenden Riesenschwingen und hob sich mit starkem Flügelschlage rauschend hinan in's Äthermeer.

Digitized by Google

Fast vergaß da der Phönix sein ganzes Leid. Er schaute nur in staunendem Entzücken zu dem weißen Riesenvogel hinauf, der nun in königlichem Fluge all seine Kraft und Schönheit entfaltete. So konnte nur einer fliegen, — der weiße Königsaar. Durch die Feuersbrünste des Abendrots stürmte er selig hinan in die endlosen Räume des Luftmeers, wo das Auge ihn verlor, wo in grenzenloser Weltabgeschiedenheit die Geheimnisse urewiger Schönheit sich ihm erschlossen.

„Dort über den Wolken, wohin der Adler flog, ist wohl das wahre Glück", dachte der Phönix, und brennendes Weh umfing mit erneuter Gewalt den Todgeweihten. — In den kühlen, dunklen Fluten der Nacht ertrank nun das Abendrot, und beim Dämmern weißer Sterne kam ein schöner, friedlicher Traum in des kranken Phönix Brust:

Von den Sternen kam eine Taube geflogen und jubelte laut, als sie den Schlafenden sah. Sie setzte sich ihm zu Häupten auf den duftenden Rosmarin und sang ein Lied von Schuld und Reue und verlornem Glück. Und sie sang von dem Born des Lebens, der in der Heimat entsprang und dem nur reine und starke Wesen nahen dürfen.

Da brach dem Phönix fast das Herz vor Reue. Denn das Erinnern kam über ihn, und die vergessene Heimat leuchtete herab in seine Nacht aus unerreichbarer Ferne.

Doch ehe er noch den Schlaf von seinen Lidern schüttelte, küßte ihn die Taube im Traume und goß aus einem goldenen Blütenkelche einen Tropfen aus dem Heimatborn über sein Haupt. Da ging es wie ein Strom von Licht und Trost durch seine Brust. „Warte, Brüderlein", hörte er die Taube rufen, „ich schicke dir den weißen Königsaar. Tu, was er dir sagen wird und du sollst glücklich werden." — Dann entschwand sie.

Als der Phönix neugestärkt erwachte, es war im Morgengrauen, schweifte sein erster Blick hinauf zu den schweigenden Bergesfirnen, die ein heiliges, wundersames Licht umfloß. War es der Morgen, der so herrlich erglühte? Doch nein, das Morgenrot konnte es noch nicht sein. Von dem höchsten, gewaltigsten Gipfel brach jetzt in Feuerströmen das geheimnisvolle Licht.

Droben in der ungeheuren Höhe stand weiß und erhaben ein steinerner Altar, von dem es mächtig loderte wie ein Opferbrand. Über den Flammen in majestätischer Ruhe schwebte der Königsaar. — Höher und höher wuchsen die Feuerbrände und warfen Flammengarben und Milliarden glühender Funken in die Dämmerung.

Digitized by Google

Schon glommen alle Gipfel weit in heiligen Gluten, schon floß über die Hänge das heilige Licht herab wie ein seliges Freudenmeer zu den dunklen Tälern der Erde, — da, ein Schrei aus totwunder Brust — und der Phönix fuhr jäh von seinem Lager auf.

Denn droben am Bergesgipfel glühten die Flammen himmelhoch und der Königsaar stürzte mit seligem Schrei in die Opferglut. — Ganz still wurde es dann. Für Augenblicke senkte unergründliches Schweigen sich über das Weltall nieder, — gingen Ewigkeitsgeheimnisse über die Erde. —

Dann stieg über den Bergen die Morgensonne aus roten Wolken auf und ihr Flammenhauch verschmolz mit den Gluten des Opferbrandes in wunderbarer Herrlichkeit. — Die Erde erwachte von blendendem Licht überflutet — und aus den Flammen des Opfersteines stieg herrlich und neuverjüngt der weiße Königsaar.

Wie goldne Flammen loderten seine Riesenschwingen. Flammendes Licht strahlte in seinen Königsaugen und eine Feuerkrone funkelte auf seinem Haupte. Rauschend, majestätisch flog er hinan, indes die Opferglut in milderem Leuchten niedersank.

Wie gebannt saß der Phönix zwischen Moos und Rosmarin, und seine Blicke folgten dem Riesenvogel, der bergeshoch über seinem Haupte schwebte. Dann war es ihm, als senkten sich die Schwingen und als wolle der Adler zu ihm herniedersteigen. — Und über den Phönix kam eine große, heilige Furcht und ein tiefes Erschauern. Er schloß die Augen.

Bis ein mächtiges Rauschen und Glutwellen über ihn gingen und ihn zwangen aufzuschauen; denn am bemoosten Steine, dem sterbenden Phönix nah, saß der glühende Adler strahlend und königlich und schaute mit Flammenblicken in des zitternden Phönix Herz.

Der glaubte zu verbrennen und zu vergehen in Glut und Furcht und fühlte doch zugleich, wie geheimnisvoll ein neues Leben in ihm erwachte, eine Kraft und ein heißes Begehren, das ihn zu den Füßen des Adlers trieb.

Als er taumelnd und geblendet vor dem Adler niedersank, neigte sich der Herrliche zu ihm und sprach mit einer Stimme die zugleich gewaltig und unendlich gütig war: „Willst du, daß ich dich heile, so laß dich in meinen Felsenhorst hinauftragen. Deine Freundin sendet mich zu dir."

Digitized by Google

Der Phönix zitterte bei dem Gedanken, sich zwischen diese feurigen Riesenflügel zu setzen; doch als sich der Adler niederbeugte, mußte er auf seinen Rücken steigen.

Dann begannen sich die mächtigen Schwingen unter ihm zu regen und es ging hinan in die Lüfte. In schwindelnde Tiefen sank unter ihnen der Wald und die Täler und Schluchten und die Region des Hochgebirges tat sich vor ihnen auf. Hinan, hinan! rauschen die glühenden Schwingen. Hinan in rasender Eile durch schaurig schöne Regionen, wo Felswände und weiße Schneefelder senkrecht in die Tiefe stürzen. Dem Phönix schwanden die Sinne. —

Als er zu sich kam, fand er sich wohlgeborgen im sichern Horste. Mit Wonne trank er die köstlich reine Höhenluft und versenkte sich mit Entzücken ins Anschauen jener Herrlichkeit, die ihn umgab. Wie klein und unbedeutsam schien hier aus dieser erhabenen Höhe alles das zu sein, was ihn gestern noch mit Angst und Grausen erfüllte.

Weiß und licht, doch nicht mehr feuersprühend trat ihm jetzt der Adler entgegen und hieß ihn in seinem Horste freundlich willkommen. Dann ließ er sich bei ihm nieder und sprach zu ihm mild und gütig wie ein Vater zu seinem verirrten Kinde.

Von verscherztem Glück und verlorenem Frieden redete er und von Reue und Sühne, die das Verlorene wiederbringen. Und der Phönix tat dem Adler sein ganzes Herz auf und klagte ihm alle seine Schmerzen.

So ging der Tag vorüber. Als es Abend werden sollte, fragte der Adler: „Bist du bereit, alles, selbst das Höchste hinzugeben, um dein Glück und deine Heimat wieder zu gewinnen?"

„Ja, alles!" versprach der Phönix.

Da brachte der Adler Speise und Trank, und nachdem er es gesegnet hatte, lud er den Phönix zu dem Mahle. — Und als sie gegessen hatten, fühlte der Phönix, wie ein großes Wunder an ihm geschah: der Tod entwich aus seinem Herzen; und er war nun wieder jung und stark und zu allen Opfern fähig. Kühn blickte er jetzt dem königlichen Gastgeber ins Auge.

„Sag mir", fragte er, „was muß ich tun, um meine Schuld zu büßen, um meiner Heimat wieder würdig zu sein?"

Digitized by Google

„Morgen", sprach der Adler, „wenn vom Opferſteine die Flammen ſteigen, will ich es dir ſagen." —

Als der nächſte Morgen dämmerte, flogen ſie ſchweigend zu dem Opferſtein. Hoch und feierlich ragte der weiße Steinaltar vom Bergesgipfel auf. Geheimnisvolles Zwielicht lag überm unendlich weiten Himmelsgrund, in dem die Sternlein ertranken. Nur vom Horizont ſtiegen Morgenflammen auf wie ferne Feuersbrünſte, und ein leiſes rotes Scheinen flog über die Gipfel hin.

Stumm und ſchauernd ſaß der Phönix vor dem Opferſtein, denn nun war ja die Stunde gekommen, die große, heilige, wo er zeigen ſollte, ob er des Heimatglückes würdig ſei.

Der weiße Adler rauſchte empor und begann über dem Altare geheimnisvolle Kreiſe zu ziehen. Und wie der Phönix zitternd emporblickte, fuhr eine Flamme vom Himmel herab auf den Altar. — Da glommen die Berge ringsum wie glühendes Erz. Da ging aus Morgenrot und Opferfeuer ein Lichtmeer über die Erde.

Hinter den Flammen aber tauchte aus blauer Meerestiefe ein holdes Eiland auf, von ewiger Sonne beſtrahlt, von einem Wunderbaren mit Unſterblichkeit geziert.

Der Phönix ſah es nicht; doch er wußte, daß es dort war. Und aus der Höhe rief der Königsaar: „Eile, Phönix! durch die Flammen geht dein Weg!"

Da riß es ihn hinan wie mit Sturmesgewalt. Mit offenen Flügeln verſank er in der Glut. Wie ein goldener Turm wuchs die Opferflamme in den Himmelsraum, und in heiligem Schweigen kreiſte der Adler um das Bergeshaupt, wo in glühenden Schmerzen der Phönix verbrannte.

Bis die Flammen mählich niederſanken und das Opfer vernichtet war. Da kam der Tag wie ein holder Knabe über die Berge und hielt die Sonne wie eine goldene Sternblüte in ſeiner Hand. Leiſe, leiſe löſchte er nun die wilden Gluten aus und deckte über die Erde ſein warmes, goldenes Licht.

Eine weiße, weiße Taube kam eilends geflogen und goß aus einem Blütenkelche einen Tropfen aus dem Lebensborn über den Opferſtein.

Da kam Leben in die Aſche des Geopferten. Noch einmal lohte die heilige Glut empor und herrlich und neugeſtaltet ſtieg aus ſeiner Aſche der Phönix herauf.

Digitized by Google

Trunken, jauchzend, mit Unsterblichkeit gekrönt, stieg er empor und trug Flammen auf seinen Fittichen. Hoch im lauteren, klaren Licht küßte ihn die Taube, seine Retterin. — Sie stürmten hinan zu den seligen Fernen, wo im Glanze ewiger Sonnen das neue Leben winkte, das nimmer zu verlieren war.

Mit flammenden Königsblicken schaute ihnen vom Opfersteine der weiße Adler nach.

Die Gartennische.

Von Ferdinand Mayer.

Die Freude pflanzt sich Veilchen auf die Quadern
Des Gesimses und wie grüne Adern
Windet sich der Efeu in den Rissen.

In sanfter Wölbung sinnen Goldnarzissen
Und ein wachsendes Gestrüpp aus Tränen
Krümmt sich wie ein Gitter um die Lehnen.

Das rasche Rot der Röslein flüchtet schwärmend
Ins Gestein und Fuchsien erholen
Sich im holden Hauch des eignen Wunders.

Und nur ein Schwarm von Schauern, stumm und härmend,
Schattet Ahnungen aus Nachtviolen
Durch die weiße Woge des Holunders.

Digitized by Google

Eurydice.

Von M. Herbert.

Schau nicht zurück, Geliebte! Schau ins Licht!
Laß dich beschwören! Wende dein Gesicht
Vom finstren Orkus unsrer Sonne zu! —
Sie aber, aufgeschreckt aus Todesruh
Und halb noch starr von schwarzer Dunkelheit —
War wie geblendet, als im Strahlenkleid
Der Erde Tag ihr müdes Auge traf.
Befangen war sie noch vom ew'gen Schlaf.
Furcht vor der Helligkeit beschlich ihr Herz.
Sie zögerte. Ihr schien des Lebens Schmerz,
Die Liebe selbst, nicht mächt'ger als der Tod.
Es stockte ihr der Fuß in Trennungsnot. —
— Geliebte, komm! Dich ruft der Erde Glück!
O wende, wende nicht den Fuß zurück!
Wer rückwärts schaut, erlebt nicht unsern Tag.
Sie aber ging im Taumeln, traumhaftzag.
Er riß mit sich die bebende Gestalt
Mit seiner Liebe heißer Allgewalt. —
Da hörte sie ein Singen tief und schwer:
Den Chor der Toten von dem Lethe her!
Bei uns ist Schweigen und bei uns ist Ruh.
Wir tragen des Vergessens Silberschuh:
Wir wandern leicht, uns beugt nicht Weh noch Last,
O selig unsres Eilands stille Rast.
Still stand Eurydice und rang die Hand:
Weh mir, wo ist mein Heim, mein Vaterland?
Als Fremde geht, die Lethes Glück erschaut
Im lauten Leben. Einsam bleibt die Braut
Des großen Tods. — Da wandte sie vom Licht
Zu kalten Schauern ab ihr Angesicht.
Sie sank zurück und schwand, den Schemen gleich.
Allein, verlassen trat ins Lebensreich
Orpheus zurück und rief in bittrer Not:
O bist du stärker als die Liebe, Tod?

Digitized by Google

Hau- u. Bausteine

Es wird Tag!

Die meisten unserer Leser werden schon aus den Tagesblättern von einer neuen Literaturfehde, die sich aus den Protesten vaterländisch und christlich gesinnter Kreise gegen die neuesten Werke des Dichters Gustav Meyrink entwickelt hat, Kenntnis erhalten haben.

Wenn sich diese Kundgebungen und Verwahrungen auch zunächst gegen die bekannten, auch vom „Gral" wiederholt als Typen reinster oder vielmehr unreinster Fäulnis- und Verfallsliteratur gekennzeichneten Romane Meyrinks richteten, so würde man doch fehlgehen, diesen Dichter ausschließlich in den Mittelpunkt der literarischen Fehde zu stellen; der Widerspruch richtet sich vielmehr gegen die ganze Literaturgattung, die in den krankhaft-fratzenhaft verzerrten Gestaltungen Meyrinks ihren Gipfelpunkt erreicht hat. Wir Deutsche müßten aber nicht Deutsche sein, wenn diese undeutsche Sumpfpflanzen-Literatur unter uns nicht auch begeisterte Anhänger und Verteidiger fände. So haben sich auch unter Führung des berüchtigten Frank Wedekind — der Name sagt alles! — Freunde und Verehrer Meyrinks zu einer sachlich nichtssagenden, durch Phrasenschwall über innere Leere wegtäuschenden Abwehr der rein sachlichen Verurteilung Meyrinks zusammengetan. Veranlaßt durch diesen Protest, veröffentlicht nun ein achtunggebietender Kreis namhafter Vertreter des deutschen Geisteslebens folgende Kundgebung:

„Wir teilen die gegen den Modedichter Gustav Meyrink gerichteten Angriffe und bedauern, daß sich in Deutschland im dritten Kriegsjahre noch Menschen finden, die es wagen, die sachlich völlig gerechtfertigte Bekämpfung eines kalten Verhöhners als „niedrige persönliche Angriffe", „Schmähungen" und „antisemitische Hetze" zu verleumden. Wir verwahren uns gegen eine derart unverantwortliche und leichtsinnige Behandlung einer brennenden nationalen Frage, die geeignet ist, die ernsthaften Bemühungen um eine innere Erneuerung unseres Volkes durch Schlagworte zu verunglimpfen.

Der Charakter des Protestes der Freunde Meyrinks ist durch die Anwesenheit von Namen wie Frank Wedekind, Heinrich Mann und nicht zuletzt des ehemaligen deutschen Botschafters in Washington, Grafen Bernstorff, klar gekennzeichnet; wir stellen fest, daß die Phrasen des Protestes in keiner Weise die gegen Meyrink

Digitized by Google

gerichteten Angriffe, mit denen wir uns einig erklären, widerlegen oder abschwächen; vielmehr erbringt gerade dieser Protest der Freunde Mehrinks den Beweis, wie dringend der Kampf gegen Schriftsteller dieser Art ist, wenn selbst Lehrer der akademischen Jugend und Angehörige des deutschen Adels in der Begeisterung für einen Mann befangen sind, der ein Gegner der nationalen und religiösen Überlieferungen ist, unter denen unser Volk groß wurde.

Wir erklären bei diesem Anlasse, daß es uns als eine Aufgabe von nationaler Bedeutung erscheint, literarische Erzeugnisse ohne Rücksicht auf ihre formalen Eigenschaften zu bekämpfen, die in sich die Absicht bergen, offen oder versteckt an den religiösen, sittlichen und nationalen Grundlagen unseres Lebens zu rütteln und die Lebens- und Weltanschauungsbegriffe unseres Volkes zu verwirren. Wir erklären eine solche Tendenz, die in dem neuesten Schrifttum immer frecher ihr Haupt erhebt, für ein Verbrechen an dem deutschen Volke und seiner Zukunft. Wir weisen den Anspruch auf eine künstlerische Freiheit, die darin ihren Zweck sieht, das mit einem kalten Hohne zu verunglimpfen, was uns wert und teuer sein muß, zurück; eine Freiheit zur Entsittlichung eines Volkes und zur Zerstörung seiner religiösen Werte kann es für eine Nation nicht geben. Um so mehr in einer Stunde wie der gegenwärtigen, würde die Duldung eines derartigen Treibens bedeuten, daß unser Volk um seinen innern und folglich den eigentlichen Preis dieses fürchterlichen und opferreichen Ringens betrogen wird.

Immer drohender erhebt sich die Gefahr einer seelischen Verwirrung und Vernichtung unseres Volkes durch Erzeugnisse einer seelenlosen, religionsfeindlichen und antinationalen Bewegung in Schrifttum, Theater und Presse. Ihr zu begegnen, rufen wir alle führenden Kreise dazu auf, sich ihrer Verantwortung in dieser Zeit, die in jeder Beziehung über das Schicksal des deutschen Volkes entscheidet, bewußt zu sein; Bücher und Vorstellungen unbedingt zu meiden, die im Dienste jener zersetzenden Mächte stehen oder durch eine unwürdige Tändelei ein Schandmal in der Geschichte unserer Zeit bilden. Mit gleichem Ernste aber Alles zu unterstützen, das auf den Gebieten des religiösen, künstlerischen und geistigen Lebens die sittliche Läuterung und die nationale Stärkung unseres Volkes wahrhaft fördert."

Prof. Dr. Martin Wilhelm Becker-Darmstadt;
Frau Käthe Becker geb. Sturmfels-Darmstadt;
Geb. Rat Univ.-Prof. Dr. Georg von Below-Freiburg i. Br.;
Prof. Dr. h. c. Karl Berger-Darmstadt;
Dr. Jos. Aug. Beringer-Mannheim;
Fritz Bley-Berlin, Herausgeber der „Zeitfragen";
Karl Graf von Bothmer-München, Herausgeber der „Wirklichkeit";
Univ.-Prof. Dr. Martin Brendel-Frankfurt a. M.;
Rechtsanwalt Heinrich Claß-Mainz;
Marie Diers-Charlottenburg;
Dr. Artur Dinter-Gräfenroda;
Univ.-Prof. Dr. Engelb. Dreyup-Würzburg;
Dr. Paul Ernst-Neustadt i. H.;
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Oskar Fleischer-Berlin;
Dr. Josef Froberger-Bonn a. Rh., Redakteur an der „Kölnischen Volkszeitung";
Prof. August Gebhard-Friedberg i. H.;
Exzellenz Admiral z. D. von Grapow-Berlin;

Digitized by Google

Prof. Dr. Gröneweg-Gronau i. W.;
Exzellenz General der Kav. Frhr. von Gebsattel-Bamberg;
Geh. Rat Univ.-Prof. Dr. Max von Gruber-München;
Franz Herwig-Weimar;
Graf F. J von Hochberg, Rittmeister im Felde;
Dr. Werner Jansen-Hamburg;
Prof. Dr. Benno Immendörffer-Wien;
Dr. Karl Theodor Keampf-Berlin, Redakteur an der „Post";
Dr. Paul Wilh. von Keppler, Bischof von Rottenburg;
Wilhelm Kiefer-Mölln i. Lbg., Herausgeber v. „Deutsches Volkstum";
Paul Klein-Mannheim, Stadtpfarrer an der Christuskirche;
Eberhard König-Hermsdorf bei Berlin;
Geh. Reg.-Rat Univ.-Prof. Dr. Gustaf Kassinna-Berlin;
Wilhelm Kotzde-Rathenow;
Dr. Erich Kühn-München, Schriftleiter von „Deutschlands Erneuerung";
Generalsuperintendent Dr. Lahusen-Berlin;
Prof. Dr. Th. Längin-Karlsruhe, Direktor der Großh. Hof- und Landesbibliothek;
Universitätsprofessor Dr. Friedrich v. der Leyen-München;
Exzellenz General d. Infanterie von Liebert, im Felde;
Adalbert Luntowski-Hamburg;
Richard Nordhausen-Berlin, Redakteur an der „Deutschen Tageszeitung";
Willy Pastor-Berlin;
Prof. Dr. Friedrich Poske-Berlin;
Univ.-Prof. Dr. Artur Prüfer-Leipzig;
Dr. Wilhelm Rohmeder-München;
Geh. Rat Univ.-Prof Dr. Dietrich Schaefer-Berlin;
Prof. Dr. Ludwig Schemann-Freiburg i. Bsg.;
Reg.-Baumeister a. D. Carl Wilh. Schleicher-Düsseldorf;
Erich Schlaikjer-Groß-Flottbeck;
Dr. Schmidt-Gibichenfels-Berlin. Herausgeber der „Politisch-Anthropol. Monatsschrift";
Univ.-Prof. Geheimrat Dr. Reinhold Seeberg-Berlin;
Privatdozent Dr. Arnold Ruge-Heidelberg,
Edmund Steppes-München;
Univ.-Prof. Dr. Ludwig von Schroeder-Wien;
Univ.-Prof. Dr. Leopold von Schroeder-Wien:
Dr. Tim Klein-Berlin, Schriftleiter an der „Deutschen Zeitung";
Lic. theol. Dr. phil. Georg Wehrung-Hunaweier i. Els.;
Exzellenz Wirkl. Geh. Rat Univ.-Prof. Dr. Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf-Berlin;
Privatdozent Dr. Albrecht Wirth-München;
Prof. Dr. Heinrich Wolf-Düsseldorf;
Graf Yorck von Wartenburg-Klein-Oels, Mitglied des Herrenhauses;
Edmund von Wecus-Düsseldorf, Schriftsteller;
Frhr. von Ziegesar, Generalmajor.

Diese Kundgebung, so heißt es in einer erläuternden Zuschrift,

„ist aus einer tiefen Not erwachsen; währenddem wir im Kampfe um die Erhaltung deutscher Kultur gegen eine Welt von Feinden

Digitized by Google

stehen, macht sich im Innern mehr und mehr eine von Literaten wie Heinrich Mann, Frank Wedekind, Gustav Meyrink u. a. geführte Bewegung breit, die auf eine bewußte und unbewußte Untergrabung unserer religiösen, sittlichen und nationalen Grundlagen hinausläuft. Die Gefahren, die uns von einer antinational und international gesinnten Literaturbewegung her drohen, gilt es in ihrer vollen Größe zu erkennen. Die Kundgebung wird in allen Kreisen aufklärend und aufrüttelnd wirken und ihren Zweck, vor einer gedankenlosen Anbetung und Aneignung eines solchen Schrifttums zu warnen, voll erfüllen. Daneben soll sie kundtun, daß die Führer unseres Volkes nicht mehr gewillt sind, eine allgemeine Verhöhnung des deutschen Volkes und seiner einzelnen Stände ungestraft hinzunehmen. Die in dem Aufsatz gegen Meyrink gebrandmarkten Stellen aus seinen Werken haben mit einer dem Künstler zustehenden Satire nicht mehr das geringste zu tun, es sind beabsichtigte Verhöhnungen ohne jeden moralischen Halt."

Wir begrüßen dieses mannhafte Einschreiten gegen literarische Volksverderber hauptsächlich aus zwei Gründen. Erstens sehen wir in der Kundgebung ein Aufraffen geistig führender Oberschichten des deutschen Volkes aus dem nutzlosen Jammer schwächlicher Klagen über die schleichende Vergiftung des deutschen Volkscharakters durch fremdrassige Literaturschöpfungen zur rettenden Tat. Die Tat besteht in diesem Falle darin, daß führende Männer den Mut finden, mit dem vollen Gewichte ihres Namens und ihres Ansehens öffentlich einem schädlichen und krankhaften Modewahnsinn entgegenzutreten. Zweitens wagen wir zu hoffen, daß durch solche Kundgebungen auch die katholischen Anbeter des literarischen Modegötzentums viel nachdrücklicher aus ihrer verhängnisvollen Selbsttäuschung aufgerüttelt werden, als durch Warnungen im „Gral" oder durch andere aus katholischem Verantwortungsgefühl heraus sich erhebende Stimmen. Wie weit die kindliche Schwärmerei gebildeter Katholiken für die fremdgeistige Dekadenzliteratur vor 1914 auch heute noch geht, das ersehen wir u. a. aus der Auslassung eines katholischen Intellektuellen in einem Organ für katholische Akademiker. Diese Auslassung ist für die durch alle Lehren und Missionspredigten des Weltkriegs noch immer unberührte Stimmung in manchen katholischen Kreisen so charakteristisch, daß wir uns ihre wortgetreue Widergabe nicht versagen können. Sie findet sich in der Kritik einer Veröffentlichung des Verbandes der wissenschaftlichen kathol. Studentenvereine „Unitas" und lautet:

Dr. Franz Meffert spricht gegen eine „Nationalisierung der Religion". Es ist viel in diesem Kriege gegen eine Nationalisierung der Religion geschrieben worden. Ich hatte immer den Eindruck, als ob man gegen Windmühlen kämpfe und habe hier nie eine ernstliche Gefahr sehen können. Der Gedanke hat sich doch nur bei verschwindend wenigen Intellektuellen Platz verschaffen

Digitized by Google

können und ist unter eine breitere Schicht nie gekommen? — Neben der Religion sind noch Wissenschaft und Kunst überstaatliche Kräfte, und die Gefahr ihrer Nationalisierung scheint mir eine bedeutend größere zu sein. Damit ich nicht mißverstanden werde: sie lassen sich selbstverständlich nicht nationalisieren, denn im gleichen Augenblick, in dem das einträte, hörten sie auf Wissenschaft und Kunst zu sein. Aber für diese Idee wird viel gesprochen und geschrieben, und zu Anfang des Krieges hatten wir ja in dieser Beziehung Trauriges erlebt. Aber diese alldeutsche Vergewaltigung dieser übernationalen Dinge hat nachgelassen, als das Blut ruhiger wurde. Um so mehr muß der Aufsatz von Privatdozent Dr. Neuß „Der Krieg und die deutsche Kunst" als verunglückt gelten, der uns in die Barbarei von 1914 zurückversetzen will. — Die Kunst vor 1914 sei „schwächliches Aesthetentum" gewesen — weil sie vorwiegend von französischen Künstlern befruchtet war. Das wird des weitern ausgeführt, nicht einmal geschickt, nicht einmal mit Vorbringen der mancherlei Argumente. Als Forderung wird dann die Nationalisierung aufgestellt, und als Vorbilder die Nazarener hingestellt — ausgerechnet jene Männer, die sehr viel gewollt und rechtschaffen wenig geleistet haben (?!).

Es kann wohl davon abgesehen werden, daß die hier geäußerte Furcht vor einer Nationalisierung der Kunst einer völligen Verkennung der Wesensbedingungen des Kunstschaffens einerseits, der hier als „Barbarei" verurteilten Bestrebungen Karl Storcks und seiner Gesinnungsgenossen andererseits entspringt. Unsere Leser wissen zu gut, daß es im Hinblick auf ihre Entstehung — und darum handelt es sich hier — keine über- oder internationale Kunst gibt, wie es auch keine unpersönliche, bloß allgemeinmenschliche Kunst gibt und geben kann, sondern daß jede Kunstschöpfung in den Quelltiefen des Persönlichen, des Nationalen wurzelt.[1]) Als das Wesentliche in diesen Ausführungen erscheint uns vielmehr die hier sich offenbarende, wohl unheilbare Schwärmerei für die von Neuß mit Recht als „schwächliches Aesthetentum" gebrandmarkte, von ausländischen Krankheitsstoffen sich nährende Kunst vor 1914, deren Ablehnung und Bekämpfung geradezu als „Barbarei" bezeichnet wird! Ist das aber ein Wunder? — Die hier sich offenbarende Begeisterung eines gläubigen Katholiken für eine Kunst, die aus einer Atmo-

[1]) Allerdings: ganz große Kunst spricht in der Sprache ihrer Zeit und ihres Volkes zu allen Zeiten und Völkern, und in diesem, aber nur in diesem Sinne ist große Kunst international. Um eine solche große Kunst handelt es sich aber hier nicht. Was nicht blos die „Alldeutschen" sondern auch alle gesunden Kräfte im deutschen Volksleben als „Franzosentum" und „Ausländerei" bekämpfen, ist hauptsächlich die künstlerische Auswirkung einer an Entartung grenzenden Entwicklung von fremdnationalen Verirrungen und Besonderheiten, die auch in ihrer künstlerischen Verkleidung, und da erst recht, auf den gesunden deutschen Volkscharakter als Fremdstoffe und Gifte wirken.

Digitized by Google

sphäre des religiösen Unglaubens, des Zweifels und der sittlichen Ungebundenheit geboren ist und daraus ihre Lebenskräfte saugt, ist ein innerer Widerspruch und muß naturgemäß wieder falsche und verkehrte Urteile erzeugen. Trotzdem empfinden wir es als starkes Stück, die aus der schwersten Heimsuchung eines Volkes geborene Selbstbesinnung, die Abkehr von der Fäulnis zur Gesundung als „trauriges Erlebnis" hingestellt zu sehen. Mit solchen Urteilen läßt sich nicht rechten. Aber sie beleuchten blitzartig das weite Arbeitsfeld einer gesunden, auf den Trümmern der alten Götzentempel neu aufbauenden katholischen Literaturarbeit nach dem Kriege!

Verantwortliche Schriftleitung: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11, und Otto Walter, Olten (Schweiz). — Fachredakteure: Dr. Lorenz Krapp, im Felde, und Dr. Wilhelm Oehl, Universitäts-Professor, Freiburg (Schweiz). — Verlag: Petrus-Verlag, G. m. b. H. — Druck: in der eigenen Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google